Handbuch

der

Pathologie und Therapie

der

Geisteskrankheiten.

Für praktische Aerzte und Studirende

bearbeitet

von

mehreren Aerzten

und herausgegeben

von

Dr. A. Schnitzer.

Zweiter Theil.

Specielle Pathologie und Therapie.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Handbuch
der
Pathologie und Therapie
der
Geisteskrankheiten.

Für praktische Aerzte und Studirende

bearbeitet

von

mehreren Aerzten

und herausgegeben

von

Dr. A. Schnitzer.

Zweiter Theil.
Specielle Pathologie und Therapie.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

Specielle
Pathologie und Therapie
der
Geisteskrankheiten.

Für praktische Aerzte und Studirende

bearbeitet

von

mehreren Aerzten

und herausgegeben

von

Dr. A. Schnitzer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

Inhalt.

Seite

I. Tobsucht, Tollheit, Mania. 1
1. Abnormitäten des Benehmens und der Gefühle. 11
2. Abnormitäten in Reden und Gedanken. 13
3. Abnormitäten in den Handlungen und Trieben. 15
Aetiologie. 38
Krankheitsgeschichten. 75

II. Monomanie. Allgemeine Bemerkungen über Monomanie. 97
Krankengeschichten. 109
1. Mordmonomanie. 126
Krankengeschichten. 136
2. Pyromania, die Sucht Feuer anzulegen. 156
Krankengeschichten. 166
3. Stehlmonomanie, Diebeswahn. 171
Krankengeschichten. 177
4. Erotomanie, Liebeswahnsinn. 189
Krankengeschichten. 193

III. Mania sine delirio, Manie sans délire. Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes. 198
Krankengeschichten. 209

IV. Delirium tremens; Mania a potu; Oenomania; Säuferwahnsinn; Zitterwahnsinn. 223

V. Die Melancholie, Schwermuth (fixer, partieller Wahnsinn); Melancholia. 236
Aetiologie und Verlauf. 251
Beobachtungen. 273

VI. Wahnsinn. Vesania. Dementia. Anoësia. Paranoia. . 297
Hallucinationen. 301
Illusionen. 303

Seite

Anhang.

A. Wahnsinn während des Wochenbettes und der Zeit des Säugens. Puerperal-Manie. 320
Die Dämonomanie. 323
Krankengeschichten. a. Wahnsinn. 327
b. Puerperal-Manie. 348
c. Dämonomanie. 350

VII. Blödsinn und Kretinismus. 361
a. Der Blödsinn in engerer Bedeutung oder die Imbecillität. 363
b. Idiotismus, Idiotie. 368
c. Kretinismus; Kretins. 373
Beschreibung des Kretinismus. 375
Verkümmertes Wachsthum. 376
Behandlung der blödsinnigen und der kretinischen Individuen. 392
1. Den Blödsinn charakterisirende Beobachtungen. 394
2. Den Kretinismus charakterisirende Beobachtungen. . . . 490
Kretin höchsten Grades von 41 Jahren. 404
Kretin höchsten Grades von 16 Jahren aus einer kretinischen Familie. 405
Kretine höchsten Grades von 21 Jahren aus einer kretinisch-epileptischen Familie. 406
Scrophulös-kretinische Familie. 407
H... A... Fex. Männlicher Kretin. 409
S... Fex zu T... Weibliche Kretine. 416
G... K... Fex. Philipp. Männlicher Kretin. Fragment. . 421
Geborner Halbkretin L. J. von G. 422
Geborner Halbkretin M. B. 422

I. Tobsucht, Tollheit, Mania.

Die Tobsucht, Tollheit, Mania, von allen Schriftstellern, die sie überhaupt als besondere Form aufstellen, mit demselben Namen bezeichnet, erscheint als ein Zustand der Unfreiheit, der Bewusstlosigkeit. Der heftige Trieb beherrscht den Handelnden, ohne dass in ihm die Vorstellung des Zweckes und der nächsten und entferntern Folgen seiner That zum deutlichen Bewusstsein kommt. Ist der Wuthanfall vorüber, so kehrt die Ideenbildung zu der frühern Ordnung und Aufeinanderfolge in ihrem Einfluss zurück; der ruhiger gewordene Wüthende wird sich seiner wieder mehr bewusst, aber die einmal stehend gewordene Disposition zur Wiederkehr der Anfälle dauert fort und fordert die strengste Beaufsichtigung des Kranken. Der ganze Zustand hat die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Zustande hochsteigender Leidenschaft, nur dass diese noch einen Grad, ein unabweisliches Maass von freier Ueberlegung und Besonnenheit gestattet. Der Wüthende weiss nicht, was er will und thut, der Leidenschaftliche begehrt heftig, was er will und unterordnet alle seine Kräfte diesem Willen bis zur höchsten Erschöpfung.

Der Wüthende tobt gewöhnlich ohne ein Object, den Leidenschaftlichen bestimmt ein Object zu den Ausbrüchen seiner Leidenschaft, die sich bis zur Wuth momentan steigern, auch wohl in diese übergehen kann, wenn das betreffende Individuum zu Geistesstörungen schon disponirt ist.

Symptomatologie. Die Mannichfaltigkeit der Gesinnungen, welche sich dem Beobachter hier darbieten, wird durch folgende Momente bedingt: erstens durch die Beschaffenheit und den Grad der etwa schon zuvor vorhandenen Alteration des gesun-

den Zustandes, der Lebensenergie und Reizbarkeit des Gehirns und Nervensystems; zweitens durch die Art und den Grad der durch das hinzugetretene Leiden für das Gehirn bedingten Reizung oder Reizentziehung; drittens durch die Theile des Gehirns und Nervensystems, welche in dem gegebenen Falle in Folge des obwaltenden Krankheitszustandes vorzugsweise ergriffen sind, und durch deren Bedeutung für die psychischen Functionen; viertens durch die specifische Beschaffenheit der in Folge des eingetretenen Leidens auf das Gehirn und Nervensystem einwirkenden krankhaften oder der ihnen entzogenen normalen oder gewohnten Einflüsse, und durch den dadurch bedingten Grad von Erregung; fünftens durch die psychische Beziehung, in welcher die von der eingetretenen Krankheit besonders getroffenen Organe und organischen Systeme, der Brust, des Unterleibs u. s. w., zufolge ihrer anthropologischen Bedeutung im Allgemeinen oder für das gegebene Individuum, vermöge der Eigenthümlichkeiten seiner Organisation, oder vermöge der durch die Krankheit sich gebildet habenden Combinationen, zu den Haupttheilen des Nervensystems und insonderheit zu dem Gehirne stehen.

Es bietet sich uns nun in den hierher gehörigen Krankheitsfällen eine zwiefache, zwar bei ihrem gleichzeitigen Auftreten immer mehr oder weniger ineinander greifende, aber in der Regel (wenigstens im Anfange) wohl von einander unterscheidbare Symptomenreihe dar. Die erste derselben gehört irgend einem der hier jedesmal vorhandenen primitiven Krankheitszustände an, durch welche das schon in einer Krankheitsanlage befindliche oder noch unangetastete Nervensystem in den Centralpunkten seiner Lebensthätigkeit in solcher Weise in Mitleidenschaft versetzt wird, dass Manie entsteht. Die Aufzählung der hierher gehörigen einzelnen Symptome können wir unterlassen, weil eben diese Krankheitszustände so bekannte und gewöhnliche sind, dass sie in jeder Krankheitslehre abgehandelt sind. — Die zweite der beiden erwähnten Symptomenreihen hat dagegen ihren Ursprung in dem abnormen Zustande, in welchen das Nervensystem durch die auf dasselbe stattfindenden, aus jenen mannichfaltigen Krankheitszuständen hervorgehenden, seine Thätigkeit beeinträchtigenden Einwirkungen versetzt wird. Es zeigen sich uns nämlich, nach Maassgabe der dem Grade und der Art nach abnormen Reizungen oder der Reizentziehungen, der Herabsetzung der Vitalität u. s. w., die das Nervensystem in seinen Centraltheilen, in Folge der in andern Sphären des Organismus vorhandenen Krankheitszustände, hier consecutiv erduldet, eine Reihe von Erscheinungen, die allein aus einer in solcher Weise mittelbar beeinträchtigten Lebensthätigkeit als Functionsstörung desselben hervorgehen. Als solche sind zunächst sämmtliche, die Alienation des Begehrungsvermögens und der Verstandesfunction beurkundenden Erscheinungen, ausserdem aber noch eine grosse Reihe von

Krankheitssymptomen zu betrachten, die wir in allen Sphären des Organismus bei den Tobsüchtigen, neben jenen Erscheinungen, die den primären Krankheitszuständen angehören, durch welche das Gehirn in solche Mitleidenschaft versetzt ist, wahrnehmen. Hierhin gehören unter andern die mit diesem Stadium der Krankheit hervortretenden häufigen Zufälle, die von ganz eigenthümlichen Störungen der Gehirnthätigkeit auch in der vegetativen Sphäre, sowie von einer ähnlichen Alienation in der Thätigkeit der Begehrungswerkzeuge, der Sinnesorgane und des Gemeingefühls zeugen, über welche solche Kranke häufig schon längere Zeit vor dem Ausbruche der Tobsucht klagen; anhaltende Schlaflosigkeit, aufregende und schreckende Träume; Schmerzen und mancherlei ganz fremdartige Empfindungen in verschiedenen Theilen des Kopfes und in andern Sphären des Organismus; heftiger Schwindel; mannichfaltige Hallucinationen und sonstige Störungen der Sinnesfunctionen: Empfindungen von Klingen, Rauschen, Knattern, Stimmenhören u. s. w.; Gesichtsphantasmen aller Art, während gleichzeitig das Auge in mannichfaltiger Weise verändert erscheint, durch grosse Erweiterung, Verengerung oder Verzogenheit der Pupillen, durch Schielen, Starrheit und Unsicherheit des Blickes, Hervortreibung des Augapfels, krampfhafte Verziehungen der Augenlider, in Folge deren sie einen förmlichen Kreis bilden, mit ähnlichen Affectionen der Augenbraun- und Stirnmuskeln; sonderbare Veränderungen des Geruchs- und Geschmackssinnes, mit heftigen Gelüsten und Verabscheuungen und gänzlicher Nahrungsverweigerung. Im Tastsinne finden ähnliche Alienationen statt: Empfindungen von Kälte, Brennen, Stechen, Anhauchen u. s. w. der Haut; ferner Störungen der Herzthätigkeit und des Kreislaufs, mit Blutwallungen nach verschiedenen Theilen, von zahlreichen anderweitigen krankhaften Erscheinungen begleitet, vielfältige Hemmungen, Verstärkungen und anderweitige Veränderungen der Thätigkeit der secernirenden Organe, der Speicheldrüsen, der Nasenschleimhaut, der Schleimhant des Darmkanals, der Leber, der Nieren, der Hautdecken; Hemmungen der Excretionen; Störungen der Functionen der Geschlechtsorgane, mit gesteigertem oder vermindertem Triebe zum Geschlechtsgenusse, Stockungen der Menstruation, anomale Ausscheidungen aus der Vagina u. s. w. Auch die in manchen selteneren Fällen vorkommenden fieberhaften Zustände gehören zum Theil hierher. Dieselben erscheinen dann meist mit dem Beginne der Hirnirritation und sind mitunter von activen Blutcongestionen zum Kopfe begleitet. Ein bestimmter Typus ist jedoch bei ihnen nicht aufzufinden; wo aber dennoch ein solcher bemerkbar wird, ist es mehrentheils der Tertiantypus, der auch da, wo die Krisis der Krankheit von Fieberbewegungen begleitet erscheint, der Frequenz nach der vorherrschende ist, so dass die obwaltenden Gehirnzustände diesen Typus vorzugsweise

bedingen. Im Ganzen sind übrigens die Fieberzustände, welche im Verlaufe der Tobsucht beobachtet werden, dreierlei Ursprungs (insofern sie nicht einer zufällig hinzutretenden, anderweitigen Krankheit angehören), indem sie entweder mit primären Krankheitszuständen in Verbindung stehen, aus welchen die Tobsucht hervorgeht, und dann entweder schon gleich im Beginne der Krankheit oder auch in ihrem spätern Verlaufe erscheinen, wie z. B. bei tuberkulöser Lungenschwindsucht; oder zweitens durch die hinzutretende Hirnirritation bedingt werden; oder drittens endlich mit den anomalen Vegetationsprocessen des Gehirns zusammenhängen, welche bei so vielen dieser Kranken durch die Art und Dauer der Functionsstörungen, die dieses Organ erleidet, hervorgerufen wird.

Alle vorhergehend genannten Erscheinungen können aber nur als eine andeutende Erwähnung der unendlich mannichfaltigen Erscheinungen gelten, welche gelegentlich, nach Maassgabe der Umstände, in grösserer und geringerer Zahl der Stärke durch die primären Krankheitszustände in Folge der durch sie bedingten secundären Betheiligung des Nervensystems bei den Tobsüchtigen beobachtet werden. Daher bemerkt auch Jacobi [1]) sehr richtig, dass die Schriftsteller sowohl in der Symptomatologie, als auch in der Darlegung des geschichtlichen Verlaufes dieser Krankheitszustände, Das, was den ursprünglichen Krankheitszuständen und deren ätiologischen Momenten angehört, mit denjenigen Zuständen zusammenmengen, die erst secundär aus den ersteren, von einer ursprünglichen oder erworbenen Disposition unterstützt, hervorgehen. Daher die durchgängige äussere und innere Unwahrheit dieser Schilderungen, wobei die Einen die möglichste Vollständigkeit des zu gebenden Bildes in einer Gesammtdarstellung aller somatischen und psychischen Erscheinungen beabsichtigen, Andere wieder vorzugsweise die psychischen Momente berücksichtigen wollen, Beide aber vergessen, dass sie aus verschiedenen Krankheiten und Krankheitsperioden willkürlich zusammensetzen, was jenen mannichfaltigen Krankheitszuständen wesentlich eigenthümlich ist, und was sich mit ihnen blos als symptomatische Erscheinung verbindet, oder lediglich dem einzelnen individuellen und concreten Falle angehört.

Die Wahrheit dieses Vorwurfes, welchen Jacobi den Schriftstellern macht, findet sich selbst bei den berühmtesten Praktikern bestätigt. So ist Esquirol, der so unendlich Vieles beobachtet und so viel Einzelnes genau und geistreich aufgezeichnet hat, dennoch so wenig zu klaren Anschauungen über das von ihm Beobachtete gelangt; er zeigt dies letztere hauptsächlich in seinen Krankheitsgeschichten und in seinen angeblichen Darstel-

1) Die Hauptformen der Seelenstörungen. Leipzig 1844. Erster Band.

lungen des Krankheitsverlaufs. Auch Burrows [1]) vermengt in seiner Beschreibung des Verlaufes der Manie, sowie nicht minder Chiarugi [2]) in seinen Krankheitsgeschichten und allgemeinen Schilderungen, die zunächst nur von einem secundären Leiden des Gehirns abhängigen Erscheinungen mit denjenigen, die den verschiedenen Krankheitszuständen angehören, durch welche jene hervorgerufen wurden. Auch Pinel's [3]) Beschreibung, die nur sehr kurz ausfiel, hält sich hauptsächlich an die psychischen Erscheinungen und erwähnt der somatischen nur obenhin.

Wir stellen noch die Schilderungen Burrows' [4]) und Esquirol's [5]) von den Vorläufern der Manie zusammen, um dem Leser zu zeigen, wie hier Symptome des mannichfaltigsten Ursprungs offenbar mit der Absicht zusammengestellt sind, das Bild eines selbstständigen pathologischen Zustandes in der Schilderung der Manie zu gewähren. — Burrows sagt: «Wir mögen bemerken, dass die ersten, wenn auch zweideutigen Anzeigen sich auf eine entschiedene Veränderung in der Gemüthsstimmung, Denkweise, Lebensweise und in den Gewohnheiten oder auf die Störung irgend einer wichtigen körperlichen Verrichtung beziehen; zuweilen bricht die Tobsucht aus, fast ohne sich durch was immer für ein Vorzeichen angekündigt zu haben, und dieses findet gewöhnlich in Folge irgend einer plötzlichen und heftigen Einwirkung auf das Gemüth statt, oder es ist der Anfall auch nur ein Rückfall oder eine Wiederkehr eines frühern Anfalles.

Bei dem Obwalten einer erblichen Anlage oder eines höchst nervösen und reizbaren Temperamentes sollte man immer wegen eines möglichen Anfalles von Seelenstörung auf seiner Hut sein, und wo sonderbare oder plötzliche Abweichungen in der psychischen oder moralischen Beschaffenheit solcher Individuen eintreten, ist stets Grund zu grosser Besorgniss vorhanden. Gewöhnlich erfolgen solche Veränderungen sehr allmälig, indem sie zuweilen schon ein ganzes Jahr, zuweilen einige Monate, öfter jedoch nur wenige Wochen vorher bemerkbar werden. Wo jedoch die erregende Ursache plötzlich und stark genug einwirkt, kann der Anfall von Seelenstörung wenige Tage darauf oder fast gleichzeitig stattfinden.

Bei dem ersten Eintreten der Krankheit zeigt nur eine allgemeine Fröhlichkeit die Veränderung der gewöhnlichen Seelenstimmung an; neue Ideen, Neigungen und Leidenschaften entwickeln sich, alle Seelenvermögen sind gesteigert und neue, zuvor nie bemerkte werden hervorgelockt, z. B. für Musik, Poesie,

1) Commentaries p. 344.
2) A. a. O. S. 301.
3) *Pinel*, Sur l'aliénation mentale p. 139. Caractères spécifiques de la manie.
4) A. a. O. Thl. II. S. 1, 9 u. 15.
5) A. a. O. S. 342 u. ff.

Declamation; oder es treten auch künstlerische Talente für Zeichnen, Malen, Mechanik hervor. Ueberall herrscht der Trieb, nicht die Ueberlegung. Mancherlei wird begonnen und eifrig betrieben, aber nichts vollendet. Kurze Träumereien plötzlich unterbrochen, Rastlosigkeit und Verlangen nach Veränderung, schnelle, hastige Sprache, lautes und prahlendes Gebieten, Heftigkeit und Jähzorn, unmässiges Lachen, Singen und Weinen ohne Ursache, Pläneschmieden, Ehrgeiz, und ein durchgängig extravagantes Wesen, Nichtbeachtung der Zeit, Vernachlässigung des Anzuges und der Reinlichkeit, höchster Grad von Schlaflosigkeit und Argwohn, starke Neigung zum Trunke und Geschlechtsgenusse und eine allgemeine Unruhe.

Mit dem Vorschreiten der Krankheit versagt mitunter plötzlich das Gedächtniss, worauf lebhafte Vorstellungen, bald angenehmer, bald schreckender Art folgen. Es treten heftige und plötzliche Anfälle von Lachen, Weinen und Schreien ein, der Kranke bildet sich ein, Geräusche und Flüstern zu hören, und es steigert sich sein Argwohn. Bei allen gewöhnlichen Beschäftigungen zeigt sich Uebereilung; sie werden unvollkommen verrichtet und durchgehends giebt sich eine grosse Verworrenheit kund, obwohl noch keine entschiedenen Sinnestäuschungen, Hallucinationen oder Delirien obwalten.

Gewöhnlich sind die ersten psychischen Zeichen von Irresein ein unterbrochener Schlaf, unruhige Träume, leichte Kopfschmerzen, Herzklopfen, ein Gefühl, als ob das Blut mit Gewalt nach dem Kopfe strömte, unter lebhaftem Pulsiren der Schläfenarterien. Dann und wann wird das Gesicht wie mit Hitze und Röthe übergossen, mit leichtem Schwindel und einem Rauschen in den Ohren. Die Verdauungsthätigkeit ist gestört, die Esslust wechselnd, bald vermehrt, bald vermindert; die Gesichtsfarbe verändert sich und der Patient magert ab. Die Menstruation wird unregelmässig, spärlich und stockt zuletzt oft gänzlich; zuweilen geht ihre Unterdrückung auch allen andern Symptomen voraus. In der That erfahren alle Se- und Excretionen allmälig eine Hemmung und Ausartung. Es findet eine entschiedene Veränderung in dem Ausdrucke der Gesichtszüge statt, und wenn sich früher darin Bescheidenheit und Mangel an Selbstvertrauen, als der Sinnesart des Patienten gemäss aussprach, so herrscht darin jetzt vielleicht der entgegengesetzte Charakter.

Das Auge zeigt sich sonderbar verändert, der Ausdruck desselben, der vielleicht immer am untrüglichsten den Zustand der Seele ankündigt, verräth Demjenigen, der an den Verkehr mit Geisteskranken gewöhnt ist, auf der Stelle ein Leiden der intellectuellen Fähigkeiten. Die Augen sind in diesem Zeitraume ungewöhnlich glanzvoll und lebhaft, gleichsam leuchtend, und dabei mitunter stierend und hervortretend.

Diese Erscheinungen können eine Zeit lang unverändert be-

harren, aber allmälig verstärken sie sich, oder es kommen neue hinzu, ehe noch entschiedenes Irresein auftritt. Das Weisse des Auges zeigt sich nun injicirt, oder mit Blut unterlaufen; der Andrang des Blutes zum Kopfe und das Herzklopfen nimmt zu; der Kranke sieht Funken oder Blitze, als ob das Auge von einem Schlage getroffen worden wäre, oder es scheinen schwarze Körper gleich Fliegen vor den Augen zu schweben. Die Wangen sind zuweilen mit Röthe überzogen, zuweilen blass; auf der Zunge erstreckt sich ein weisser Streifen gegen ihre Wurzel zu; manche haben viel Durst; der Puls ist schnell, voll, sehr beschleunigt; die Temperatur etwas erhöht; die Kopfhaut ist heiss, mit einem unbestimmten Gefühle von Schmerz oder Schwere im Innern des Kopfes; die Esslust ist sehr ungleich, zeigt sich oft als wahre Fresssucht, ohne alle Rücksicht auf die Tageszeit und die gewöhnlichen Mahlzeitsstunden.

Wird diesen Zufällen nicht gesteuert, so entsteht im Kopfe ein Gefühl von Völle, Ausdehnung oder Zusammenschnürung, als ob etwas fest um denselben gebunden wäre, oder wie von dem Drucke eines Gewichtes auf denselben, mit einem starken Pulsiren und Hinanströmen des Blutes und einem Gefühle von ungemeiner Hitze im Innern des Schädels verbunden; die Geräusche in den Ohren werden lauter und die Schärfe des Gehörs nimmt zu, während die Aufmerksamkeit höchst unstät ist; es tritt Schwindel ein; der Puls an den Karotiden ist stark gehoben und stimmt auch wohl nicht mit dem an der Radialarterie überein; der Darmkanal ist unthätig, die Schlaflosigkeit anhaltend, oder wenn sich ein kurzer Schlaf einfindet, so folgt Alpdrücken.

Zuweilen zeigt sich ein plötzliches Rothwerden und Glänzen der Augen und anhaltende Geschwätzigkeit; oder es tritt auch nach Zwischenräumen von Ruhe erst jene Redseligkeit ein, und es folgen Anfälle von Lachen und Weinen und ekstatische Visionen während der Nacht. Vereinigen sich diese Symptome, so drohen sie einen heftigen Ausbruch. Doch können sie zuweilen auch in ein mildes Delirium mit grosser Verwirrtheit der Vorstellungen und mit einer gänzlichen Zerrüttung der Verstandeskräfte enden.

Kürzer, aber auch mit glücklicherer Hand entworfen, und viel Wahres enthaltend, erscheint Esquirol's Schilderung:

«Die Manie bricht selten plötzlich aus. Beinahe immer gehen ihr einige mehr oder minder sichtbare Zeichen voran, die aber oft der Aufmerksamkeit der Verwandten und Freunde des Kranken entgehen. Aber von allen Geisteskrankheiten bricht die Manie am häufigsten ungestüm und spontan aus; dann merkt man gar nichts vorher und es genügt ein lebhafter psychischer Eindruck, eine Abweichung vom Regimen, um sie plötzlich zum Ausbruch zu bringen. Vom Beginn der Krankheit an ist das

Delirium allgemein und die Wuth ausserordentlich. Alsdann tödten sich die Maniaci entweder, weil die Vernunft ganz gestört ist und sie nicht wissen, was sie thun, oder durch Zufall, weil sie Unvorsichtigkeiten begehen, oder aus Verzweiflung, weil sie ihren Zustand fühlen.

Am häufigsten geschieht das Auftreten allmälig und stufenweise. Man sieht anfangs nur vorübergehende Unregelmässigkeiten in den Neigungen, in der Aufführung Desjenigen, der durch die ersten Symptome dieser Krankheit ermüdet wird. Der Maniacus ist anfangs traurig oder vergnügt, thätig oder faul, gleichgültig oder geschäftig; er wird ungeduldig, reizbar, zornig, vernachlässigt bald seine Familie, verlässt seine Geschäfte, seine Wirthschaft, sein Haus, und überlässt sich Handlungen, die um so mehr betrüben, da sie ganz im Gegensatz zu seiner gewohnten Lebensweise stehen. Auf abwechselndes Delirium und Vernunft, Ruhe und Aufregung folgen ungeregelte, ungereimtere, dem Wohlstande und dem Interesse des Kranken mehr zuwider laufende Handlungen. Der Aufruhr, die Unruhe, die Erinnerungen, die Rathschläge der Freunde, der älterlichen Zärtlichkeit, der Liebe sind ihm zuwider, reizen ihn auf und lassen den Kranken nach und nach bis zur höchsten Stufe der Manie gelangen.

Es giebt einige Individuen, die einige Stunden, einige Tage, einige Monate vor dem Ausbruch hypochondrisch und höchst melancholisch sind, während andere in tiefen Stupor verfallen, jeder Empfindung, jeder Idee beraubt zu sein scheinen. Sie sind bewegungslos, bleiben, wo man sie hinstellt; man muss sie ankleiden und ihnen die Nahrungsmittel in den Mund führen. Die Gesichtszüge sind gerunzelt, die Augen roth und glänzend und plötzlich bricht die Manie mit ihrem ganzen Delirium, ihrer ganzen Aufregung aus.

Mehrere Individuen, die an gewohnten Krankheiten, welche plötzlich verschwinden, litten, fühlen sich vollkommen wohl, und glauben, dass sie ihre völlige Gesundheit wieder erlangt haben; sie fühlen sich unaussprechlich glücklich und kräftig; die ganze Natur hat sich in ihren Augen verschönert. Alles scheint ihnen leicht zu sein; sie kennen nichts mehr, was ihren Wünschen hinderlich ist; ihre Physiognomie drückt Zufriedenheit, Freude aus. Schlaflosigkeit, Verstopfung nehmen allmälig zu, die Ideen verwirren sich, und der Kranke verfällt früh in die schrecklichste Krankheit.

Am gewöhnlichsten bricht die Manie ohne irgend ein Zeichen von Fieber aus; aber zuweilen findet man bei ihrem Ausbruch die bedenklichsten Symptome. Bald geschieht dies durch eine Gehirncongestion mit epileptischen Convulsionen, bald durch ein gastrisches oder typhöses Fieber. Viele Maniaci fühlen unmittelbar vor dem Anfall eine grosse Hitze in den Eingeweiden,

die sich vom Unterleibe bis zum Epigastrium und bis zum Kopfe verbreitet. Einige haben heftige Kopfschmerzen und versicherten mir, sie hätten nur in der Hoffnung, sich von einem unerträglichen Uebel zu befreien, den Kopf zu zerstossen gesucht. Endlich habe ich die Manie durch Convulsionen auftreten sehen.»

Es ist aber nach Jacobi's Ansicht die Burrows'sche Schilderung ungetreu, es ist eine Zusammenstellung von Symptomen aus einer ganzen Masse der verschiedenartigsten Krankheitsfälle; ja es kommen nach dem eben genannten Schriftsteller jene Symptome niemals, auch nur annähernd, zu solcher Masse verbunden und in der so bestimmt angegebenen Folge vor; es fehlen vielmehr die meisten, ja manchmal fast alle, und die Tobsucht tritt in einem ganz andern Gefolge auf. Daher hat auch Esquirol sehr bezeichnend den Maniacus einen Proteus genannt, der alle Gestalten annimmt, sich der Beobachtung des Geübtesten und Aufmerksamsten entzieht. «Der Maniacus zeigt das Bild eines Chaos, dessen in Bewegung gesetzte Elemente an einander stossen, sich unaufhörlich widersprechen und die Verwirrung, Unordnung und den Irrthum vermehren. Er lebt isolirt von der physischen und intellectuellen Welt, als wenn er allein in einem finstern Zimmer eingeschlossen wäre. Die Empfindungen, die Ideen, die Bilder zeigen sich seinem Geiste ohne Ordnung und Verbindung, ohne Spuren zurückzulassen. Unaufhörlich durch neue Eindrücke fortgezogen kann er seine Aufmerksamkeit nicht auf äussere Gegenstände fixiren, die zu lebhaft auf seine Sinne wirken, oder die zu schnell vorübereilen. Er kann die Eigenschaften der Körper nicht unterscheiden; durch die Ueberspannung der Ideen hingerissen, die aus seinen Erinnerungen entspringen, verwechselt er die verschiedenen Zeiten und Entfernungen; er nähert einander die entferntesten Orte, die sich fremdesten Personen; verbindet die ungereimtesten Ideen, schafft die bizarrsten Bilder, hält die befremdendsten Reden und überlässt sich den lächerlichsten Handlungen. Das Gleichgewicht zwischen den gegenwärtigen Eindrücken und der Erinnerung ist gestört, und zuweilen die Lebhaftigkeit der Bilder, die sein Gedächtniss hervorruft, der Art, dass der Maniacus die Gegenstände, welche ihm seine exaltirte Einbildungskraft zurückführt, für gegenwärtig und wirklich bestehend hält. Tausend Sinnestäuschungen treiben mit seinem Verstande ihr Spiel; er sieht, was nicht ist, er unterhält sich mit unsichtbaren Personen, er befragt sie und antwortet ihnen, er befiehlt ihnen und verspricht ihnen Gehorsam; oft erzürnt er sich gegen sie. Nicht selten sieht man solche Unglückliche von der heftigsten Wuth gegen Wesen entflammt, die sie zu sehen und zu hören sich einbilden. Der Maniacus beunruhigt sich, sucht mit grosser Aengstlichkeit ein Gut, das er nicht mehr findet, wird zornig, aufgebracht, wüthend gegen Alles, was sich ihm nähert. Stösst

er auf ein Hinderniss, so kümmert es ihn nicht, er handelt dessen ungeachtet; setzt man sich seinen Wünschen entgegen, so gebraucht er alle Mittel, um diese zu befriedigen; denn er kann weder die Gefahren, noch die Vortheile derselben erwägen, und er ist nicht im Stande, sie zu wählen. Will er von seinem Zimmer hinabsteigen, so stürzt er sich aus dem Fenster. Das Haus, in welchem man ihn zurückhält, steckt er in Brand; statt aller Antwort auf die Rathschläge, die ihm sein Freund ertheilt, bringt er ihn um; findet er Widerspruch, so begeht er die grössten Unthaten und ist für seine Genossen wie für die Gesellschaft nur noch ein Gegenstand des Entsetzens und der Gefahr.

Der Maniacus, der, unaufhörlich durch äussere Gegenstände und durch seine eigene Einbildungskraft zerstreut, ausser sich gebracht wird, verkennt Alles, was ihn umgiebt, vergisst sich selbst und scheint alles Bewusstseins beraubt zu sein. Nichtsdestoweniger hört der Eindruck der äussern Gegenstände nicht gänzlich auf, und das Bewusstsein seines Ichs ist nicht gänzlich zerstört, denn der Maniacus erinnert sich nach der Heilung der Gegenstände, die er während des Deliriums gar nicht zu bemerken schien. Ist er ruhig und verständig geworden, so giebt er über Das, was er gesehen, gehört, empfunden, über seine Bestimmungen Rechenschaft, aber gewöhnlich tritt diese Erinnerung erst einige Monate nach seiner vollständigen Heilung ein.

Die vollständige Störung der Vernunft und der Neigungen vernichtet nothwendigerweise das Bewusstsein des Rechts und des Unrechts, und der Maniacus scheint keine religiöse Idee, kein Schaamgefühl, kein Gefühl für Rechtlichkeit mehr zu haben.»

Da es viel zu weit führen würde, wenn wir hier auch der einzelnen Schilderungen der psychischen Erscheinungen in der Tobsucht Erwähnung thun wollten, selbst nur derer, wie sie die ausgezeichnetsten Schriftsteller gegeben haben, so müssen wir uns darauf beschränken, nur noch die von Jessen [1]) in dem encyklopädischen Wörterbuche angeführte der Hauptsache nach mitzutheilen. Und wenngleich die Jessen'sche Schilderung ebenfalls als eine zu sehr generalisirende zu betrachten sein dürfte, indem die einzelnen an Manie leidenden Individuen oft nur eine gewisse, sehr beschränkte Reihe der von ihm erwähnten Erscheinungen darbieten, so ist doch nicht zu verkennen, dass seine Schilderung weit vollständiger, naturgetreuer und zweckmässiger geordnet ist, als sie von irgend einem frühern psychiatrischen Schriftsteller vorliegt. Daher glauben wir auch, dass eine Mittheilung des Wesentlichsten derselben dem Studirenden willkommen sein wird, da das Werk, in welchem dieselbe enthalten ist, sich nicht leicht erlangen lässt.

1) A. a. O. Bd. XXII. S. 363 u. ff.

Als psychische Krankheitserscheinungen in der Manie werden folgende angegeben:

1. Abnormitäten des Benehmens und der Gefühle.

Das ganze Benehmen eines Maniacus ist ein anderes, als es sonst war, und als es überhaupt bei einem gesunden Menschen zu sein pflegt. Der Ausdruck in Blick und Miene ist übermässig lebhaft, gespannt, beweglich, oft sehr veränderlich und wechselnd, manchmal starr, ernst, finster, drohend, zuweilen übertrieben heiter, freundlich und lachend; bald schwärmerisch und wie verzückt. Das Auge ist in der Regel glänzend; bald starr und fixirt, bald unstät und umherrollend; die Gesichtszüge sind entstellt, verzerrt, wild; Declamation und Gesticulation lebhaft, übertrieben; der Gang unruhig, hastig; Stellung und Körperhaltung übermässig gespannt und kräftig, nicht selten ganz unnatürlich, so dass der Kranke die seltsamsten Stellungen annimmt und manchmal ungewöhnlich lange in derselben Stellung beharrt, oder sie ungewöhnlich häufig und plötzlich verändert.

Das Betragen ist keck, dreist, zuversichtlich, zudringlich, arrogant, unverschämt, oft übertrieben fröhlich, lustig, ausgelassen, oder wild und ungestüm; nicht selten phantastisch, überspannt, schwärmerisch. Der Kranke beobachtet in seinem Betragen die gewöhnlichen Regeln des Anstandes und der Schicklichkeit wenig oder gar nicht; er erscheint bald übermässig eitel, selbstgefällig, anmaassend, bald übermüthig, stolz, hochmüthig. Gegen Andere benimmt er sich oft spöttisch, höhnisch, verächtlich, und mehr oder weniger ist er heftig, auffahrend, ungestüm, zänkisch, beleidigend, trotzig, drohend, widersetzlich und zu Gewaltthätigkeiten geneigt. Sein Benehmen ist bald mehr auf diese, bald mehr auf jene Weise krankhaft verändert, immer aber überspannt und übertrieben, und in der Regel einem häufigen, plötzlichen und unvorbereiteten Wechsel unterworfen, in welchem nicht selten entgegengesetzte Zustände aufeinander folgen, die Fröhlichkeit durch momentane Traurigkeit, der Uebermuth durch Missmuth, der Trotz durch Verzagtheit unterbrochen wird, so dass der Maniacus sich zeitweise wie ein Melancholischer benehmen und geberden kann.

Diesem übertriebenen Betragen entspricht eine correspondirende Exaltation der Gemüthsstimmung, eine der Prävalenz excitirender Affecte und Leidenschaften ganz analoge Aufgeregtheit des Gemüthes, welche sich bald mehr durch ein affectirtes, bald mehr durch ein leidenschaftliches Benehmen kund giebt. So vielfach die excitirenden Affecte und Leidenschaften sind, welche das menschliche Gemüth bewegen, eben so mannichfaltig und ihnen entsprechend sind die krankhaften Veränderungen der Geberden und des Benehmens, welche als Symptome der Manie zum Vorschein kommen, und von den verwandten Erscheinungen

des gesunden Seelenlebens unterscheiden sie sich nur durch ihr Uebermaass, durch unbegründetes Entstehen, ungewöhnliche Beharrlichkeit, oder plötzlichen, unvorbereiteten und unbegründeten Wechsel, so dass sie ohne äussere Veranlassung kommen und gehen und bisweilen so plötzlich verschwinden, wie sie zum Vorschein kamen.

Das Wesentliche und Allgemeine dieser verschiedenen, in der Manie vorkommenden Erregungen des Gemüthes ist eine krankhafte Steigerung des Selbstgefühls und Selbstvertrauens, welche die eigentliche Grundlage der Manie ausmacht, wogegen die Melancholie auf einer Herabstimmung des Selbstgefühls und Mangel an Selbstvertrauen beruht. Dies gesteigerte Selbstgefühl begründet das übermüthige Benehmen des Maniacus, eine Ueberschätzung des eigenen Werthes und der eigenen Kräfte, und die Sucht, sich selber in der Aussenwelt geltend zu machen.

Fast ohne Ausnahme ist das erhöhte Selbstgefühl mit dem Gefühle eines ungewöhnlichen körperlichen und geistigen Wohlbefindens verbunden, und der Maniacus kann oft nicht genug rühmen, wie wohl ihm sei, wie er seinen Körper gar nicht fühle, wie leicht ihm Alles werde, wie wenig Mühe ihm jede körperliche und geistige Anstrengung mache. In der That ist er nicht selten ungewöhnlicher Anstrengungen und Entbehrungen fähig, und scheint körperliche, sonst sehr schmerzhafte Krankheiten wenig oder gar nicht zu empfinden. Selbst unter den ungünstigsten Umständen pflegt er sich frei, leicht und glücklich zu fühlen, und Genesene versichern bisweilen, sich nie in ihrem Leben so glücklich gefühlt zu haben, als zu einer Zeit, wo die Heftigkeit ihrer Manie anhaltende Einschliessung und Anwendung von Zwangsmitteln erforderlich machte.

Gegen äussere Einwirkung reagirt das Gemüth des Maniacus auf ganz abnorme Weise, und zeigt theils einen hohen Grad von Gleichgültigkeit, theils eine grosse Reizbarkeit, welche jedoch nicht durch erhöhte Reizempfänglichkeit begründet wird, sondern durch die unverhältnissmässig heftige Reaction, die jeder aufgenommene Eindruck hervorruft.

Gleichzeitig ist das Gemüth in hohem Grade unempfänglich für alle Eindrücke, welche dasselbe sonst und im gesunden Zustande bewegen: Ereignisse, welche sonst die lebhafteste Freude oder den tiefsten Schmerz bewirkt hätten, gehen spurlos vorüber, die früheren Interessen sind erloschen, und vollkommene Gleichgültigkeit ist an ihre Stelle getreten. Der Kranke sorgt weder für sich, noch für die Seinen, weder für Nahrung, noch für Kleidung und Obdach; ob er durch sein Benehmen Anstand, Schicklichkeit und Sitte verletzt oder nicht, ist ihm einerlei; dass er Freunde und Verwandte aufs tiefste kränkt und betrübt, kümmert ihn nicht, selbst Krankheit und Tod Derjenigen, die ihm die Liebsten sind, lässt ihn kalt und ungerührt; sein Herz ist

für Mitleid und Theilnahme oft ganz verschlossen, und die Liebe zu den Seinigen hat sich nicht selten in Abneigung und Hass verwandelt. Fast in allen Beziehungen erscheint also bei dem Maniacus die gewöhnliche Empfänglichkeit des Gemüths für äussere Einwirkungen mehr oder weniger unterdrückt und aufgehoben durch die übermässige Steigerung des activen Verhaltens und das einseitige Vorherrschen der Neigung, das eigene Gefühl nach aussen geltend zu machen und zu realisiren.

2. Abnormitäten in Reden und Gedanken.

Dem exaltirten Betragen des Maniacus entspricht die Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und Energie, womit die Bildung und Aeusserung seiner Ideen vor sich zu gehen pflegt. Der Kranke ist in der Regel redselig, wortreich, geschwätzig, er spricht übermässig viel, hastig, übereilt, ungewöhnlich laut, kräftig, hochtrabend, pathetisch, mit lebhafter, übertriebener Declamation und Gesticulation. Wie überhaupt die Form des Sprechens, Betonung und Declamation, zunächst von der Gemüthsstimmung abhängt, so sind auch die Abnormitäten derselben bei dem Maniacus eben so mannichfaltig, wie die sie bedingenden excitirenden Affecte und Leidenschaften, und aus demselben Grunde verbinden sie sich so häufig mit lautem Singen, Schreien, Lachen, oder mit Schelten, Schimpfen und Drohen, manchmal mit dem Ausstossen ungewöhnlicher Töne und unarticulirter Laute. Auch die Quantität des Sprechens hängt mehr oder weniger von dem Gemüthszustande ab, und eben daher sind laute, bisweilen fast ununterbrochen fortdauernde Selbstgespräche in der Manie eine so gewöhnliche Erscheinung.

In demselben Maasse, in welchem die Häufigkeit und Lebhaftigkeit des Sprechens zugenommen hat, geht auch die Bildung, Entwickelung und Association der Ideen mit grösserer Lebendigkeit, Schnelligkeit und Energie von statten. In den geringeren Graden und im Anfange der Manie beobachten wir daher nicht selten eine ungewöhnliche Schärfe und Klarheit des Verstandes, einen höhern Grad von Scharfsinn und Witz, als das Individuum sonst zu besitzen schien, eine ausserordentliche Beredtsamkeit und eine besondere Fähigkeit, sich in wohlgewählten, manchmal begeisterten und poetischen Worten und Wendungen mit grosser Geläufigkeit und Klarheit auszusprechen, ja, es kann sogar ein, zu andern Zeiten nicht vorhandenes, poetisches Talent während der Manie zum Vorschein kommen.

Selten bleibt aber die Affection des Verstandes auf dieser Stufe einer nur symptomatisch gesteigerten Thätigkeit stehen; in der Regel geht sie früher oder später über in eine idiopathische selbstständige (von dem unmittelbaren Einflusse der Gemüthsstimmung unabhängige) Störung der Verstandesthätigkeit über, welche sich durch Verworrenheit oder Verkehrtheit der Ideen an-

kündigt. Die Verworrenheit oder das allgemeine Delirium entsteht durch übermässig lebhaftes Zuströmen von Ideen, Bildern und Vorstellungen, deren schneller Wechsel und flüchtiges Vorübereilen ein besonnenes Ueberlegen unmöglich macht, und eben dadurch die von der Ueberlegung abhängende Ordnung, den logischen Zusammenhang, die consequente Aufeinanderfolge der Gedanken und Worte mehr oder weniger stört, unterbricht und aufhebt. Plötzliches und unvorbereitetes Abspringen von einer Idee zur andern, sogenannte Ideensprünge, Mangel an logischem Zusammenhange, Incohärenz und Inconsequenz der Ideen und Worte bezeichnen diesen Zustand, der in der sogenannten Ideenjagd oder Ideenflucht seinen höchsten Grad erreicht. Die bestimmte Meinung und Ueberzeugung, welche als Resultat dem Urtheile vorhergehen sollte, wird auf diese Weise vorausgesetzt, und alle weitern Urtheile werden durch diese Voraussetzungen bestimmt. Die Urtheile selbst werden durch eine solche Verkehrtheit der Verstandesoperationen in Vorurtheile und Wahn verwandelt, in verkehrte Urtheile, welche sich in der Form von fixen Ideen oder sogenannten partiellen Delirien geltend machen. Allgemeine Verstandesverwirrung kommt in der Manie häufiger vor, als fixe Ideen; jedoch sind auch diese nicht selten, und in den höhern Graden der Manie können sich beide Formen von Verstandesstörung mit einander verbinden.

Das gesteigerte Selbstgefühl und das eigene Bewusstsein der ungewöhnlichen Leichtigkeit und Schnelligkeit seiner Ideenentwickelung verleiten den Maniacus fast ohne Ausnahme zu einer übertriebenen Meinung von sich selber, einer Ueberschätzung seiner Talente, Klugheit und Einsicht, womit sich häufig eine Ueberschätzung aller Dinge verbindet, welche er besitzt oder welche mit ihm in Beziehung stehen. Selbsttäuschungen und ausschweifende Gedanken mancherlei Art sind hiervon die nothwendige Folge. Daher entstehen die in der Manie so häufig vorkommenden Ideen von grossem Reichthum, grosser Macht und Herrlichkeit, die Neigung zur Projectmacherei, die eingebildete Erfindung von Maschinen, wodurch ganz ausserordentliche Dinge geleistet werden sollen, die Behauptung wichtiger physikalischer und anderer Entdeckungen, die Entwerfung der ausschweifendsten Pläne zum Wohle der Menschheit, zur Bekehrung und Besserung Einzelner, wie zum Heile ganzer Staaten und Völker u. s. w.

Aus derselben Quelle entspringt die Bestimmtheit und apodiktische Gewissheit, womit der Kranke seine Meinungen und Ideen auszusprechen und zu behaupten pflegt, die Heftigkeit, mit welcher er sie vertheidigt, sowie der Unwille und die Verachtung, womit er Einwendungen und Widersprüchen in der Regel begegnet. In dem unablässigen Bestreben befangen, seine eigenen Ideen zu realisiren, und ausser Stande, Zeit, Ort und

Umstände zu berücksichtigen, wird er oft ein unerträglicher Schwätzer und Grossprahler. Er spricht zuweilen unaufhörlich von sich selbst, von seinen Ideen und Plänen, er redet Jeden an, der ihm in den Wurf kommt, sucht seine Meinung jedem Andern aufzudringen und durch Ueberredung oder Drohung ihn von ihrer Wahrheit zu überzeugen; er mischt sich in jedes Gespräch und kehrt in allen Unterordnungen stets zu seinem Ich, zu seinen thörichten Einfällen und apodiktischen Behauptungen zurück.

Bei diesem einseitig vorherrschenden Bestreben, sich selbst und seine eigenen Ideen auszusprechen, zeigt sich der Maniacus mehr oder weniger unempfänglich für äussere Einwirkungen und Vorstellungen, die ihm von Andern gemacht werden. In den höhern Graden von Verstandesaffection spricht er nur mit sich, oder er führt laute Selbstgespräche mit Andern, die er vor sich zu sehen, oder deren Stimme er zu vernehmen wähnt; vorgelegte Fragen beantwortet er verkehrt oder gar nicht, ja, bisweilen ist er ganz unfähig, sie zu beachten und zu fassen. Bei geringerer Verstandesaffection pflegt er zwar auf vorgelegte Fragen kurz und oft ganz verständig zu antworten, kehrt aber augenblicklich zu den frühern Selbstgesprächen zurück, und bei noch geringerer Störung der Verstandesthätigkeit ist er wenigstens bei keinem Gespräch über allgemeine und gleichgültige Gegenstände festzuhalten, sondern springt stets davon ab, um von sich selber, seinen Ideen, Thaten und Erlebnissen zu reden. Was Andere sagen, wird von dem Kranken selten gehörig beachtet und berücksichtigt. Einwendungen gegen seine Behauptungen weiss er bisweilen mit grosser Gewandtheit zu begegnen, und unabweisliche Widerlegung derselben, directer Widerspruch oder Verweigerung seiner Forderungen haben in der Regel ein heftiges Auffahren, Schelten, Schimpfen und Drohen zur Folge. Auch hier zeigt also der Kranke ein übermässiges Vorherrschen der Activität, ein einseitiges Bestreben, den eigenen Gedanken Geltung zu schaffen, verbunden mit relativer und unterdrückter Empfänglichkeit des Verstandes für äussere Eindrücke und Vorstellungen. Eben deshalb ist er auch unfähig, sich selbst, seine Verhältnisse und seinen eigenen Zustand gehörig aufzufassen und zu beurtheilen. Hieraus entspringt die Unmöglichkeit, den eigenen Zustand als krankhaft anzuerkennen, was nur in geringern Graden der Manie, im Anfange derselben, und während der Remissionen stattfinden kann. Während des Paroxysmus wird fast ohne Ausnahme das Vorhandensein vollkommener, geistiger und leiblicher Gesundheit von dem Kranken mit der grössten Bestimmtheit behauptet und jeder dagegen geäusserte Zweifel mit Unwillen abgewiesen.

3. Abnormitäten in den Handlungen und Trieben.

Dasselbe Uebermaass von Activität, welches die Reden und das Benehmen des Maniacus charakterisirt, finden wir auch in

seinen Handlungen wieder. Er lebt in steter, unruhiger, rastloser Thätigkeit und Geschäftigkeit, wobei er bisweilen bestimmte Handlungen stets wiederholt, oder einzelne ausschweifende Pläne und Zwecke hartnäckig verfolgt; häufiger in raschem Wechsel von einer Sache zur andern übergeht (analog den Ideensprüngen), so dass er bald dies, bald jenes unternimmt, ohne das Begonnene zu vollenden. Ungeduldig, seine Pläne realisirt zu sehen, will er Alles, was ihm in den Sinn kommt, auf der Stelle ausgeführt wissen, und die schnelle Abwechselung seiner Vorsätze und Handlungen entspricht der Mannichfaltigkeit der ihnen zu Grunde liegenden Gefühle und Ideen. Je mehr nun das Gemüth krankhaft afficirt ist, desto mehr ist die Form des Handelns verändert, und trägt das Gepräge der Heftigkeit, des Ungestüms, der Leidenschaft und Gewaltthätigkeit; je mehr hingegen eine Affection des Verstandes obwaltet, desto mehr sind die Zwecke, welche den Inhalt der Handlungen ausmachen, verkehrt, thöricht und widersinnig. In höheren Graden der Manie erscheinen die Handlungen oft völlig zwecklos, und bestehen in einem blinden Lärmen und Toben, Hin- und Herlaufen, Tanzen, Springen, Schlagen gegen Thür und Wände, häufig verbunden mit lautem Schreien, Singen, Verwünschungen, Schelten, Schimpfen und Verübung von Gewaltthätigkeiten. Allein auch bei geringeren Graden der Manie pflegt eine grosse Heftigkeit, Hastigkeit und Ungestüm aller Bewegungen sich mit ungewöhnlicher, besonders bei eintretendem Widerstande zum Vorschein kommender Kraftäusserung zu vereinigen, welche letztere nicht sowohl durch wirkliche Erhöhung der Muskelkräfte, als vielmehr nur durch ungewöhnliche Spannung und Anstrengung derselben herbeigeführt werden dürfte.

Das gesteigerte Selbstgefühl des Maniacus und die übertriebene Meinung von sich, nebst den daraus hervorgehenden, den Besitz grosser Macht, unermesslichen Vermögens, oder übernatürlicher Kräfte vorspiegelnden Selbsttäuschungen, begründen ein unbedingtes Selbstvertrauen und eine blinde Zuversicht, womit auch das Thörichte und Unmögliche unternommen wird. Ueber sein eigenes Thun fast niemals zweifelhaft, verräth der Kranke in seinen Vorsätzen und Handlungen eine grosse Bestimmtheit, Dreistigkeit und Entschlossenheit, und gleich bereit, den gefassten Entschluss auf der Stelle zu vollziehen, pflegt er die entgegenstehenden Schwierigkeiten, Hindernisse und Gefahren zu übersehen oder zu verachten und keine Schranken für seinen zügellosen Willen anzuerkennen. Jedoch scheint in den meisten Fällen ein dunkles Bewusstsein der eigenen Täuschung und Ohnmacht vorhanden zu sein, vermöge dessen der Maniacus einem entschiedenen physischen und geistigen Uebergewichte um so leichter sich fügt und gehorcht, je bestimmter und energischer man ihm entgegentritt, während er um so eher zu gewaltthätigem Ver-

fahren verleitet wird, je mehr die Umgebungen Furcht und Aengstlichkeit verrathen.

Die Sucht, den eigenen Willen geltend zu machen, und die Aussenwelt nach Willkür zu beherrschen, kann aber einen solchen Grad erreichen, dass sie alle Schranken überspringt; sie kann bei gleichzeitigen fixen Ideen, z. B. einer stattfindenden Verfolgung, in Mordsucht übergehen, bei gleichzeitiger Verstandeszerrüttung in blinden Zerstörungstrieb, so dass der Kranke Alles, was in sein Bereich kommt, zu zerreissen, zu zerschlagen oder zu vernichten sucht, andere Personen ohne Veranlassung thätlich angreift, und jedes Hinderniss durch Gewaltthätigkeit zu überwinden sich bemüht. Bei minder gestörter Verstandesthätigkeit zeigt der Maniacus oft eine grosse Begehrlichkeit und Habsucht, ist unerschöpflich in seinen Forderungen und Ansprüchen, verlangt Alles, was er sieht, und sucht sich durch List oder Gewalt in dessen Besitz zu setzen; er eignet sich fremdes Eigenthum an, verschleppt und versteckt die Sachen Anderer und häuft manchmal die geringfügigsten Dinge auf, z. B. Steine, Kräuter, Papierstreifen, Lumpen und dergl., indem er sie als höchst bedeutende und werthvolle Sachen betrachtet. In andern Fällen verlangt er gar nichts, sondern beschränkt sich auf beharrliche Verfolgung der eigenen Ideen und Zwecke; bisweilen wiederholt er unaufhörlich dieselbe Handlung auf gleichförmige Weise; er schreibt tagtäglich Briefe desselben Inhalts und mit denselben Worten, er schlägt gegen die Thüre, beschäftigt sich unaufhörlich mit Zerreissen und Zerpflücken von Kleidungsstücken und dergl. Wie überhaupt die menschlichen Handlungen theils auf die vorhandenen Ideen, theils auf den Gemüthszustand, als auf ihren Grund, zurückzuführen sind, so zeigen auch die abnormen Handlungen des Maniacus ihrem Inhalte und ihrer Form nach dieselbe unendliche Mannichfaltigkeit, welche in den abnormen Gedanken und Gefühlen stattfindet. In seinem Verhalten gegen äussere Aufforderungen zum Handeln zeigt der Maniacus insbesondere ein einseitiges Vorherrschen der Activität mit unterdrückter Empfänglichkeit für äussere Eindrücke. Was dem Menschen am nächsten liegt und am stärksten zum Handeln auffordert, hat auf ihn allen Einfluss verloren; er sorgt weder für seine eigene Existenz, noch für die Seinigen; er lässt die dringendsten Bedürfnisse unbeachtet, er kleidet sich unordentlich, oft phantastisch oder zerreisst seine Kleidungsstücke und geht nackend einher; er ist unordentlich in allen Dingen und bisweilen im höchsten Grade schmuzig und unreinlich; er kümmert sich weder um Freunde, noch um Angehörige, und lässt sich in seinem Thun und Treiben durch Bitten, Vorstellungen und Forderungen Anderer wenig oder gar nicht, durch Drohungen und Zwangsmittel höchstens für den Augenblick bestimmen, indem nichts einen starken und andauernden Eindruck hervorzubringen vermag.

Dagegen zeigt er vielfältig eine übermässig starke Reaction gegen äussere Einwirkungen, insbesondere gegen jedes Hinderniss, was sich der Vollziehung seines Willens entgegenstellt; die geringfügigsten Dinge können ihn zu der grössten Heftigkeit, Widersetzlichkeit, Gewaltthätigkeit und zu thätlichen Verletzungen Anderer veranlassen, wobei er die Folgen seiner Handlungen theils gar nicht zu erwägen im Stande ist, theils mit der grössten Gleichgültigkeit betrachtet.

Es ist nun Zeit, dass wir zur speciellen Betrachtung derjenigen Erscheinungen übergehen, welche der somatischen Sphäre eigenthümlich sind.

Wir beginnen mit den krankhaften Erscheinungen, welche sich in der Blutbewegung, dem Athmungsgeschäfte und in der Hauttemperatur bei Tobsüchtigen manifestiren.

Fast unglaublich möchte es scheinen, wenn man behauptet, dass sich in Esquirol's umfassendem Werke auch nicht ein Wort über das Verhalten der Gefässthätigkeit in der Manie findet; und doch ist dies wirklich der Fall; und eben so haben andere, hochgeachtete Aerzte diesen wichtigen Gegenstand mit gänzlichem oder so gut wie gänzlichem Stillschweigen übergangen, obgleich sie alle jene Form von Seelenstörung als einen eigenthümlichen und *selbstständigen* Krankheitszustand betrachten. Bei den andern Schriftstellern, die bei gleicher Ansicht in Bezug auf die Selbstständigkeit nicht auf gleiche Weise geschwiegen haben, finden wir aber so verschiedene Resultate von Beobachtungen, dass es schwer wird, die hierdurch entstandenen Widersprüche aufzulösen und zu bestimmen, was an jenen Angaben als begründet und was als irrig zu betrachten sei. Wir müssen daher auch, um eine genauere Uebersicht zu gewinnen, die Meinungen und Beobachtungen der bewährtesten Aerzte neben einander stellen:

Nach Reil haben die an Tobsucht Leidenden einen heissen Kopf und stark klopfende Karotiden; der Puls ist hart und krampfhaft. Nach Jos. Frank ist der Puls gross, und bei anhaltendem Toben, mit lebhafter Bewegung des Körpers, gleichsam fieberhaft. Nach Georget ist der Puls im Stadium der Aufregung im Allgemeinen kräftig, beschleunigt, zuweilen hart und voll; die Haut trocken, zuweilen brennendheiss; nach Cox findet beinahe allgemein eine Zunahme von Kraft und Häufigkeit statt; Chiarugi schildert in der von ihm sogenannten Mania reactiva den Puls bei schwächlichen Personen als ungleich, schwach, mit Kälte der äussern Extremitäten verbunden; bei kräftigen Subjecten dagegen ist er hart, langsam und grosse Hautwärme vorhanden; nach Leupold ist der Puls, besonders an den Karotiden, den wilden, gewaltsamen körperlichen Bewegungen entsprechend; nach Dubuisson unruhig, ohne fieberhaft zu sein, mit lebhafter Hautwärme; nach Guislain selten kräftig und voll, meist häufig und klein; nach Hill meist voll, obwohl langsam und

grossen Wechseln unterworfen, bei jungen, kräftigen, vollblütigen Subjecten in der Regel kräftig, doch das Gefühl von Unterdrücktheit verrathend, welches letztere Zeichen bei ältern Subjecten und schwächern Constitutionen fehle; nach Ideler durch stark klopfende Karotiden, Wärme und Röthe des ganzen Kopfes, durch brennende und trockene, zuweilen auch feuchte Haut oft für Congestion des Blutes nach dem Kopfe zeugend, während nicht selten auch, zumal bei Tollheit aus Angst und Furcht, das Gegentheil stattfinde; nach Neumann im ersten Anfalle fieberhaft, sonst normal, wie auch die Temperatur; nach Rush fieberhaft, aussetzend, ungewöhnlich langsam, häufig frei, krankhaft natürlich oder unterdrückt, zumal bei heftiger Aufregung der Muskelthätigkeit; dabei die Haut trocken, kühl, bisweilen mit häufigem Schweisse bedeckt, mit zuweilen Tage und Wochen lang anhaltender Kälte der Füsse, bei gewöhnlicher oder ungewöhnlich erhöhter Wärme des Kopfes und der übrigen Körpertheile; im Allgemeinen bei Seelenstörung ein voller, gespannter, oder ein krankhaft langsamer, auch natürlicher, bei $^7/_8$ aller Irren in Pennsylvanien ein frequenter Puls; nach Jessen ist die Circulation des Blutes in der Regel beschleunigt, der Puls frequenter, langsamer und seltener als gewöhnlich; während der Exacerbationen erscheint sehr häufig active Congestion zum Kopfe, mit rothem, aufgetriebenem, heissem, bisweilen abwechselnd blassem Gesichte und verhältnissmässig lebhaftem Pulsiren der Karotiden. Auch die Haut ist oft turgescirend, gespannt, heiss, und im Ganzen scheint eine überwiegende Arteriellität und ein lebhafterer Forttrieb des Blutes nach Aussen stattzufinden.

Bei dieser Menge von Widersprüchen, bei dieser Verschiedenheit in den Angaben und Bestimmungen dürfte es dem Studirenden willkommen sein, wenn wir ihm ein Resultat vorlegen, das durch anhaltende, wissenschaftlich begründete Beobachtungen eines unserer bewährtesten Psychiatriker gewonnen wurde: Jacobi [1]) hat in der Siegburger Irren-Heilanstalt bei 50 Tobsüchtigen genaue Untersuchungen über Blutbewegung, Athmungsgeschäft und Hauttemperatur angestellt, und es haben sich ihm folgende Ergebnisse gezeigt: Bei 20 Kranken erreichte der Puls während der Perioden der Tobsucht in einzelnen Exacerbationen eine Frequenz von 100, 120, 130 und mehr Schlägen. In andern Exacerbationen war dieselbe bei den nämlichen Individuen oft nicht höher oder selbst geringer, als in den Remissionen oder in der Reconvalescenz.

Bei 19 Kranken überschritt die Frequenz des Pulses in den Perioden der Tobsucht während der Exacerbationen in der Regel nicht 70 bis 75 Schläge in der Minute, und war öfter in den heftigsten Anfällen auf 68, 65, 60, 56, 50, 48, 44 Schläge be-

1) A. a. O. S. 352.

schränkt. Bei mehreren Kranken waren die letzterwähnten sehr niedrigen Frequenzen die gewöhnlichen. In einem Falle waren die Tobsuchtsanfälle bei den niedrigsten Frequenzen des Pulses am heftigsten, während sich bei den höhern durchgehends mehr Ruhe und natürliche Heiterkeit offenbarte. Bei nicht weniger Kranken verhielt sich die Frequenz des Pulses in den Tobsuchtsanfällen der Frequenz in den Remissionen und in der Reconvalescenz gleich.

Bei manchen Kranken war die Frequenz des Pulses während der Remissionen und in der Reconvalescenz höher als in den Perioden der Tobsucht; doch fand bei der Mehrzahl das Gegentheil statt.

In mehreren Fällen war die Frequenz des Pulses ungemein schnellen Wechseln unterworfen, so dass sie, ohne verstärkte Muskelbewegung oder Gemüthsreizung, innerhalb eines Zeitraumes von wenigen Secunden oder Minuten um ein volles Drittheil stieg oder sank, während sie sich in andern Fällen viel beständiger zeigte.

Die hier gegebenen Bestimmungen der Pulsbeschaffenheit wurden niemals während oder unmittelbar nach heftigen tobsüchtigen Bewegungen des Körpers, die ohnedies keine zuverlässige und maassgebende Beobachtungen gestatten, sondern nur in Augenblicken einiger körperlichen Ruhe gewonnen.

Eine grosse Verschiedenheit und oft auch ein schneller Wechsel zeigte sich ebenfalls in der Qualität des Pulses, sowohl an den Radialen als an den Karotiden.

Nur bei 21 Kranken zeigte der Puls an den Radialen während der Perioden der Tobsucht eine mehr oder minder hohe Spannung, Schnelligkeit, Gereiztheit, Gehobenheit, und ganz ausnahmsweise bei zweien eine gewisse Völle. Bei nicht wenigen dieser Individuen war jene Beschaffenheit des Pulses auch in den stärksten Exacerbationen nicht immer vorhanden, und die höhere Spannung bei mehreren von einem entschiedenen Mangel an Energie und Völle begleitet.

In 23 Fällen zeigte der Puls an den Karotiden während der Perioden der Tobsucht keine überwiegende Spannung und Grösse, vielmehr ward derselbe häufig klein, weich, schwach, leer, träge und der gehörigen Energie entbehrend gefunden. — In neun Fällen zeigte sich der Puls an den Karotiden wie an den Radialen zugleich etwas höher gespannt, gereizt. — In sieben Fällen war eine mehr typische Gereiztheit des Pulses an den Karotiden und Radialen die Folge eines durch Lungentuberkeln oder sonst wie veranlassten Fieberzustandes.

Unter 50 wurden in neun Fällen (doch in drei von diesen Fällen zuweilen nur) die Karotiden über das normale Verhältniss grösser und kräftiger pulsirend gefunden, als die Radialen. Dagegen war in 35 Fällen das Verhältniss das gewöhnliche und

kein zu starkes Ueberwiegen der Karotiden über die Radialen bemerklich, wie auch im Ganzen die Qualität des Pulses sich zeigen mochte. In einem Falle der heftigsten Tobsucht zeigte sich der Puls, bei einiger Schnelligkeit, an den Karotiden kleiner, als an den Radialen, und überhaupt schwach und leer. Während der Remissionen und in der Reconvalescenz ward in 16 Fällen die Frequenz des Pulses nicht geringer gefunden, als in den Perioden der Tobsucht, in 21 Fällen aber geringer. In zwei Fällen war die Frequenz in der Reconvalescenz bedeutend vermehrt. — Die Qualität des Pulses erlitt in 21 Fällen während der Remissionen und in der Reconvalescenz eine mehr oder minder bedeutende Veränderung, wodurch derselbe als zu der für das Individuum früher normalen Beschaffenheit zurückgekehrt zu betrachten schien. In 11 Fällen blieb die Qualität während der Remissionen und in der Reconvalenscenz ganz dieselbe, wie sie während der Dauer der Tobsucht beobachtet worden war. Dass dieses der Fall war, wo sich die Beschaffenheit des Pulses in der Periode der Tobsucht weniger von der normalen entfernte, kann nicht auffallen, es fand aber auch da statt, wo man sie als von dem gesunden Zustande abweichend ansehen zu dürfen geglaubt hatte. In drei Fällen nahm der Puls mit dem Eintritte der Reconvalescenz eine höhere Spannung an, als während der Tobsucht beobachtet worden war. In den übrigen Fällen, wo keine länger andauernde Remissionen eintraten, oder die Kranken vor dem Aufhören der Tobsucht die Anstalt verliessen, konnte das hier erwähnte Verhältniss selbstredend nicht bestimmt werden.

Die Resultate der Beobachtung über die Herzthätigkeit stimmen in den meisten Beziehungen mit denen überein, welche die Pulsbeobachtungen gewähren, und es wird hinsichtlich derselben nur Folgendes hervorzuheben sein:

In 10 Fällen unter 36 ward der Stoss zu stark und kräftig, in 8 Fällen von normaler Stärke, in 16 zu schwach gefunden; zugleich zeigte sich die Verbreitung in 9 Fällen zu stark, in 7 als normal, in 18 als auffallend gering; die Geräusche konnten in 10 Fällen als zu stark, in 8 als normal, in 16 mehr und minder als zu schwach betrachtet werden. In 12 Fällen unter 23 ward der Rhythmus als normal und in 11 als unregelmässig erkannt. In 5 Fällen ward Katzenschnurren, in 4 Blasebalggeräusch wahrgenommen. In 8 Fällen liessen die stethoskopischen Untersuchungen auf eine Hypertrophie des einen oder des andern oder beider Herzventrikel, in drei auf eine Erweiterung derselben schliessen, wobei jedoch, zumal in Bezug auf die Symptome obwaltender Hypertrophie, der in diesen Leiden so oft vorkommende hohe Grad von Erethismus des Herzens mitunter zu einer Täuschung Veranlassung geben kann, wie es denn auch einige Male vorgekommen ist, dass da, wo in dem Zeitraume der ho-

hen tobsüchtigen Aufregung eine Hypertrophie vermuthet ward, in der Reconvalescenz die darauf deutenden Symptome beinahe ganz erloschen waren, ohne dass man annehmen durfte, dass das vermuthete organische Herzleiden mittlerweile in solchem Verhältnisse abgenommen habe.

Gleich täuschende Erscheinungen ergeben sich auch nicht selten bei der Untersuchung der Respirationsorgane. In sehr vielen Fällen liess, bei der sorgfältigsten Anwendung des Stethoskops und der Percussion, das Ergebniss der physikalischen Zeichen, vor Allem aber ein oft sehr verbreiteter Rhonchus mucosus, von Mattigkeit des Percussionstones an den betreffenden Stellen und von bedeutender Bronchophonie begleitet, bei der Beharrlichkeit dieser Erscheinungen ein bedenkliches tuberkulöses Lungenleiden besorgen. Und doch entwickelte sich in vielen Fällen nicht nur das vermuthete Leiden nicht weiter, sondern der Kranke verliess nach längerer oder kürzerer Zeit in einem anscheinend völlig kräftigen Zustande, und namentlich ohne eine merkliche Störung der Lungenthätigkeit und ohne dass jene physikalischen Zeichen wenigstens in dem frühern Grade wahrzunehmen waren die Anstalt; eine Erscheinung, die oft nur durch den verschiedenen Einfluss zu erklären war, den die Gehirn- und Rückenmarksnerven auf das Nutritions- und Vegetationsgeschäft in den ersten Stadien der Krankheit und dann wieder bei eingetretener Reconvalescenz auf das Absonderungsgeschäft der Lungenschleimhaut ausübte, sei es nun, dass sich bei der Entwickelung der Krankheit nur scheinbar ähnliche Symptome zeigten, wie sie bei einem tuberkulösen Lungenleiden beobachtet werden, oder dass dieses selbst, wenn es wirklich vorhanden gewesen, in der ersten Periode der Krankheit stärker hervortrat, bei der Reconvalescenz aber wieder für eine Zeitlang weniger bemerklich ward.

In Bezug auf die Hauttemperatur ergab sich, dass in 24 Fällen keine Abweichung von dem mittlern Stande der Temperatur bemerkt wurde; in 15 Fällen bemerkte man häufiger oder seltener, mehr oder weniger anhaltend, eine Erhöhung der Temperatur. In fünf Fällen zeigte sich die Temperatur der Haut, auch am Kopfe, entschieden kühl. In 7 Fällen ward der Grad der Temperatur mehr oder weniger durch obwaltende hektische oder andere Fieberzustände bestimmt. In 12 von jenen Fällen, in welchen die Temperatur der Haut an der Stirne und an dem behaarten Theile des Kopfes sich nicht erhöht zeigte, war das Gesicht dennoch roth, und bei manchen Individuen zugleich heiss; in 4 Fällen blass, erdfahl, oder bläulich gefärbt.

Nach diesem Ergebniss einer grossen Reihe von Beobachtungen glaubt nun Jacobi [1]) folgende Schlüsse machen zu dürfen:

1) A. a. O. S. 363.

Eine grosse Frequenz des Pulses, von höherer Spannung und Schnelligkeit desselben begleitet, kann kein diagnostisches Zeichen der Tobsucht sein, da dieselbe in der grössern Zahl der Fälle nicht stattfindet, und in denselben Individuen, bei welchen sie in manchen Anfällen eine bedeutende Höhe erreicht, in andern Anfällen viel mässiger, ja oft entschieden gering erscheint, und bei manchen sogar in den Remissionen höher gefunden wird, als in den Exacerbationen, auch eine viel höhere Frequenz und Spannung öfters erst mit der Reconvalescenz eintritt. Das gleiche Urtheil ist aber auch von jener auffallend geringern Frequenz, Spannung und Schnelligkeit zu fällen, welche bei manchen dieser Kranken beobachtet wird, da sie überhaupt seltener vorkam und der Puls mehrentheils auch bei denselben Individuen in manchen Anfällen eine entgegengesetzte Beschaffenheit annahm. Dass dieses um so mehr von den Fällen gilt, wo die Frequenz und Qualität des Pulses normal erscheint, versteht sich leicht von selbst. Völle und Kräftigkeit des Pulses mit einander verbunden, gehören so sehr zu den seltensten Ausnahmen, dass sie in keiner Weise als der Tobsucht eigenthümlich betrachtet werden dürfen, wogegen eine hohe Spannung und ein lebhaftes Pulsiren mit schneller Bewegung und Erhebung der Arterien, auch bei schwächlichen und blutarmen Individuen, mit gesteigerter Reizbarkeit verbunden, häufig vorkommt, und ohne Zweifel nur zu oft als ein Ausdruck von constitutioneller Kräftigkeit und von Blutfülle missverstanden worden. Da der Puls an den Karotiden unter 50 Fällen nur in 9 Fällen, und in diesen nicht einmal beständig, grösser und kräftiger pulsirend gefunden ward, als an den Radialen, ausser wo ein zugleich zufällig obwaltender Fieberzustand vorhanden war, in 35 Fällen aber kein Ueberwiegen der Karotiden über die Radialen bemerklich war, und solches in den 9 Fällen, wo es beobachtet ward, bei einigen Individuen ebenfalls noch in der Reconvalescenz anhielt, so sehen wir, dass auch ein Vorherrschen der Karotidenpulse keinesweges als ein Merkmal oder als ein Begleiter der Tobsucht angenommen werden kann. Ueberdies dürfte hier noch daran erinnert werden, wie ein harter und voller Karotidenpuls in der Regel durchaus nicht von einem ungewöhnlich lebhaften Zuströmen des arteriellen Blutes zum Gehirne, ja oft sogar vom Gegentheile zeugt. Denn in den meisten Fällen erweist sich derselbe, wenn man die übrigen zugleich vorhandenen Erscheinungen berücksichtigt, lediglich als Folge von einem zu starken Uebermaasse des venösen Blutes in dem Umfange der Schädelhöhle und von einem gleichzeitig vorhandenen Hindernisse der Fortbewegung des Blutes in den Wegen des kleinen Kreislaufes, wornach also das stärkere und meistens zugleich minder frequente Pulsiren der Karotiden von der Schwierigkeit herrührt, welche die Bewegung des Blutes der Aorta in ihrer ersten Verzweigung erfährt, da keine absolut vermehrte

Aufnahme von Blut in die Schädelhöhle möglich ist, das arterielle Blut also keinen Raum zur Aufnahme findet, wenn die venösen Gefässe überfüllt sind, oder etwa eine krankhafte Ansammlung von Serum und Lymphe in den Gehirnhöhlen und in den interstitiellen Räumen der Hirnsubstanz stattfindet, wie dieses durch die neueren physiologischen Untersuchungen hinlänglich erwiesen ist.

Ehe wir zur Betrachtung der Hauttemperatur übergehen, bemerken wir ausdrücklich, dass hier immer nur von den objectiven Erscheinungen die Rede ist, also nur von denen, welche sich mittelst der Hand des Untersuchenden oder auf andere Weise bestimmen lassen, nicht aber von den subjectiven Empfindungen des Kranken und seinen darauf Bezug habenden Angaben und Aeusserungen; diese letzteren werden ihre Stelle da finden, wo von den Aeusserungen des Gemeingefühls und seinen Verstimmungen in diesen Krankheitszuständen die Rede ist. — In jenen beobachteten 50 Fällen fanden wir die Hauttemperatur bei 24 Individuen während der Tobsucht von dem mittleren Grade nicht abweichend, bei fünf dieser Kranken, auch am Kopfe, entschieden kühl; in sechs Fällen aber ward die Temperatur hauptsächlich durch obwaltende Fieberzustände bestimmt, während sich nur bei 15 Individuen eine mehr oder weniger anhaltende Erhöhung der Temperatur zeigte. Daraus geht nur hervor, wie wenig man berechtigt sein kann, auch eine höhere Temperatur der Haut, sowohl überhaupt als namentlich am Kopfe, zu den pathognomonischen Symptomen der Tobsucht zu zählen. Zugleich aber geht, wenn man von den Zuständen abstrahirt, die lediglich durch heftige körperliche Bewegungen oder durch erregte Gemüthsaffecte gelegentlich bei solchen Kranken hervorgerufen werden, aus den angeführten Merkmalen, welche der Puls und die Temperatur der Haut vereinigt gewähren, unwidersprechlich hervor, dass active Blutcongestion zum Kopfe in der Regel keinesweges wesentlich mit der Tobsucht, die sogar in entgegengesetzten Zuständen ihre Veranlassung haben kann, verbunden ist. Doch soll dadurch durchaus die einflussreiche Wichtigkeit der Art des Verhaltens des Gefässsystems in der Tobsucht nicht in Abrede gestellt, sondern als Resultat dieser Untersuchung vielmehr hauptsächlich zugleich darauf hingewiesen werden, wie die allerdings bei manchen dieser Kranken höchst bedeutenden Abweichungen im Pulse und in der Temperatur von dem relativ normalen Zustande, wie sie in möglichst verschiedener Weise und an verschiedenen Theilen des Körpers im Verlaufe dieser Krankheiten wahrgenommen werden, Ergebnisse sind, die in jedem einzelnen Falle in eigenthümlicher Weise, zugleich mit der Seelenstörung, aus dem in ihm zur Ausbildung gekommenen Krankheitszustand hervorgehen, nicht aber der Tobsucht an sich nothwendig angehören. Für jeden einzelnen Fall wird also die Be-

schaffenheit des Pulses positiv oder negativ von grosser Bedeutsamkeit sein.

Wir gehen jetzt zur Betrachtung des Zustandes der Verdauungsorgane bei Tobsüchtigen über und werden gleichzeitig den damit in Verbindung stehenden physiologischen Phänomenen unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Wir müssen auch bei dieser Betrachtung die verschiedenen Angaben der psychiatrischen Schriftsteller neben einander stellen, die leider nur auch für die hier in nähere Betrachtung gezogenen Gegenstände eine geringe Ausbeute gewähren.

Unter den von Chiarugi, gewiss einem der vorzüglichsten hier zu erwähnenden Beobachter, mitgetheilten 56 Fällen von Kranken, die mit Manie behaftet waren, finden wir nur neun, in welchen auf den Darmkanal Bezug habende Zustände erwähnt werden, und auch dies nur oberflächlich. Zwei Mal nämlich wird grosse Gefrässigkeit, drei Mal Appetitmangel, einmal Verstopfung von Leber und Milz, einmal Schmerz in der Oberbauchgegend mit galligten Stühlen, und einmal Erbrechen von lauchgrüner Galle angegeben, und zwar sind alle diese Angaben so nackt und beziehungslos hingeworfen, dass nicht das Geringste daraus für die Diagnose der bezüglichen Fälle zu schöpfen und zu folgern ist.

Nach Burrows sollen Lippen und Zähne mit Schmuz bedeckt sein, der Athem einen starken, widerlichen, dem des Thranes ähnlichen Geruch haben. Nach ihm ist die Zunge schmuzigweiss belegt, mit rothen, feuchten Rändern, zuweilen mit einem weissbläulichen Streifen gegen die Mitte zu versehen, und mit dieser Beschaffenheit der Zunge sei ein bedeutender Durst verbunden, der mehrentheils von dem fortwährenden Schwätzen herrühre; der Appetit sei verdorben, der Magen oft mit einem ungemein zähen Schleime belastet, welcher der Einwirkung der kräftigsten Arzneien widerstehe; der Stuhl sei verstopft und schwer zu eröffnen; zuweilen werde viel Speichel oder Schleim, einer verdichteten Lymphe ähnlich, in kleinen Flatschen ausgeworfen; der Urin sei stark gefärbt und alle Se- und Excretionen seien entweder vermehrt oder vermindert und gewöhnlich krankhaft verändert und übelriechend; auch bleibt die Abmagerung des ganzen Körpers nicht aus.

Ideler ist der Ansicht, dass durch die enorme Anstrengung des bewegenden Lebens auch die vegetative Thätigkeit zu einem gesteigerten Wirken angetrieben werde; jedoch könne letztere mit jenem nicht gleichen Schritt halten, und so sei Abzehrung, ja Ausmergelung des ganzen Körpers die nothwendige Folge jeder lange dauernden und heftigen Tobsucht. Die blühendsten, frischesten Gestalten schrumpfen in einigen Monaten bis aufs Gerippe ein, die jugendliche Lebensfülle verwandelt sich in die Hinfälligkeit und ohnmächtige Erschöpfung des abgelebten Grei-

senalters, und oft bedarf es einer langen Reconvalescenz, um die Kräfte und Säfte völlig wieder herzustellen. Die Esslust sei bei den meisten Tobsüchtigen ausnehmend stark, daher sie in ihrem Heisshunger die ekelhaftesten Dinge, auch ihren Koth und zwar ohne besondern Schaden, verschlängen; auch hätten sie ein grosses Verlangen nach spirituösen Getränken, und in den Anfällen sei starker Durst vorhanden; zuweilen sei auch die Esslust gering und es bestehe vielmehr ein Widerwille gegen Speisen; gewöhnlich sei wegen sparsamer Absonderung der Schleimhäute die Darmausleerung sehr sparsam und es walte hartnäckige Verstopfung ob, und diese könne, bei längerem Bestehen durch die narkotische Wirkung der zurückgehaltenen Excremente auf die Ganglienнerven eine grosse Unempfindlichkeit des Magens gegen Brech- und Abführungsmittel zuwege bringen, während doch sonst die Receptivität des Magens, zumal bei Tobsüchtigen, mehrentheils ganz normal sei.

Neumann sagt in seiner Schrift: von den Krankheiten des Gehirns S. 176: der Tobsüchtige könne ungeheuer viel essen, und er möge essen was er wolle, so bekomme ihm Alles sehr gut, er verdaue Alles, selbst ganz unverdauliche Dinge, Holzspäne, Leder und dergl.

Hill's Mittheilung zufolge befinde sich auf der Zunge gewöhnlich ein gelblichweisser Streifen, der sich gegen die Wurzel hin erstrecke, mit Rändern von einer ungesunden Röthe; der Zustand des Magens und der Gedärme sei sehr verschieden, oft bestehe lange Enthaltung von Speisen ohne Klage, aber häufiger eine ungewöhnliche Essgier, die in der Wahl der Speisen nicht sehr delicat sei, indem die verschiedenartigsten ohne Unterschied verschlungen würden; der Stuhl sei mehrentheils träge, zuweilen wechsele ein nur wenige Stunden anhaltender Durchfall mit einer vielleicht zehntägigen Verstopfung, und so treten auch Urinverhaltungen von kaum glaublicher Dauer ein. Der Urin sei hoch gefärbt, bald mit, bald ohne eine flockige Wolke; ein milchweisser Speichel werde spärlich abgesondert, aber unablässig in kleinen Flatschen ausgeworfen.

Nach Guislain ist die Esslust gewöhnlich übermässig; die Aussonderungen erleiden keine bedeutende Veränderungen, zuweilen sei hartnäckige Verstopfung vorhanden. Den eigenthümlichen Geruch der Hautausdünstung, den manche Schriftsteller wahrgenommen und den sie mit demjenigen verglichen, den die Mäuse verbreiteten, habe er ebenfalls oft beobachtet.

Dubuisson zufolge ist der Mund trocken, die Zunge roth, weisslich oder schmuzig belegt, der Durst brennend, die Esslust in Gefrässigkeit ausgeartet oder unterdrückt.

Dagegen behauptet Rush, dass die Zunge gewöhnlich feucht, häufig weisslich sei; im Munde finde eine reichliche Absonderung von Speichel statt, der von zäher Beschaffenheit sei und mit

Mühe ausgeleert werde; die Esslust sei gross oder fehle gänzlich; die Eingeweide seien gewöhnlich verstopft und der Stuhlgang weiss, wenig ergiebig und hart, der Urin hochgefärbt, spärlich fliessend.

Nach Prichard: der Stuhl unregelmässig, die Zunge belegt, und ein mit Schleim gemengter Speichelauswurf vorhanden.

Esquirol sagt, die Kranken litten an Widerwillen gegen Speisen oder an Gefrässigkeit, sie würden von einem heftigen Durste und vom Verlangen nach kalten Getränken gequält und empfänden ein Brennen in den Eingeweiden; bei manchen zeige sich Gastricismus, eine belegte Zunge, ein stinkender Athem u. s. w., und während sie insgemein einer hartnäckigen Stuhlverhaltung unterworfen seien, hätten einige reichliche und flüssige Stühle; die meisten würden mager.

Nach Jessen bleibt die Digestion nicht selten ganz ungestört, jedoch ässen die meisten Kranken viel zu gierig; manche verschlängen Alles, was ihnen vorkomme, selbst rohe, unverdauliche, ekelhafte Dinge, ohne merklichen Nachtheil; seltener werde der Genuss von Speisen Tage und Wochen lang verweigert; die Zunge sei bald von normaler Beschaffenheit, bald roth und trocken, bald weisslich, gelblich oder bräunlich belegt; in der Regel sei ein Verlangen nach erfrischenden Getränken, bisweilen grosser Durst vorhanden; Magendrücken und Indigestionen kämen nicht leicht vor, häufig, jedoch bei weitem nicht immer, Geneigtheit zu Leibesverstopfung. Eine besondere Affection der Harnwerkzeuge werde selten beobachtet; die Ernährung scheine in der Regel mehr oder weniger gestört zu werden; die Secretionen zeigten sich bald unverändert, bald vermindert, insbesondere die Hautausdünstung, die einen besondern, penetranten Geruch annehme; die Speichelabsonderung sei oft vermehrt.

Aus den Beobachtungen Jacobi's, welche er mit vorzüglicher Sorgfalt bei 50 Kranken in der Siegburger Anstalt angestellt hat, geht folgendes Resultat hervor:

Die Zähne waren in der Gesammtzahl von 50 Kranken bei 35 in einem gesunden, bei elf mehr oder weniger in einem krankhaften Zustande, bei vier war die Beschaffenheit nicht angegeben.

Das Zahnfleisch befand sich unter diesen 50 Individuen bei 31 in einem normalen, bei elf in einem mehr und minder krankhaften, bei den meisten darunter in einem skorbutischen Zustande; von acht fand sich derselbe nicht genau angegeben.

Die Zunge ward unter 50 Kranken bei 17 rein, bei 16 wenig unrein und bei 17 in einem höhern Grade anhaltend unrein, weiss oder weissgelb, grau oder graugelb, belegt, in keinem Falle trocken, wenn auch öfter wenig oder kaum feucht gefunden.

Der Geruch aus dem Munde ward bei 20 rein, bei 15 in

der Regel wenig unrein, bei 15 entschieden von übler Beschaffenheit und unter diesen bei acht säuerlich gefunden.

Die Speichelabsonderung zeigte sich bei 24 normal, wovon aber zwei viel spuckten, bei vier wenig vermehrt, bei 21 übermässig, worunter bei zwei die Speichelabsonderung nur in den Exacerbationen so copiös war.

Die Esslust erschien bei 23 normal, bei zwei gemindert oder aufgehoben, bei 13 ungewöhnlich gesteigert, bei zwei nur in den Exacerbationen sehr gesteigert, bei drei bald geringe, bald sehr rege, bei sieben erst sehr geringe, später übermässig.

Der Durst war unter derselben Zahl von Kranken bei elf nicht abnorm, bei neun geringe oder ganz fehlend, bei sieben in grösserm oder geringerm Grade vermehrt. In den übrigen der vorgekommenen Fälle darf angenommen werden, dass sich in dieser Beziehung nichts Ungewöhnliches zeigte.

Störungen in den Verrichtungen des Darmkanals vom Magen abwärts fanden unter diesen 50 Kranken vier Mal anhaltender und in bedeutenderem Grade, neun Mal im Anfange der Krankheit, theils im spätern Krankheitsverlaufe, doch nur vorübergehend, bei den Uebrigen gar nicht statt.

Der Stuhlgang zeigte sich bei 17 regelmässig und von normaler Beschaffenheit, bei neun träge, sonst normal, bei elf träge und fest, bei neun unregelmässig, bald selten, bald häufig, bald durchfallartig, bald fest, sehr übelriechend, von nicht gehöriger Verdauung zeugend; bei vier übrigens normal, aber häufig mit unverdauten Speiseresten vermengt. In neun Fällen war die Absonderung der Schleimhaut des Darmkanals sehr vermindert, in drei Fällen die Reizbarkeit des Tract. intestin. auffallend erhöht, in einer grössern Zahl von Fällen gemindert. In sieben Fällen fand eine grössere oder geringere, meist congestive Anschwellung der Leber, in fünf eine solche der Milz statt. In fünf Fällen war Hämorrhoidalleiden vorhanden, und in vier Fällen zeigten sich anderweitige Stockungen im Pfortadersysteme, Plethora abdominalis u. s. w.

Unter derselben Krankenzahl zeigte sich bei 14 die Ernährung gesundheitsmässig, bei 15 in etwas, doch nicht bedeutend, bei 21 aber sehr entschieden und zum Theil in hohem Grade gesunken. Bei elf Individuen waltete in mannichfacher Weise ein dyskrasischer Zustand ob, und bei 14 fand sich wenigstens eine blasse, gelbe oder erdfahle Gesichtsfarbe mit blauen Ringen um die Augen u. s. w.

Was nun die zusammengestellten Betrachtungen über das Verhalten der der Verdauungsthätigkeit zukommenden Organe in der Tobsucht betrifft, so scheint sowohl das mitunter so geringe Maass der Betheiligung jener Organe, als auch die Art, wie sich dieselbe da, wo sie am meisten hervortritt, kundgiebt, einer besondern Aufmerksamkeit werth zu sein. Es ist gewiss auffallend,

bei welch einer verhältnissmässig unbedeutenden Anzahl von an Manie Leidenden gewisse Erscheinungen von Thätigkeitsstörungen der Verdauungsorgane, zumal als primäre vorkommen. Wir fanden ja unter 50 Kranken nicht einmal bei dem vierten Theile Zunge und Athem in einem einigermaassen bedeutenden Grade unrein, die Esslust war nur bei zweien anhaltend, bei sieben blos vorübergehend gestört, und auch der Durst verhielt sich bei den meisten in gewöhnlicher Weise. Nicht minder erschienen die Stuhlausleerungen bei der grossen Mehrzahl ganz normal, oder zeugten doch nur von einer wenig beeinträchtigten Thätigkeit des untern Theiles des Darmkanals und der grossen Bauchdrüsen, so dass jene Ausleerungen kaum bei zwei Fünftheilen eine wünschenswerthe Veränderung darboten, während nicht minder die Urinsecretion nur in seltenen Fällen als krankhaft bezeichnet werden konnte. Und hiermit stimmt denn auch zusammen, dass nur in sieben Fällen eine congestive Anschwellung der Leber, und in fünf eine ähnliche der Milz und so auch nur in einem diesem entsprechenden Verhältniss Plethora abdominalis u. s. w. bei diesen Kranken erkannt ward. Auf der andern Seite aber fanden sich in derselben Reihe von Kranken häufig genug manche andere Erscheinungen, welche dennoch von einem gewissen Leidenszustande des hier näher betrachteten Organensystems auch bei denjenigen Kranken zeugten, bei denen sonst keine namhafte Störung des Verdauungsgeschäftes bemerklich war. Hierher gehört zunächst die etwa bei der Hälfte dieser Individuen zum Theil in einem hohen Grade vermehrte, wie auch bei den einzelnen verminderte Speichelabsonderung; dann die bei etwas weniger als der Hälfte sehr starke und bei manchen derselben übermässig gesteigerte Esslust; ferner der bei zwei Fünftheilen beinahe anhaltend träge und bei einem Fünftheil zugleich feste, wenn auch in anderer Hinsicht normale Stuhl; und endlich das entschiedene Sinken der Reproduction, ohnerachtet der vermehrten Assumption und Verdauungsthätigkeit, bei 36 unter 50 dieser Kranken, wo nebenbei bei einem Fünftel zugleich ein offenbar dyskrasischer Zustand der Säfte obwaltete, und bei einer noch etwas stärkern Zahl die gelbe oder erdfahle Hautfarbe und manche andere Symptome ebenfalls einen abnormen Zustand in der Sphäre der Vegetation ankündigten. Dass die sarke Speichelabsonderung aber bei den damit Behafteten nicht einem primären Leiden der Verdauungsorgane in gewöhnlicher Weise angehörte, sondern vielmehr von einem eigenthümlichen Reizungszustande abhing, welchem die Speicheldrüsen von einer andern Seite unterlagen, erhellte hinlänglich aus dem bei eben diesen Individuen grösstentheils ganz normal vor sich gehenden Digestionsprocesse. In gleicher Weise war die bei so vielen Individuen gesteigerte Esslust offenbar nur die Folge einer alienirten Nerventhätigkeit, ohne irgend eine sonstige Störung des Ver-

dauungsgeschäftes, sowie denn auch die ebenfalls vielfältig in jener Reihe von Beobachtungen sich darbietende geminderte Secretion auf der Schleimhaut des untern Theiles des Darmkanals, und dessen torpides Verhalten, sammt ihrer Folge, der Thätigkeit und Festigkeit der Stühle, gleich wie in vielen andern Fällen, wo auch nicht zugleich eine mangelhafte Gallensecretion dazu mitwirkte, aus derselben Ursache zu entspringen schien. Endlich aber deutet auch die in der grossen Mehrzahl dieser Kranken vorkommende Abnahme der Ernährung, bei so häufig ungestörter Thätigkeit der Verdauungsorgane und bei gleichzeitigem reichlichen Speisegenusse, auf ein in den Verdauungsorganen selbst nicht zunächst begründetes, mit den eben erwähnten abnormen Zuständen aus gleicher Quelle hervorgehendes Leiden hin.

An diese Betrachtung knüpfen wir zugleich diejenigen Erscheinungen, welche das Gehirn- und Nervensystem, die Muskulatur, die Sinn- und Geschlechtsorgane bei den Tobsüchtigen, als von der Norm abweichend, darbieten.

Aus der von Jacobi mit gewohnter Sorgfalt angegebenen Tabelle [1]), welche die hierher gehörigen pathologischen Erscheinungen, wie sie bei 50 Kranken beobachtet wurden, enthält, ergiebt sich Folgendes: Die Körperkräfte zeigten sich, in so weit sie sich durch die Thätigkeit der den willkürlichen Bewegungen dienenden Muskeln kund geben, unter 50 Individuen bei 17 als einen hohen, bei vier als einen mittlern Stand behauptend, bei 19 aber als gering, und mehrentheils als im Verlaufe der Krankheit gesunken. In keinem einzigen Falle ward in den Exacerbationen der Tobsucht eine Steigerung des dem Individuum im gesunden Zustande oder im Nachlasse eigenthümlichen Kräftemaasses wahrgenommen. In den meisten Fällen waren selbst minder muskelstarke, aber hinlänglich gewandte Wärter und Wärterinnen im Stande, allein den einzelnen Tobenden zu bändigen, wenn es nur nicht darauf ankam, den mit rücksichtsloser Wuth Widerstrebenden an- oder auszukleiden, ihm die Zwangsjacke anzulegen oder ihn auf dem Zwangsstuhle zu befestigen und dergl., wozu, schon um des Wohles des Kranken willen, in der Regel mehrere Gehilfen erforderlich sind. Doch oft ist auch dafür ein einzelner tüchtiger Wärter hinreichend.

Die Sinnesthätigkeit ward in ihren verschiedenen Sphären unter der erwähnten Anzahl der Kranken bei 38 Individuen normal und nur bei zwölf in etwas beeinträchtigt gefunden. Unter diesen letztern wurden bei einem Hallucinationen des Gehirns erkannt, bei einem zweiten zeigte sich grosse Empfindlichkeit gegen alles lautere Geräusch, bei fünfen war das Gehör ungewöhnlich scharf, während von einigen dieser Individuen mitunter

1) S. 436 dritte Tabelle.

auch über Rauschen und Sausen in den Ohren geklagt ward; zwei derselben litten, doch nicht bedeutend, an Lichtscheu; einer sah allerlei Farbenbilder und einer gab an, wandelnde Flecken vor den Augen zu sehen; bei zweien wurden Hallucinationen des Gefühls in den Hautdecken wahrgenommen. Im Ganzen waren die hierher zu zählenden Abweichungen vom gesunden Zustande sowohl selten als vom geringen Betrage. Die Conjunctiva zeigte sich bei vier Individuen mehr oder weniger geröthet, und bei sechsen war dieselbe theils in geringerem, theils in grösserem Maasse mit Blutgefässsträngen durchzogen, ohne sonstige Röthung derselben. Die Pupillen erschienen bei fünf dieser Subjecte zu enge, und bei dreien von diesen wenig, bei zwei andern gar nicht veränderlich; bei dreien waren die Pupillen constant zu weit, und die Iris bei verschiedener Stärke der Einwirkung des Lichts zu träge reagirend.

Bei 21 Individuen gaben mancherlei Klagen eine Beeinträchtigung des Gemeingefühls kund, während bei 29 keine solche Klagen vorkamen. Schien es nun aber auch, dass ein grosser Theil dieser letztern wirklich von Leiden frei war, die zu solchen Klagen hätten Anlass geben können, so war der Zustand mancher derselben doch übrigens von solcher Art, dass man annehmen durfte, es sei nur das mit dem Irresein gegebene Zurücktreten selbstbewusster Besonnenheit, welches diesen Mangel an Aeusserung, darum nicht minder vorhandener, ungewöhnlicher, lästiger und schmerzlicher Empfindungen verursache, während auch auf der andern Seite manche Klagen solcher Individuen über dergleichen Beschwerden keinesweges in einem gestörten Gemeingefühl, sondern in zugleich vorhandenem Wahnsinne ihren Grund hatten. Die angegebenen Beeinträchtigungen des Gemeingefühls waren in 12 Fällen: Kopfschmerz, Schwindel, Hitze, Tollheit, oder sonstige nicht näher bestimmte, nur als fremd oder eigenthümlich angegebene Gefühle im Kopfe, in sieben Fällen gastrische Beschwerden von mancherlei Art und darunter mehrmals auch unerträglicher Hunger; in zwei Fällen Brustbeklemmung und ungewohnte Gefühle in der Brust; in sechs Fällen anomale Sensationen in der Haut, rheumatische Schmerzen in verschiedenen Theilen des Körpers, belästigendes Hitze- oder Kältegefühl, Jucken u. s. w.; in noch sieben Fällen endlich Empfindungen von Flauigkeit, Mattigkeit, Ohnmacht, Angst u. s. w. Der nächtliche Schlaf war während der Perioden der Tobsucht unter 50 Kranken in 31 Fällen ganz oder mehrentheils fehlend; in 12 Fällen bald fehlend, bald ruhig, in sieben Fällen fast durchgehends ruhig.

Was nun die vom Gehirn und Nervensysteme abhängenden Erscheinungen betrifft, so fanden sich unter 50 Kranken nur 7, bei denen solche Anomalien in der Muskelthätigkeit wahrgenommen wurden, die als von einer Affection des Hirns und des Rückenmarks

ausgehend, angesehen werden konnten, und diese wenigen selbst waren meist unbedeutend oder doch bald vorübergehend. So ward in einem Falle bisweilen ein krampfhaftes Zähneknirschen, in einem zweiten vorübergehend eine zuckende Bewegung in den Daummuskeln der rechten Hand, bei einem dritten Individuum in zwei verschiedenen Erkrankungen jedesmal eine mehre Wochen anhaltende und in der Reconvalescenz wieder verschwindende Lähmung der Muskeln des linken Arms beobachtet; in einem vierten Falle waren bei dem Eintritte der Krankheit, vorübergehend, Zuckungen in den Gliedmaassen und Lähmung der Zunge, in einem fünften hastige, unsichere Bewegungen der Extremitäten und der Zunge, in einem sechsten unter Ohnmacht und Erschöpfung eintretende, zuckende Bewegungen der Muskeln des Gesichts und der Extremitäten, und in einem siebenten endlich ähnliche zuckende Bewegungen während eines ekstatischen Zustandes bemerkt worden. Insbesondere ist noch zu erinnern, dass keinesweges vorzugsweise bei diesen Tobsüchtigen ein Leiden des Rückenmarkes beobachtet worden ist, obgleich diesem Punkte durchgehends eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden ist und die Kranken grösstentheils, zur Ermittelung eines allenfalls vorhandenen Irritationszustandes des Rückenmarks, der bekannten Prüfung mittels eines in heisses Wasser getauchten Schwammes, eines auf die einzelnen Rückgratswirbel angewendeten Druckes u. s. w. unterworfen worden sind. Sehr entschieden darf ferner behauptet werden, dass die heftigen, übermässigen Bewegungen der Tobsüchtigen in den Exacerbationen durchaus niemals den Charakter von Krampf und Unwillkürlichkeit an sich trugen.

In den weitern meisten Fällen litt das Gehirn (und zwar sehr oft nach vorhergegangener Schwächung und Entziehung der normalen Reize), mit oder ohne gleichzeitiger Schwäche, in krankhaft erhöhter Reizbarkeit mit Reizung, bei einem Theile der Kranken aber jedoch nur an einer Disposition zu Verstimmungen seiner Reizbarkeit, mit Reizung verbunden, während in manchen Fällen auch nur mächtige Reizung bestand, ohne dass das Gehirn zuvor an krankhaft erhöhter oder missstimmter Reizbarkeit gelitten hatte. In nicht wenigen Fällen war ein ähnliches, gleichzeitiges oder vorausgehendes Leiden der Nervengeflechte der Brust und des Unterleibs zu erkennen, wenn auch häufig das Hirnleiden das frühere war. Dieses Letztere fand, soweit es sich durch sorgfältige Nachforschung erkunden liess, unter 50 Individuen bei 33 statt, während bei 8 Kranken das Leiden des Nervensystems der Brust und des Unterleibs gleichzeitig eingetreten, und in 9 Fällen dem Hirnleiden offenbar vorausgegangen war. Die zu der krankhaft erhöhten Reizbarkeit des Gehirns, da wo eine solche stattfand, hinzutretende Reizung, beruhte in 7 Fällen vorzugsweise auf Anomalien der Blutbewegung, in 4 Fällen auf Dyscrasie, in 6 Fällen auf Verstimmung der Reizbarkeit der Nervengeflechte des Unterleibs,

in 6 Fällen auf einem Reizungs- oder sonst anomalen Zustande der Geschlechtsorgane, in drei Fällen auf tuberkulöser und pneumonischer Affection der Lungen, in einem Falle auf einem nicht gehörig kritisirten acuten Exanthem, und in einigen Fällen auf eingewirkt habende psychische Agentien. Eine idiopathische organische Hirnaffection kam unter diesen Fällen drei Mal, und eine offenbar erbliche Anlage in strengerem Sinne, eben so oft vor.

Das Verhalten des Sexualsystems in den Perioden der Tobsucht ergab folgendes Resultat: Unter 29 männlichen Kranken ward bei 21 niemals geschlechtliche Aufregung wahrgenommen, und unter den 8 übrigen Fällen konnte eine solche bei zwei Individuen noch als zweifelhaft angesehen werden, da lediglich obscöne Reden für das Vorhandensein derselben zeugten; in einem excessiven Grade erschien sie nur bei vier dieser Kranken. In einem Falle waren die Genitalien in ihrer Entwickelung gehemmt und die Hoden blieben während der frühern Periode der Krankheit mehrentheils innerhalb des Bauchringes versteckt. In drei andern Fällen wurden die Hoden mitunter dicht an den Bauchring hinaufgezogen angetroffen, doch bei zweien derselben gerade in den Remissionen.

Unter den 40 weiblichen Kranken zeigten sich bei 32 Anomalien der Menstruation, bei 8 keine, wovon aber zwei bereits auf der Stufe der Decrepidität standen. Unter den erst erwähnten 32 fand die Störung bei mehr als einem Drittheile nur in der ersten Zeit der Krankheit, aber nicht mehr in ihrem weitern Verlaufe statt, indem die Menses nach kürzerer oder längerer Zeit wieder wie früher zu fliessen begannen, während sie bei den Uebrigen, insoweit sie nicht als unheilbar entlassen werden mussten, erst in der Periode der Reconvalescenz (in 10 Fällen letztere offenbar fördernd) und bei einigen selbst erst, nachdem sie schon längst wieder von der Seelenstörung genesen waren, erfolgten. In 10 Fällen waren Störungen in den Wochenbettssecretionen und in der Lactation von wesentlicher Bedeutung für die Krankheitsentwickelung gewesen. Bei 25 der angeführten Individuen war in dem ganzen Krankheitsverlaufe durchaus keine geschlechtliche Aufregung bemerklich; in den 15 übrigen Fällen fand sie statt, doch nur bei fünf dieser Kranken in einem bedeutenden Grade und zwar in ihrer furchtbarsten Höhe bei einer 52jährigen, schon seit mehren Jahren nicht mehr menstruirten Frau, während sie sich bei den andern in einem viel beschränktern Maasse und nur vorübergehend äusserte. — Mehr oder weniger abweichend von Jacobi's Beobachtungen sind die Resultate der psychiatrischen Schriftsteller über denselben Krankheitszustand angegeben. Denn Esquirol z. B. behauptet, gleich so manchen Andern, dass die Muskelstärke, welche einige Tobsüchtige entwickelten, ausserordentlich sei und Ungeheures vollbrächte; was sie aber hauptsächlich furchtbar mache, sei, dass bei diesen Kranken das erhöhte Gefühl ihrer Kraft der

Berechnung der Vernunft entzogen sei, und manche die Meinung hegten, dass sie unbezwinglich seien. Bei gleichzeitig vorhandenen andern Zeichen von Blutcongestionen zum Kopfe, seien die Augen geröthet, funkelnd, vorspringend, convulsivisch bewegt, zum Himmel gerichtet, dem Sonnenlichte Trotz bietend; tausend Hallucinationen trieben ihr Spiel mit dem Verstande; die Empfindlichkeit der Haut für Hitze und Kälte sei bald abgestumpft, bald ungemein gross; sehr viele hätten die Empfindung von einer ausserordentlichen innern Hitze, die sie durch irgend eine Weise der Abkühlung zu tilgen suchten. Die Schlaflosigkeit bestehe Wochen und Monate hindurch, und häufig sei auch der Schlaf durch Träume und Alpdrücken gestört. Selbstbefleckung hat Esquirol bei Tobsüchtigen selten beobachtet; der krampfhaften Zufälle wird in der allgemeinen Schilderung der Manie nicht erwähnt.

Mit dem ersten Theile dieser Schilderung übereinstimmend sind Pinel's Angaben; nach ihm ist auch die Stärke der Tobsüchtigen ausserordentlich und mitunter an das Wunderbare grenzend. Das Auge glänzend, beim eintretenden Anfalle oft plötzlich geröthet, der Blick stier und drohend. Der Sinn des Gesichts und Gehörs ist nach Pinel gewöhnlich ausnehmend scharf und die Empfindlichkeit dieser Organe zeigt sich so gross, dass die Kranken deshalb oft isolirt werden müssen. Manche Kranke haben das Gefühl von einer ungeheuren Hitze, welches sie bald im Innern des Bauches, bald im Kopfe, bald im ganzen Körper zu empfinden klagen, und welches zumal von manchen derselben bei dem Ausbruche der heftigsten Wuthanfälle als aus dem Unterleibe aufsteigend empfunden werde. In Betreff der Sexualorgane hebt Pinel besonders das häufige Vorkommen von heftiger Nymphomanie und von Hingabe an zügellose Onanie hervor.

Ideler berichtet, dass die Kranken in den Fällen, wo die Wuth die Gestalt des rasenden Zorns habe, eine die gewöhnliche des Individuums weit überschreitende Stärke, die oft zur Löwenstärke gesteigert werde, entwickeln, wobei der Drang zur Thätigkeit am Ende, in der höchsten Verwilderung des Bewusstseins, auch wohl geradezu automatisch werde und sogar in Convulsionen überschlagen könne, welches jedoch immer als eine ungewöhnliche Erscheinung betrachtet werden müsse, womit sonst die heftigen Bewegungen in der Tobsucht nichts gemein hätten. Ihr Blick sei von fürchterlich drohender Wildheit, die Augen seien rollend, feuersprühend, während da, wo die Tobsucht aus Furcht und Angst entspringe, die Augen glanzlos und bleich erschienen, der Blick scheu und irrend sei und ein convulsivisches Zucken im ganzen Körper stattfinde. Das Gemeingefühl wird ebenso geschildert wie von dem vorhergehenden Schriftsteller; der Schlaflosigkeit endlich wird als eines zu der Heftigkeit und Dauer der Tobsucht in geradem Verhältnisse stehenden Symptomes gedacht.

Neumann [1]) sagt, das Auge werde in der Manie feurig oder starr, und auf eine eigene unbegreifliche Weise stark schielend; der Tobsüchtige schlafe oft Wochen lang hintereinander nicht; auch pflegen Wahnsinnige der Onanie sehr ergeben zu sein.

Rush [2]) bemerkt, dass bei den Tobsüchtigen die Augen rollend und aufgerissen seien, die Muskelstärke sei gross, die Nerven zeigen Unempfindlichkeit gegen Kälte, Hitze und Reize aller Art; der Gehörsinn und das Gesicht sei ungewöhnlich scharf, die Schleimabsonderung in der Nase stark; mehrentheils sei Schlaflosigkeit vorhanden, die Wochen und Monate anhalte.

Hill [3]) theilt uns Folgendes mit: Es hätten ihm manche Tobsucht-Reconvalescenten erzählt, sie hätten öfter eine Empfindung, wie nach einem heftigen Schlage aufs Auge gehabt, als ob Flammen aus demselben hervorsprühten (eine dieser entsprechende Beobachtung theilt auch Jacobi [4]) mit); auch weiche die Thätigkeit der Augenmuskeln bei diesen Kranken sehr von den gesunden ab; unter 10 derselben fänden sich immer 8, welche sogenannte Ochsenaugen hätten; die Augen seien in beständiger Bewegung, die Pupillen verengert, die Coni bulbi glänzend, gelblich gefärbt, von Blutstreifen durchzogen und die Gefässe der Sclerotica dehnten sich in solchem Maasse aus, dass die Augenlider dadurch erhaben und geschwollen erschienen. Der beiweitem grössere Theil dieser Kranken sei gegen die höchsten Grade von Hitze und Kälte unempfindlich, dagegen werde von jedem derselben an irgend einem Theile des Körpers ein Schmerz empfunden und durch Klage oder Bewegung kundgegeben, der dann auf den Sitz des Uebels deute. Schlaflosigkeit ist auch von Hill als eines der zuerst eintretenden Symptome genannt.

Chiarugi [5]) sagt, der Tobsüchtige vermöge mit seiner gesteigerten Kraft die stärksten Bande und selbst Ketten zu zerreissen; die Unempfindlichkeit gegen Kälte sei ausserordentlich, der Schlaf kurz, unruhig und leicht; die äussern Sinne von grösserer Schärfe wie gewöhnlich, die Augen seien funkelnd, gleichsam feurig, höchst lebhaft, der Blick herumirrend, nur mit Gewalt zu fixiren; die Augenlider zögen sich abwechselnd auseinander und wieder zusammen, und der Augapfel stände gewöhnlich hervor und schiene aus der Augenhöhle herausgetrieben; die Neigung zur Wollust sei sehr gross.

Guislain [6]) gibt es als charakteristisches Merkmal an, dass die Tobsüchtigen mehr als Irre anderer Art eine ausserordentliche

1) A. a. O. S. 175.
2) A. a. O. S. 114 u. f.
3) A. a. O. S. 68.
4) Beobachtungen Bd. I. S. 360.
5) A. a. O. S. 311.
6) A. a. O. S. 192.

Neigung zum Gebrauche von Niesmitteln verriethen, und dass manche unter denselben auch ein leidenschaftliches Verlangen nach geistigen Getränken hätten. In Bezug auf das Gemeingefühl stimmt Guislain mit den vorhergehenden Angaben überein. Der Schlaf sei zwar unregelmässig, doch zeige er nur geringe Unterbrechungen. Zuweilen sei die Menstruation unterdrückt.

Nach Burrows [1]) sind die Mnskelkräfte bei Tobsüchtigen ungeheuer erhöht; die Kranken müssen nach seiner Ansicht oft an heftigen Schmerzen leiden, denn sowohl ihr Benehmen als auch ihre Bewegungen verriethen häufig die Gegenwart von Schmerz; im Beginne werde auch oft über Kopfweh und über ein Gefühl von Einschnürung des Kopfes so wie über Schwindel geklagt; anhaltende Schlaflosigkeit sei gewöhnlich; unter gleichzeitigen anderweitigen Anzeigen von Blutcongestion zum Kopfe seien die Augen im Paroxysmus stärker vorragend und glänzend, mit einem wilden, drohenden Blicke, während die Conjunctiva von den angeschwollenen Blutgefässen geröthet erscheine; die Augenlider seien zurückgezogen und zeigten einen kleinen, rund um die Cornea gehenden Kreis; oft werde das gerade in das Auge einfallende Sonnenlicht ohne Blinzeln ertragen; bisweilen bewirke verstärktes Licht aber auch grosse Aufregung; in den Remissionen zeigten sich die Augen hohl und eingefallen, mit viel Feuchtigkeit in ihrer Umgebung; geschlechtliche Aufregung sei bei Männern wie bei Weibern in der Tobsucht eine nicht häufige Erscheinung; die Menses erschienen unordentlich und seien häufig, zumal im Beginne und oft schon vor dem Ausbruche der Tobsucht, unterdrückt.

Im Widerspruche mit der von Burrows angegebenen Behauptung in Bezug auf die Erscheinungen im Geschlechtssysteme steht Jessen's Mittheilung, nach welcher eine krankhafte Erregung der Geschlechtsorgane, vermehrter Geschlechtstrieb und eine Neigung zur Onanie häufig vorkommen; Störungen der Menstruation und Milchsecretion aber schienen ihm öfter Ursache als Folge der Manie zu sein; wo keine Unordnung der monatlichen Reinigung vorhergegangen sei, pflege sie im Verlaufe der Manie regelmässig wiederzukehren und in vielen Fällen von Exacerbationen der Tobsucht begleitet zu werden. Ferner bemerkt Jessen: die Muskelkräfte seien fast immer gespannt und scheinbar erhöht; alle Bewegungen würden mit besonderer Leichtigkeit, Energie und Schnellkraft vollzogen; der Maniacus sei viel mehr als ein Gesunder ausserordentlicher und anhaltender Kraftanstrengungen fähig: überhaupt finde bei dem Maniacus nicht selten eine so enorme Aufregung aller Kräfte statt, dass ein psychisch Gesunder völlig dadurch aufgerieben werden müsste, während jener sie vielleicht ohne nachfolgende Abspannung, jedenfalls ohne verhältnissmässige Erschöpfung der Kräfte, ertrage. Es sei dies ein Beweis für die

1) A. a. O. S. 346 u. f.

relative Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des psychischen Lebens. Nur Letzteres sei hier wesentlich betheiligt, und sein Zusammenhang einerseits mit dem psychischen, andererseits mit dem moralischen Seelenleben (das natürliche Verhältniss zwischen Leib, Seele und Geist) aufgehoben, eben deswegen hätten die psychischen Vorgänge nicht den gewöhnlichen Einfluss auf den leiblichen Organismus, dessen Gesundheit unter Umständen fortbestehen könne, welche bei ungestörter Fortdauer des natürlichen Zusammenhanges von Seele und Leib eine gänzliche Zerrüttung desselben nach sich ziehen müsste; die ungestümen Muskelbewegungen erschienen mitunter auch fast krampfhaft, jedoch kämen wirkliche Krämpfe und Convulsionen selten vor, wenngleich Paroxysmen von Manie sich zur Epilepsie gesellten; vorübergehend trete auch wohl eine kataleptische Erstarrung der Muskeln ein; die Sensibilität sei im Allgemeinen vermindert; der Kranke ertrage grosse Hitze und Kälte, ohne sie zu empfinden; er blicke manchmal starr in die Sonne, ohne geblendet zu werden, und so werde ihm auch kein Geräusch oder Getöse lästig; gegen körperliche Schmerzen, gegen stark einwirkende Arzeneien sei er wenig empfindlich; bedeutende Krankheiten der Lungen könnten stattfinden, ohne Husten und Respirationsbeschwerden; Scirrhositäten des Magens ohne merkliche Störungen des Appetits; die eigentlichen Sinnorgane, namentlich Gesicht und Gehör, erschienen grösstentheils eher geschärft, als abgestumpft, und nähmen häufig Theil an der krankhaft gesteigerten Hirnthätigkeit; habituelle Schwerhörigkeit verschwinde manchmal während eines Paroxysmus von Manie, und kehre nach ihrem Aufhören zurück; Täuschungen des Gehörs und Gesichts kämen sehr oft vor; endlich finde in der Regel, wenigstens im Anfange der Krankheit und während der Exacerbationen, Schlaflosigkeit statt, welche mehre Nächte hindurch ununterbrochen fortdauern könne; überhaupt sei der Schlaf gewöhnlich nur kurz und unruhig, durch lebhaftes Träumen und temporäres Erwachen gestört; die Schlaflosigkeit könne während der Manie bisweilen ohne merkliche Beeinträchtigung des Wohlbefindens ausserordentlich lange ertragen werden.

Ehe wir zur Aetiologie übergehen, sei es uns vergönnt, einige Bemerkungen über die Annahme von Stufen, Graden und Varietäten der Tobsucht vorangehen zu lassen.

Es giebt Grade der Wärmeentwickelung, der Muskelstärke, sowie der Empfindung und der Verstandesthätigkeit, gleichwie es Grade des schnellern oder langsamern Fortschreitens, der Ex- und Intensität gewisser Krankheitsprocesse gibt. Wir müssen aber immer, wenn wir hier von Graden reden, festhalten, dass damit nur ein mehr Aeusserliches der in Rede stehenden Erscheinungen angedeutet wird, und dass wir dabei stets zugleich die Zustände und

Vorgänge des innern Lebens der Organismen, die keine Gradbestimmung zulassen, vorzugsweise im Auge zu behalten haben. Es ist dies aber zumal von der höchsten Wichtigkeit bei den anthropologisch-pathologischen Gegenständen, die uns hier beschäftigen. Wir können z. B. von Tobsucht, Wuth, Raserei, als verschiedenen Stufen einer gewissen Gattung von Seelenstörung, wir können von Graden reden, in welchen der Wahnsinn, die Schwermuth, der Blödsinn u. s. w. sich kundgeben, und es sind dies zulässige, ja in einem gewissen Sinne sachgemässe Bezeichnungen; doch müssen wir erwägen, dass sie sich immer nur vorzugsweise auf das Aeussere der vorhandenen Krankheitszustände beziehen. Ja, sie sind so weit davon entfernt, dem Wesentlichen der hier obwaltenden Zustände und Vorgänge in den leidenden Organismen zu entsprechen, dass die in dieser Hinsicht beobachteten Abweichungen von der normalen Beschaffenheit sehr oft als verhältnissmässig wenig bedeutende und leicht wieder zur Norm zurückzuführende erkannt werden, während in jenen äussern Erscheinungen ein grenzenloser Excess und Tumult herrscht, sowie in andern Fällen wieder das entgegengesetzte Verhältniss stattfindet.

Die Zerrüttungen der anthropologischen Verhältnisse können in einem grössern oder geringern Umfange, mit grösserer oder geringerer Intensität eintreten; es kann in dem einen Falle dieses, in dem andern jenes psychische Vermögen vorzugsweise oder tiefer leidend gefunden werden, doch wird dadurch kein wesentlicher Unterschied in der Gradbeschaffenheit dieser Zustände bedingt. Denn die hier stattfindenden Schwankungen entsprechen immer nur der Breite desjenigen Spielraums, die dem anthropologischen Leben auch in seinen Zerrüttungen zugemessen ist; und so wie hier das Leiden stärker oder schwächer hervortritt, so findet ein Gleiches hinsichtlich der Aeusserungen der Seelenthätigkeiten statt, insofern diese Aeusserungen an jenes anthropologische Leben geknüpft sind. Wie aber auf der einen Seite das Leiden bei einer solchen, das anthropologische Verhältniss treffenden Beeinträchtigung nie ein ganz theilweises ist, sondern mehr und weniger das Ganze mitleiden wird, so findet dieses immer auch hinsichtlich der psychischen Erscheinungen statt, sodass, wie in allen anthropologischen Zuständen, das in demselben vereinigt gegebene somatische und psychische Element auch unter diesen Bedingungen auf das innigste verbunden scheint.

Aetiologie.

1. *Kosmische, tellurische, klimatische Verhältnisse; Witterungs- und Landesbeschaffenheit in ihren vielfachen Beziehungen; Volksabstammung; Stufen der Cultur und Wissenschaften u. s. w.*

Es ist unverkennbar, dass jene Momente sowohl zur Hervorbringung von Krankheiten überhaupt, als auch von Seelenstörungen

insbesondere, von grossem Einflusse sind; nichtsdestoweniger müssen wir gestehen, dass, so hoch auch die Bedeutung dieser Einflüsse angeschlagen werden mag, ihre Wirkung auf die Gestaltung und Modificirung der normalen anthropologischen Verhältnisse noch so wenig zuverlässig ermittelt und in klarer Anschauung dargestellt ist, dass wir alle bisherigen Bestrebungen der Psychiatrie, den Einfluss jener allgemeinen Verhältnisse und Zustände auf die Entstehung der Seelenstörungen zu ergründen, mangelhaft und unzuverlässig in den gewonnenen Resultaten finden. Die Wahrheit dieses Geständnisses wird gerade durch diejenigen Werke begründet, in welchen dieser Gegenstand von den vorzüglichern Schriftstellern, wie z. B. von Fodéré in seinem Traité du délire ausführlich behandelt wird, denn aus ihnen ergibt sich, wie es bis jetzt beinahe gänzlich an zuverlässig ermittelten Thatsachen für den beabsichtigten Zweck fehlt. Wir können uns daher auch nur auf einige einzelne hierhergehörige Gegenstände, bei welchen die Beobachtung zu einigermaassen genügenden Resultaten gelangte, einlassen.

Fast alle psychiatrischen Schriftsteller von Bedeutung erwähnen des Einflusses derjenigen Eigenschaften und Kräfte der Erde, die mit den kosmischen verbunden, durch den Wechsel der Jahreszeiten, der Witterungszustände, der Beschaffenheit des Dunstkreises u. s. w. auf den Menschen wie auf alle übrigen organischen Wesen so vielfach bestimmend einwirken. — Es ist uns allerdings hier schon in grösserm Maasse die Möglichkeit genauer Beobachtung durch den Fortschritt der Wissenschaft und durch die Mittel, die sie dem Forscher dazu immer mehr darbietet, gegeben; allein wir müssen uns doch eingestehen, dass unsere Erkenntniss von der Wirksamkeit dieser Einflüsse zur Erzeugung und Fortbildung krankhafter Zustände im menschlichen Organismus fortwährend in einem solchen Grade beschränkt und schwankend ist, dass sie der Theorie und Praxis bis jetzt nur sehr wenig haltbare Stützpunkte darbietet. Die tiefer eindringende Beobachtung wird nämlich hier erschwert einestheils dadurch, dass die aus jenen Momenten hervorgehenden verschiedenen Einflüsse insgemein schon unter sich vielfältig zusammengesetzt sind, anderntheils aber, dass sehr häufig die Zustände der menschlichen Organismen höchst unmerklich dadurch modificirt und überdies grösstentheils nur nach Maassgabe individueller Beschaffenheiten derselben der Grund zu Veränderungen gelegt wird, die sich erst so allmälig entwickeln, dass das Resultat nicht selten erst nach vielen Wochen und Monaten hervortritt, und diesem zufolge nothwendig oft nicht als ein solches erkannt und daher auch falsch gedeutet wird.

Wir können dasselbe nur über den Versuch, den Einfluss der Jahreszeiten und der Witterungsbeschaffenheit auf die Erzeugung und Gestaltung des Irreseins zu bestimmen, wiederholen. Denn wenn auch mit Grund behauptet werden darf, dass jene

Momente durch ihre Gegenwart und durch ihren Wechsel unter gewissen Verhältnissen auf einzelne Individuen einen solchen krankmachenden Einfluss ausüben können, wodurch gleichzeitig das Hervortreten von Seelenkrankheit bedingt wird, so möchten doch die hierherzuzählenden zuverlässigen Beobachtungen noch zu wenig zahlreich sein; dass aber unter andern gewisse Jahreszeiten, vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, an und für sich constant das Entstehen von Irresein und besonders von einzelnen Formen desselben begünstigen, darf nach den Beobachtungen vieler Psychiatriker weder überhaupt, noch namentlich für die Tobsucht angenommen werden. Denn wenn auch Esquirol sagt, es sei augenscheinlich, dass die Manie im Frühjahr und während der Sommerhitze am häufigsten ausbrechen muss, und dass er bei der Zählung der Maniaci, welche während vier Jahren in die Salpetrière aufgenommen worden sind, die Aufnahme vom März bis Ende August nicht nur häufiger als sonst, sondern auch, dass die Aufnahme der an Tobsucht Leidenden verhältnissmässig zu der der übrigen Formen der Geisteskrankheiten während dieser Zeit weit grösser ist; so bleibt man doch zuvörderst ungewiss darüber, ob und wie lange jene Kranke, auf welche sich die Behauptung bezieht, etwa schon vor der Aufnahme tobsüchtig gewesen, während es zugleich der Nachweisung bedurft hätte, wie die Temperaturverhältnisse in den erwähnten Frühjahren und Sommern gewesen, und wie sich die Zahl der übrigen aufgenommenen Irren zu der der Tobsüchtigen verhalten hatte.

Das Resultat einer achtzehnjährigen Beobachtung in der Siegburger Anstalt, welches uns Jacobi [1] mittheilt, giebt uns folgenden Aufschluss über den Einfluss der Witterung auf die in Rede stehende Seelenstörung.

December	5,	März	22,	Juni	19,	September	17,
Januar	10,	April	12,	Juli	20,	October	18,
Februar	14,	Mai	22,	August	11,	November	11,
	29.		56.		50.		46.
				181			

Nach dieser Tabelle fand also der Ausbruch der Manie bei der geringsten Zahl in den eigentlichen Wintermonaten, bei der grössten in den drei Frühjahrsmonaten, und in einer zwischen jener höchsten und niedrigsten Frequenz die Mitte haltenden Zahl, sowohl in den Sommer- wie in den Herbstmonaten statt, doch so, dass die geringere Frequenz in den Wintermonaten gegen die der übrigen Jahreszeiten sehr entschieden hervortritt, die Frequenz in den Sommermonaten aber durchaus nicht als die höchste erscheint.

1) A. a. O. S. 568.

Dagegen behauptet Esquirol [1]), dass die Manie am häufigsten in den Monaten Juni, Juli und August, also in den Sommermonaten, ausbreche. Nach demselben Schriftsteller ist der Einfluss der erhöhten Temperatur der Atmosphäre auf das Entstehen der Manie in den heissen Ländern ebenso fühlbar, wo auch die Manie häufiger, als in den gemässigten und kalten ist. Dieser Einfluss der Hitze modificirt den Krankheitsverlauf; die Sommerhitze bewirkt gewöhnlich Verschlimmerung; die Tobsüchtigen sind mehr bewegt, mehr reizbar, mehr zur Wuth geneigt, und dieser Zustand verlängert sich sehr, während grosse und trockene Kälte sie anfangs aufregt, aber bald beruhigt.

Was den schon so vielfältig behaupteten und oft besprochenen Einfluss des Mondes in seinen verschiedenen Stellungen zur Erde, wenn auch nicht auf die Erzeugung von Seelenstörungen, so doch auf eine bedeutende Modificirung ihrer Erscheinungen betrifft, so ist dieser nicht in Abrede zu stellen, da derselbe, auch abgesehen von der Volkssage, in einer langen Reihe von Jahrhunderten von nicht wenigen achtbaren Aerzten, und so auch von manchen aus der neuern Zeit, als Thatsache der Beobachtung bezeugt wird. So hat unter Andern Daquin den Einfluss des Neumondes zur Erregung von Tobsuchtsfällen aus eigener Beobachtung behauptet, und Dubuisson [3]) führt in seiner Bearbeitung der Seelenkrankheiten, nebst einigen gleichfalls übereinstimmenden Beobachtungen von Bertholon und Prost, einen merkwürdigen Fall dieser Art an, von welchem er sagt, dass mehre der ausgezeichnetsten pariser Aerzte ihn mit ihm beobachtet hätten, anderer Zeugnisse zu geschweigen, die ebenfalls hier angeführt werden könnten. Dagegen kommt aber allerdings auf der andern Seite in Betracht, dass eine viel grössere Zahl der ausgezeichnetsten Psychiatriker, welchen die reichste Beobachtung zu Gebote stand, wie Pinel, Esquirol, Guislain, Burrows und Andere, einen ähnlichen Einfluss des Mondes nie wahrgenommen haben, woraus wenigstens wahrscheinlich wird, dass derselbe in der Art, wie er sich den Aerzten, die ihn annahmen, dargeboten haben soll, im Ganzen weder häufig noch sehr entschieden vorkommen muss. Dessenungeachtet möchten wir nicht bezweifeln, dass eine Einwirkung des Mondes in gewissen Fällen selbst da als mitbestimmend bei den Phänomenen des Irreseins besteht, wo dieselbe weniger augenfällig ist, und dass eine solche sich vielleicht in Zukunft einer genauen Beobachtung zuverlässiger als bisher aufschliessen wird.

Ueber den Einfluss der Lage und Beschaffenheit der Länder, des Volksstammes und des Zustandes der Nationen in Bezug auf Religion, Civilisation, Staats- und Volksleben, Sitten u. s. w. auf die Erzeugung von Seelenstörung, haben wir bei der Bearbeitung

1) A. a. O. S. 72.
2) Des Vésanies ou maladies mentales p. 190.

der allgemeinen Aetiologie, soweit es möglich war, unsere Ansichten ausgesprochen, und fügen hier nur noch hinzu, dass Dasjenige, was an gedachtem Orte in Bezug auf Seelenstörung im Allgemeinen gesagt ist, auch auf die Erzeugung und Gestaltung von Tobsucht seine Anwendung findet.

Nicht ohne Nutzen dürfte eine Mittheilung von Ergebnissen sein, welche uns Jacobi [1]) über 223 Kranke der Siegburger Anstalt giebt. Sie finde daher hier ihren Platz.

„Unter 109 männlichen Tobsüchtigen gehörten 39, unter 114 weiblichen 18 den mehr gebildeten Classen der Gesellschaft an, wobei vorzüglich die verhältnissmässig so bedeutende Zahl von Befallenen aus den untern Ständen (die beiweitem grössere Zahl unter diesen waren Landleute) auffallen dürfte, da insgemein unter andern auch von Esquirol und Jessen angenommen wird, dass die untern Classen der Gesellschaft weniger Leiden dieser Art unterworfen seien als die höhern.

„Ferner ergeben unsere Listen, dass von jenen 109 Individuen männlichen Geschlechts 56 verheirathet und 53 unverheirathet waren, sodass also das Verhältniss der Befallenen in dieser Beziehung bei beiden fast das nämliche war. Doch leidet es nach anderweitigen Beobachtungen wohl keinen Zweifel, dass im Allgemeinen bei den an Seelenstörung Leidenden die Zahl der verehelichten weiblichen Kranken entschieden vorwiegend ist, wovon der Grund indessen nur in dem Umstande zu liegen scheint, dass auf jenen Altersstufen, auf welchen das Irresein hervortritt, die männlichen Individuen, durch ihre Lebensverhältnisse bestimmt, durchschnittlich um mehre Jahre später in die Ehe treten, als die weiblichen."

2. *Ueber den Einfluss des Geschlechts.* Eine besondere Schwierigkeit, das richtige Proportionsverhältniss in Betreff des Geschlechts aus den vorhandenen Beobachtungen zu ermitteln, liegt in der Ungleichförmigkeit der Bestimmung des Begriffs, den die Psychiatriker mit dem Worte Manie verbinden, indem der Eine darunter einen ganz andern Zustand versteht als der Andere. So giebt z. B. Jessen [2]) in seinem lehrreichen Berichte von den Erfahrungen in der Irrenanstalt zu Schleswig an, dass in derselben zur Zeit der Aufnahme 144 Männer und 95 Frauen an Manie gelitten hätten. Da sich nun die Gesammtzahl der Aufgenommenen auf 342 Männer und 224 Weiber belief, so ergiebt sich ein bis auf einen ganz unbedeutenden Bruch völlig gleiches Verhältniss der männlichen und weiblichen Maniaci zu sämmtlichen, an andern Formen von Seelenstörung leidenden Irren. Da aber Jessen unter Maniaken nicht allein Tobsüchtige, sondern auch alle an Wahnsinn mit Aufregung leidende Irren versteht, und daher

1) A. a. O. S. 571.

2) Zeitschrift für die Beurtheilung und Heilung der krankhaften Seelenzustände von Jacobi, Nasse u. s. w. Bd. I, Hft. 1. S. 697.

die erstern keine eigene Rubrik bei ihm bilden, so kann von solchen, die eine Zusammenordnung dieser Art für ganz unstatthaft halten müssen, von jener Angabe kein Gebrauch gemacht werden.

In dem Werke von Ferrus: Des Aliénés, Paris 1834, befindet sich S. 157 folgende Tabelle der in der Anstalt zu Charenton während der Jahre 1826—28 stattgefundenen Aufnahmen, mit einer Classificirung der Aufgenommenen nach den Gattungen von Seelenstörung, denen sie unterworfen gewesen.

Gattung der Seelenstörung:	Männer,	Frauen,	im Ganzen.
Monomanie	139.	150.	289.
Manie	146.	80.	226.
Blödsinn (Démence) . . .	80.	19.	99.
Idiotismus	1.	3.	4.
	366.	252.	618.

Hiernach wäre, wenn Manie strenge nur für Tobsucht, Monomanie aber als der Gesammtausdruck für Wahnsinn, Wahnwitz, Narrheit u. s. w. angenommen werden dürfte, die Zahl der männlichen Tobsüchtigen in jener Anstalt über die der weiblichen in den genannten Jahren weit überwiegend gewesen. Da aber bei dem zu wenig bestimmten Begriff, den auch die Franzosen mit jenen Benennungen häufig verbinden, und bei der Unzulässigkeit, unter Monomanie alle jene andern Gattungen von Irresein zu begreifen, dieses nicht anzunehmen ist, so gestattet diese Nachweisung für unsern Zweck ebenfalls keine Anwendung.

Esquirol's Mittheilungen beziehen sich auf Frauen, die während des Wochenbettes und des Stillens von Seelenstörung befallen wurden. Ueber diese berichtet er, dass unter 1119 im Verlaufe von vier Jahren in der Salpetrière aufgenommenen Frauen 92 aus Anlass der Entbindung und des Lactationsgeschäfts an Irresein, und unter diesen 49 an Manie gelitten hätten, wonach sich ein Verhältniss der Letztern zu der Gesammtzahl der aufgenommenen weiblichen Kranken ungefähr wie 1 : 22 ergiebt. Wie viel unter den weiblichen Irren aber im Ganzen an Manie gelitten und wie sich das Verhältniss der Manie zu andern Formen von Seelenstörung bei den männlichen Irren in Bicètre und andern französischen Irrenanstalten gezeigt habe, erfährt man nicht.

Zwar kommt Esquirol mit der grössern Zahl der Aerzte darin überein, dass die Tobsucht als eine mehr dem männlichen Geschlechte angehörige Krankheitserscheinung zu betrachten sei, und er sagt auch ausdrücklich, dass es leicht sei, sich davon zu überzeugen, dass die Manie bei den Männern häufiger sei, als bei den Frauen; da er aber diese Behauptung durch keine Nachweisung von Beobachtungen erhärtet, so müssen wir auch die Ansicht und die Beobachtungen anderer Psychiatriker hier zu Rathe ziehen. Ein competentes Urtheil hierüber hat aber in Folge der grossen Anzahl von Beobachtungen der erfahrungsreiche Jacobi, welcher uns mittheilt, dass unter einer Gesammtzahl von 1460 Irren, welche

im Verlaufe von 18 Jahren in die Siegburger Anstalt aufgenommen wurden, 228 an Tobsucht litten, und zwar von 900 männlichen Kranken 111; und von 560 weiblichen 117. Es traf also auf $6^2/_5$ aller Aufgenommenen, auf $8^1/_9$ der männlichen und auf $4^9/_{11}$ der weiblichen Kranken ein Individuum, welches im Verlaufe der Krankheit während einer gewissen Zeit an Tobsucht litt, wonach sich also ein ausserordentliches Uebergewicht auf Seiten des weiblichen Geschlechts ergiebt.

3. *Das Lebensalter* als ursächliches Moment betrachtet, bietet nicht geringere Schwierigkeiten in der Benutzung der Angaben, wie sie bei den verschiedenen Schriftstellern gefunden werden, indem einige derselben, in den statistischen Nachweisungen über das Verhältniss, in welchem die verschiedenen Formen des Irreseins in den respectiven Gegenden oder Anstalten vorkommen, den Zeitpunkt, in welchem die Notizen gesammelt wurden, Andere aber den des Eintritts der Kranken in die Anstalten diesen Berechnungen zum Grunde legten. Es ergiebt sich aber leicht, welche grosse Irrthümer und Ungleichheiten aus einem solchen Verfahren nothwendig hervorgehen müssen, wenn, wie es in der Regel der Fall ist, von der einen Seite nicht beachtet wird, ob und wie lange vor der Aufnahme der Notizen der Kranke schon an Tobsucht gelitten hatte, von der andern Seite aber die häufigen Fälle aus der Berechnung ausgeschlossen bleiben, in welchen die Kranken, mit einer Seelenstörung von ganz anderer Form behaftet, in die Irrenanstalt aufgenommen und erst im weitern Verlaufe der Krankheit, oft nach langer Zeit, von Tobsucht ergriffen wurden.

In der folgenden, von Jacobi entworfenen Tabelle, auf welcher die Altersstufen der in der Siegburger Anstalt sich befindenden Tobsüchtigen angegeben sind, kommen nur solche Kranke vor, die vor ihrer Aufnahme wenigstens nicht länger als einige Monate mit Tobsucht befallen worden waren, während zugleich alle Diejenigen darin mit aufgeführt sind, welche, wenn auch bei ihrer Aufnahme in die Anstalt mit andern Formen von Seelenstörung ohne Beimischung von Tobsucht behaftet, im fernern Verlaufe der Krankheit Anfälle von Tobsucht erlitten.

Tabelle der Alter.

Jahre	9—19	20—29	30—39	40—49	50—59	60—69	70—79
männl. Kranke	9	39	29	17	12	5	
weibl. Kranke	2	51	39	19	3	2	1
	11	90	68	36	15	5	1

Gesammtzahl der Männer 111
— — — Weiber 117
überhaupt 228.

Esquirol theilt nachstehende Tabelle über das Alter der während eines vierjährigen Zeitraums in der Salpetrière und eines mehrjährigen in seiner Privatanstalt mit Manie Befallenen mit.

Alter.	Salpetrière.	Esquirol's Privatanstalt.	
Jahre.		Männer.	Weiber.
15	17	10	7
20	56	14	10
25	51	15	21
30	55	7	6
35	56	9	3
40	31	7	1
45	27	6	2
50	16	3	5
55	13	3	—
60	5	—	—
65	—	10	2
	327	84	57

Aus den vorliegenden Nachweisungen geht nun unzweifelhaft hervor, was auch sonst insgemein angenommen wird, dass die Tobsucht von den Jahren der vollendeten Pubertät an bis zu denen des reifen Mannesalters im männlichen, und bis zum Eintritte der Decrepidität im weiblichen Geschlechte am häufigsten vorkommt, während sie im Kindesalter bis zum Eintritte der Pubertät eine höchst seltene Erscheinung ist, nach den Jahren der höchsten Reife beim Manne und der eingetretenen Decrepidität beim Weibe aber bedeutend abnimmt. Doch ist nach Jacobi's Ansicht diese Abnahme keineswegs so ansehnlich, wie gewöhnlich geglaubt und angenommen wird: „Denn wenn auch z. B. nach dem Ergebnisse der Esquirol'schen Tabelle zwischen dem vollendeten 29. und dem vollendeten 30. Jahre 107 Individuen der Tobsucht unterlagen, zwischen dem vollendeten 50. bis zum vollendeten 60. aber nur 29, so ergiebt sich daneben aus den Lebenwahrscheinlichkeitsberechnungen, dass von 500 Zwanzigjährigen nur 250 das 50. Jahr erreichen, woraus hervorgeht, dass, wenn man eine gleiche Zahl von Lebenden auf beiden Altersstufen zum Gegenstande der Berechnung macht, sich nicht das Verhältniss wie 107 zu 29, sondern wie 107 zu 58 stellt. Es würde sich aber ohne Zweifel ein noch stärkeres Verhältniss für die höhern Altersstufen von mit Irresein Befallenen ergeben, wenn nicht viele dieser Kranken theils aus Rücksichten der Pietät, theils weil sie ihrer körperlichen Schwäche wegen weniger schwierig zu behandeln sind, den öffentlichen Irrenanstalten fremd blieben.

Bei einer genauern Betrachtung der Zahlenverhältnisse der Jacobischen Tabelle lässt sich auch noch ein in praktischer Hinsicht sehr wichtiges Ergebniss gewinnen; es sind nämlich hauptsächlich die weiblichen Kranken, bei welchen das Uebergewicht des Erscheinens der Tobsucht auf die Lebenszeit zwischen dem

20. und 40. Jahre fällt, während dieses bei den männlichen Kranken, im Zusammenhalten mit der Frequenz der Tobsucht in den nächstfolgenden Lebensdecennien, unter gehöriger Beachtung der Lebenswahrscheinlichkeit für diese höhern Altersstufen, keineswegs so entschieden hervortritt; wonach also die Frequenz der Fälle hier schon in einem grossen Maasse zugleich über jene Altersstufen verbreitet erscheint, auf welchen die Lebensenergie häufig schon im Sinken begriffen ist, während gleichzeitig die Reizbarkeit häufig eine Zunahme erfährt, also in dieser Beziehung ein dem Charakter der Weiblichkeit sich mehr annähernder Zustand eintritt.

Weit entschiedener als die Abnahme der Tobsucht nach den Jahren der höchsten Reife ist die Seltenheit ihres Erscheinens vor dem Eintritte der Pubertätsjahre in beiden Geschlechtern, zumal aber im weiblichen. Denn während angenommen werden darf, dass sich im ganzen Bereiche der medicinischen Literatur überhaupt kaum einige 30 auch nur angeblich hierhergehörige Fälle aufgezeichnet finden, wird es bei genauer Betrachtung wahrscheinlich, dass auch von dieser geringen Zahl nur die wenigsten hierher zu zählen sein dürften. Es findet sich nämlich bei einer höhern Betrachtung, dass in den angeführten Fällen insgemein Subjecte geschildert sind, bei welchen das Gehirn entweder schon vor der Geburt in seiner Ausbildung gehemmt war, oder dass letztere auch später durch mancherlei schädliche Einwirkungen Beeinträchtigungen von einer Beschaffenheit erlitten, wodurch eine normale Manifestation der psychischen Thätigkeiten unmöglich ward, während sich bei diesen Subjecten zugleich, mehrentheils durch Nachgiebigkeit oder zweckwidrige Leitung, eine zügellose Unart und Zornmüthigkeit entwickelt hatte.

Die ausserordentliche Seltenheit der Tobsucht im kindlichen Alter reicht aber noch über dieses hinaus und erstreckt sich dicht bis an die Jahre der beginnenden Pubertät. Denn Tobsuchtsanfälle scheinen sich ebenso selten vom 11. bis zum 15. Jahre, als in dem frühern Alter zu ereignen, indem insgemein erst von diesem Zeitpunkte an einzelne Individuen in dieser Weise zu erkranken pflegen, wonach dann vom 18. Jahre an bis zu den Jahren der vollendeten Reife die Zahl der Befallenen immer bedeutender wird.

Eine genügende Erklärung des seltenern oder häufigern Vorkommens der Tobsucht auf verschiedenen Altersstufen, soweit dieser Unterschied wirklich besteht, ist zwar mehrfach versucht worden, aber noch nicht erreicht. Denn wenn Esquirol sagt: „Dasjenige Lebensalter, in welchem die Kräfte am meisten Energie besitzen, und in welchem gewisse Leidenschaften den Menschen am mächtigsten beherrschen, in welchem die intellectuellen Kräfte die grösste Thätigkeit entwickeln, muss das der Manie sein", so ergiebt sich doch aus genauen und umfassenden Beobachtungen eines Mannes wie Jacobi, dass es keineswegs die physisch und

psychisch am kräftigsten organisirten Naturen sind, die vorzugsweise zur Manie incliniren, sondern dass der grössere Theil der Befallenen im Gegentheil aus weniger robusten oder aus entschieden schwächlichen Subjecten besteht, bei welchen auch die psychischen Thätigkeiten vielfältig von geringer Energie zeugen.

Wir glauben daher, dass, bevor jenes Verhältniss seiner wahren Beschaffenheit nach erkannt werden kann, die Physiologie und Anthropologie über die Bedingungen der Manifestation der psychischen Erscheinungen im normalen Zustande helleres Licht verbreiten müssten.

4. *Temperament.* In Bezug auf den Einfluss, welchen die verschiedenen Temperamente auf das Entstehen von Tobsucht ausüben, hat Jacobi folgende Tabelle mitgetheilt:

	Sang.	Sang. chol.	Sang. phlegm.	Choler.	Choler. sang.	Choler. phlegm.	Choler. mel.	Phlegm.
Männer	9	10	7	4	11	5	4	—
Weiber	3	8	6	13	13	1	2	4
Summa	12	18	13	17	24	6	6	4

Aus dieser Tabelle ergiebt sich, dass das cholerische Temperament nebst den Zusammensetzungen, in welchen dasselbe vorherrschte, der Zahl der Individuen nach sehr entschieden vor dem sanguinischen mit seinen Zusammensetzungen vorwog, dass aber dieses Uebergewicht durch die weiblichen Kranken gegeben ward. Wollte man aus diesem Ergebniss einen Schluss ziehen, so würde er zu der Annahme berechtigen, dass in der Mehrzahl der weiblichen Organismen eine ganz andere Temperamentsbeschaffenheit zu der Tobsucht vorzugsweise disponire als bei den männlichen, und dass gerade das cholerische Element sich bei demselben gegen das sanguinische vorwiegend zeige, während das Gegentheil bei dem männlichen stattfinde.

5. *Intellectuelles Vermögen.* In Betreff der geistigen Fähigkeiten Derer, die in der Siegburger Anstalt als Tobsüchtige behandelt wurden, ergab sich, während ihres vorherigen gesunden Zustandes, nach einer approximativen Bestimmung, folgendes Verhältniss:

Intellectuelles Vermögen.

	Gut	Mittelmässig	Gering	Summa
Männer	40	42	19	101
Weiber	40	39	20	99
Zusammen	80	81	39	200

Von den männlichen Individuen gehörten unter diese Zahl 25, von den weiblichen 15 den mehr gebildeten Ständen an. Von ausgezeichneten Verstandesgaben befanden sich unter Allen nur 13.

Bei den übrigen unter die erste Rubrik Fallenden war das intellectuelle Vermögen wohlbeschaffen, ohne besondere Vorzüge darzubieten, und daneben bei dem grössten Theile von geringer Ausbildung. Hieraus ergiebt sich, dass die Individuen der zweiten Rubrik schon auf einer ziemlich niedern Stufe der Intelligenz standen, wie sie denn auch zum Theil einen wenig merklichen Uebergang zu den Individuen der dritten Rubrik bildeten, bei welchen eine entschiedene Dürftigkeit der Verstandeskraft unverkennbar war. Obgleich sich nun aus diesem Ergebniss noch keine allgemeine Regeln herleiten lassen, so wollen wir doch darauf aufmerksam machen, dass dasselbe keineswegs die Ansicht begünstigt, nach welcher die in geistiger Beziehung Begabtern mehr wie Andere von der Tobsucht befallen werden sollen.

6. *Körperbau und Constitution in Bezug auf die Kräftigkeit und Habitus.* Die einzige absichtliche Nachweisung in Betreff der vorstehenden Punkte finden wir in einer Tabelle, welche Jacobi über die Körperbeschaffenheit der in der Siegburger Anstalt bewahrten Tobsüchtigen entworfen hat; wir theilen hier seine Bemerkungen mit.

Tabelle über Körperbeschaffenheit in Bezug auf constitutionelle Thätigkeit.

	Kräftig	Mittelmässig und wenig kräftig	Schwächlich
Männer	44	40	23
Weiber	27	40	41
Zusammen	71	80	64
		215	

Aus diesen angegebenen Verhältnissen geht hervor, dass beinahe ebenso viele der Kranken von einer entschieden schwächlichen als von einer entschieden kräftigen Körperbeschaffenheit, d. h. von einem starken Knochenbau mit gehörig entwickelter Musculatur und normaler Verhältnissmässigkeit in allen Theilen des Organismus waren, während das stärkere Drittheil der ganzen Zahl zwischen beiden die Mitte hielt. Zugleich muss noch bemerkt werden, dass bei sämmtlichen als von kräftiger Körperconstitution bezeichneten Individuen der Zustand vor dem Eintritt der Krankheit verstanden ist, wie dieser theils als ein solcher in den erhaltenen Berichten bezeichnet war, theils sich noch als vorhanden gewesen mit hinreichender Zuverlässigkeit erweisen liess, dass aber die Mehrzahl dieser Individuen auch bei ihrer Aufnahme keineswegs den Eindruck von constitutioneller Kräftigkeit gewährte, sondern mit wenigen Ausnahmen das Vorhandensein eines den Organismus betroffen habenden bedeutenden Allgemeinleidens erkennen liessen.

Ein eigenthümlicher pathologischer Habitus war bei den meisten Tobsüchtigen dieser Gesammtzahl nicht deutlich hervortretend; am meisten zeigte sich noch der scrophulöse und nach diesem der phthisische Habitus.

7. *Stand, Gewerbe, Beschäftigung.* Wir haben bereits früher (s. allgemeine Aetiologie) bemerkt, dass einige Gattungen und Arten von Gewerben und Beschäftigungen durch die Begünstigung gewisser krankhafter Zustände des Organismus eine Disposition zu gewissen Formen von Seelenstörungen vermitteln, wie z. B. die Weber und Strumpfwirker zu grübelndem Wahnsinne mit Schwermuth u. s. w. incliniren; dass aber bei irgend einem Stande oder Gewerbe sich mehr als bei andern solche krankhafte Zustände entwickeln, aus welchen vorzugsweise Tobsucht entstehe, ist nicht mit Bestimmtheit ermittelt, wenigstens nicht durch die Erfahrung nachgewiesen. Man hat allerdings behauptet, dass das Delirium tremens, welches einige Schriftsteller zu den Manien zählen, vorzugsweise bei den Küfern vorkomme; indess ist doch das häufigere Vorkommen dieses Uebels bei den Küfern nicht aus dem Gewerbe selbst, sondern aus dem Missbrauche der geistigen Getränke, zu dem sie sich dabei verleiten lassen, herzuleiten; denn wir wissen, dass jenes Uebel eben so häufig bei allen Schnapstrinkern vorkommt, die gerade keine Küfer sind. — In der Siegburger Anstalt befanden sich unter 100 männlichen Tobsüchtigen neun Fabrikarbeiter, 38 Landleute, 23 Handwerker, Tagelöhner und dergl., 20 Rentner, Kaufleute, Krämer, Fabrikanten und Schreiber, neun Gelehrte, höhere Beamte, Schullehrer, vier Offiziere, und in der ganzen Masse 29 aus den sogenannten gebildeten Ständen. Unter 114 Kranken weiblichen Geschlechts zählte man 76 Gattinnen oder Töchter von Landleuten, Handwerkern oder sonstigen Gewerbsleuten, 29 Dienstmägde und 19 Frauen oder Jungfrauen aus den gebildeten Ständen; bei welcher Aufzählung vorzüglich die verhältnissmässig so bedeutende Zahl von Kranken aus den untern Ständen auffallen dürfte, da man gewöhnlich annimmt, dass Seelenstörungen dieser Art häufiger bei den höhern Ständen als bei den untern vorkommen.

8. *Von der Anlage zu Seelenstörungen.* Wir haben bereits in einem frühern Abschnitte (s. allgemeine Aetiologie) dargethan, dass es durch vielfältig bewährte Thatsachen feststehe, dass nicht wenige solcher Individuen, deren Aeltern oder Grossältern, ehe sie jene zeugten, mit Seelenstörung behaftet waren, ebenfalls früher oder später in Irresein verfallen, und dass, wo das Erstere auch nicht der Fall war, mitunter mehrere Kinder desselben Aelternpaares von diesem Unglücke betroffen werden. Diese Beobachtung gilt jedoch für alle Hauptformen von Seelenstörung; wir haben aber die Aufgabe zu erforschen, was die Beobachtung zunächst in Bezug auf die Tobsucht hierüber lehrt. Leider

ist die Anzahl zuverlässiger Beobachtungen hier nicht genügend, und es finden sich, so weit es uns bekannt ist, übersichtliche, mehrere Jahre umfassende Nachweisungen, sowohl über Fälle von Irresein überhaupt, bei welchen man erbliche oder irgend wie angeborene Anlage annehmen zu müssen glaubte, als insbesondere von solchen, wo dergleichen Individuen an Tobsucht litten, nur bei Esquirol, und zwar dergestalt, dass man sich ausserdem zur Begründung des thatsächlichen Befundes theils auf mitgetheilte einzelne Fälle, theils auf allgemeine summarische Angaben der Schriftsteller verwiesen sieht. Es sind aber diese letzteren in ihren Angaben über das Verhältniss des Vorkommens solcher Fälle sehr von einander abweichend, obgleich sie durchgehends die grosse Häufigkeit derselben bezeugen. Nach Burrows' Ermittelung z. B. soll bei $^6/_7$ seiner Kranken erbliche Anlage obgewaltet haben; Jessen [1]) dagegen meint, dass, wo man genaue Nachrichten einholen könne, man fast in jedem dritten Falle erfahre, dass Geschwister, Aeltern, Geschwister der Aeltern, oder Grossältern in ähnlicher Weise gelitten hätten. Nach Esquirol's Nachweisungen über die physischen Ursachen der Manie, litten unter 220 Kranken in der Salpetrière 88, und unter 152 Kranken in Esquirol's Privatanstalt 77 in Folge erblicher Anlage an dieser Form von Seelenstörung. Da nun hierzu für die Salpetrière noch 183 und für Esquirol's Privatanstalt noch 107 kommen, die, als in Folge moralischer Ursachen an Manie leidend, bezeichnet werden, so beträgt die Gesammtzahl für die Salpetrière 327 und für Esquirol's Privatanstalt 257, wonach sich das Verhältniss der in Folge erblicher Anlage an Manie Leidenden für die erstere Anstalt etwa wie 1 — $3^3/_4$, für die letztere etwa wie 1 — $3^1/_3$ stellt. Im Vergleiche zu diesen Beobachtungen erscheint es auffallend, dass die Zahl der Fälle, wo erbliche Anlage angenommen werden durfte, in der Siegburger Anstalt ungemein viel geringer ist; denn unter 220 Tobsüchtigen, über deren Verwandte eine hinreichend genaue Kunde erhalten werden konnte, fanden sich nur 25, deren Grossältern oder Aeltern an Irresein gelitten hatten; und noch hatte mehr als die Hälfte dieser Personen erst lange nach der Zeugung und Geburt der erwähnten Kranken, und zum Theil auch nur ganz vorübergehend, einer Seelenstörung unterlegen. Hinsichtlich der Voraltern und Aeltern aller Uebrigen ward das völlige Freisein von aller Seelenstörung, und zwar grösstentheils sehr entschieden, bezeugt, und diese Aussage später auch noch vielfältig durch die Genesenen dieser Individuen bestätigt. Sonach ergiebt sich, dass kaum mehr als $^1/_9$ der Kranken von Aeltern stammten, die an Irresein gelitten hatten, und dass selbst von diesen die Hälfte

1) In seinem Artikel: Insania in dem encyklopädischen Wörterbuch für medicinische Wissenschaften, Bd. 18. S. 561.

nicht hierhin zu zählen sein würde, wenn man diejenigen Fälle ausschliessen wollte, wo die Aeltern erst nach der Geburt des später Tobsüchtigen irre geworden waren.

Es dürfte aber in der That befremdlich erscheinen, dass, wenn in England und Frankreich sowohl, als auch in Holstein und Schleswig, ein solcher Grad von Erblichkeit existirt, wie er von den oben erwähnten Schriftstellern behauptet wird, nicht auch eine von Jahr zu Jahr fortschreitende ausserordentliche Vermehrung der Irren stattfinden sollte, während doch die bekannt gewordenen Nachrichten über die Zahl derselben in Grossbritannien und Frankreich, sowie auch in den zu Dänemark gehörigen deutschen Herzogthümern, ein Verhältniss zur Bevölkerung darbietet, welches von dem in den preussischen Rheinlanden keinesweges so sehr abweicht.

Diese Verschiedenheit in den Resultaten mag wohl meist darin ihren Grund haben, dass man bei der nähern Bestimmung Dessen, was man unter angeborener und erblicher Anlage zu Seelenstörung überhaupt zu verstehen habe, den Begriff von dieser Anlage bisher nicht genügend bestimmte. Indem man nämlich entweder dazwischen schwankte, in wie weit die Entstehung solcher Anlage aus psychologischer oder aus somatischer Quelle, oder auch aus beiden zugleich abzuleiten sei, liess man sie als ein Indefinitum, womit man keine hinlänglich deutliche Vorstellung verband, schweben, und beruhigte sich grösstentheils mit der blossen Constatirung des Factums dieser Art von Entstehung der Seelenstörungen. Dieses Verfahren war um so nachtheiliger für die Praxis, da man mit dem Begriffe eines aus angeborener und angeerbter Anlage hervorgegangenen Irreseins zugleich weit mehr, als die Erfahrung dazu berechtigt, den von Unheilbarkeit zu verbinden pflegte. Nach Jacobi [1]) beruhet jene Anlage wesentlich auf dem Uebertragenwerden durch die Zeugung von solchen, sei es physiologischen, sei es pathologischen Momenten von den Aeltern auf die Kinder, welche in diesen nicht nothwendig, sondern nur nach Maassgabe wie der letztern gesammte constitutionelle Beschaffenheit in Verbindung mit den auf sie einwirkenden besondern Lebensumständen: Erziehung, Krankheiten, bürgerliche Verhältnisse, Beschäftigungsweise, Geschick u. s. w. eine gewisse leichtere Störbarkeit derjenigen anthropologischen Verhältnisse bedingt, auf denen die Normalität der psychischen Functionen des Individuums beruht. Demnach ist jede solche Anlage nur relativ angeboren oder vererbt. Es braucht nämlich dasselbe Moment, welches beim Vater das Irrewerden begünstigte, auf das Erzeugte übertragen, nicht nothwendig auch dieses zu Seelenstörung zu disponiren, sondern thut es dies nur

1) A. a. O. S. 602 u. ff.

nach Umständen, ja, kann selbst bei dem Erzeugten einen entgegengesetzten Einfluss ausüben.

9. *Entfernte Ursachen.* Es giebt mehrere von den sogenannten entfernten Ursachen, die sich durch ihre grosse Frequenz vor allen übrigen auszeichnen, wie z. B. der Missbrauch berauschender Getränke, gewisse Störungen des normalen Verlaufes des Wochenbettes, plötzliche übermässige Blutverluste, typhöse Fieber, unterdrückte Hautsecretionen u. s. w. So berichtet Hallaran, dass zur Zeit, wo er seine Beobachtungen niederschrieb, zu Cork unter 747 Irren, bei welchen man die Veranlassung des Erkrankens als erkannt annehmen zu dürfen glaubte, es allein 160 gab, bei welchen die Krankheit dem Missbrauche spirituöser Getränke beigemessen ward, und diese litten vorzugsweise an Tobsucht. Mag nun auch in manchen europäischen Ländern und zumal in Deutschland, Frankreich und Italien die Zahl der aus dieser Veranlassung in Krankheiten mit Seelenstörungen verfallenden Individuen verhältnissmässig viel geringer sein, als in den britischen Inseln und wo sonst dem Branntwein noch mehr als in jenen Ländern gefröhnt wird, so sind die von Irresein und besonders von Tobsucht begleiteten Krankheiten, in welchen das Leiden lediglich dieser Veranlassung den Ursprung zu schulden scheint, doch auch in den ersterwähnten Gegenden so zahlreich, dass sie dieses verderblichen Einflusses wegen unstreitig eine der ersten Stellen in der Liste der hier besprochenen krankmachenden Einflüsse einzunehmen verdient.

Beinahe eben so oft wird der Einfluss des in seinem normalen Verlaufe gestörten Wochenbettes zur Begünstigung und Hervorrufung der Manie angeführt; denn wenn auch die seltenern Fälle, wo die Seelenstörung als reiner Wahnsinn von den viel häufigern, wo sie als Tobsucht auftrat, nicht gehörig gesondert sind, so wird doch die ausserordentliche Häufigkeit der Manie als Folge des Wochenbettes gewiss von keiner Seite in Abrede gestellt werden. Dass hierbei Anomalien in den Secretionsgeschäften der Haut, der Gebärmutter, der Brüste, es mögen solche durch Erkältung, durch Unterleibs- und Gebärmutterentzündung, durch Gastricismus, durch heftige Affecte u. s. w. mit krankhafter Reizung oder Ueberreizung des Gehirns veranlasst sein, vorzüglich in Betracht kommen, leidet keinen Zweifel. Am zahlreichsten stellen sich aber wohl hier die Beobachtungen heraus, welche darthun, wie sehr oft grosse Blutverluste, mittelst der dadurch bis zum Uebermaasse gesteigerten Reizbarkeit und gleichzeitigen Herabsetzung der Lebenskraft des Gehirns und des gesammten Nervensystems, die nächste Veranlassung zur Tobsucht werden. Jacobi spricht sogar seine Ueberzeugung dahin aus, dass ein übermässiger Blutverlust mehr als irgend ein anderes ätiologisches Moment das so häufige Erscheinen der Tobsucht im Wochenbette veranlasst.

Es giebt aber ausser diesem wichtigen Momente noch andere, die eine ähnliche Folge haben, als z. B. das schnell aufeinander folgende Wochenbett, langes fortgesetztes Stillen, geschlechtliche Ausschweifungen und dergl. mehr; überhaupt alle Einflüsse, die eine zu starke Herabsetzung der Ernährung mit gleichzeitiger krankhafter Erhöhung der Reizbarkeit des Gehirns und Nervensystems herbeiführen.

Die Folgezustände überstandener heftiger, zumal von anhaltenden Delirien begleitet gewesener typhöser Fieber gehören zu den am häufigsten vorkommenden entfernten Ursachen der Tobsucht. Es bestehen diese Folgen aber durchgängig theils in einer Herabsetzung der Lebenskräfte des Gehirns und Verstimmung der Reizbarkeit, theils in krankhaften Vegetationsprocessen, die seine Substanz und seine Häute betreffen, wodurch früher oder später Seelenstörung mit dem Charakter der Tobsucht eingeleitet wird. In ganz analoger Weise wirken aber auch noch viele andere Ursachen, welche, gleich wie der Missbrauch geistiger Getränke, als Folgen, anhaltende Blutcongestionen, heftige Reizung mit gänzlicher Erschöpfung abwechselnd, chronische Hirnentzündungen und deren Ausgänge hervorrufen. Zur Erzeugung dieser Zustände sind langwierige Feldzüge in fremden Ländern sehr fruchtbar, mit ihrem Uebermaasse bald von physischen Genüssen, bald von Entbehrungen und Anstrengungen, unter dem gleichzeitigen Einflusse von stets in Extremen wechselnden Temperaturgraden und sonstigen Witterungszuständen.

Nicht selten sind auch die Fälle, wo ein plötzlich gehemmter Monats- oder Hämorrhoidalfluss, sowie ein gestopftes Nasenbluten, noch häufiger aber diejenigen, wo durch allmälig eintretende Regelwidrigkeiten der Blutcirculation im Pfortadersysteme, mit ihrem Gefolge von Plethora abdominalis, von Hämorrhoidalcongestionen, von Secretionsstörungen zumal im weiblichen Sexualsysteme, bei gleichzeitig damit verbundenem Leiden der Unterleibsnerven, die Gehirnthätigkeit in solcher Weise beeinträchtigt wird, dass Tobsucht die Folge davon ist, sowie denn auch bei sehr vielen Fällen, die man angeführt findet, pathologische Zustände dieser Art als die hervorstechendsten ätiologischen Momente zu betrachten sind.

Tobsuchten erscheinen auch öfters in Begleitung von tuberculösen Lungenleiden. Es lässt sich jedoch bis jetzt durchaus nicht mit Sicherheit bestimmen, in wie weit hier die Tuberculosis an und für sich, oder die gleichzeitige Beeinträchtigung des Athmungsgeschäftes, die veränderte Blutmischung, die Herabsetzung der Ernährung und noch andere Momente, in den verschiedenen Stadien des Lungenleidens, dabei einwirken. Dass sie aber, je nach der Verschiedenheit der Individualitäten und des Verhältnisses, in welchem die Krankheit nach Maassgabe derselben in ihren verschiedenen Stadien zu diesen steht, eine sehr

verschiedene ist, geht schon daraus hervor, dass das Irresein bei vielen dieser Subjecte gleich mit dem entschiedenen Hervortreten der Tuberkelbildung, bei andern aber erst im zweiten oder dritten Stadium der Krankheit als Tobsucht erscheint, während dasselbe bei andern gerade mit dem Beginne dieser letztern Stadien wieder weicht.

Auch in Bezug auf den Einfluss, welchen Herzkrankheiten zur Erzeugung von Irresein haben, ist noch wenig Licht verbreitet. Nach den vorliegenden Beobachtungen scheint es jedoch wahrscheinlich, dass sich Seelenstörung weit häufiger mit solchen Herzkrankheiten verbindet, wobei eine Verstimmung der Reizbarkeit die Hauptrolle spielt, als wo eine Missbildung ursprünglich vorhanden war, oder ein später entstandenes organisches Leiden in der allmäligen Fortbildung begriffen ist; denn auch hier sehen wir, dass eine sehr allmälig eintretende organisch-vegetative Ausartung, möge sie gleich von der grössten Bedeutung sein, insofern sie nur nicht den Blutlauf und die Blutbereitung in dem höchsten Grade stört, keinesweges nothwendig eine wesentliche Beeinträchtigung der psychischen Functionen zur Folge hat, während wir oft schon eine wenig erheblich scheinende Veränderung der dynamischen Thätigkeit des Herzens von den auffallendsten Abnormitäten in der psychischen Sphäre begleitet finden.

Die wichtige ätiologische Bedeutsamkeit der anomalen Beschaffenheit des Blutes bei den Seelenstörungen kann nicht in Zweifel gezogen werden; denn so mangelhaft auch noch unsere Kenntnisse von der normalen Beschaffenheit dieses Hauptbestandtheiles des menschlichen Organismus und seiner pathologischen Zustände in mancher Beziehung sind, so dürfen wir doch auf jeden Fall annehmen, dass bei der Wichtigkeit des Maasses der Reizbarkeit und der Thätigkeit, sowohl des Gefäss- als des Nervensystems, auch die Beschaffenheit des Blutes, als des hauptsächlichsten materiellen Reizmittels für beide Systeme, von der höchsten Bedeutung sein muss. Offenbar bedingt hier eins das andere, und wie oft wird daher auch ein erethistischer Zustand des Herzens oder auch ein entgegengesetzter, eben so sehr von der Beschaffenheit des Reizmittels (d. h. des Blutes, wenn wir es hier nur einseitig nach dieser Beziehung betrachten), als von dem Stande der Reizbarkeit des Organs abhängen, sowie nicht minder der Reizungszustand des Gehirns sich unter übrigens gleichen Verhältnissen als ein ganz anderer darbieten wird, wenn das demselben zuströmende Blut ein seiner Qualität nach eminent arterielles und plastisches oder ein dünnes mit dyskrasischen Stoffen geschwängertes u. s. w. ist. Es geht aber auch aus dieser Wichtigkeit der Beschaffenheit des Blutes zugleich hervor, von welcher grossen Bedeutung eine kranke Beschaffenheit der der Blutbereitung hauptsächlich dienenden Organe in Bezug auf

diese und die damit in Beziehung stehenden psychischen Functionen sein muss.

Zahlreich sind auch die Fälle, in welchen auf Unterdrückung der Ausdünstung, auf anomal verlaufene acute und chronische Hautausschläge, auf eine unvorsichtige Heilung alter Geschwüre u. s. w. Tobsucht folgt; wenn wir uns auch in Bezug auf die hierbei stattfindenden pathologischen Vorgänge noch in einer ziemlichen Dunkelheit befinden, so hat doch die Beobachtung und die Erfahrung genügend jene Fälle zur Kenntniss gebracht.

Dass sich häufig wiederholende Anfälle von Epilepsie, durch den hohen Grad krankhafter, mit Schwäche verbundener Reizbarkeit, welchen sie im Hirne und Rückenmarke gleichzeitig mit einer Neigung zu habituellen Blutcongestionen nach diesen Organen erzeugen, eine Anlage zu Tobsuchten der heftigsten Art hervorrufen, ist bekannt genug; nicht minder aber, welche Mannichfaltigkeit ätiologischer Momente denselben in den verschiedenen Individuen zum Grunde liegen, und wie die Tobsucht daher in diesen Fällen meist sogar erst, der Reihenfolge nach, eine tertiäre Erscheinung ist. Kopfverletzungen werden ebenfalls alleinige Veranlassungen zu Tobsucht, aber viel häufiger in Folge consecutiver Entartungen des Gehirns und seiner Häute, als in Folge der in dem ersten Zeitraume nach der Verletzung hervortretenden Entzündungsphänomene. Die hierher zu zählenden Fälle haben durchgehends einen unglücklichen Ausgang, wie dieses nicht minder von den ihnen verwandten Fällen gilt, wo ein eiterartiger Ausfluss aus den Ohren mit grösserer oder geringerer Entartung oder Zerstörung der innern Theile des Ohrs stattfindet; daher die Erscheinung eines solchen eiterartigen Ausflusses bei Tobsüchtigen auch immer als etwas nicht wenig Bedenkliches zu betrachten ist, insofern nicht etwa blos die innern Bekleidungen des Ohres vor dem Trommelfelle leiden.

Hierbei wollen wir auch zugleich bemerken, dass bei einem hohen Grade von Hyperästhesie der Sinnorgane und sonst vorhandener krankhafter Disposition gewisse äussere Einflüsse auch auf jene im Stande sind, auf solche Weise auf das Gehirn zurückzuwirken, dass Tobsucht die Folge davon ist. Es werden z. B. Fälle erzählt, wo das Kitzeln unter den Fusssohlen diese Wirkung hervorbrachte. In Hufeland's Journal Bd. IV. S. 224 erzählt Jördens von einem Knaben, der durch kleine Glassplitter, die, ohne bemerkt worden zu sein, in seine Fusssohlen eingedrungen waren, tobsüchtig ward und es bis zur Entfernung jener Splitter blieb; Esquirol berichtet von einer Wöchnerin, die durch den Geruch des Moschus, den eine sie besuchende Dame an sich trug, in Tobsucht verfiel, und dasselbe Unglück nach einem zweiten Wochenbette erlitt, als sie während der Entwöhnung ihres Kindes den mit Oelfarbe frisch angestrichenen Laden ihres Mannes besuchte. Hier gehören auch die Zustände von vorüber-

gehender acuter Tobsucht, die als unmittelbare Folge von Berauschung mittelst gegohrener Getränke oder vom Verschlucken von Opium und andern narkotischen Substanzen entstehen, wenn auch eigentliches chronisches Irresein, durch diese Schädlichkeiten veranlasst, sich nur als Folge eines, erst vermittelst habitueller Einwirkung derselben erzeugten, eigenthümlichen Krankheitszustandes zu entwickeln pflegt.

Am Schlusse dieser Betrachtung gedenken wir noch der directen Einwirkungen auf das Gemüth und das intellectuelle Vermögen durch psychische Einflüsse, insofern dieselben für sich allein oder wenigstens vorzugsweise, auch abgesehen von schon zuvor bestehender entschiedener Anlage, Tobsucht veranlassen können. Dass Fälle dieser Art, und zumal solche, wo Leidenschaften, Affecte und tief und rasch in das Gemüth eingreifende Ereignisse Tobsucht oder Schwermuth, oder beide im Wechsel erregen, nicht ganz selten sind, kann nicht geleugnet werden. Doch kann nach den vorliegenden Thatsachen angenommen werden, dass solche Fälle viel weniger häufig sind, als man es hin und wieder annehmen zu dürfen geglaubt hat. Jedenfalls entstehen Seelenstörungen dieser Art nach vielfältigen Beobachtungen um so leichter, zumal bei ohnehin leidenschaftlichen und zugleich von der Religion nicht beherrschten Gemüthern, je stärker und länger alle Gedanken, Wünsche, Begehrungen, Hoffnungen, Bestrebungen auf einen gewissen Gegenstand concentrirt sind, und je plötzlicher und entschiedener dann eine, die gehegten Erwartungen vernichtende Entscheidung eintritt, oder auch je mehr und je länger sich ein Mensch in gewisse Zustände mit seiner ganzen Liebe und allen Kräften seines Wesens hineingelebt hat, so dass sie in Fleisch und Blut in ihm übergegangen oder auch zu einem mit seinem Dasein gewissermaassen verwachsenen Gewohnheitszustand geworden sind, und je entschiedener und plötzlicher er dann aus diesen Zuständen herausgerissen und in diesen entgegengesetzte geschleudert wird.

P r o g n o s e. Bei Feststellung der Prognose in der Manie haben wir jedesmal zwei Punkte genau zu beobachten, nämlich erstens den jedesmal vorhandenen primären Krankheitszustand in seinen verschiedenen Phasen, und zweitens die von demselben abhängige Seelenstörung nebst ihren Erscheinungen. Was zunächst den Krankheitszustand betrifft, durch den die Tobsucht bedingt wird, so müssen wir denselben bei der zu stellenden Prognose nach folgenden Beziehungen auffassen. Zuvörderst nach seiner innern Beschaffenheit und seiner sowohl absoluten als in Berücksichtigung der Eigenthümlichkeit des betreffenden Individuums zu schützenden relativen Bedeutsamkeit, sowie nach seinem gewöhnlichen, und nach dem bei der gegebenen Individualität zu erwartenden Verlaufe u. s. w. Insofern diese Krankheitszustände noch in ihrer Einfachheit bestehen, bleibt für sie

die auch sonst zu fällende Prognose günstig z. B. bei einer leicht zu beseitigenden Störung der Functionen des Hautorgans oder der Schleimhaut des Darmkanals, minder günstig bei festbegründeter Plethora abdominalis und den nach Umständen davon abhängigen Functionsstörungen, durchaus ungünstig bei bis jetzt sich insgemein als unheilbar erwiesenen Krankheiten. Wo aber, nach Maassgabe des Verhältnisses, in welchem die Krankheit in ihrer weitern Entwickelung zu der eigenthümlichen Beschaffenheit des Individuums steht, das Gehirn in solcher Weise mitleidend wird, dass Tobsucht und die sich bald so, bald anders gestaltende Begleitung von aus derselben Quelle entspringenden anderweitigen symptomatischen Erscheinungen hervortritt, erleidet nicht selten auch die Prognose der primären Krankheit gewisse Modificationen, indem ihr Verlauf dadurch in dieser oder jener Weise anders bestimmt, in der Regel aber in seinem Fortschreiten gehemmt, in einem gewissen Stadium fixirt und zugleich hinsichtlich seiner symptomatischen Erscheinungen verdeckt oder auch gemildert wird. Es ist jedoch diese Milderung, selbst wenn sie sich bedeutend und auffallend zeigt, dennoch mehrentheils, wenn auch nicht immer, eine blos scheinbare, und der Arzt hat sich sehr zu hüten, nach Maassgabe dieses Anscheines eine zu günstige Prognose zu stellen, wie er dazu namentlich bei tuberkulösen Lungenschwindsuchten und bei Darmverschwärungen, deren diagnostische Zeichen oft bis zum Unglaublichen verschwinden, sehr leicht verleitet werden kann. Denn die Krankheit schreitet, jenes trügerischen Anscheines ohnerachtet, nicht minder gewiss ihrem, dem oft unerwartet eintretenden, tödtlichen Ende entgegen, und die Leichenöffnungen zeigen in den krankhaften Organen öfters einen Umfang von Zerstörung, der es als ein Wunder erscheinen lässt, wie das Leben überhaupt bis zu diesem späten Zeitpunkte, zumal aber, oft bis wenige Tage vor dem Tode, mit so geringer Beschwerde für den Kranken hatte andauern können.

Das symptomatisch angeregte Leiden des Gehirns und Nervensystems kommt aber auch noch in anderer Beziehung für die Prognose in Betracht, indem mittelst desselben häufig die mannichfaltigsten und wichtigsten Functionsstörungen im Gefässsysteme, im Darmkanale, in den grossen Bauchdrüsen, in den Geschlechtsorganen u. s. w. dadurch hervorgerufen werden. Und es ist gerade dieser Complex von pathologischen Erscheinungen, welcher erst durch das symptomatische Hirnleiden in Begleitung der Seelenstörung hervorgerufen wird, von grosser Bedeutung. Je hervorragender nämlich und je hartnäckiger in ihrem Bestehen, je tiefer eingreifend in das Gesammtleben des Organismus diese Erscheinungen sind, um so mehr zeugen sie auch von der tiefen Alienirung der Lebensstimmung und Lebensthätigkeit des Gehirns und von der zunehmenden Stabilität dieses seines krank-

haften Zustandes und von der Gefahr eines Ueberganges desselben in ein idiopathisches, organisches Leiden, wonach also die grosse Bedeutung jener pathologischen Ergebnisse hinlänglich erhellt.

Wie sehr aber bei den unter solchen Umständen sich ergebenden Complicationen der ursprüngliche Krankheitszustand verdunkelt und das Urtheil über seinen Fort- und Ausgang erschwert werden müsse, ist offenbar.

Dies findet noch in einem weit höhern Grade da statt, wo das Leiden des Centralorgans, durch die längere Andauer und die zunehmende Functionsstörung, in das Gebiet der Vegetation hinübergeschritten ist, und die Organisation des Gehirns und seiner Integumente dadurch im Gewebe, Consistenz, Zusammenhang der Theile, Gefässthätigkeit, Secretionen u. s. w. wesentlich beeinträchtigt worden ist. In jedem Falle muss die Prognose durch das vorgeschrittene Hirnleiden trübe werden; dagegen kann eine Wiedergenesung noch immer mit Grund gehofft werden, wenn in Bezug auf das Gehirn nur noch Functionsstörung obwaltet, wo auch kein anderes für das Bestehen des Lebens nothwendiges Organ wesentlich leidet, und zugleich Kräfte und Ernährung noch nicht zu tief gesunken sind. Unter den eben genannten Bedingungen ist die Prognose selbst dann noch günstig, wo die Symptome sehr heftig auftreten und das Leiden sich über Jahre hinaus erstreckt. Indess müssen doch auch sogar einzelne vorkommende Zeichen eines organischen Hirnleidens den Arzt nicht bestimmen, Unheilbarkeit zu prognosticiren, wenn nicht klar dargethan werden kann, dass diese in einer solchen Art vorhanden sind, dass sie als genetisch mit der Krankheit zusammenhängend betrachtet werden können. So sind z. B. zwar eine bedeutende Verengerung der Pupillen, wobei der geminderte Lichtreiz keine Veränderung zu bedingen vermag, sowie eine ausserordentliche Weite, oder auch eine eckige Verzogenheit oder auffallende Verschiedenheit in jenen Beziehungen an beiden Augen, höchst verdächtige Zeichen, weil sie so häufig Folgen einer vorhergegangenen Encephalitis oder Arachnitis oder auch einer partiellen Hirnlähmung sind, und mit nicht minder besorglichem Auge müssen vorübergehende convulsivische oder lähmungsartige Erscheinungen an den der willkürlichen Bewegung dienenden Muskeln, zumal im spätern Verlaufe dieser Krankheiten, betrachtet werden. Dennoch aber giebt es Fälle, wo der Kranke, ohnerachtet dieser schlimmen Indicien, wenn sie einzeln vorhanden sind und nicht andere von gleicher Bedeutung sich hinzugesellen, genest, oder doch zu einem leidlichen Gesundheitszustande zurückkehrt, und auf jeden Fall ist es noch nicht entschieden, was die Bestrebungen der Natur zur Beseitigung auch von solchen nur nicht allzuheftigen Leiden zu leisten vermag, oder was eine ihr

angemessen helfende Kunst in einer spätern Zeit zu erzielen im Stande sein wird.

Hier wäre wohl auch der Ort die Frage zu erörtern, ob und wann die Seelenstörung für unheilbar zu erklären sei. Es kommen allerdings zahlreiche Fälle vor, wo die Geschichte des Krankheitsverlaufes und die gegenwärtig vorhandenen Symptome dem Arzte gestatten, mit voller Bestimmtheit den Kranken für unheilbar zu erklären. Und dieses sogar nicht selten auch da, wo das Leiden erst vor Kurzem eingetreten ist, und zwar vorzüglich in den Fällen, wo die vorhandenen Symptome, nach unvollkommenen Anfällen von Apoplexie, in mannichfaltigen paralytischen Erscheinungen das Vorhandensein eines auch unter andern Umständen unheilbaren idiopathischen Hirnleidens beurkunden. Mit der vollkommensten Sicherheit ist aber eine solche Prognose zumal da zu stellen, wo, sei es nach stattgefundenen heftigen Congestionen zum Gehirne, oder nach schwächenden und erschütternden Einwirkungen auf dasselbe, in einer längern Zeitfolge paralytische Symptome eintreten, die Bewegung der Hände zitternd, der Gang unsicher, die Aussprache mancher Worte undeutlich wird, die Zunge bebt und nicht nach Willkür gerade und stetig hervorgestreckt zu werden vermag, die Pupillen sich anhaltend in einem hohen Grade verengert oder erweitert, oder auch in beiden Augen von verschiedener Weite, eckig, verzogen zeigen, die Sphincteren am Mastdarm und der Blase sich unbeständig in ihrer Function erweisen u. s. w. Denn alle Tobsüchtige, die also behaftet sind, sterben, wie auch schon Calmeil, Bayle und Andere bemerkt haben, durchgehends im Verlaufe desselben Jahres, in welchem jene Erscheinungen zuerst eingetreten sind. Als nahe bevorstehend kann man den Tod aber betrachten, wenn sich nun endlich auch noch der Einfluss des krankhaften Zustandes des Hirns auf die Vegetation im Allgemeinen durch die sinkende Ernährung, durch beginnende seröse Infiltration des Hautzellgewebes, durch Neigung zum Decubitus, durch sphacelöse Geschwüre u. s. w. kund giebt.

Wie verwickelt und wie lebensgefährlich, ja unabwendbar tödtlich aber der vorhandene Krankheitszustand auch erscheinen, wie unauflöslich die Tobsucht damit verbunden, wie ausgeprägt dieselbe in allen Erscheinungen sich fortwährend darbieten, wie lange sie bestanden haben mag, so darf sich der Arzt durch diese Rücksichten niemals bestimmen lassen, die Beseitigung der Seelenstörung für unmöglich zu erklären, so lange ihm die vorhandenen Erscheinungen übrigens anzunehmen gestatten, dass das psychische Leiden möglicher Weise noch hauptsächlich nur auf einer Functionsstörung beruhen könne, ja so lange nicht ein zusammenstimmender Verein solcher Anzeigen eines organischen Hirnleidens zu Tage liegt, welche, der bisherigen Erfahrung zufolge, jede Wiederkehr einer normalen Wirksamkeit des Gehirns

in seinen den psychischen Functionen dienenden Theilen ausschliessen. Denn wie wenig eine auch sehr lange Dauer der Seelenstörung und ein schon in einem hohen Grade bedenklicher Charakter derselben allein die Unmöglichkeit der Genesung anzunehmen gestatten, lehren nicht wenige von bewährten Schriftstellern angeführte Fälle, wo jene noch nach einem Bestehen einer langen Reihe von Jahren vollständig erfolgte. Jacobi hatte Gelegenheit, einen Fall zu beobachten, in welchem eine Kranke, nachdem sie länger als sechs Jahre in der Siegburger Anstalt an immer wiederkehrenden Anfällen der heftigsten Tobsucht gelitten hatte, wobei sie im höchsten Grade unreinlich und aller ihrer frühern persönlichen Verhältnisse vergessen war, ohne dass sie der genannte Arzt als durchaus unheilbar zu entlassen wagte, weil immer noch keine Symptome vorhanden waren, welche für die Unmöglichkeit der Wiederherstellung zeugten. Diese Patientin wurde im siebenten Jahre, durch die fortgesetzte Anwendung des Secal. cornut. und den darauf folgenden Gebrauch des Emser Brunnens, beide durch ein eigenthümliches Leiden des Sexualsystems indicirt, vollkommen wieder hergestellt. Mit lobenswerther Offenheit berichtet uns Jacobi [1]) eine sehr interessante Beobachtung, die wir hier mittheilen: «Ich erfuhr in sechs bis sieben Fällen die Beschämung, dass Kranke, die ich wegen der mehrentheils schon vor ihrer Aufnahme in die Anstalt Jahre langen Dauer und anscheinenden gänzlichen Hoffnungslosigkeit ihres Leidens, und weil ohnerachtet einer sorgfältigen Behandlung nur eine offenbare Verschlimmerung ihres Zustandes mit einem Fortschritte zu Narrheit, Blödsinn oder Verwirrtheit bemerklich gewesen war, zuletzt als unheilbar entlassen und zum Theil den Pfleganstalten überwiesen hatte, nach einer kürzern oder längern Zeit ihre volle geistige Gesundheit wieder erlangten. Dieses konnte aber ohne Zweifel nur stattfinden, weil das Gehirn, des verdächtigen Anscheines ohnerachtet, in seinen psychischen Functionen dienenden Theilen noch wesentlich unverletzt war, und sich im Organismus irgend welche und irgend wie veranlasste, unvorhergesehene physiologische oder pathologische Combinationen ergaben, wodurch die Hemmung oder Beeinträchtigung der psychischen Thätigkeit beseitigt ward.»

Ausserdem scheinen bedeutende Ausartungen und Zerstörungen einzelner Gehirntheile, unter Umständen, durchaus nicht absolut Seelenstörung zu bedingen; auch manche Abnormitäten der Vegetation, die im Verlaufe einer Krankheit entstanden sind, schliessen keinesweges jedesmal absolut Wiederherstellung des Kranken aus. Mitunter gestattet sogar ein gewisser Grad von Ausartung der Hirnhäute in Verdickung, Verdichtung und Undurchsichtigwerden des Gewebes, eine temporäre Wiederherstel-

1) A. a. O. S. 755 u. ff.

lung der normalen Seelenthätigkeit. Dagegen hat man immer einen solchen unglücklichen Ausgang bei einer verlängerten Andauer der Tobsucht da zu erwarten, wo der vorhin geschilderte Verein von Symptomen jenen höhern Grad vom organischen, die Seelenthätigkeit hemmenden Hirnleiden knnd giebt, der den Zustand auch in somatischer Hinsicht als rettungslos erkennen lässt; wenigstens sind von den Irrenärzten keine Fälle beobachtet worden, in welchen die Seelenstörung unter diesen Umständen noch vor dem Tode wieder gewichen wäre. Es pflegt aber dieselbe, wenn die Krankheit zu dieser Höhe vorgeschritten ist, nicht selten eine Erscheinung zu gewähren, die, wenn sie sich in einem höhern Grade und beständig zeigt, in diesen Krankheitszuständen als ein ebenso bedeutungsvolles diagnostisch-ominöses Symptom zu betrachten ist, als die Zeichen von eintretender Lähmung der Zunge und der Gliedmaassen; es ist dies der Trieb des Kranken, in seiner Rede Alles phantastisch-unsinnig ins Grenzenlose zu übertreiben: die von den Franzosen sogenannte Monomanie des grondeurs. Diese ist wesentlich eine letzte Evolution der Tobsucht, erscheint durchgängig nur in dieser und entspricht durchaus dem innern Wesen derselben. Denn so phantastisch die Aeusserungsweise der also ergriffenen Kranken auch erscheint, so hat sie doch nicht das Geringste mit jenen, zwar auf falschen Voraussetzungen ruhenden, aber daneben consequenten Uebertreibungen gemein, die auch im Wahnsinn vorkommen, indem das Subject hier auch nicht einen Moment mit seinem innern Sinne an diesen vorüberschwebenden Bildern seiner Phantasie, als an einem in ihm Leben und Bestand habenden Wahne haftet. Vielmehr verhält sich die ganze Erscheinung in aller Hinsicht den in den frühern Perioden vorkommenden, sich unablässig neubildenden Delirien und zugleich dem der Tobsucht zu Grunde liegenden Leiden des Begehrungsvermögens analog, welches letztere bei fortschreitender Zerrüttung, sowohl des somatischen, wie des psychischen Vermögens, ausser Stande, sich weiter in gewaltthätigen Handlungen und diesen entsprechender Rede kund zu geben, in wilder, phantastischer Gedankenjagd nur noch den Trieb kund giebt, Alles, was jemals der Seele als Gegenstand des Begehrens vorgeschwebt hat, in unbegrenzter Zahl und Grösse, als Besitz, Vermögen, Genuss, mittelst einer ebenfalls gleichsam rasend gewordenen Phantasie in Anspruch zu nehmen und gewissermaassen noch an sich zu reissen. So endet in diesen Fällen die Tobsucht, ihrem psychischen Wesen nach, durch ein Ersterben des Begehrungsvermögens und des mit ihm verketteten Triebes, in ohnmächtige Faselei. Für die Prognose ist aber diese Erscheinung zugleich, wie bereits erwähnt, in solchem Grade entscheidend, dass, wo sie auftritt, oft schon aus ihren ersten leisesten Andeutungen, nicht minder wie aus dem in seinen frühesten Spuren kaum merkbaren Vermögen

der Zunge, gewisse Worte vollständig zu articuliren, der unglückliche Ausgang der Krankheit mit voller Entschiedenheit vorausgesagt werden kann.

Nachdem wir die Hauptpunkte, welche bei der Feststellung der Prognose zur Sprache kommen, angegeben haben, wollen wir noch die Ansichten zweier ausgezeichneter Psychiatriker über einiges Speciellere in dieser Beziehung angeben.

Bei Esquirol finden wir die Meinung ausgesprochen, dass die Genesung von der Manie öfters erfolge, als die von der Monomanie und Melancholie. Dagegen bemerkt Jacobi, dass dies dem Sachverhalten nach richtiger gesagt sein würde, wenn es hiesse: dass, wenn gewisse den Organismus betreffende Krankheitszustände Manie bedingten, solche eben darum für heilbarer zu erachten seien, als solche, welche andere Formen von Seelenstörung hervorriefen; die Richtigkeit des aufgestellten Satzes ist aber nach Jacobi's Behauptung durchaus in Abrede zu stellen, weil Manie und Melancholie im Verlaufe derselben Krankheit häufig mit einander abwechseln, und, nachdem die eine und die andere Form in mehrmaliger Aufeinanderfolge lange Zeit herrschend geblieben ist, gleich vollständige Genesung folgt, woraus wenigstens so viel hervorgeht, dass, wenn es auch Krankheitszustände giebt, die sich in dem Vorwalten der Melancholie vorzugsweise beharrlich zeigen, jener Charakter der Seelenstörung doch keinesweges im Ganzen als eine schlimme Prognose bedingend angesehen werden darf. Ferner sagt Esquirol: so alt eine Seelenstörung sein mag, so darf man doch Genesung hoffen, so lange die Functionen in der Lebenssphäre der Ernährung noch bedeutende Unordnungen anzeigen; haben aber die Irren den vollkommen gesunden Zustand der assimilirenden Functionen, Appetit, Schlaf, Wohlbeleibtheit ohne Minderung des Irreseins wieder erlangt, so darf man auf ihre Genesung wenig zählen. Ohne die Richtigkeit dieser Behauptung wegzuleugnen, lässt Jacobi jene beiden Sätze nur unter wesentlichen Beschränkungen, als in der Beobachtung gegründet, gelten: «Denn steht die Seelenstörung zu gegebenen Anomalien der Vegetation, vermöge der Individualität des Erkrankten, in einer solchen unauflöslichen Beziehung, welche durch die Natur- und Kunstbestrebungen, der bisherigen Erfahrung gemäss, nicht entfernt werden können, wie manche organische Gehirnleiden, Mutterkrebs u. s. w., so ist keine Aufhebung derselben zu erwarten. Auf der andern Seite aber wird, so lange die psychischen Functionen sich als krankhaft erweisen, auch in irgend einer Sphäre des Organismus die Integrität der assimilirenden Functionen anomal sein, und so ist auch gerade eine wuchernde Ernährung oft nur die Folge eines schon in der Sphäre der Vegetation unheilbar erkrankten und ausgearteten Gehirns. Dass an und für sich die Dauer irgend einer Seelenstörung für Heilbarkeit und Unheilbarkeit kein Maass

giebt, ist schon erinnert worden. Auch die jüngste darf entschieden als beharrlich betrachtet werden, wenn sie auf nicht zu beseitigenden Krankheitszuständen beruht, und so oft auch einem lange verjährten Irresein ähnliche Zustände zum Grunde liegen, oder sich im Verlaufe der Krankheit entwickeln, so kann ein solches doch, wo dieses nicht der Fall ist, unter neuen begünstigenden Umständen und Einflüssen, nicht minder wie das jüngst entstandene, binnen einer kurzen Frist vollständig schwinden, um nie wiederzukehren.»

Für unheilbar erklärt Esquirol die Seelenstörung, wenn die Sensibilität des Irren so geschwächt ist, dass er die Sonne mit seinen Augen zu fixiren im Stande ist, dass er den Geschmack und den Geruch verloren hat, und für alle Witterungseinflüsse unempfindlich ist. Ferner, wenn sie Folge von Scorbut, Epilepsie ist; die Complication mit diesen Krankheiten und mit der Paralyse führt unvermeidlich zum Tode.

Die letztere Behauptung wird von Jacobi negirt, indem nach seiner Ansicht Complicationen jener Krankheitszustände mit Seelenstörung vorhanden sein können, während die letztere auf ganz andern, eigenthümlichen Ursachen beruht, nach deren Entfernung sie schwindet, die erstern aber lange Zeit beharren, ohne nothwendig den Tod herbeizuführen. Nur wenn die Seelenstörung entweder aus jenen Zuständen hervorgegangen ist, und diese schon einen Grad erreicht haben, bei welchem das Leben nicht mehr bestehen kann, oder, und noch mehr, wenn gewisse vegetative Entartungen einzelner Theile des Hirns, auf welchen die Seelenstörung beruht, nun auch Epilepsie und Lähmung zur Folge haben, ist dieses Gesammtleiden als ein unheilbares und einen baldigen Tod verkündigendes anzusehen.

Die Prognose ist nach Esquirol als günstig zu betrachten, wenn psychische Ursachen schnell eingewirkt haben; dagegen ist die Genesung schwieriger, wenn dergleichen Ursachen langsam einwirkten. Indess will Jacobi dieser Behauptung durchaus nicht unbedingt beipflichten, indem gerade die heftig und plötzlich einwirkenden psychischen Ursachen oft in so verderblicher und zerrüttender Weise die Vitalität des Gehirns angreifen, dass eine Wiederherstellung desselben zu seiner Integrität sich als unmöglich erweist. Zur Begründung seiner Behauptung führt Jacobi folgendes merkwürdige Beispiel an: «Eine Frau, die zwar nie an Irresein gelitten hatte, ward während des Mittagessens durch freche Reden ihres Sohnes tief erschüttert, verliess das Zimmer und ward, als man ihr in den Garten nachging, in einem tobsüchtigen Zustande gefunden. Sie ward unserer Anstalt ungewöhnlich bald, nämlich binnen wenigen Wochen nach ihrem Erkranken, übergeben, bewährte sich aber, obwohl Alles für ihre Wiederherstellung aufgeboten wurde, als unheilbar.» Mehrere ähnliche Fälle sind von Jacobi und Andern beobachtet worden.

In Bezug auf die Dauer der Tobsucht meint Esquirol, dass diese kürzer sei, als die übrigen Gattungen von Seelenstörung; nach ihm erfolgen fast alle stattfindenden Genesungen innerhalb des Verlaufs eines Jahres. Von 269 Genesenen genasen im ersten Monate 27, im zweiten 32, im dritten 18, im vierten 30, im fünften 24, im sechsten 20, im achten 19, im neunten 12, im zehnten 13, nach einem Jahre 23, nach zwei Jahren 18, in den folgenden Jahren 13.

Diese numerischen Angaben hält Jacobi für unzuverlässig, ebenso wie Esquirol's Ansicht in Bezug auf den Einfluss der Jahreszeiten auf die Genesung; hier heisst es nämlich, dass der Herbst und der Sommer derselben am günstigsten, der Winter aber am ungünstigsten sei. Nach Jacobi's Beobachtungen kann keiner Jahreszeit hier ein Vorzug zugesprochen werden, und es gelangten viele Kranke im Verlaufe des Winters zur vollen Genesung, bei welchen während des Sommers eine Besserung ihres Zustandes eingetreten war.

Periodische Manien, die in ganz bestimmten Perioden ohne offenbare Ursache wiederkehren, sind gewöhnlich unheilbar; diese von Fodéré ausgesprochene Beobachtung hat wohl ihren Grund darin, dass hier ein idiopathisches Hirnleiden dem Irresein zum Grunde liegt, und die genaue Periodicität entspricht hier in ihrem Charakter und in ihrer prognostischen Bedeutung den analogen Fällen von Epilepsie und ähnlichen Gehirn- und Nervenkrankheiten. Mit Fodéré übereinstimmend sagt auch Chiarugi a. a. O. S. 305: «Ueberall sind alle periodisch oder unregelmässig wiederkehrenden Manien schwer zu heilen, weil die Ursachen derselben entweder unbezwinglich, oder nicht zu verhüten und oft nicht bekannt sind, und weil die Veränderungen in der Hirnsubstanz in eben dem Verhältnisse zunehmen, in welchem die Paroxysmen wiederkommen.»

Auch diejenige Manie, der eine langwierige Melancholie vorhergegangen ist, und an deren Stelle die letztere in ihren Intervallen tritt, kann nach dem Aufhören der Wuthanfälle beinahe niemals als gänzlich aufgehoben betrachtet werden; immer lässt sie für die Zukunft Besorgnisse zurück, und häufig endet der Kranke, wenn man es am wenigsten erwartet, durch Selbstmord. Diese Aussage Fodéré's ward auch von Jacobi bestätigt.

Von der durch das Lebensalter bedingten Prognose, meint Fodéré, dass es zwar einige Beispiele von der Genesung von Greisen gäbe, dass es aber doch sehr selten sei, dass Subjecte, die vor dem funfzehnten oder achtzehnten Jahre befallen würden, genäsen, weil hier gewöhnlich ein organischer Fehler, oder eine sehr entschiedene erbliche Anlage als vorhanden zu besorgen sei. Der von Fodéré aufgestellte Satz: dass eine Seelenstörung um so weniger Hoffnung zur Genesung darbietet, wenn das betroffene Individuum vollkommen gesund erscheint, wird von Jacobi

dahin gedeutet, dass der Grund hiervon offenbar nicht in der anscheinenden Gesundheit des Individuums, sondern nur darin liege, dass der das Irresein veranlassende Krankheitszustand sich dem Blick des Arztes entzieht, und eben deshalb dann nicht durch die Kunst, wenngleich häufig genug durch autokratische Naturbestrebungen bewältigt, geheilt werden kann, auch abgesehen davon, dass derselbe, auch erkannt, vielleicht für die Kunst in ihrem gegenwärtigen Zustande nicht zu erreichen und zu besiegen sein möchte.

Von grosser Bedeutung für die Prognose ist, nach der Beobachtung aller praktischen Irrenärzte, das Vorhanden- oder Nichtvorhandensein des in den gesunden Tagen gewöhnlichen Ausdrucks in den Gesichtszügen, in Blick, Haltung, Bewegung, Sprache u. s. w. Die Allgemeinheit dieser Wahrnehmung thut fast mehr wie alles Andere dar, in welchem Grade vorzugsweise das anthropologische Moment nach allen jenen Beziehungen, in welchen dem Seelenleben sein Ausdruck gegeben ist, bei diesen Krankheitszuständen ergriffen ist. Und ebenso ist auch die Beschaffenheit der Gemüthsstimmung solcher Kranken von anerkannter hoher prognostischer Bedeutung, indem jedes in derselben zurückbleibende entschieden Fremdartige, auch bei ganz gesunden intellectuellen Vermögen, den Verdacht eines noch nicht gründlichen Besiegtseins der Krankheit erwecken muss. Besonders aber muss hierbei jener Reizbarkeit des Gemüthes, die sich jeder Erinnerung an die überstandene Krankheit entziehen möchte, und der deshalb das Verweilen in dem Hause, in den Räumen, und in der Mitte derjenigen Personen, welche Zeugen der überstandenen Krankheit waren, und selbst jede Erwähnung derselben, unleidlich ist, als eines sehr schlimmen, sowie der entgegengesetzten Seelenverfassung als eines sehr günstigen Prognosticons gedacht werden.

In Guislain's Traité de phrénopathies findet sich im Ganzen wenig Ausbeute für die Prognose; doch enthält die hier folgende Stelle die Bestätigung einer auch von andern Schriftstellern ausgesprochenen Behauptung, und deshalb glaubten wir sie hier angeben zu müssen. Guislain sagt nämlich: «Je plötzlicher der Ausbruch der Tobsucht ist, und je weniger entschiedene Remissionen stattfinden, um so eher werden die Reactionsstrebungen eine günstige Entscheidung herbeiführen, die sich um so schneller kundgeben wird, jemehr die Seelenstörung aus einer Ursache hervorgegangen ist, deren Wirkung sich mit Ungestüm kundgegeben hat. Bereitet der Ausbruch sich aber langsam vor, bietet sich die Wuth nur als die nachfolgende Erscheinung einer zunehmenden Aufregung dar, ist vom Anfange des Leidens an ein periodischer und regelmässiger Typus bemerklich gewesen, so gewinnt die Krankheit an Intensität und geht oft in den Zustand des phantastischen Wahnsinns über. Das Verhältniss der

Genesungen der wüthenden Manien mit langsamer Entwickelung zu denen mit plötzlichem Ausbruche und anhaltendem Typus ist wie 5 zu 7. Ferner heisst es an einer andern Stelle: «Es giebt Irre, bei welchen man nur Augenblicke von übler Laune, ein nie aufhörendes leeres Plaudern, beständiges Klagen u. s. w. wahrnimmt, und die eine endlose Zeit in diesem Zustande zubringen; aber ein starker Anfall, der sich in Zorn, Drohungen und Wuth ausspricht, bringt binnen wenigen Tagen die Krankheit zur günstigen Entscheidung.» Ferner sagt Guislain: «Die Seelenstörung währt 6, 8, 12 Monate; der Kranke hat sich den gewaltthätigsten Handlungen überlassen, er hat fortwährend geschrieen, plötzlich kehrt die Ruhe zurück, der Kranke schläft gut, verlässt seine Zelle und ist genesen. Zuerst mager und ein wenig niedergeschlagen und traurig, reichen doch wenige Tage für seine Erholung hin.»

Therapie. Das Wichtigste für den Therapeuten ist hier die sorgfältigste Erforschung und Berücksichtigung der verschiedenen Krankheitszustände, verbunden mit der nicht minder sorgfältigen Berücksichtigung der erregenden Ursachen. Der Arzt ist nämlich in sehr vielen Fällen im Stande, durch die blosse Entfernung der erregenden Ursachen, wenn sie noch fortwirkend und erreichbar sind, der ausbrechenden Krankheit und zugleich der Tobsucht ein Ziel zu setzen. Hat eine Unterdrückung der Hautsecretion, die vorschnelle Heilung eines Hautausschlages oder eines alten Geschwüres, hat eine plötzliche Hemmung der Menstruation durch psychische oder physische Einwirkungen, hat eine Störung der normalen Wochenbettsecretionen und dergl. zu der Erkrankung Anlass gegeben, so ist zur Beseitigung des gesammten Leidenszustandes oft nichts weiter erforderlich, als die therapeutische Berücksichtigung jener ätiologischen Momente; und ein gleicher Erfolg kann, wiewohl viel seltener, auch da erhalten werden, wo die ätiologischen Momente solche sind, welche sich durch die Hervorrufung von Leidenschaften und Affecten wirksam erweisen, wenn die Veranlassung einer solchen Einwirkung frühzeitig weggeräumt, oder letztere selbst neutralisirt werden kann.

Hat sich aber, nach seit kürzerer oder längerer Zeit stattgefundenen Einwirkungen von Einflüssen irgend einer Art, ein selbstständiger pathologischer Zustand vollkommen ausgebildet, welcher, entweder zufolge der gegebenen individuellen anthropologischen Beschaffenheit des betroffenen Subjectes, oder gemäss einer schon bestandenen Anlage, Tobsucht zur Folge hat, so wird auch hier, sei es in Folge einer eingeleiteten rationellen Behandlung oder in Folge autokratischer Naturbestrebungen, mit der glücklich besiegten Krankheit durchgehends auch die Tobsucht weichen. Das Verfahren des Arztes ist hier das nämliche, wie in jeder ähnlichen Krankheit, welche ohne Tobsucht be-

steht, und daher sind auch die Heilmethoden und Heilmittel keine andern.

Da aber die Krankheitszustände der mannichfachsten Art sein können, indem kein Krankheitszustand bekannt ist, der nicht unter gegebenen Umständen zur Entstehung von Tobsucht Veranlassung zu geben vermöchte, so ist zur Bekämpfung dieser mannichfaltigen Zustände auch der ganze, sonst durch die Erfahrung dagegen als wirksam erprobte Heilapparat von Heilmethoden und Mitteln jeder Gattung in Anspruch zu nehmen. Es ist aber eine grosse dem Arzte gestellte Aufgabe, sich bei diesen verschiedenen Krankheitsformen des einzuhaltenden Weges immer mit voller Besonnenheit bewusst zu bleiben, also dass er sich durch die seiner Beobachtung sich entgegendrängenden, oft so stürmischen Erscheinungen der psychischen Alienation nicht irre machen lasse, und stetig das Ziel verfolge, die ätiologischen Momente, aus welchen sich der Faden der Krankheit entsponnen hat, aufzudecken, den hiernach in seiner Entwickelung begriffenen Krankheitszustand mit möglichster Klarheit zum Bewusstsein zu bringen, und dennoch die Indicationen für sein therapeutisches Verfahren mit möglichster Sicherheit zu gewinnen. Führt nun aber dies Verfahren nicht sobald zu dem erwünschten Ziele, so können sich, insofern die Krankheit nicht etwa zu einem unglücklichen Ausgange fortschreitet, zwei sehr zu beachtende Fälle ereignen. Einmal nämlich kann der ursprüngliche Krankheitszustand in seinen wesentlichen Beziehungen fortbestehen und die Tobsucht weichen. Sehr häufig wird, wo dies stattfindet, der Kranke von dem Irrenarzte, in der Meinung, dass der Hauptzweck erreicht sei, aus der Behandlung, und wenn er sich in einer Irrenanstalt befindet, aus dieser als genesen entlassen. Natürlich kann dieser Missgriff des Arztes oft zu grossem Ungemach führen, denn es ist bekannt genug, dass, nachdem sich bei einem Individuum einmal Seelenstörung in einer gewissen Krankheitscombination entwickelt hat, diese, auf oft unbedeutend scheinende Veranlassungen, unter Begünstigung ursprünglicher Anlage, der Lebensweise u. s. w. leicht wiederkehrt; so dass sich also auch der Kranke in dieser Beziehung nicht sichergestellt glauben darf, insofern das ursprüngliche Leiden nicht wo möglich gründlich gehoben ist.

Ein anderer, mitunter vorkommender, dem eben erwähnten entgegengesetzter Fall ist der, dass die Krankheit gehoben wird, die Seelenstörung aber, wenn auch zuweilen in modificirter Gestalt, beharrt, weil das secundär entstandene Leiden des Hirns sich allmälig zu einem idiopathischen erhoben hat, wobei es denn auch leicht vorkommen kann, dass das Gehirn im weitern Fortgange der Krankheit in seiner vegetativen Sphäre krankhaft ergriffen wird, und dass seine Organisation dadurch eine wesentliche Entartung erfährt. Auf das unter diesen Umständen zu

beobachtende ärztliche Verfahren kommen wir jedoch erst später; indem wir jetzt zunächst das therapeutische Verfahren bei der Rückwirkung der das Gehirn betroffen habenden Functionsstörungen auf den übrigen Organismus angeben wollen.

Wenn das Gehirn und Nervensystem durch den eingetretenen Krankheitszustand in diejenige Mitleidenschaft versetzt ist, aus welcher die Erscheinungen der Tobsucht hervorgehen, so gestaltet sich die Therapie ganz anders, indem jetzt die Lebensthätigkeit des ganzen Organismus davon eine Einwirkung erfährt, die auch für die ursprünglichen Krankheitszustände und sonach auch für das ärztliche Verfahren bei denselben von bedeutenden Folgen sein muss. Wir haben schon früher gesehen, wie aus dieser Quelle die mannichfaltigsten Störungen der Sinnesthätigkeit und des Gemeingefühls, des Kreislaufes, der Functionen des Darmkanals, der Haut, der Geschlechtsorgane und der der Reproduction dienenden Gebilde, genug sämmtlicher organischer Systeme hervorgehen, und wie solche nicht nur häufig die ursprüngliche Krankheit verhüllen, sondern diese nicht selten auch in ihrer Erscheinung in einem solchen Grade modificiren, dass oft der eindringendste Scharfblick des Arztes erforderlich ist, um sich über das Wesentliche des obwaltenden pathologischen Zustandes nicht täuschen zu lassen.

Bei diesen Erscheinungen, zu denen auch die eigenthümlichsten der Tobsucht gehören und ohne deren Vorhandensein die ärztliche Hülfe in vielen Fällen kaum in Anspruch genommen werden würde, hat sich der Arzt, während die hervortretenden Erscheinungen wirklich noch rein symptomatische sind, nur als ein umsichtiger Moderator zu verhalten. Er darf in dem Maasse handelnd eingreifen, als es die Dringlichkeit der gegebenen Verhältnisse unzweifelhaft erfordert; ganz auf dieselbe Weise, wie dies in solchen Krankheitszuständen geschieht, in welchen einzelne Symptome eine besondere Berücksichtigung erheischen.

Betrachten wir nun die ärztliche Behandlung in Bezug auf die charakteristischen Erscheinungen der Tobsucht etwas genauer, wobei wir noch einmal darauf aufmerksam machen wollen, wie verschieden diese Erscheinungen in Bezug auf Stärke, Dauer, Wechsel u. s. w. sind, wie sie in dem einen Falle so schwach und versteckt sind, dass sie kaum bemerkt werden, während sie in andern so gewaltsam und grell hervortreten, dass sie alle andern gleichzeitig vorhandenen Krankheitsphänomene verdunkeln oder sie als unbedeutend erscheinen lassen. In diesen letztern Fällen nun, und auch da, wo jene Symptome der Tobsucht nur in einiger Stärke hervortreten, wird von den Aerzten durchgehends ein sehr energisches Verfahren gegen dieselben gerichtet. Reichliche und wiederholte Blutentziehungen jeglicher Art, kalte Sturzbäder, Uebergiessungen und Regenbäder; Blasenpflaster und die Einreibung der Brechweinsteinsalbe auf den geschorenen

Scheitel; der innere Gebrauch des Tartar. stibiat. und mannichfaltiger Purganzen, des Hyoscyamus, der Digitalis, des Opiums und Morphiums in den stärksten Gaben gehören zu den am meisten empfohlenen Mitteln.

Rush berichtet uns, dass er einem 68 Jahre alten Maniacus binnen kaum acht Wochen beinahe 200 Unzen, und einem andern seiner Kranken im Verlaufe von etwa zehn Monaten durch 47 Aderlässe 470 Unzen Blut entzogen habe. Wenn nun auch andere Aerzte nicht leicht so weit gingen, so sind doch enorme Aderlässe bei vielen derselben an der Tagesordnung, etwas ganz Gewöhnliches aber oft wiederholte, 12 bis 24 Unzen betragende Blutentziehungen, abgesehen von der Unterstützung dieses Verfahrens durch die Application von grossen Mengen von Blutegeln an die Schläfen, die Stirne, den Hals und von Schröpfköpfen in den Nacken und auf den Kopf. In England ist es ein gewöhnliches Verfahren, gleich nach den allgemeinen Aderlässen den ganzen Kopf kahl zu scheeren und ihn dann so dicht wie immer möglich mit Schröpfköpfen zu besetzen. Ueberhaupt aber ist bei vielen Aerzten, sobald sie zu einem Maniacus gerufen werden, ein Aderlass der erste und sich immer wieder aufdrängende Gedanke, der sie nicht eher wieder loslässt, bis sie die Fruchtlosigkeit dieser Operation, wenn auch nicht deren Schädlichkeit, nach oftmaligen Wiederholungen endlich erkannt haben.

Man hat früher in der Charité zu Berlin 100 bis 300 Eimer kaltes Wasser täglich auf den Kopf des Maniacus gestürzt, und dieses Verfahren fand vielfältige Nachahmung; man sah in der Würzburger Anstalt mehrere Kranke zu gleicher Zeit, deren Schädelknochen in Folge der so höchst vielfältigen und übermässigen Anwendung des Ung. tart. stib. an vielen Stellen durchlöchert waren. Noch jetzt sogar bilden für einen grossen Theil der Aerzte die Einreibungen mit der Brechweinsteinsalbe auf den Scheitel, die innere Anwendung des Tart. stib. und Blutentziehungen den unzertrennlichen Heilapparat, welchem sie nur noch bald die Gratiola, den Helleborus und die Jalappa, bald die Digitalis und das Opium oder Morphium, beide letztern hauptsächlich als Beförderer des Schlafes, hinzuzufügen wissen, um dann, wenn alles Dies die gehoffte Wirkung versagt, rath- und thatlos zu bleiben, und die Kranken als unheilbar aufzugeben. Der Gebrauch des Tart. stib. in Dosen, wie man sie bei keinem andern Kranken für rathsam erachten würde, sind allgemein gleichsam für den Gebrauch sanctionirt, und die Anwendung von Herb. digitalis selbst bis zu einem Scrupel pro dosi, und verhältnissmässig grosse Gaben von Opium, Morphium, Extr. hyoscyam. als etwas durch das blosse Vorhandensein von Tobsucht oder von Wahnsinn mit Aufregung gerechtfertigt Angesehenes. Dass ein solches Verfahren, mit einigen weiterhin näher zu be-

stimmenden Ausnahmen, in der Mehrzahl der Fälle ein verderbliches sei, hat die Beobachtung dargethan.

Solche ungeheuere Blutentziehungen können nur verderblich sein, wenn man erwägt, dass die Mehrzahl der mit Tobsucht befallenen Individuen meistentheils Personen von, wenigstens zur Zeit des Leidens, geschwächter Körperconstitution, auch grossentheils weibliche Subjecte sind, deren Gehirn an erhöhter Reizbarkeit mit Schwäche, oder an den Folgen von Ueberreizung leidet, die nicht selten gerade durch grosse Blutverluste in diesen Zustand versetzt worden sind. Diesem entsprechend sehen wir auch bei Personen, die an andern Formen von Irresein, und namentlich an Wahnsinn mit Depression oder Exaltation leiden, häufig die Tobsucht durch einen Aderlass entstehen, so dass dieses Mittel schon deshalb als ein höchst bedenkliches erscheint. Da hierzu aber nun noch die tausendfältige Beobachtung kommt, dass der Aderlass da, wo Tobsucht vorhanden ist, diese nicht nur in den meisten Fällen nicht entfernt, sondern sie, wenn auch eine kurze Remission erfolgt, bald mit weit grösserer Heftigkeit hervortreten lässt, und dass, wo wirklich die Tobsucht durch starke Blutentziehungen, wie es mitunter vorkommt, aufgehoben wird, der Krankheitszustand dadurch häufig auf die bedenklichste Weise verschlimmert wird und an die Stelle der Tobsucht selbst nur zu oft lebenslänglich beharrende Narrheit und Blödsinn tritt, so liegt hiervon für jeden gewissenhaften Arzt eine fernere dringende Aufforderung, nur mit der äussersten Umsicht und Behutsamkeit zur Anwendung dieses Mittels zu schreiten.

Ebenso wenig wie alle reichlicheren Blutentziehungen sind auch die Sturzbäder, in der oben gedachten Weise gegeben, zu billigen. Sie sind zur Bekämpfung der Tobsucht an und für sich angewendet ein zweckwidriges und sehr oft Unheil bringendes Mittel. Denn nur zu oft geschieht es, dass diese gewaltthätigen Bäder, da, wo ihre Anwendung nicht indifferent bleibt, entweder auf den Reizungszustand des Gehirns vermehrend, oder überreizend wirken, oder auch dass sie die Vitalität des Gehirns direct oder nach vorhergegangener Ueberreizung auf eine gefährliche und nicht wieder gut zu machende Weise herabsetzen. Wenn aber auch ein Kranker von der Tobsucht durch die Anwendung der übermässigen Sturzbäder befreit und demgemäss aus der Cur entlassen wird, in welchem Zustande befindet er sich dann nur zu oft! Wie oft sieht man nicht solche Individuen blödsinnig, lungenkrank, in bleibendes Siechthum gestürzt, dem Tode zueilen! Ebenso nutzlos, bedenklich und gefährlich ist in den meisten, zumal frischen Fällen von Tobsucht, die Anwendung der Vesicatore und der Einreibungen des Ung. stib. auf den geschorenen Scheitel. Dienen ja doch diese Mittel hier durchgängig nur dazu, entweder einen schon vorhandenen Reizungszustand bei zugleich obwaltender hoher Reizbarkeit bis

zum höchsten Grade zu steigern, oder Ueberreizung zu veranlassen. Sie werden daher auch geneigt sein, in dem einen Falle Entzündung der Hirndecken und der darunter gelegenen Hirnsubstanz, sammt ihren Folgen, in dem andern eine gänzliche Erschöpfung der Lebenskraft des Gehirns und plötzlich Tod, und in dem einen wie in dem andern Falle eine Verstärkung der Tobsucht herbeizuführen.

Auf ähnliche Weise verhält es sich mit den den Tobsüchtigen gereichten innern Arzneien. Die so allgemein verordneten übermässigen Gaben des Tartar. stib. fruchten zur Beschwichtigung der Tobsucht in der Regel gar nichts (wenn dieses Mittel nicht etwa zugleich durch den der Seelenstörung zum Grunde liegenden Krankheitszustand indicirt ist); indem der vorübergehende Nachlass, der etwa durch den specifischen Einfluss des Tart. stib. auf die Nervengeflechte des Unterleibs erzielt wird, an und für sich von keiner wesentlichen Bedeutung ist. Auf der andern Seite aber leidet es keinen Zweifel, dass solche grosse Gaben dieses Mittels, durch ihre gewissermaassen ätzende, die Organisation der Schleimhaut des Magens und Darmkanals angreifende Wirkung häufig zu einer entzündlichen Reizung dieser Haut, und zumal der kleinen Darmdrüsen, Anlass giebt, und es ist keinesweges unwahrscheinlich, dass die ausgedehnten Verschwärungen der Darmhäute, die man in so vielen Leichen von Irren vorfindet, mitunter dieses Ursprunges sind.

Das Opium, das Extr. hyoscyam. und andere Narcotica werden ebenfalls sehr verschwenderisch angewendet; wenn man aber die mehrerwähnten Zustände des Gehirns erwägt, welche in der Tobsucht obzuwalten pflegen, so ergiebt sich bald, dass Mittel dieser Art, in den Gaben gereicht, wie dies leider oft geschieht, diesen Zuständen in keiner Weise entsprechen, und dass höchstens nur in einzelnen seltenen Modificationen des Leidens kleinere Gaben derselben sich wohlthätig erweisen können. Und so bewährt es sich auch durch die Beobachtung. Alle grössere Gaben von narkotischen Mitteln, ja oft auch schon geringere, namentlich von Opium, erhöhen den tobsüchtigen Zustand und täuschen die Absicht des Arztes, der seinem Kranken dadurch Ruhe und vor Allem Schlaf bringen will. Es wird allerdings mit Recht behauptet, dass man da, wo ein gesunder Schlaf erzielt werden könne, der Genesung des Tobsüchtigen gewiss sein dürfe, da ein solcher Schlaf oft schon für sich allein ein Zeichen des bereits wieder eingetretenen oder eintretenden normalen Zustandes ist. Doch wird ein solcher Schlaf in der Heftigkeit der Manie durch Opium keinesweges errungen; andererseits aber geniessen gar manche Tobsüchtige auch ohne dieses Mittel eines mehrstündigen, festen, nächtlichen Schlafes, jedoch sehr häufig nur, um jedesmal zu der Wiederkehr des wüthendsten Tobens daraus zu erwachen.

Die hauptsächlichsten Mittel sind aber die diätetischen und ein sorgfältiges Regimen, worüber wir jetzt einiges Nähere anführen wollen. Die erste Aufgabe, welche hier beobachtet werden muss, ist in den meisten Fällen die Entfernung des Kranken aus den häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen, in welchen er bisher lebte, und so viel als möglich von allem Dem, was als mitwirkend zur Erzeugung des Ausbruches der Krankheit betrachtet werden kann; die Sorge für eine seinem Zustande, zumal auch in Bezug auf seine Neigung zu gewaltthätigen Handlungen, entsprechend eingerichtete, ruhige, luftige, einfache, den angemessenen Grad von Licht und Wärme gewährende Wohnung, für eine bequeme, einfache, haltbare, leicht anzulegende und zu wechselnde Bekleidung, nach Umständen mit gleichzeitiger Beschränkung des freien Gebrauches der Glieder, so weit die Sicherheit des Patienten und die seiner Umgebung es erheischt. Ferner eine sorgfältige Pflege für Reinlichkeit, passende Kost, für täglich hinreichende Leibesöffnung, für die erforderliche Bewegung in freier Luft, und da, wo der Grad der Aufregung und sonstige Krankheitszustände solches gestatten, für einfache Beschäftigung, verbunden mit einer in jeder Hinsicht dem Erfordernisse entsprechenden verständigen, wohlwollenden Beaufsichtigung und Leitung. Endlich, je nachdem ein mehr erethistischer Zustand des Gefäss- und Nervensystems vorhanden ist, und das Gehirn von activer oder passiver Congestion leidet, nach der Beschaffenheit dieser Zustände und der gegebenen Individualität, kürzere und längere, lauwarme, kühle oder kalte, ganze oder halbe Douchen, Regen- und Sitzbäder; öftere Waschungen des geschorenen Kopfes mit lauem Wasser, oder Umschläge von kaltem Wasser, Schnee, Eis; Fussbäder, bald einfache von lauem Wasser, bald mit Senf und Salz bereitete; nach Umständen Blutegel an die Nase oder Schröpfköpfe in den Nacken; daneben auch innerlich bei einzelnen Kranken mässige Gaben von Acet. digit. und Aq. amygd. amar. conc., Pulv. Dover., Opium, Morph. acet., Extr. hyoscyam., einige Mal täglich oder gegen die Nacht gereicht.

Die jedesmalige Beschaffenheit des gegebenen Falles allein kann natürlich nur bestimmen, wo und wann diese Maassregeln und Mittel in Anwendung kommen müssen. Es ist aber dieser Theil der Behandlung von so grosser Wichtigkeit, dass er bei einem grossen Theile dieser Kranken die Genesung allein einzuleiten vermag, und in ihm ist zumal auch vorzugsweise der Grund zu suchen, weshalb in wohleingerichteten Irrenanstalten verhältnissmässig so viel Irre mehr genesen, als wo sie, in ihren Familien gelassen, einem solchen Regimen und solcher diätetischen Pflege nicht unterworfen werden können.

Es bleibt uns noch übrig, die Ansichten der Psychiatriker

über die sogenannte psychische Behandlung bei der Tobsucht mitzutheilen. Unstreitig hat diese hier ein ungleich beschränkteres Feld, als vielleicht in jeder andern Gattung von Seelenstörung. Denn bei den höhern Graden der Tobsucht entbehren wir der so mächtigen Hülfsmittel der Hervorrufung der Gemüths- und Vorstellungsthätigkeiten beinahe gänzlich, indem das Begehrungsvermögen und der organische Trieb, die hier vorzugsweise ergriffen sind, in ihrer krankhaften Steigerung und Alienation auf jenem Wege beinahe gar keine haftende Einwirkung, und mehrentheils nur in einem sehr beschränkten Maasse eine momentan deprimirende zulassen. Denn obwohl der Tobsüchtige, selbst in den stärkern Exacerbationen, durch Einwirkungen, welche sein Gemeingefühl übermächtig in Anspruch nehmen, durch Schmerz und Schreck erregende Mittel, durch drohende und gebieterische Anreden u. s. w., vorübergehend zur Ruhe und manchmal sogar zu einer momentanen vollkommenen Besonnenheit gebracht werden kann, so reicht diese Beruhigung doch in den heftigern Graden der Tobsucht nicht über eine kurze Zeit der Anwendung jener Mittel hinaus, und ist sehr oft nicht einmal für eine solche kurze Zeit zu erzielen. Anders verhält es sich da, wo die Macht des krankhaften Begehrens und des entzügelten Triebes nicht so unbändig ist, d. h. also, wo die Tobsucht in einer mildern Gestalt erscheint. Hier nämlich kann der Kranke durch eine ihm selbst nur unbestimmt vorschwebende Vorstellung von Unannehmlichkeiten, die ihn bei der Vernachlässigung einer ihm noch möglichen Selbstbeherrschung zu treffen drohen, mitunter zu gewissen erfolgreichen Anstrengungen in dieser Beziehung veranlasst werden; und um so mehr muss dieses in solchen Fällen stattfinden, wo die Tobsucht in den geringsten Graden erscheint.

Eine grosse Verschiedenheit der Meinungen herrscht über die Beantwortung der Frage: in wie fern es theils heilsam, theils aus moralischen Rücksichten statthaft sei, jene heftigen Aeusserungen der Tobsüchtigen nachdrücklich zu bekämpfen, und durch die Anwendung von zu diesem Zwecke ergriffenen Maassregeln selbst mehr oder minder gewaltsam zu beschränken. Die Einen nämlich behaupten, dass, da die Tobsucht eine selbstständige Krankheit und jene heftigen Erscheinungen gleichsam als kritische Entladungen anzusehen sei (etwa wie die Krämpfe bei Hysterischen, Epileptischen u. s. w.), das Wohl des Kranken es erfordere, diese Entladungen nicht zu hindern, sondern den Kranken ausrasen zu lassen. Diesem gemäss ist, zumal in manchen französischen Irrenhäusern, den Tobsüchtigen innerhalb der ihnen bestimmten Localitäten in dieser Beziehung die ungemessenste Freiheit gestattet. Diesem Verfahren entsprechend haben in den letzten Jahren einige englische Psychiatriker, als vorzugsweise Verfechter der Humanität, den Grundsatz geltend zu machen gesucht, dass bei den Tobsüchtigen ebenso wenig wie bei jeder

andern Gattung von Irren irgend ein Zwang angewendet werden dürfe, sondern dass die Kranken lediglich durch die ihnen beigegebenen Wärter mittelst Begütigung und höchstens mittelst Absonderung in besondern Zellen verhindert werden müssten, sich oder Andern Schaden zuzufügen; und so auch nur durch die mildesten und gänzlich zwangfreien Mittel so viel möglich zu einem ruhigern und gesittetern Betragen vermocht werden müssten.

Der andere Theil der Aerzte ist der Meinung, dass man bei den Aeusserungen der Tobsucht, so weit sie sich auf die Thätigkeit der der Willkür dienenden Muskeln beziehen, die üblichen Bändigungsmittel (Zwangsstuhl, Zwangsjacke, Fussriemen u. s. w.) nicht entbehren könne. Vielmehr müssten diese Beschränkungsmittel, gleichwie in verschiedenen andern Formen von Seelenstörung, auch in der Tobsucht zulässig und heilsam sein. Denn wenn ein Kranker, der an einem mässigen Grade von Tobsucht leidet, durch keine Art von Zuspruch, noch durch irgend andere Maassregeln dahin zu bestimmen ist, von einem anhaltenden Schreien und Schimpfen, von dem Zerreissen seiner Kleidungsstücke und Zertrümmern von Geschirr und Fensterscheiben, Gewaltthätigkeiten gegen seine Umgebung u. s. w. abzulassen, durch eine einmalige sechs- oder achtstündige Befestigung auf dem Zwangsstuhl, oder durch die Anwendung eines kalten Regenbades vermocht werden kann, jene heftigen Ausbrüche in grossem Maasse zu beschränken und mehr oder minder zu unterdrücken, so wird man nicht leugnen können, dass dieses eine für ihn selbst, wie für seine Leidensgenossen erspriessliche Wohlthat ist. Es wäre sogar ungereimt, wenn ein so wichtiger Erfolg der einseitigen Beobachtung einer ohne die erforderliche Umsicht angenommenen Maxime geopfert werden sollte. Denn es bleibt doch immer von grosser Wichtigkeit, dass in einer bedeutenden Irrenanstalt unter den Kranken so viel wie möglich Zucht, Sitte, Ordnung und Reinlichkeit aufrecht erhalten und durch die Anwendung der dazu erforderlichen Mittel stets gehandhabt werde, indem nur dadurch sowohl jeder Einzelne vor den Nachtheilen und Belästigungen geschützt werden kann, als auch ein dem Zwecke entsprechendes, ärztliches Verfahren, und eine Ausführung der dahin zielenden therapeutischen Vorschriften, nur unter dieser Bedingung erzielt werden. Es bleibe daher die Regel fest, dass der Irrenarzt auf der einen Seite jede Freiheitsbeschränkung und jede Zwangsmaassregel bei seinen Kranken gewissenhaft vermeide, wo und so lange er hoffen darf, seine Zwecke durch mildere Mittel zu erreichen, dass er aber auch keinen Anstand nehme, jene in solchem Maasse, wie ihre Anwendung durch eine wohlgeprüfte Erfahrung gerechtfertigt erscheint, zum Heile sowohl der also betroffenen Individuen, als der Gesammtheit der ihm anvertrauten Kranken anzuordnen.

Krankheitsgeschichten. Wir entlehnen einige die Tobsucht bezeichnende Beobachtungen aus den Werken der bewährtesten Psychiatriker.

1.[1])

Madame B. war in ihrem Alter von 14 Jahren anscheinend gesund, sie war wohlgenährt, obgleich noch nicht menstruirt. Alle Zeichen der Geschlechtsreife waren wohlentwickelt. Zur Zeit der Periode, oder vielmehr allmonatlich, klagte sie über Kopfweh; ihre Augen rötheten sich, sie erschien unruhig, zornmüthig, finster. Bald darauf rötheten sich ihr Gesicht und ihre Augen noch mehr; Alles wurde ihr nun zuwider und regte sie auf; sie suchte Streit, besonders gern mit ihrer Mutter; endlich überliess sie sich dem heftigsten Zorn. In diesem Zustande war die Mutter besonders Gegenstand ihrer Aufwallungen, ihrer Beleidigungen, ihrer Drohungen und Verwünschungen. Einige Male machte sie Selbstmordversuche; zwei oder drei Mal hatte sie ein Messer ergriffen, eines Tages hielt ich sie so bewaffnet wie sie war davon ab, sich auf ihre Mutter zu stürzen. War der Anfall bis zu diesem Grade gesteigert, so drang ihr Blut aus Mund und Nase, einige Mal auch aus den Augen; dann erschienen Thränen, ein allgemeines Zittern, Kälte in den Extremitäten, convulsivische Schmerzen in allen Gliedern, endlich Reue, auf die eine lang andauernde Erschöpfung folgte. Dieser Zustand der Angst dauerte mehrere Stunden.

In der letzten Periode des Anfalls wälzte sich die Kranke auf der Erde, stiess mit dem Kopf gegen die Mauern und die Geräthe, versetzte sich Faustschläge und zerkratzte sich das Gesicht. Ihr Gesichtsausdruck, gewöhnlich sanft, wurde dann widerlich; die Farbe des Gesichts, der Ohren, des Halses violett roth, der Kopf heiss, die Extremitäten waren dagegen sehr kalt.

Zu Anfang des Anfalls, der einen bis zwei Tage hindurch anhielt, sah man die Zufälle sich bis zur höchsten Periode fortschreitend steigern. Erst war ihr Blick finster, die Gesichtsfarbe belebt, ihr Betragen unangenehm, anmaassend, zänkisch; eine Bewegung, ein Blick, eine Ablehnung wurde Veranlassung zu ihrer grössten Unzufriedenheit; bald wurde der geringste Vorfall Veranlassung zu einer lebhaften Irritation, zu einem heftigen Widerwillen; endlich brach der Zorn hervor. Einige Male beruhigten sich die Zufälle durch Besorglichkeit und ein zuvorkommendes Benehmen von Seiten der Umgebung, durch die Ankunft eines Fremden, durch die Gegenwart eines geliebten Onkels. Oft erschöpfte sich der Anfall in lästigen und ungerechten Anklagen gegen alle Personen im Hause. Besonders wurde die Kranke heftig gegen ihre Mutter oder gegen ihre jüngere

1) *Esquirol* loc. c. II. p. 846 ff.

Schwester; es war, als ob sie Gelegenheit zum Zank suchte, um den Fortgang ihres Anfalls zu beschleunigen und in den Zustand ihres Zorns zu gerathen. In dieser letztgenannten Periode fühlte sie dann keinen Schmerz mehr, während sie vorher entsetzliche Schmerzen im Körper, besonders im Kopfe, empfand.

War der Anfall beendet, so wurde sie gegen ihre Mutter wieder gut gesinnt, bat sie um Vergebung und überhäufte sie mit Beweisen ihrer Zuneigung. Mehrmals ermahnte ich sie und forderte sie auf, die ersten Anzeigen ihres Anfalles zu überwinden, indem ich ihr vorstellte: wie verdammlich und gefährlich ihr Betragen wäre; dann weinte sie und sprach mit Bitterkeit: «Warum bin ich also geschaffen; ich wollte ich wäre todt; wie sehr unglücklich bin ich; ich kann mich nicht mehr halten, wenn ich zu diesem Zorn gekommen bin, ich sehe dann nichts mehr, ich weiss dann nicht, was ich thue und was ich spreche.» — Sie hatte keine Erinnerung der Vorfälle in ihren Paroxysmen; sie leugnete mit Ueberraschung und Reue die Einzelnheiten, die man ihr davon erzählte. In dem Alter von 16 Jahren wurden die Zornanfälle oft durch hysterische Convulsionen ersetzt. Die Krankheit nahm allmälig ab und hörte auf, als die Kranke ihr siebzehntes Jahr vollendet hatte, ein Zeitpunkt, in welchem die Regeln, obgleich in geringer Quantität, erschienen; die Ehe machte jeden Nervenzufall verschwinden, obgleich diese Dame unregelmässig und wenig reichlich menstruirt war. Zu keiner Zeit beobachtete man an ihr die geringste Spur einer Geistesverwirrung. Diese Dame ist eine vortreffliche Mutter, eine sehr gute Tochter, sie hat jedoch ein schwer umgängliches Wesen und eine Neigung zur Melancholie beibehalten.

2. [1])

Der Hauptmann N., im mittlern Lebensalter und von hagerer, sonst kräftiger Gestalt, verrieth stets ein lebhaftes Temperament und einen ehrgeizigen Charakter, und zeichnete sich durch Erfüllung seiner Dienstpflichten aus. Seine Neigung zu leidenschaftlichen Ausbrüchen und seine Begriffe von Ehre verleiteten ihn indess, gegen seine Untergebenen zu streng und hart, gegen seine Freunde anmaasslich aufzutreten; von seinen Vorgesetzten glaubte er oft beleidigt und gekränkt und in seinem persönlichen Werthe nicht gebührend gewürdigt zu werden. Als sein ungesetzliches Benehmen gegen einen Untergebenen ihm einen dreimonatlichen Festungsarrest zugezogen hatte, wurden ihm seine Dienstverhältnisse drückend; er glaubte sich von Feinden, namentlich unter seinen Vorgesetzten, umringt, und da er auf alle Aussichten in die Zukunft, mit denen er sich bisher geschmeichelt hatte, resignirte, zog er sich ganz in den Kreis

1) *Ideler*, Grundriss der Seelenheilkunde, 2. Thl. S. 569.

seiner Familie zurück, entschlossen, nach abgelaufener dreissigjähriger Dienstzeit den Abschied zu nehmen. Indess ein ehrenvoller Auftrag, bei dessen Ausführung ihm ein auszeichnendes Wohlwollen und die Hoffnung auf eine Dienstbeförderung zu Theil wurde, änderte seinen Vorsatz; er hegte die Ueberzeugung, dass sein persönlicher Werth endlich anerkannt worden sei; dass er mit seinen Feinden versöhnt sei und sich vielvermögende Freunde und Gönner erworben habe. Er trat nun mit grosser Ostentation auf, sprach viel von seinen glänzenden Aussichten in die Zukunft, setzte seine häusliche Einrichtung auf einen höhern Fuss und dergl. Am auffallendsten verrieth er seine hohe Meinung von sich bei Gelegenheit einer Prüfung, wo er als Mitglied der Commission in Opposition mit dem gemeinschaftlichen Beschlusse der übrigen Mitglieder sein vermeintliches Besserwissen mit Heftigkeit zu behaupten suchte, und sich dabei ohne zureichende Ursache in solchem Maasse ereiferte, dass er sich auf eine höchst subordinationswidrige Weise gegen den Präses der Commission verging und ihn am Ende zu einem Duell auf Pistolen herausforderte. Als ihm dies bei dem augenscheinlich schon krankhaften Zustande seines Gemüths abgeschlagen wurde, setzte er, nach der Rückkehr in seine Wohnung, eine in den unziemlichsten Ausdrücken abgefasste Klagschrift auf, und verfiel unmittelbar darauf in Besinnungslosigkeit, welche von krampfhaften Gliederzuckungen begleitet war. Als er zum Bewusstsein zurückgekehrt war, ermahnten ihn seine Freunde vergebens, jene Klagschrift zurückzunehmen; er behauptete, das Recht völlig auf seiner Seite zu haben, und es jetzt zur Sprache bringen zu müssen, dass er lange genug Unrecht erduldet habe. In dieser Gemüthsstimmung verfasste er im Laufe eines Tages, eingeschlossen in seinem Zimmer und durch stetes Weintrinken sich mehr und mehr aufregend, eine neue Klagschrift, welche in fortlaufender Rede einen Umfang von 50 Bogen einnahm, und in emphatischem Style die heterogensten Dinge an einander reihte. Spät Abends damit zu Stande gekommen, wollte er noch zur Feier seines gelungenen Werkes ein glänzendes Fest veranstalten, wozu er Einladungen an alle vornehme Personen der Stadt ergehen liess und die mannichfachsten und verkehrtesten Vorrichtungen traf, die alle auf den gesuchtesten Luxus und eine rücksichtslose Verschwendung hindeuteten. Während er an der Ausführung eines solchen Plans so viel als thunlich gehindert wurde, verwandelten sich seine zahllosen Befehle allmälig in Wuthausbrüche gegen Diejenigen, welche sie nicht nach seinem Willen ausführten. Nachdem er die ganze Nacht im Hause herumgetobt und gelärmt hatte, wurde ihm bis zur Ohnmacht zur Ader gelassen, worauf ein zwölfstündiger ruhiger Schlaf eintrat, aus welchem er mit scheinbar völlig zurückgekehrter Besonnenheit erwachte; denn er wurde nachdenklich, wünschte eine Aussöhnung mit dem von ihm beleidigten

Vorgesetzten und vernichtete eigenhändig die Klagschriften. Am folgenden Tage theilte er einen Plan mit, wie er durch speculative Anleihen sich in den Besitz eines unermesslichen Vermögens setzen werde, bald darauf glaubte er, ein solches bereits erworben zu haben. Grosse Feste, Lustpartien, Reisen, Bauprojecte sollten auf der Stelle ausgeführt werden; als er sie aber misslingen sah, wurde er aufs Neue tobsüchtig und musste in ein Militairlazareth gebracht werden. Hier beschäftigten sich seine Gedanken zunächst mit dem strafbaren Verbrechen, welches an seiner Person durch die gewaltsame Entfernung aus seinem Hause und durch die Beraubung der Freiheit verübt worden sei, sowie mit vergeblichen Befreiungsversuchen. Er erwartete seine nahe bevorstehende Beförderung, glaubte im Staatsdienste unentbehrlich zu sein, und bemühte sich, Andere von seinen hohen geistigen Vorzügen zu überzeugen, dass er nämlich aller lebenden Sprachen mächtig, alle musikalischen Instrumente spiele, die Arzneikunde, Mathematik, Mechanik u. s. w. aus dem Grunde verstehe, und dass er sich dadurch den Weg zu den höchsten Ehrenstellen im Staate bahnen, sich ein grosses Vermögen erwerben und endlich ein souveräner Fürst werden würde. Er sann auf die abenteuerlichsten Unternehmungen, z. B. alle schlechtgebauten Städte und Dörfer niederzureissen, und Paläste nebst Theatern und Reitbahnen an ihrer Stelle zu errichten, durch die ganze Welt Kunststrassen mit Orangeriebäumen anzulegen, das Klima der nordischen Gegenden zu verbessern, die Welttheile durch Brücken zu verbinden, durch Wurfmaschinen und Luftschiffe die Gestirne zu bereisen und dergl. mehr. In seinem Geiste sah er alle diese Herrlichkeiten bald fertig; als er aber hierauf durch eine himmlische Erscheinung seine göttliche Abkunft und die Versicherung seiner Unsterblichkeit auf Erden erfuhr, fühlte er sich glücklich in seinem Berufe, auch seine Mitmenschen glücklich zu machen.

Nach erfolgter Aufnahme in die Charité dauerte diese Bilderjagd in seiner Phantasie fort, er wollte sich den Magen wegoperiren lassen, da derselbe ein unnützes Organ sei, und verlangte dringend nach dieser Operation, und auch nach der Trepanation zur Herausnahme eines Steins aus dem Gehirn. Beide Operationen wollte er selbst mit dem besten Erfolge schon an Andern verrichtet haben. Auch jetzt hielt er sich für einen höchst ausgezeichneten Menschen, und er wollte dies factisch darthun, indem er den Beweis der Quadratur des Zirkels an die Wand kritzelte, ohne jedoch andere, als völlig regellose Striche und Zeichen hervorzubringen. Ferner versicherte er, ein Perpetuum mobile erfunden zu haben, mit Hülfe dessen er den preussischen Staat so auseinandersprengen wolle, dass derselbe zu einem grossen Seestaate würde. Dadurch werde er so viel Geld gewinnen, dass er alle Schulden des preussischen Staats bezahlen

könne. Nicht minder prahlte er mit seinen vornehmen Connexionen, seinen hohen Ehrenstellen, seinen unermesslichen Reichthümern. Da sein gebieterisches, trotziges und ungestümes Betragen mannichfache Beschränkungen nothwendig machte, so gerieth er bald in die heftigste Wuth, welche er durch unaufhörliche Schmähungen, Drohungen und Schimpfworte ausliess, ja als er auf einen Augenblick aus der Zwangsjacke befreit wurde, führte er mit einer Kehrbürste einen gewaltsamen Streich auf einen der anwesenden Wärter, welcher dadurch gefährlich verwundet wurde. Der weitere Verlauf seiner Tobsucht bot keine aussergewöhnlichen Erscheinungen dar, und nach Ablauf eines halben Jahres war er so vollständig genesen, dass er wieder in das Militair eintrat. Auch sein Bruder soll geisteskrank gewesen sein.

3. [1])

R., Referendarius, 30 Jahre alt, wurde im fünfundzwanzigsten Lebensjahre von leidenschaftlicher Liebe zu der ältesten Tochter seiner Wirthin entflammt. «Jene war, sagt er in einer Schilderung seiner Leiden, zwar schon die Verlobte eines Andern, doch hielt mich dies nicht ab, meinen Herzensregungen Gehör zu geben; ich schwelgte in nie gekannten Gefühlen, und nährte bald eine Leidenschaft, die alle meine geistige Thätigkeit in Beschlag nahm. In solcher geistigen Spannung verlebte ich zwei Jahre, bis der Tag der Verheirathung meiner Geliebten herankam; inzwischen wuchs meine leidenschaftliche Liebe, und am Tage ihrer ehelichen Verbindung litt ich an fürchterlicher Unruhe. Ich habe mich darüber Niemandem entdeckt. Die Neuvermählten verliessen Berlin, und mich in der beklagenswerthesten, heillosesten Leidenschaft. Anstatt nunmehr vernünftigerweise alle meine Träume aufzugeben, gefiel ich mich vielmehr in solchen nutzlosen Gedanken; vollends aber erwachte meine Liebe in aller Stärke, als verlautete, dass die geschlossene Ehe nicht glücklich und eine Trennung im Werke sei. Bisher war mein Leben eine Reihe von thatlosen Träumereien gewesen; es war ein endloses Sehnen nach einem Phantasiegebilde. Die Gedanken an körperlichen Besitz waren mir nicht klar geworden; jetzt aber erwachte ein sich selbst bewusstes Streben, meine Liebe körperlich zu besitzen. Ich war noch Auscultator, und darum, gleichzeitig ohne Vermögen, heirathsunfähig; ich ging damit um, auf dem kürzesten Wege etwas aus mir zu machen; ich raffte mich zusammen und bestand, nachdem ich längere Zeit nutzlos verträumt hatte, in dem Zeitraum von einem Jahre die zweite juristische Prüfung. Die Ehe war noch nicht getrennt, inzwischen war meine Geliebte schon in das mütterliche Haus zurückgekehrt. Der Ehemann

1) *Ideler*, Grundriss der Seelenheilkunde, II. Thl. S. 591.

hatte sich einer Veruntreuung fremden Geldes schuldig gemacht, und befand sich in gefänglicher Haft. Ich hielt meine Liebe fortwährend verschlossen, vielleicht weil ich mich noch immer für unfähig hielt, die Geliebte zu besitzen; andererseits gedachte ich erst nach erlangter Fähigkeit und Würdigung im Besitze bürgerlicher Ehren ihr die Ehe anzubieten. Aber der Tod trat dazwischen; meine Geliebte starb am 2. Nov. 1834 am Nervenfieber. Mein Schmerz war zu gross, als dass ich ihn hätte verbergen können. Alle Beruhigungsmotive fanden keinen Anklang. Wenn ich früher in den Tagen meines gehofften Glücks meine geistige Thätigkeit für Jurisprudenz concentrirte, so zersplitterte ich diese jetzt in ein zweckloses Bestreben. Meine unruhige, ungeregelte Lebensweise gerieth mit Hintenansetzung der Rechtswissenschaft in allerlei menschliches Wissen. Ich suchte Ruhe, die ich nirgends fand; ich schwärmte an dem oft besuchten Grabe der Verstorbenen, lief zwecklos durch die Strassen ohne Unterlass den ganzen Tag; die Nächte wurden durchwacht, der Schlaf erquickte mich nicht mehr.»

Bei seiner am 21. November 1836 erfolgten Aufnahme in die Charité war er im höchsten Grade tobsüchtig, schrie und lärmte unaufhörlich bei Tag und Nacht, führte ganz sinnlose Reden, zerschlug die Fensterscheiben, beging allerlei Unfug, und musste deshalb im Zwangsbette befestigt werden. Gegen Ende des folgenden Monats war seine Tobsucht grösstentheils gewichen; jedoch gerieth er beim Sprechen noch in grosse Aufregung, die er besonders durch ein leidenschaftliches Mienenspiel verrieth. Gleichgültig gegen seine Lage im Irrenhause beschäftigte er sich unaufhörlich mit politischen und religiösen Grillen. Er ereiferte sich über die Schlechtigkeit der Zeitschriften, über Trennung der Christen in verschiedene Sekten, und gerieth dabei in mannichfache Widersprüche. Ungeachtet er sich nämlich das Ansehen gab, als ob er für die sittliche Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse ein hohes Interesse hege, war er doch wieder darüber erzürnt, dass Prediger auf der Kanzel über die Ausartung und über die verderblichen Folgen des Tanzens gesprochen hatten. Ueber solche und ähnliche Gegenstände redete er mit grosser Wortfülle, aber ohne Klarheit und innern Zusammenhang, so dass sich das Motiv seiner leidenschaftlichen Aufregung nicht erkennen liess. Mit dem Heranziehen des Frühlings klärte sich indess sein Bewusstsein immer mehr auf; er konnte den eben mitgetheilten Aufschluss über die Entstehung seines Gemüthsleidens geben, und wurde, nachdem er sich mehrere Monate hindurch völlig besonnen betragen und eine richtige Einsicht in seine Lebensverhältnisse beurkundet hatte, am 9. Juni 1837 als geheilt entlassen.

4. [1])

Ein kräftiger Körper, ausgezeichnete Gutmüthigkeit, gute intellectuelle Anlagen. Im vierundzwanzigsten Jahre ein Nervenfieber. Später: gewagte Speculationen, grosse Verluste, häufiger Genuss eines sehr starken Branntweins. Aufgeben des Handelsgeschäftes, Gemüthsverstimmung, Schwermuth, nach Jahresfrist gehoben. Wiedereintritt in die Geschäfte. Allmälige zunehmende Gemüthsaufregung; Wahnsinn; nach reichlichen Aderlässen Tobsucht mit gänzlichem Schwinden des Wahnsinns. Plethora abdominalis; Hämorrhoidalkrankheit; gesunkene Energie des Herzens. Grosse Regsamkeit des Gemüthslebens und Gutmüthigkeit auch während der Tobsucht hervortretend. Momentan zu weckende, vollständige Besonnenheit. Allmälige Genesung binnen zehn Monaten.

Johann Dennet, ein rüstiger, wohlgenährter Mann von 49 Jahren, von sanguinisch-cholerischem Temperament und einigermaassen apoplektischem Habitus, unter dessen näherer Verwandtschaft bis dahin kein Fall von Irresein vorgekommen war, ward am 23. August 18— unserer Anstalt in einem tobsüchtigen Zustand übergeben. Er hatte in seiner Jugend lange an einem scrophulösen Kopfausschlage und an einer Augenentzündung von gleichem Charakter gelitten, die sonst gewöhnlichen Kinderkrankheiten aber glücklich überstanden. In der Schule zeichnete er sich durch gute Anlagen und Fleiss aus und machte, dem Handelsstande gewidmet, schon von seinem vierzehnten Jahre an kaufmännische Geschäftsreisen durch einen grossen Theil von Deutschland, in welcher gefährdeten Lage er sich von allen groben Ausschweifungen unbefleckt hielt und durchgehends eine ernste, religiöse Gesinnung bewährte. In seinem vierundzwanzigsten Jahre ward er von einem schweren Nervenfieber befallen, welches ihn zwei Monate lang bettlägerig erhielt und wovon er sich erst nach einem halben Jahre vollständig erholte. Nicht lange nachher heirathete er und ward in einer glücklichen Ehe Vater von zehn Kindern. Sein kaufmännisches Geschäft hatte aber einen nicht ganz befriedigenden Fortgang, wovon der Grund grossentheils in gewissen Eigenthümlichkeiten seiner Geistesrichtung zu suchen war, welche allmälig immer mehr Ausbildung erhielten. Von jeher zeigte Patient nämlich die Neigung, in den Dingen, die zu seiner Wirkungssphäre gehörten oder für die er ein Interesse gewann, Alles nach einem grössern Maassstabe aufzufassen und zu behandeln, als es den gegebenen Verhältnissen entsprach, während ihn zugleich sein unternehmender Charakter und sein lebhafter Ehrgeiz zu raschem Handeln trieb,

1) *Max. Jacobi*, Die Hauptformen der Seelenstörung, S. 72.

und bald auch ein zu weit gehender Eifer für öffentliche und Privatwohlfahrt, bald ein zu schnell geschenktes Vertrauen ihn grosse Fehlgriffe thun liessen. Zwei Jahre vor dem Ausbruche der Tobsucht steigerte sich sein Unternehmungsgeist so sehr und verleitete ihn zu so wenig überlegten Speculationen, dass er dadurch binnen kurzer Zeit einen grossen Theil seines Vermögens einbüsste. Zugleich fing er an, täglich einen starken Branntwein in bedeutender Menge, wenn auch nicht bis zur Berauschung zu trinken, während ihm um dieselbe Zeit die Bekanntschaft mit dem Magnetismus zu einem neuen Anlass psychischer Exaltation ward, indem er sich für diese Sache, bei welcher ohnehin der Verstand nicht wissenschaftlich gebildeter Individuen so leicht durch die Phantasie überflügelt wird, ausserordentlich enthusiasmirte, auch ein Mädchen, welches am Veitstanze litt, während mehrer Monate selbst magnetisirte. Er gerieth nun in einen andauernden Zustand grosser Aufregung, wobei er sich in so mannichfaltige, sein Vermögen weit übersteigende Speculationen von Fabrikanlagen, Wege- und Kanalbauten u. s. w. einliess, dass seine Angehörigen sich veranlasst sahen, um dem völligen Ruin seines Vermögens vorzubauen, ihn zu bereden, der Geschäftsführung des Hauses zu entsagen. Dieser Maassregel widerstrebte er, ohne Zweifel in dem dunkeln Bewusstsein ihrer Nothwendigkeit, zwar wenig, versank aber in Folge der daraus hervorgehenden, seinem so regsamen und strebenden Geiste unerträglichen Unthätigkeit in eine tiefe Schwermuth, in der er viel und ohne Zweck und Ordnung las, und eine Zeit lang geistig immer mehr zu verkommen schien. Dennoch erholte er sich allmälig wieder und zwar binnen Jahresfrist in solchem Maasse, dass man ihm von neuem die eigene Führung seiner Geschäfte überlassen und sich mehre Monate lang seiner dabei bewiesenen Nüchternheit und Klugheit freuen konnte. Indessen stellte sich dennoch die frühere Ueberspannung mit allen ihren Excessen allmälig wieder ein; als er nun auch wieder zu dem eine Zeit lang unterlassenen Genusse jenes starken Branntweins zurückkehrte, brach plötzlich auf einer Geschäftsreise, die er unternommen, entschiedenes Irresein aus. Dieses trug zuerst den Charakter von Wahnsinn mit Exaltation an sich, indem er sich für einen überaus reichen Mann hielt, dem in Anerkennung seiner grossen Einsichten eine wichtige Verwaltungsstelle übertragen werden sollte. Er kaufte Bergwerke und Waldungen, entwarf allerlei Plane zur Reformation des Staates und der Kirche, und offenbarte in seinen Gesprächen eine weit grössere Combinationsgabe, als man sonst an ihm kannte. Bald aber ging dieser Zustand, nicht ohne Mitwirkung der reichlichen allgemeinen und örtlichen Aderlässe, zu welchen man schreiten zu müssen glaubte, in Tobsucht über, die so heftig war, dass seine Angehörigen sich bewogen fanden, ihn (gegen Ende des Augustmonats) der Heilanstalt zu übergeben.

In somatischer Beziehung boten sich als die hauptsächlichsten krankhaften Erscheinungen, bei dem übrigens kräftigen und wohlbeleibten Manne, einestheils ein gewisser Grad von Plethora abdominalis mit unentwickelter Hämorrhoidalanlage und verminderter Reizempfänglichkeit der Schleimhaut des Magens und Darmkanals, wobei die Absonderung gleichfalls gemindert war, anderntheils eine erhöhte Reizbarkeit des Gehirns und seiner Häute mit Reizung vom Unterleibe aus und häufig auftretenden Congestionen dar, beide, wie es schien, vornehmlich durch den habituellen zu reichlichen Genuss spirituöser Getränke, bei begünstigender körperlicher und psychischer Anlage, hervorgerufen. Die Athmungsorgane waren von gesunder Beschaffenheit und Thätigkeit. Ebenso war das Herz frei von organischen Leiden, verrieth aber in seinen Actionen eine etwas gesunkene Energie. Der Herzstoss und das erste wie das zweite Geräusch waren schwach, der Puls an den Radialen von einer Frequenz von 60, 72, 75, höchstens 80 Schlägen, bald wenig gehoben und von geringem Umfange, bald etwas voller und übrigens ganz normal, an den Karotiden von gleicher Qualität und nur selten ein wenig zu stark überwiegend. Die Zunge zeigte sich meist nur an der Wurzel ein wenig grau belegt, nach vorne zu rein und feucht. Der Stuhlgang war träge und bedurfte durchgehends der Beförderung durch Klystire oder durch abführende Mittel; die Esslust mehrentheils sehr rege, die Speichelabsonderung sehr stark, die Urinentleerung oft behindert und spärlich, die Haut weich, leicht schwitzend, von normaler Temperatur. Sinnestäuschungen und Hallucinationen offenbarten sich nicht. Der Schlaf fehlte in den ersten Wochen der Anwesenheit des Kranken in der Anstalt fast ganz, und stellte sich auch später meist nur für wenige Stunden ein, indem Patient die ganze Nacht in anhaltender Unruhe zubrachte und auch bei Tage keine Schläfrigkeit zeigte.

Die Seelenstörung erschien in dieser Periode als Tobsucht, ohne alle Beimischung von Wahnsinn, zeigte sich aber zuerst in demjenigen Gebiete, welches bei dem Kranken seit jeher das vorherrschende war, in dem Gemüthe und der Phantasie. Immer zu Ueberschreitungen des wahren Verhältnisses in Auffassung und Begriffsbildung geneigt, ward er bei dem Ausbruche der Seelenstörung ganz und gar excentrisch, wozu seine lange Beschäftigung mit dem Magnetismus als Uebergangsstufe diente. Als sodann auf die excitirenden Einflüsse deprimirende folgten, ward er schwermüthig, und als erstere wieder die Oberhand gewannen, trat erst Wahnsinn mit lebhafter Aufregung, dann, nach den starken Aderlässen, Tobsucht auf. Die in letzterer aufsprühenden Vorstellungen waren lediglich Erzeugnisse unmittelbar durch die Sinne empfangener Eindrücke, mit gänzlicher Ausschliessung aller solcher, welche der reproductiven Einbildungskraft hätten zugeschrieben werden können. Sehr merkwürdig war daneben, wie sehr die

in diesen Krankheitszuständen insgemein so rücksichtslosen Aeusserungen des Begehrungsvermögens durch die natürliche Gemüthsart beschränkt erschienen, indem es hier nicht anders war, als ob die personificirte Gutmüthigkeit tobsüchtig geworden sei. Denn obgleich der Kranke seines im höchsten Grade unruhigen, exaltirten und sinnlosen Benehmens, sowie seiner Unreinlichkeit und seiner Zerstörungslust halber, in der Zwangsjacke, und wegen eines sehr schmerzhaften Nagelgeschwürs an der grossen Zehe des rechten Fusses, wenigstens während eines grossen Theils des Tages, auf dem Zwangsstuhle befestigt gehalten werden musste, so zeigte sich bei ihm doch, zumal in den ersten Monaten seiner Anwesenheit in der Anstalt, fast nie eine Neigung zu verletzenden Handlungen, sondern durchgehends nur zu mannichfaltigen Neckereien, und öfter brach er in lautes Lachen aus, wenn er Jemand durch seine heftigen Geberden oder sein Schreien erschreckt sah. Heitere Gemüthlichkeit war auch jetzt die Grundstimmung seiner Seele, die er unter Anderm häufig durch das Recitiren einer Menge ohne allen Sinn aneinandergereihter Worte in karikirtem Predigertone, oder durch das improvisirte Schaffen einer gleich verstandlosen Reimerei, die er nach einer lustigen Melodie absang oder pfiff, kundgab. Höchst selten vermochte er auf eine an ihn gerichtete Frage zu antworten, indem die durch die Frage angeregte Vorstellung augenblicklich wieder durch eine Reihe anderer, die in unaufhaltsamer Folge auftauchten, verdrängt wurde. Denn schon das kleinste Geräusch reichte hin, seiner Vorstellungsthätigkeit eine neue Richtung zu geben und jedes vernommene Wort, jeder Ton weckte alsbald verwandte Anklänge, die aber auch ebenso schnell, wie im Fluge, wieder hinschwanden. Dennoch gab es zuweilen Augenblicke, in denen er durch eine scharfe Anrede zur Besonnenheit gebracht werden konnte, oder es traten auch ohne einen solchen besondern Anlass Momente eines klaren Selbstbewusstseins ein, in denen er dann mitunter von einer gewissen Wehmuth ergriffen schien, von der er aber schnell wieder zu der vorherrschenden ausgelassenen Lustigkeit fortgerissen ward.

Die Behandlung des Kranken ward bald nach seiner Ankunft der gewonnenen Diagnose gemäss eingeleitet. Die wichtigern Bestimmungen für dieselbe waren: Beschränkung auf ein weniger helles, ruhig gelegenes Zimmer; tägliche Bewegung auf einem benachbarten Hofraume, soweit sein Fussübel es zuliess; eine milde, leicht verdauliche Kost, mit Ausschluss aller Fleischspeisen; zum Getränk Wasser und Milch oder Aqua crystallina; täglich sanfte Uebergiessungen mit kaltem Wasser in einem lauen Bade; zum innern Gebrauche Tart. tartarisat. mit Extr. millefol. und Rad. rhei, und daneben, so oft es die Umstände erforderten, Klystire oder eine Gabe Elect. senn. Indessen war das Befinden des Patienten unter der Befolgung dieses Verfahrens bis zum Anfange Novembers durchaus nicht gebessert; daher jetzt zu der für diesen

Fall schon früher beabsichtigten Anwendung der Einverleibung des Ungu. stib. auf den geschorenen Scheitel in dem Umfange eines Kronenthalers geschritten ward. Aber obwohl sich die Eiterfläche nach Abstossung der sphacelirten Kopfschwarte gehörig bildete, so ward doch keine günstige Wirkung von diesem Processe wahrgenommen. Vielmehr ward der Kranke von jetzt an allmälig heftiger, ungestümer, zornmüthiger, sodass er mitunter selbst seine Umgebung zu verletzen suchte, auch den grössten Theil der Nacht hindurch sang, schrie und declamirte, und mehr wie vorher unflätig und unreinlich war, während der Zustand übrigens in somatischer Hinsicht ziemlich als der nämliche erschien, wie er sich gleich bei der Aufnahme des Kranken dargeboten hatte.

Als er aber jetzt den Hellebor. alb. in Verbindung mit der Belladonna in allmälig steigender Gabe erhielt, ohne dass diese doch bei beiden Arzneimitteln zwei Gran, vier Mal täglich, in Verbindung mit Crem. tart. dep. gereicht, überschritt, trat im Verlaufe des Januars eine merkliche Besserung ein, die zwar noch mehrmals durch Anfälle tobsüchtiger Aufregung, die einen oder zwei Tage anhielten, etwas unterbrochen ward, im Ganzen aber immer weitere Fortschritte machte. Der Kranke ward von nun an immer ruhiger, anständiger in seinem Betragen und fähiger, seine Aufmerksamkeit und sein äusseres Verhalten nach Willkür zu bestimmen. Doch gingen noch einige Monate darüber hin, ehe sich das der Tobsucht anklebende Triebartige in den Willensäusserungen, und das Uebereilte, Hastige in der Vorstellungsthätigkeit gänzlich verlor. Immer fand noch ein objectiv unveranlasster, schneller Wechsel in seinen Stimmungen und deren Aeusserungen statt, daher täglich noch rasche Uebergänge von Lustigkeit zu plötzlicher Misslaunigkeit oder selbst zu Zornmüthigkeit vorkamen, und eine vollkommene Besonnenheit stets noch vermisst ward.

Merkwürdig war es in Bezug auf die allmälige Wiedererlangung seines Selbstbewusstseins, dass der Kranke lange Zeit schon ein durchgehends richtiges und scharfes Urtheil über die Personen, Dinge und Ereignisse im Bereiche seiner gegenwärtigen Lage hatte, und dass er in Bezug auf diese auch von der Zeit seines beginnenden, geistigen Wiedererwachens an, ein sehr genaues Gedächtniss beurkundete, während er nicht nur in Bezug auf Alles, was unmittelbar vor dem Eintritte seiner Krankheit sich zugetragen hatte, sondern auch in Bezug auf seine gesammten frühern Lebens- und Familienverhältnisse, eine ausserordentliche Gedächtnissschwäche und Verworrenheit an den Tag legte, die um so grösser zu sein schien, je entfernter der bezügliche Zeitpunkt von dem des Eintritts der Seelenstörung war, welche Schwäche übrigens ganz dem psychischen Zustande des Patienten während der halbjährigen Dauer der höchsten tobsüchtigen Aufregung entsprach, insofern in dieser das reproductive Vorstellungsvermögen sich durchaus unthätig er-

wies, und alle Vorstellungen lediglich als das Ergebniss augenblicklicher Sinneseindrücke erschienen.

Im Verlaufe der spätern Frühlingsmonate vollendete sich indessen, bei dem lange fortgesetzten Gebrauche des Heppinger Mineralwassers und bei vieler Bewegung in freier Luft, allmälig die Genesung auf eine durchaus befriedigende Weise; denn einerseits traten alle körperlichen Functionen in ihr gehöriges Gleichgewicht zurück, indem zumal die Blutcirculation im Unterleibe völlig normal und der Stuhlgang regelmässig ward, das Gehirn aber, bei der Enthaltung vom Genusse des Branntweins, zu dem normalen Stande seiner Reizbarkeit zurückkehrte, andererseits aber hiermit auch das Gemüth endlich bleibend eine festere Stimmung wiedergewonnen und zugleich die Verstandesthätigkeit sich dem nun nicht mehr in seinen dynamischen Verhältnissen beeinträchtigten Zustande des Gehirns gemäss verhielt. So kehrte unser Wiedergenesener also Ende Juni, in dem Genusse eines vollständigen Wohlseins, zu den Seinigen zurück.

Von den merkwürdigen Erscheinungen, welche dieser Fall darbot, hebt Jacobi folgende hervor. Erstens das Auftreten der Tobsucht gleich nach angestellten reichlichen Aderlässen, nachdem die Reizbarkeit des Gehirns zuvor schon durch den habituellen Genuss eines starken Branntweins und durch mancherlei psychische Einwirkungen zu einer krankhaften Höhe gesteigert worden war. Zweitens das gänzliche Schwinden des Wahnsinns und die völlige Unthätigkeit der productiven wie reproductiven Einbildungskraft nach dem Eintritte der Tobsucht, ungeachtet der bei dem Kranken in seinem gesunden Zustande vorherrschenden Phantasie, welchem selbst während der Reconvalescenz noch das Unvermögen entsprach, vergangene Zustände sich zu vergegenwärtigen und gehörig zu schätzen, während er über alles Neuerlebte schon längst ein richtiges Urtheil hatte; wogegen in andern Fällen von Tobsucht die reproductive wie die productive Einbildungskraft im Uebermaasse thätig, aber alle Empfänglichkeit für die momentanen Eindrücke auf das Sensorium gleichsam erloschen ist; sodass sich eine ganz partielle Betheiligung jener einzelnen Seelenvermögen an der Krankheit auf das entschiedenste kundgiebt.

Drittens, die auch in den heftigsten Anfällen der Tobsucht sich nicht verleugnende Gutmüthigkeit des Kranken als Grundzug seines Charakters.

5.[1])

Gertrude Burel hatte schon in früher Kindheit ihre beiden Aeltern verloren, die übrigens nie an chronischem Irresein gelitten

1) Jacobi, die Hauptformen der Seelenstörung. S. 86.

hatten. Sie selbst soll bis zu den Jahren der Mannbarkeit, obgleich von gracilem Baue, keine wesentlichen Störungen ihrer Gesundheit erlitten und schon früh viel Gelehrigkeit, ein treues Gedächtniss und eine gute Urtheilskraft an den Tag gelegt haben. Ueber ihre Gemüthsart und ihren sittlichen Charakter in ihrer Kindheit und ersten Jungfrauenjahren fehlt es an zuverlässigen Nachrichten. Auf jeden Fall zeigte sich letzterer bald verderbt, da sie von ihrem 20. bis zu ihrem 24. Jahre in dem Bordel einer grossen Stadt zubrachte. Hier hatte sie ein junger Förster kennen gelernt, der sie, als sie bald darauf an einer Lungenentzündung erkrankte, nachdem sie schon zuvor an Syphilis gelitten, aus dem Bordel wegnahm, ihr auf einem Dorfe ärztliche Hülfe verschaffte und sie, nachdem sie genesen war, heirathete. In dieser Ehe, die zunächst kinderlos blieb, litt sie viel, theils durch Misshandlungen von Seiten ihres Mannes, theils durch anderweitige häusliche Unglücksfälle, durch die sie in Sorgen und Mangel gerieth. Als sie dann im dritten Jahre nach ihrer Verheirathung in der ersten Hälfte Septembers einer Wallfahrt nach einem berühmten Wallfahrtsorte beiwohnte und mit der Menge betend und singend die Strasse hinzog, zeigte sie sich plötzlich irre, klagte sich laut als eine grosse Sünderin an, und wollte sich nicht mehr der für die Andacht vorgeschriebenen Ordnung fügen, behauptete bei ihrer Ankunft an dem Wallfahrtsorte eine mit einem Augenübel behaftete Person durch ihr Gebet geheilt zu haben u. dgl. m. Nach Hause zurückgekehrt, fuhr sie fort, anhaltend geistliche Lieder zu singen, sprach ganz verwirrt, und zeigte sich unfähig zur Verrichtung ihrer häuslichen Geschäfte. Vier Tage später fing sie an zu toben, zertrümmerte ihren Hausrath, verunreinigte sich mit ihren Excrementen, war ganz schlaflos, trank viel, ass aber beinahe gar nichts, und stürzte sich einmal von einer Höhe von 30 Fuss aus dem Fenster hinab, doch ohne bemerklichen Schaden zu nehmen. Dieser tobsüchtige Zustand ging nach 10 Tagen wieder in einen ruhigern über, in welchem sie sich öfter Stunden und Tage lang ganz frei vom Irresein zeigte. Doch war sie den grössten Theil der Zeit, wenn auch nicht tobsüchtig aufgeregt, doch sehr verwirrt, und offenbarte durchgehends eine grosse Verkehrtheit in ihren Handlungen. Da sie unter diesen Umständen nicht länger in ihrer Wohnung verpflegt werden konnte, ward sie am 15. December unserer Heilanstalt übergeben.

Die Kranke war jetzt 27 Jahre alt, eine Person von schmächtigem Körperbau und einem scrophulösen und zugleich dem phthisischen sich nähernden Habitus. Der Schädel wohlgebaut, mit hohem Scheitel und gewölbtem Hinterhaupte; das Kopfhaar braun, dicht stehend, straff; die Iris blau, die Pupillen lebhaft veränderlich; der Blick matt, die Gesichtsfarbe blass, kachektisch, die Zähne weiss, wohlerhalten; die Zunge rein, feucht; die Speichelabsonderung übermässig, sodass, sobald die Kranke den Mund

öffnete, ein dünner klarer Speichel fortwährend ausfloss; der Brustkasten äusserlich ohne auffallende Abnormitäten, aber die Untersuchung mittelst des Stethoskops und der Percussion, in Verbindung mit den übrigen diagnostischen Zeichen, den Verdacht von dem Vorhandensein roher Tuberkeln in dem obern Lappen der rechten Lunge und von einiger Erweiterung der beiden Herzventrikel gewährend, doch noch ohne wesentliche Störung der bezüglichen Functionen; geringe Esslust, aber viel Durst; der Stuhlgang äusserst träge, fest und spärlich; an den Geschlechtsorganen, abgesehen von einer Schlaffheit der Schleimhaut der Scheide und von einer gutartigen Leukorrhoe, nichts Abnormes bemerklich; die Sinnesfunctionen normal und keine Thatsachen für das Dasein von Hallucinationen zeugend. Während der ersten drei Monate, welche die Kranke in der Heilanstalt zubrachte, zeigte sich keine Spur von tobsüchtiger Aufregung. Im Gegentheile war sie in der Regel ungemein ruhig, stille auf dem Stuhle sitzend oder regungslos, den Rosenkranz in der Hand, mit fast ganz geschlossenen Augen auf einem Flecke stehend. Ergriff man ihren Arm, um nach dem Pulse zu fühlen, so erhielt sie ihn noch lange, nachdem man ihn wieder losgelassen, in der nämlichen Stellung. Unaufgefordert redete sie fast nie; kaum dass sie von Zeit zu Zeit ihren Wunsch um Entlassung mit schwacher Stimme in den beiden Sylben: „nach Haus!“ aussprach, sowie sie auch auf vorgelegte Fragen nur selten und möglichst einsylbig, oft allein durch Kopfschütteln oder Nicken antwortete. Auch erschien sie in allen ihren Bewegungen durchgehends langsam und träge, welcher Anschein aber nicht in einem Mangel an Vermögen dazu begründet war, wie es sich unter Anderm erwies, als sie zwei Mal eine Gelegenheit sich ersah, unbemerkt den Hofraum zu erreichen, und nun mit grosser Schnelligkeit und Kühnheit mehre Mauern und Stackete von beträchtlicher Höhe überstieg und die gefährlichsten Sprünge wagte, um zu entfliehen. Auch entkleidete sie sich mehrmals, wenn sie allein war, in wenigen Augenblicken, und verübte gelegentlich mit einer gewissen Hast mehre ähnliche verkehrte Dinge. Bestimmte Wahnvorstellungen gab sie übrigens nicht kund, und so hörte man auch jetzt nicht die Aeusserung: dass sie eine grosse Sünderin sei. Mit dem Anfange des Märzmonats begann sie unruhiger zu werden; sie wollte durchaus fort, wohin es auch sei. Sie trieb sich auf dem Corridor umher, suchte sich häufig zu verstecken und brachte die Nächte schlaflos zu. Dabei war der Puls fortwährend in der Frequenz ungemein ungleich, an verschiedenen Tagen und Tageszeiten zwischen 80 und 120 Schlägen wechselnd, zugleich klein, schwach, weich; die Temperatur zuweilen etwas zu hoch; die Esslust so gering und das Widerstreben gegen alle Speisen so gross, dass nicht selten die gewaltsame Beibringung der nothdürftigen Nahrung erforderlich war; der Stuhlgang sparsam, fest, trocken, die Zunge rein, in Speichel

schwimmend; zuweilen Aufstossen von Magenwasser. Vier Wochen später steigerte sich die bisherige Unruhe allmälig zu einer grössern Aufregung, und dann bald bis zu den heftigsten Ausbrüchen von Tobsucht. In diesen zeigte sich die Eigenthümlichkeit, dass die Kranke ganz plötzlich aus einem Zustande anscheinender Ruhe in den der furchtbarsten Wuth überging, in welchem sie ihre Umgebung auf der Stelle tiegerartig angriff und rücksichtslos zu verletzen suchte. Sie schrie nnd sang dann oft ganze Tage und Nächte lang, oder ergoss sich unaufhaltsam, wenn auch Niemand gegenwärtig war, in Schmäh- und Schimpfreden, Zoten, kurze, tausenderlei Gegenstände betreffende Phrasen ohne Zweck und Folge, aber immer mit einem gewissen lebhaften Affecte und unter mancherlei Modulationen der Stimme, die jedoch mehrentheils nur Hohn, Erbitterung, Zorn oder Spott ausdrückten, obwohl Patientin zuweilen auch heiter schien und laut lachte. Durchgehends gaben offenbar nur flüchtig vorüberschwebende Erinnerungen aus frühern Lebensperioden zu diesem Faseln den Stoff her, und weniger wie in andern Fällen von Tobsucht schienen unmittelbare Eindrücke auf ihre Sinne und ihre Phantasie eine Reaction in der Seele zu erwecken. Zuweilen vermochte selbst ein thätiges Sichbefassen mit der Person der Kranken, oder ein lebhaftes eindringendes Anreden ihre Aufmerksamkeit nicht einmal augenblicklich so anzuregen, dass ein empfangener Eindruck an ihr bemerklich wurde. Doch fand mitunter auch das Gegentheil statt, wie die boshaften Antworten und Zoten, die sie alsdann dem sich ihr Nähernden gleichsam entgegenspie, beurkundeten. Abgesehen von diesen vorübergehenden Anregungen war nie irgend eine bestimmte Sache, Person, Begebenheit oder Vorstellung zu entdecken, die ihr bei ihren Wuthanfällen und damit verbundenen Reden vorzuschweben schienen; sondern es war, als ob alle von ihrer Seele jemals aufgenommenen Eindrücke aus dem Strudel ihres untergegangenen Lebens durch das nie rastende Schöpfrad der Vorstellungsthätigkeit, so wie es in die wirbelnde Woge griff, hervorgehoben und auch gleich wieder ausgegossen wurde, um so nur ohne Aufhören von neuem zu schöpfen und wieder auszugiessen. Bei den heftigsten Anfällen, die oft auch von einem furchtbaren Zähneknirschen begleitet waren, wobei ihr der Geifer vor dem Munde stand, war sie geneigt, in einen ekstatischen, krampfhaften Zustand überzugehen, der zwei Mal von mehrstündiger Dauer war. Sie sank dabei plötzlich zusammen mit Erschlaffung aller Bewegungsmuskeln, und lag da mit blaurothem Gesichte, festgeschlossenen Augen und aufeinandergebissenen Zähnen, schnaufendem Athem, einem langsamen Radialpulse von 70 und 75 Schlägen und stark klopfenden Karotiden. Dann erholte sie sich, nachdem kalte Umschläge auf den Kopf gemacht, Schröpfköpfe in den Nacken gesetzt, Senfpflaster an die Waden gelegt und ein eröffnendes Klystier gegeben worden, nach fünf bis sechs Stunden

wieder, und fing alsbald wieder an, mit dem heftigsten Geschrei umherzurasen. Nach einer mehrtägigen oder mehrwöchentlichen Andauer solcher Exacerbationen trat dann wohl wieder ein Nachlass ein, während dessen die Kranke stille war und sich sogar zuweilen mit Handarbeit beschäftigte. Doch erfolgten auch in diesen Zeiträumen nicht selten plötzlich Ausbrüche der heftigsten Wuth; doch war sie in denselben auch im Stande, solche Ausbrüche zu unterdrücken, und that es mehre Male, wenn ihr daran lag, gewisse Begünstigungen zu erhalten, auf die sie einen besondern Werth legte. Insgemein aber lag für sie auch dann die Möglichkeit einer solchen Selbstbezähmung sehr fern. Mehrentheils war sie während dieser Remissionen still, anscheinend verschlafen, oft vor sich hinlächelnd, wozwischen dann die einzelnen kürzern Ausbrüche von Tobsucht erfolgten. Die längste Periode des Nachlasses, während welcher nur einige Male ein in Tobsucht zugebrachter Tag eintrat, dauerte beinahe sechs Wochen lang, vom Anfange des Januars bis gegen die Mitte Februars; alle übrigen Remissionen waren nur auf wenige Tage beschränkt. In den mehrsten derselben war die Kranke blos stiller und friedlicher, ging aber dennoch entweder unruhig umher, oder lag auch mit dem Kopfe auf dem Tische, heftig aufgeregt, sobald man sie störte. Nur während jener eben angeführten längern Periode beschäftigte sie sich anhaltender mit Handarbeit, sonst nur an wenigen einzelnen Tagen. Uebrigens entbehrte sie auch in diesen Zeiträumen nicht weniger alles klaren Selbstbewusstseins wie in den Anfällen von Tobsucht; nur war ein weniger wilder Drang des Begehrungsvermögens und eine weniger heftige Jagd der Vorstellungen vorhanden. Von einem das Gemüth oder die Vorstellungen beherrschenden Wahn war aber weder in dem einen noch in dem andern Zeitraume irgend etwas bemerklich. Unreinlich war sie auch in den Anfällen von Tobsucht selten, sodass sie nur einige Male in das Zimmer oder in ihr Bett urinirte. Sehr häufig zerriss sie aber ihre Kleidungsstücke, sodass deshalb nicht minder, als wegen ihrer Neigung, sich nackt auszukleiden, vor Allem jedoch wegen der Gefährlichkeit ihrer plötzlichen Angriffe auf ihre Umgebung, die Anwendung der Zwangsjacke oder ähnlicher Beschränkungsmittel oft für längere Zeit erforderlich war. Die Esslust war seit dem Eintritte der Tobsucht etwas reger, obwohl nie übermässig, der Stuhl mitunter träge, die Ernährung fortwährend auf einem sehr niedrigen Standpunkte beharrend. Die Speichelabsonderung war anhaltend übermässig und oft in einem solchen Grade profus, wie sie, selbst bei Kranken dieser Art, selten beobachtet wird. Die Menstruation kehrte zurück, nachdem Patientin zwei Monate lang wieder tobsüchtig gewesen war, und floss von da an ohne Unterbrechung immer regelmässig, doch mit jedesmaliger Zunahme der tobsüchtigen Aufregung bei ihrem Wiedererscheinen. Die Temperatur der Haut machte auf die untersuchende Hand

leicht den Eindruck zu grosser Kühle, die Kranke selbst schien sich aber auch bei einer ziemlich niedrigen Temperatur ihres Zimmers behaglich zu fühlen. Der Radialpuls blieb, auch bei der höchsten tobsüchtigen Aufregung, in der Regel klein, war ohne höhere Spannung und zeigte an verschiedenen Tagen und bei psychischen Zuständen der verschiedensten Art ein mit diesen oft anscheinend gar nicht correspondirendes Frequenzverhältniss, welches zwischen 70 und 90 Schlägen wechselte. Ebenso ward auch der Karotidenpuls nicht selten während der heftigsten Anfälle von Manie klein und weich, ein anderes Mal jedoch auch bedeutend mehr gehoben gefunden. Durchgängig zeigten sich aber die Jugularen bei diesen Anfällen ungemein aufgetrieben und vorliegend.

Die grosse krankhafte, mit gesunkener Energie verbundene Reizbarkeit des gesammten Nervensystems und zumal des Gehirns, drohende Ausbildung von Tuberculosis in den Lungen, der Beginn von Erweiterung der Herzventrikel und der schon sehr tiefe Stand der Ernährung waren diejenigen Momente, welche bei der Behandlung vorzüglich berücksichtigt wurden, und für die Erreichung dieser Zwecke ward auf eine vorsichtige Anwendung tonisirender und die Nervenreizbarkeit herabstimmender Mittel, verbunden mit solchen, welche dazu dienen konnten, die Thätigkeit des Darmkanals zu befördern, bei gleichzeitiger Anordnung einer leicht verdaulichen nahrhaften Kost, das meiste Vertrauen gesetzt. Aber auch dieser Fall erwies sich als ein solcher, in welchem unsere ärztlichen Bemühungen durchaus fruchtlos bleiben sollten. Schon zwei Jahre und vier Monate befand sich die Kranke in unserer Anstalt, und länger als zwei Jahre beharrte sie nun bereits in dem beschriebenen tobsüchtigen Zustande, ohne dass die stattgefundene Behandlung das Mindeste gefruchtet hatte, und ohne dass sich irgend eine nähere Aussicht für die Wiederherstellung der Kranken darbot, während im Gegentheile die nun schon so lange Dauer des Leidens und die Unveränderlichkeit in seinen Erscheinungen die Besorgniss, dass bereits ein unheilbarer Zustand eingetreten sein möchte, nur zu sehr rechtfertigen mussten. Noch am 12. Februar 1838 wurden folgende Notizen über die Kranke in das Tagebuch eingetragen: „Während der letzten Tage und Nächte anhaltend tobend und schreiend; die Stimme von der unausgesetzten Anstrengung ganz heiser; heute Morgen wieder so wüthend, dass sie gleich auf den Zwangsstuhl gesetzt werden musste; dabei unablässig faselnd, nur Bruchstücke der verschiedenartigsten Reminiscenzen vorbringend. Während des heftigsten Tobens hatte der Puls an den Radialen kaum 78 Schläge und war auch an den Karotiden weich und klein; zugleich zeigten die Jugularen sich stark angeschwollen und hervortretend; die Temperatur des Kopfes war kaum zu hoch und das Gesicht nicht geröthet, die Iris auf den Lichtreiz normal reagirend; die Zunge rein mit schaumigem, jetzt nicht reichlichem Speichel überzogen;

der Stuhlgang mehrentheils zwei Mal täglich erfolgend, die Esslust rege.“ Fs waren also auch jetzt noch dieselben Erscheinungen vorhanden, wie sie sich uns seit beinahe zwei Jahren mit kurzen Remissionen immer wieder dargeboten hatten; und so bestanden sie auch von jetzt an noch über zwei Monate lang fort. Nun aber, am 25. April, trat um Mittag ein Fieberanfall ein, mit gelindem Frost, darauf folgender Hitze und dann eintretendem mässigen Schweisse. Der ganze Anfall war in den ersten Stunden nach Mitternacht beendigt, und es erfolgte eine vollständige Fieberintermission. Aehnliche Anfälle kehrten nun täglich, anfangs um die Mittagszeit, allmälig mehr in den Nachmittagsstunden wieder. Hitze und Schweiss waren in den spätern Anfällen etwas stärker, der Durst in den ersten Stunden nach dem Eintritte des Fiebers lebhaft, doch die Zunge kaum trocken und ganz rein; Kopfschmerzen waren nicht vorhanden, auch keine Gliederschmerzen. Gleich beim zweiten Anfalle trat gegen das Ende ein wässeriger Durchfall ein, der nun mit jedem Anfalle wiederkehrte und von Kolikschmerzen begleitet war, welcher aber doch auf fünf bis sechs Stühle beschränkt blieb. Die Esslust der Kranken war dabei in den Intermissionen ungemein lebhaft. Die Anfälle postponirten allmälig immer stärker und nach dem 10. Anfalle trat der 11. erst am 3. Tage ein, welche längere Intermissionen von nun an öfter stattfanden, obwohl das Fieber im Ganzen noch fortwährend den Quotidiantypus behauptete. Indessen wurden die Anfälle immer schwächer und häufiger aussetzend, bis sie endlich in der ersten Hälfte des Juni ganz aufhörten. Auch die durchfallartigen Stühle wurden nach und nach seltener und es kehrten diese Ausleerungen mehr zur normalen Beschaffenheit zurück; zugleich aber begannen auch die Kräfte, obwohl nur langsam, im Verhältnisse mit der sich steigernden Reproduction, wiederzukehren.

Wie aber verhielten sich bei diesen Vorgängen die psychischen Erscheinungen? Während der ersten Tage nach dem Beginne des Wechselfiebers zeigte sich noch mehrmals eine lebhafte tobsüchtige Aufregung, sehr bald aber ward diese wenig mehr bemerkt, und schon nach dem 10. Anfalle antwortete die Kranke besonnen und ruhig auf eine ganze Reihe ihr vorgelegter Fragen, und nach fünf Tagen später war keine Spur von krankhafter Aufregung und von Irresein mehr an ihr wahrzunehmen. Die Frau benahm sich von nun an vollkommen verständig und sittsam, beschäftigte sich aus eigenem Antriebe während der Intermissionen und freute sich auf das Lebhafteste ihrer Wiedergenesung, die sie nun auch bald ihren Angehörigen in einem gut geordneten Briefe mit voller Anerkennung der bei ihr stattgehabten Geisteszerrüttung meldete. Genug, sie war eine geistig und körperlich vollkommen Genesene und konnte als eine solche im Verlaufe des Julimonats aus der Anstalt entlassen werden.

6. [1])

A. C. Salamb, ein Mädchen aus dem Bauernstande, hatte eben ihr 20. Jahr erreicht, als sie am 21. October 1837 der Heilanstalt mit Tobsucht behaftet übergeben ward. Sie gehörte einer Familie an, in welcher Seelenstörung in mannichfaltiger Gestalt einheimisch war. Ihr Grossvater mütterlicherseits hatte in seinen frühern Jahren zwei Mal an Irresein gelitten, genoss aber nun seit langen Jahren einer ungetrübten Gesundheit und hatte bereits sein 84. Jahr zurückgelegt. Ihr Vater, jetzt 47 Jahre alt, war seit länger als 25 Jahren mit Blödsinn behaftet, zu welchem sich später Tobsucht gesellte. Die Mutter der Kranken, eine 52jährige rüstige, gegenwärtig geistesgesunde Frau, hatte ebenfalls vor neun Jahren während einer kurzen Zeit in Folge einer sie im Wochenbette betroffenen Gemüthserschütterung, an sogenanntem religiösen Wahnsinn gelitten. Endlich hatte die ältere Schwester der Patientin, die der Vater nicht minder wie sie selbst schon im Blödsinn gezeugt hatte, vor fünf Jahren einem sieben Wochen dauernden Anfall von Tobsucht unterlegen, und nachdem sie damals genesen, neuerlich wieder einen gleichen Anfall in Folge eines Schreckens erlitten, den ihr die nun ebenfalls in gleicher Weise erkrankte Schwester verursacht hatte. Und schon sollte jene mit dieser zugleich der Heilanstalt zugesendet werden, als sie binnen wenigen Tagen wieder genas. Unsere Kranke hatte ihre Kinder- und Mädchenjahre gesund durchlebt, und beim Schulunterrichte nicht nur gute Fähigkeiten bewiesen, sondern sogar für ausgezeichnet talentvoll und klug gegolten. Bei dem Eintritte in die Pubertätsjahre ward aber eine Abnahme ihrer Geistesvermögen, wiewohl ohne Alienation derselben bemerkt, und dies nicht unwahrscheinlich in Folge eines Missbrauchs des Geschlechtstriebes, indem sie häufig mit heranwachsenden Knaben beim Viehhüten Unzucht trieb. Doch hinderte dies nicht, dass mit ihrem 16. Jahre die monatliche Reinigung gehörig eintrat, und von da an immer regelmässig und zwar durchgehends acht Tage lang floss, während sie auch übrigens kräftig und gesund schien. Sie war eine lebhafte Freundin des Tanzes, wobei sie zugleich öfter Bier und selbst Branntwein in zu reichlichem Maasse, wenngleich nicht bis zur Berauschung, genoss. So hatte sie auch am 20. September bei einem Kirchweihfeste sehr viel getanzt und dabei reichlich Bier getrunken, und von diesem Zeitpunkte an hatten ihre Angehörigen eine auffallende Redseligkeit und Unbesonnenheit an ihr wahrgenommen. Am 27. desselben Monats erfolgte nun ein Ausbruch von Tobsucht der heftigsten Art, in welchem sie während der ersten Zeit gar nicht schlief und sich anhaltend in der furchtbarsten, wildesten Aufregung befand. Nach 14 Tagen trat einiger Nachlass ein; doch nicht in solchem Grade, dass die Ihrigen sie

1) Jacobi. Die Hauptformen der Seelenstörung. S. 106.

hätten bei sich behalten können, daher sie in der vierten Woche nach dem Eintritte der Krankheit der Heilanstalt zugeführt ward.

Die Kranke war ein hochaufgeschossenes, schlankes und zugleich kräftiges Mädchen, aber von nachlässiger Haltung; der Kopf im Verhältnisse zum übrigen Körper klein, mit etwas zurückfallender Stirne; die Kopfhaut dick, sehr verschiebbar; der Blick matt, unbestimmt, die Augen häufig thränend und blinzelnd, in steter unruhiger Bewegung, bei einiger Röthung der Conjunct. bulbi et palpebr., grosse Empfindlichkeit gegen helles Licht verrathend, doch ohne Vorhandensein eines entschieden entzündlichen Zustandes; die Pupillen beide von gleicher, mässiger Weite. Bei der Untersuchung der Brust und Unterleibseingeweide keine wesentliche Abweichung von der normalen Beschaffenheit sich kund gebend; der Zustaud der Geschlechtstheile durch Schlaffheit von dem früher stattgefundenen Missbrauche zeugend; der Menstrualfluss gehemmt; die Speichelabsonderung während der Perioden der Aufregung reichlich, und der Speichel dünn, schaumig; die Esslust immer rege und in den Anfällen von Tobsucht ganz übermässig, sodass dieselbe häufig sogar ausser den gewöhnlichen Mahlzeitsstunden Befriedigung erheischte, wobei die Zunge in der ersten Zeit etwas gelblich belegt, in der spätern fast durchgehends rein gefunden wurde; der Stuhlgang während aller Phasen der Krankheit in der Regel täglich erfolgend, ergiebig, weich, nur ausnahmsweise der Beförderung durch Arzneien bedürfend; der Urin in hinreichender Quantität fliessend, dunkelgelb, klar, stark ammoniakalisch riechend; die mittlere Frequenz des Pulses 80 Schläge betragend, doch zu den Zeiten tobsüchtiger Aufregung oft bis zu 75, 68, 58 Schlägen in der Minute herabsinkend, und in den Zeiten des Nachlasses bis zu 88, 95 und ein Mal bis zu 120 Schlägen steigend, wobei er dann auch lebhafter und mehr gehoben war als während des Tobens; an den Karotiden in der Regel schwach, leer, weich, schnell, mitunter doppelschlägig, zuweilen von zu hoher Spannung, oft verhältnissmässig kleiner als an den Radialen, wozu bemerkt zu werden verdient, dass die Kranke mehrmals während der Ausübung eines starken Druckes auf die Karotiden, nachdem sie vorher unruhig gewesen und viel gelacht hatte, sogleich still ward, eine Zeit lang träge und gleichsam schläfrig blieb, und seltener und tiefer, einigermaassen schnarchend, wie im Schlafe, athmete; die Haut am Rumpfe weich, weiss, geschmeidig, von normaler Temperatur; die Temperatur am Schädel mitunter etwas zu hoch, doch das Gesicht vorzugsweise während der tobsüchtigen Perioden vielfältig kühl und blass; dagegen in den Remissionen die Wangen heiss und geröthet, und die Haut am ganzen Körper von zu hoher Temperatur, übrigens stets wenig ausdünstend; während der Exacerbationen spärlicher Schlaf oder Schlaflosigkeit, während der Remissionen grosse Schläfrigkeit; die Sinnesfunctionen anscheinend ungestört.

Die Seelenstörung behauptete den Charakter der Tobsucht, ohne alle Beimischung von Wahnsinn. Der erste Anfall, welcher am 27. September eingetreten war, währte noch fort, als die Salamb am 21. October der Heilanstalt übergeben ward, und hielt bis zum 6. November an. Dann erfolgte ein Nachlass von 14 Tagen, der während der mittlern acht Tage als ein vollständiges Lucidum intervallum angesehen werden konnte. Mit dem 19. November trat ein zweiter Anfall ein, der erst am 11. Januar wieder abzunehmen begann, welcher Nachlass dann später in völlige Genesung überging. Während der Perioden der Exacerbation war die Kranke überaus heftig und zerstörungssüchtig, sodass sie in diesen über Tag beinahe unausgesetzt auf dem englischen Zwangsstuhle sitzen oder die Zwangsjacke anhaben musste. Selbst dann noch zernagte und zerriss sie Alles, was sie mit den Zähnen erreichen konnte, schnappte heimtückisch nach den ihr sich nähernden Personen, oder schlug und trat nach ihnen, spie sie an, schrie, krähte, pfiff, sang überlaut, war in ihrem Faseln im höchsten Grade roh und unzüchtig, schlang die ekelhaftesten Dinge hinab, wenn sie deren habhaft werden konnte, verunreinigte fortwährend Bett und Kleider mit Koth u. s. w., sodass sie in jedem Betracht eine der unbändigsten, zuchtlosesten und darum auch eine der lästigsten Kranken der Anstalt war, da der Aufruhr, in welchem sie sich befand und den sie um sich her verbreitete, auch während der grösstentheils schlaflos von ihr zugebrachten Nächte nicht ruhte. Bei dem Allen erschien sie oft auch in roher Weise lustig und spasshaft und lachte vielfältig ganz übermässig, oder weinte auch bitterlich und rief angstvoll alle Heiligen um Hülfe an, weil sie ewig verdammt sei u. s. w. In ihren Reden zeigte sie sich durchaus verwirrt und sprang darin ohne allen Zusammenhang von einem Gegenstande zum andern über. Dabei wurden ihre immer wechselnden Vorstellungen nur wenig durch augenblickliche Sinneseindrücke oder durch vernommene fremde Rede hervorgerufen, sondern erschienen durchgehends vielmehr als regellos hervortauchende Phantasmen oder Schattenbilder früherer Eindrücke, welche ihre Seele zu verschiedenen Zeiten empfangen hatte. Was sie aber von Sinneseindrücken auffasste, deutete sie falsch, sowie sie denn in mehren Personen ihrer Umgebung Bekannte aus ihrer Heimath zu sehen glaubte, u. dgl. m. Bei dem Nachlasse des Tobens trat die Zerstörungssucht am frühesten zurück, am spätesten das ausgelassene Lachen und Grimassiren. Im Ganzen erfolgte der Uebergang aus dem Zustande der tobsüchtigen Verwirrtheit in den einer beinahe gänzlichen Besonnenheit, zumal nach dem ersten Anfalle, auffallend rasch und vollendete sich in wenigen Tagen vollständig, mit gänzlich unversehrtem Hervortreten aller intellectuellen Kräfte, sodass die vorhergegangene Verwirrtheit um so mehr nur als eine Wirkung der Hastigkeit in der Aufeinanderfolge der Vorstellungen und ihrer Verknüpfung erschien, welche keiner

derselben die Zeit zur vollständigen Ausbildung gestattete. Doch hatte sie auch in diesem Zustande der Verwirrtheit mitunter ein dunkles Bewusstsein von demselben, indem sie, wenn man eine Frage an sie richtete, zuweilen erwiderte, sie sei toll und wisse von nichts. Dabei klagte sie in ruhigeren Augenblicken wohl auch über einen Schmerz, der über den ganzen Kopf verbreitet sei, über eine Schwere im Kopfe, welche beim tiefen Einathmen zunehme, über Schwere und Schmerz in den Beinen, oftmals auch über Zahnschmerz, über ein allgemeines Schwächegefühl, über Ohrensausen und ein Erscheinen rother Lichter vor den Augen u. s. w. Ebenso klagte sie bei dem Nachlassen des ersten tobsüchtigen Anfalls öfter über manche unangenehme Empfindungen, welche sich um die Zeit, wo der zweite Anfall eintrat, immer mehr steigerten; so über einen Schmerz im Unterleibe, ohne dass Druck denselben veranlasste oder vermehrte; über öftere Uebelkeiten, auf welche nicht selten auch Erbrechen von Speisen und Schleim erfolgte, bei feuchter, reiner Zunge; und in den letzten Nächten vor dem Eintritt des zweiten Anfalls über eine über den ganzen Körper verbreitete Hitze, die zumal während der Nächte so brennend war, dass Patientin keine Decke über sich dulden konnte, und wobei zugleich ihre Wangen glühten, obwohl in der Regel ihre Gesichtsfarbe sehr blass, die Temperatur kühl, der Puls klein, frequent und weich war.

Bei dem Eintritte des zweiten Lucidi intervalli, welches dann in die Genesung überging, wurden ähnliche Erscheinungen nicht wahrgenommen. Dagegen zeigte sich die S. jetzt sehr schläfrig und träge, klagte über Mattigkeit, stierte wie gedankenlos vor sich hin, achtete auf mehrmaliges Anrufen nicht, lächelte häufig ohne Anlass, vermochte auch nur wenig in den weiblichen Handarbeiten zu leisten, obwohl sie darin in ihrem gesunden Zustande eine gewisse Geschicklichkeit besessen hatte u. s. w. Doch verloren sich auch diese Reste der Krankheit während der nächstfolgenden vier Wochen vollständig, und von diesem Zeitpunkte an erwies sich die S. anhaltend vollkommen verständig, sittsam und thätig. Auch nahm ihre Ernährung während der nächsten Monate ausserordentlich stark zu, so dass das bei seiner Aufnahme sehr schmächtige Mädchen bei der Entlassung, die zu Ende Juni stattfand, eine fast kolossale Gestalt gewonnen hatte.

II. Monomanie.

Allgemeine Bemerkungen über Monomanie.

Die Lehre von der Monomanie, als einer für sich bestehenden Krankheitsgattung, hat erst in neuerer Zeit Eingang gefunden, und wenn sich auch gewichtige Stimmen gegen sie erhoben haben, wenn auch von mancher Seite die verschiedenen Varietäten der Monomanie nur als Varietäten der Manie oder Melancholie anerkannt werden, so ist doch die Mehrzahl der Irren- und Gerichtsärzte keineswegs geneigt, die Monomanie als solche in Abrede zu stellen.

Was verstehen wir aber überhaupt unter Monomanie? Esquirol, der sie, nachdem Pinel auf ihre Existenz überhaupt aufmerksam machte [1]), zuerst ausführlich beschrieb, nennt sie «ein chronisches Gehirnleiden ohne Fieber, durch eine partielle Störung der Intelligenz, der Neigungen oder des Willens sich charakterisirend. Die intellectuelle Störung ist bald nur auf einen einzelnen Gegenstand oder auf eine bestimmte Reihe von Gegenständen beschränkt, und die Kranken gehen von einem falschen Princip aus, folgern aber richtig, und sprechen und handeln ausser diesem partiellen Delirium ganz verständig Illusionen, Hallucinationen, falsche Associationen der Ideen, falsche, irrthümliche, bizarre Ueberzeugungen machen die Basis dieses Deliriums aus (intellectuelle Monomanie, Monomanie intellectuelle Esq.). Bald aber sprechen die Monomaniaci gar nicht irre, aber ihr Charakter, ihre Neigungen sind gestört, sie rechtfertigen ihre Empfindungen durch beifällige Motive und Erklärungen, und entschuldigen das Auffallende und Unpassende ihrer Aufführung. Diese Form wird gewöhnlich raisonnirende Monomanie genannt (Monomanie affective Esq.). End-

1) *Ettmüller* in Prax. lib. II. cap. 4. Op. omn. T. III. p. 368 nennt sie Melancholia sine delirio oder Perturbatio mentis melancholica sine delirio. Es ist nach ihm ein Zustand, wo recta ratio sine delirio besteht.

lich ist auch in andern Fällen der Wille verletzt, und der Kranke wird zu Handlungen getrieben, zu denen ihn weder Vernunft, noch Gefühl bestimmen und welche sein Gewissen missbilligt. Aber er hat nicht die Kraft, sie zu unterdrücken, die Handlungen geschehen unfreiwillig, instinctartig, und dies ist die Monomanie ohne Delirium, welche Esquirol Monomanie instinctive nennt. Dies sind die allgemeinen Erscheinungen des partiellen Deliriums oder der Monomanie, aber es bestehen hierbei, je nachdem das Delirium verbreitet oder concentrirt, heiter oder traurig ist, Unterschiede."

«Bei der Melancholie ist die Sensibilität schmerzhaft erregt oder verletzt, die traurigen, unterdrückten Leidenschaften modificiren die Intelligenz und den Willen. Der Melancholische concentrirt in sich selbst alle seine Gedanken, seine Neigungen, ist egoistisch und lebt zu sehr nach innen. Bei der Monomanie im Gegentheil ist die Sensibilität angenehm aufgeregt, die erheiternden Leidenschaften reagiren auf das Verständniss und auf den Willen. Der Monomaniacus lebt zu sehr nach aussen. Das Aussehen des Monomaniacus ist beseelt, bewegt, behend, seine Augen sind lebhaft und glänzend. Die Farbe des Melancholischen ist gelb, bleich, die Züge seines Gesichts sind zusammengezogen, unbewegt, seine Augen sind stier, sein Blick ist unruhig, misstrauisch. Der Monomaniacus ist heiter, fordernd, verwegen, kühn. Der Melancholische ist traurig, ruhig, misstrauisch, furchtsam. Ersterer bewegt sich viel, ist geschwätzig, er lärmt, ist anmaassend, leicht bereit, in Zorn zu gerathen, und nichts scheint die freie Bewegung seiner Functionen zu stören; Letzterer hasst jede Bewegung, spricht wenig, entschuldigt sich, klagt sich selbst an, und seine Functionen gehen schwer und langsam von statten. Der Verlauf der Monomanie ist acuter, ihre Dauer kürzer, ihr Ausgang günstiger, wenn sie nicht in Complication mit einer andern Krankheit auftritt. Bei der Melancholie findet gerade das Gegentheil statt. Hier scheint das Delirium besonders von Störungen der Unterleibseingeweide abzuhängen, in der Monomanie dagegen unmittelbar durch einen anomalen Zustand des Gehirns hervorgerufen zu werden.»

«Die Schriftsteller haben nicht immer die Monomanie von der Manie unterschieden, weil bei manchem Monomaniacus die Aufregung und Reizbarkeit sehr gross ist, und manchmal Wuth eintritt. Sie haben Monomanie mit der Melancholie verwechselt, weil bei beiden das Delirium fix und partiell ist.»

«Man hat die Monomanie geleugnet, weil, wie man sagt, es keinen Geisteskranken gäbe, der nur in Beziehung auf einen Punkt unverständig wäre, und weil diese Kranken stets eine Störung der Empfindung und des Willens zeigen. Ich frage nun, ob die Maniaci stets und über alle Arten von Gegenständen irre reden, und ob ihre intellectuellen Fähigkeiten immer gesund sind?»

«Das partielle Delirium ist eine so bemerkenswerthe Erscheinung, dass man immer erstaunt, dass ein Mensch, der wie jeder Andere empfindet, urtheilt und handelt, über einen einzigen Punkt anders empfindet, urtheilt und handelt, als die übrigen Menschen. Kann man nun wohl die Monomanie ohne Delirium mit der Manie verwechseln? Bei dieser ist das ganze Verständniss verkehrt, bei jener ist das Verständniss gesund, manchmal selbst thätiger und lichter. Bei der Manie ist das ganze intellectuelle und moralische Wesen verkehrt, alle Handlungen sind in Unordnung; bei der Monomanie ist die Verkehrtheit der Handlungen, wie die Verirrungen der Vernunft, partiell.»

«Bei dem Monomaniacus sind die Leidenschaften exaltirt, die Muskelkraft ist vermehrt, die Kranken sind mit sich selbst und mit Andern unzufrieden, sind glücklich, freudig, mittheilend, singen, lachen, tanzen, werden durch Stolz, Eitelkeit, Eigenliebe beherrscht, gefallen sich in ihren eitlen Ueberzeugungen, in ihren Gedanken von Grösse, Macht, Reichthum. Sie sind thätig, fordernd, gesprächig, reizbar; ihre Eindrücke sind lebhaft, ihre Neigungen energisch, ihre Bestimmungen heftig, sie sind Feinde des Widerspruchs, und gerathen leicht in Zorn, ja selbst in Wuth. Unter den Monomaniacis halten sich einige für Götter, behaupten in Verbindung mit dem Himmel zu stehen, versichern, dass sie eine himmlische Sendung haben, und geben sich für Propheten aus. Plato nahm an, dass die Geisteskrankheit aus Inspiration entstehen könne, und hielt diese Form für eine Wohlthat der Götter; Aretäus, Cölius Aurelianus nahmen auch ein geheiligtes Delirium an, und die Melancholia enthusiastica von Paul Aegina gehört zu derselben Varietät des Deliriums. Diese Monomaniaci glauben, dass sie durch eine übernatürliche Macht aufgeregt und erleuchtet sind. Man hat seit den ältesten Zeiten Inspirirte und Enthusiasten gesehen. Paracelsus glaubte, dass er seinen Genius in seinem Degenknopfe trage, und die Enthusiasten der Cevennen glaubten den Reden einiger sogenannten Inspirirten, die die Zukunft voraussagten und die geheimnissvollen Dinge lehrten. Man sah zu verschiedenen Zeiten Menschen, die durch ähnliche Behauptungen exaltirt waren, Personen verführen, die am wenigsten Neigung zum Aberglauben hatten. Beispiele einer solchen Verirrung sind nicht selten. Die Individuen, von denen die Historiker sprechen, sind Theomanen oder Spitzbuben, oder Agenten irgend einer intriguirenden Macht.»

«Die Monomaniaci leiden, wie die übrigen Geisteskranken, an Illusionen und Hallucinationen, und oft charakterisiren nur diese das Delirium und sind die Ursache der Verkehrtheit ihrer Neigungen und der Störung in ihren Handlungen. Die Monomaniaci haben wenig Neigung zu ihren Verwandten und Freunden, da sie sich durch Enthusiasmus, durch den religiösen oder

politischen Fanatismus, durch erotische Leidenschaften beherrscht werden, oder durch ein eingebildetes Glück, dessen sie sich allein würdig glauben. Oft verachten sie die Personen, die sie früher am meisten liebten, oder bemitleiden sie wegen ihrer Armuth, oder weil sie ihr Glück nicht zu fassen und nicht daran Theil zu nehmen verstehen. Wie alle übrigen Geisteskranken vernachlässigen auch diese Kranken ihre Interessen, ihre Geschäfte.»

«Es giebt auch Geisteskranke, die in den strengsten Principien erzogen wurden, die wegen der Klarheit ihres Urtheils, wegen der Reinheit ihrer Empfindungen, wegen der Sanftmuth ihres Charakters ausgezeichnet sind, und die durch physische und psychische Ursachen ihren Charakter, ihre Gewohnheiten und ihre Aufführung ändern, stürmisch, ungesellig werden, tadelnswerthe, manchmal gefährliche Handlungen begehen, die ihren Neigungen, ihren Interessen entgegen sind. Die partielle Störung der Intelligenz verursacht diesen Wechsel und verändert die Empfindungen und Handlungen dieser Kranken.»

«Auch ist die Monomanie manchmal epidemisch. — Die Functionen der Assimilation scheinen gewöhnlich nicht gestört zu sein, jedoch haben die Monomaniaci einen harten, starken, entwickelten Puls, starke Hitze der Haut; die Kranken essen viel, schlafen wenig, und ihr Schlaf ist bald durch schreckliche, bald durch angenehme Träume bewegt. Sie haben oft Schmerzen und Brennen in den Eingeweiden, und leiden meistens an Verstopfung.»

So weit Esquirol's Definition der Monomanie. Indessen wird zur Verständigung dieser Annahme folgende Erklärung nicht überflüssig sein. — Die Monomanie bezeichnet eigentlich einen mildern Grad oder die einfacheren Formen der Manie, für die wir eine specielle Bezeichnung bis jetzt nicht besitzen. Esquirol classificirte im Jahre 1830 die Geistesstörungen nach zwei Hauptrichtungen, und zwar in allgemeine und partielle, also: in einen krankhaften Zustand der Gemüths- und Geistesthätigkeit, der sittlichen und denkenden Kräfte, oder die Krankheit beschränkt sich im zweiten Falle nur auf eine Richtung des Seelenlebens. Beide Formen begreift er unter dem Collectivnamen Manie; um aber eine nähere Bezeichnung für die partielle Seelenstörung zu haben, setzt er dem Worte Manie die Bezeichnung «Mono» voran; also allgemeine und partielle Seelenstörung. Die Manie als allgemeine Krankheit theilt sich nach den verschiedenen Formen ihrer Aeusserung. Die Monomanie dagegen, als einseitige, muss zur qualificirenden Bestimmung ihrer entsprechenden Richtung einen erklärenden Zusatz erhalten. Sie wird *Monomanie sans delire* genannt, wenn die Seelenstörung sich nur im Gebiet des Gemüthslebens offenbart, die Geistesthätigkeiten aber verhältnissmässig und dem Anscheine nach normal sind, da-

gegen *Monomanie intellectuelle*, wenn die Geisteskräfte in einer einzelnen Beziehung gestört, übrigens aber normal sind.

Esquirol trennt ferner die *Monomanie sans délire* in zwei Arten, die Monomanie sans délire *instinctive* und die Monomanie sans délire *affective*, im erstern Falle erkennt zwar der Kranke die abnorme Richtung seines Seelenlebens, aber die abnormen Aeusserungen sind der Herrschaft seines Willens entzogen (blinder Antrieb), im letztern Falle aber bemächtigen sich die abnormen Aeusserungen des gestörten Seelenlebens dergestalt des Charakters des Kranken, dass er sie für vollkommen vernünftig hält und sie jederzeit zu rechtfertigen sucht (raisonnirende Monomanie).

Bei Prichard findet nur die Monomanie intellectuelle als Monomanie Geltung, während die beiden Formen der Monomanie sans délire durch die Insania moralis bezeichnet werden.

Guislain [1]) schliesst sich bedingungsweise der Lehre von der Monomanie an, indem er sie unter die Formen der erethistischen Hyperphonie (Tobsucht) zählt, ja nach ihm können die im Charakter des Individuums beruhenden Affecte, z. B. Aergerlichkeit, Streitsucht, Ränkesucht, Ehrsucht u. s. w., ebenso die bessern Neigungen durch Steigerung in Manie ausarten, diese einzelnen im Uebermaasse hervortretenden Neigungen und Leidenschaften bezeichnet er dann als Monomanie. Guislain sagt: «So finden wir die Monomanie der Starrköpfigkeit, wir finden, dass die Verliebtheit, die Lüderlichkeit sich im Zustande einseitiger Exaltation zeigt; ebenso verhält es sich mit der Freundschaft, dem Edelmuth, die zuweilen als krankhafte Erscheinungen dieser Art auftreten, wie nicht minder Eigenliebe, Eitelkeit, Ehrgeiz. Ein Herz zur Intrigue, eine gewisse Lüsternheit zeigen sich öfter auf der Stufe der Monomanie und der stillen Manie. Der Geizige, der am Abend seines Lebens sich das Nöthigste entzieht, der Dieb, der trotz der Justiz, die auf ihn lauert, und des Vermögens, welches er besitzt, stiehlt, gewähren davon Beispiele. Auch das Schicklichkeitsgefühl treffen wir zuweilen auf der Stufe einfacher Exaltation. Die Tugend, die Religion, haben ihre Monomanien von Exaltation ohne Störung des Verstandes, des Urtheils und der Vorstellungen; selbst der forschende Geist gelangt bei dem Philosophen, den ein sophistischer Schwindel beherrscht, auf diesen Standpunkt. Der Geschmack, die Künste, die Wissenschaften, alle Arten von Gewerbe, ohne Unterschied, können diesen Charakter von Monomanie annehmen, den wir nicht minder beim Büchernarren in Bezug auf seine Bücher, beim Poeten, beim Musiker, sowie beim Botaniker für seine Pflanzen, beim Maler für seine Gemälde, und so auch bei dem Reiselustigen, den eine unwiderstehliche Begierde in entfernte Länder führt, wiederfinden.»

1) A. a. O. S. 197.

Dass diese Ansicht, wenn auch zu schroff hingestellt, keinesweges ganz und gar unbegründet sei, dürfte bei reiflicher Erwägung wohl einleuchten, und wir möchten Jacobi [1]) nicht beipflichten, wenn er über die Guislain'sche Ansicht sagt: «Bis dahin verirren sich also Männer von so trefflichem Verstande und gleich trefflicher Gesinnung, dass sie annehmen, auch das Höchste, was dem Menschen verliehen ist, Religion, Freundschaft, Liebe, Sinn für Wissenschaft und Kunst, Alles führe in einer gewissen Potenzirung oder Exaltation ihrer selbst zur Manie, sowie auf der andern Seite auch, dass die niedrigsten und sündhaftesten Neigungen und Leidenschaften in ähnlicher Weise in Monomanie übergingen. Sie gewahren nicht, wie mit der Nichtbeachtung der hier bestehenden scharf gezogenen Grenzen zwischen dem gesunden und dem kranken Zustande zugleich alle sittliche und göttliche Würde des Menschen aufgegeben wird, indem, zufolge solcher Lehre, nicht nur auf der einen Seite die höchsten sittlichen und religiösen Erhebungen sich jeden Augenblick in Krankheit versteigen können, sondern auch in der That nie ein durchaus gesunder geistiger Zustand als in irgend einem Menschen bestehend mit Sicherheit erkannt werden kann. Denn da der Erethismus und Orgasmus, oder die ihnen entgegengesetzten Zustände, überall als mit im Spiele vermuthet werden dürfen, und keine Möglichkeit sich darbietet, das rein Sittliche von jenen Uebergängen in Krankheit mit Zuverlässigkeit als gesondert zu erkennen, so müssen wir immer besorgen, in allen menschlichen Zuständen nur Grade von Phrenopathie oder Seelenstörung zu erblicken.» Jacobi fährt fort, dass eine Consequenz der Annahme: die graduellen Uebergänge unstatthaft sei, indem das Wesentliche, Ursprüngliche, in sich immer Gleichartige, wovon ein Plus oder Minus vorhanden sein könne, nie in ein Entgegengesetztes umgewandelt werden könne, selbst nicht durch die leisesten stufenweisen Uebergänge. Das Seelenleben in seinem gesunden Zustande habe, ungeachtet seines innigen Relationsverhältnisses zu dem Naturleben des Organismus, innerhalb einer gewissen ihm angewiesenen Grenze, eine grosse Breite eines durchaus freien und selbstständigen Waltens, wie dies auch unumgänglich erforderlich sei, wenn die in die Seele niedergelegten Keime des Guten, Wahren, Göttlichen, während ihres Verweilens in den gegebenen Raum- und Zeitverhältnissen zu einer fortschreitenden Entwickelung gelangen sollen; Störungen in den psychischen Functionen treten also auch nur da ein, wo jener primitive, normale anthropologische Zustand durch Krankheit ein entschieden fremdartiger und normwidriger geworden sei. Dass dieses geschehen kann, lehrt die Erfahrung, doch liegt über das Innere dieser Vorgänge, ohnerachtet des scharfen Hervortretens des ein-

1) A. a. O. S. 524.

zelnen Thatsächlichen, noch viel Dunkel verbreitet. Jedenfalls dürfe aber als entschieden angenommen werden, dass dabei das somatische und psychische Lebenselement in seiner anthropologischen Durchdringung zugleich krankhaft ergriffen und eben dadurch das primitive normale Verhältniss des anthropologischen Lebens zum höhern, sittlichen, religiösen Seelenleben gestört wird. Es trete eine lediglich durch falsche Functionsstörung bedingte Zerrüttung und Gebundenheit in der Wirksamkeit der Seelenvermögen ein, welche eine ganz verschiedene von der sittlichen Unfreiheit sei, wie sie im selbstverschuldeten Irrthum, in der Hingabe an Leidenschaft, Laster und Sünde erscheint, welche sich, so lange und insoweit sie besteht, als eine unfreiwillige, die Gewährungsfähigkeit der stattfindenden Handlungen aufhebende erweist. So sei also der Tobsüchtige, der Wahnsinnige, der Verrückte, der an Moria Leidende durchaus und in keiner Weise ein Narr gleich dem Büchernarren, dem Blumennarren, dem Liebesnarren, dem Weltüberdrüssigen, dem religiösen und philosophischen Schwärmer u. s. w. Wenn die Welt diese Narren heisst, so geschehe es im gleichen Sinne wie die heilige Schrift sie also bezeichne. Sie sind für ihre Narrheit verantwortlich vor der Welt und ihrem Gewissen, denn es sei weder Manie noch Monomanie bei ihnen vorhanden, nur thörichter, sündlicher Hang oder schon eingetretene sündliche Verkommenheit. Nur eine strenge Scheidung des kranken und gesunden Zustandes könne den Glauben an göttliches und menschliches Recht begründen, im entgegengesetzten Falle müssten beide ein Unding werden. Krankheit und Gesundheit seien streng getrennt, und der Kundige werde die erstere stets erkennen, selbst wenn scheinbar ein Kommen und Schwinden derselben eintreten sollte, da als Möglichkeit dieser Wechsel selbst nur durch eine schon obwaltende Zerrüttung bedingt sein kann. Es könne also von einem Uebergange oder Hinüberschleichen von sittlichen Zuständen in Seelenstörung niemals die Rede sein, da sie immer durch in anthropologischen Verhältnissen liegende Bedingungen bewirkt werde. Allerdings könnten Temperamente, Leidenschaften und sündliche Neigungen vermittelnd einwirken, aber der Zustand müsse immer erst ein anthropologisch krankhafter geworden sein, bevor durch diese Vermittelung Seelenstörung entstehe.»

Wir wollen uns hier auf eine längere Erörterung der schroff einander gegenüberstehenden Ansichten Guislain's, Ideler's, Heinroth's und A. mit Jacobi nicht einlassen, indessen müssen wir doch bemerken, dass die von Jacobi über Jene ausgesprochene Ansicht, dass nur bei schon krankhaftem anthropologischen Zustande eine eintretende Seelenstörung möglich sei, wohl eine zu streng genommene Deutung oder vielleicht wohl Missdeutung der ihm scheinbar entgegenstehenden Ansichten ist, da sie sich bei einer sorgfältigen Auseinandersetzung im Wesentlichen von jenen

wohl kaum unterscheiden. Affecte und Leidenschaften werden ebenso wenig von Guislain, Ideler [1]) und allen andern Irrenärzten als Seelenstörungen angenommen; dass sie über die Norm gesteigert aber in eine augenblickliche Abirrung vom normalen Seelenzustande übergehen können, so dass z. B. bei einem im höchsten Grade Zornigen ein förmlicher Wuthanfall eintreten könne, ohne dass deshalb der somatische Zustand ein krankhafter sei, dürfte keinem Zweifel unterliegen; ob dieser Zustand zurechnungsfähig sei, weil er selbstverschuldet ist, oder nicht, davon kann hierbei gar nicht die Rede sein, genug wenn das Factum unbestreitbar ist. Dass aber solche leicht zum Zorne gereizten Menschen auch zur Iracundia morbosa, also einem allerdings niedern Grade der Seelenstörung, geneigt seien, muss man uns eingestehen; ähnlich verhält es sich bei andern Affecten und Leidenschaften; ihre Steigerung, Exaltation, ist jedenfalls eine Aberration vom normalen Seelenzustande. Wie will man jene abnorme Steigerung nennen? Was ist der religiöse Schwärmer, der im höchsten Grade seines Irrwahns ein Verbrechen an seinem Mitmenschen begeht, und wie er glaubt: ad majorem dei gloriam? Ist sein Seelenzustand ein normaler, oder steht er nicht auf der Grenzlinie zwischen Seelengesundheit und Krankheit? Und wird er, wenn seine ungezügelte Phantasie, sein Irrglaube nicht berichtigt wird, nicht endlich geisteskrank? Solche Fälle kommen zu häufig vor, um abgeleugnet zu werden; die Psyche erkrankt, ob hierzu aber die von Jacobi verlangten Erfordernisse erst eintreten müssen, dies zu erweisen, möchten wir kaum unternehmen. Jacobi hat Recht, wenn er sagt, dass hier noch viel Dunkelheit herrsche, dies aber spricht für den einen Theil, wie für den andern. Dass exaltirte Affecte und Leidenschaften nicht mit Monomanie identisch sind, ist klar, dass sie aber dazu führen können, mindestens schwer wegzuleugnen. Wenn Jacobi sagt, dass eine solche Lehre dazu führen würde, alle sittliche und göttliche Würde des Menschen aufzugeben, indem nicht nur auf der einen Seite die höchsten sittlichen und religiösen Erhebungen sich jeden Augenblick in Krankheit erheben könnten, sondern auch in der That nie ein durchaus gesunder geistiger Zustand als in irgend einem Menschen bestehend mit Sicherheit erkannt werden könne, so müssen wir eingestehen, dass dies allerdings für den Psychologen eine betrübende Betrachtung ist, dass es aber dennoch eine nicht wegzuleugnende Thatsache ist, dass selbst streng religiöse, sittliche Menschen auf jene eben angegebene Richtung gerathen und der Geisteskrankheit zugeführt werden können. Was ist der Fanatiker, sei es wofür es wolle, anders, als ein nach einer Geistesrichtung hin abirrender, während

1) Wir werden auf *Ideler's* Ansichten bei den einzelnen Formen zurückkommen.

er nach andern Richtungen hin ganz gesund sein mag; hier ist jedoch nicht von einem Irrthum die Rede, sondern von einem exaltirten Zustande, bei welchem von einer Ueberzeugung oder Zurückführung durch die Logik nicht mehr die Rede ist. Gehörten nicht sonst sehr edle Menschen zu dieser Classe? Und begingen sie nicht Verbrechen, die bei einer ganz gesunden Seele nimmermehr möglich gewesen wären?

Wenn nun auch exaltirte Affecte und Leidenschaften die Freiheit beschränken, so wird man sie doch nie mit Monomanie identificiren, bei welcher die Freiheit gänzlich aufgehoben ist. Monomanie ist Geisteskrankheit, die Bezeichnung «partielle Geistesstörung» thut nichts zur Sache. Es würde ebenso ungerecht sein, den Monomaniacus für geistesgesund zu erklären, als es ein Missgriff wäre, den Leidenschaftlichen für geisteskrank zu halten. Wenn bei dem Monomaniacus die Psyche nur nach einer Richtung hin abirrt, nach der andern hin sich aber normal äussert, so ist man darum nicht berechtigt, einen solchen Menschen für geistesgesund zu halten, die Möglichkeit eines solchen Falles muss ebenso gegeben sein, als ein partiell somatisches Erkranken ja nie geleugnet wird. Wer will behaupten, dass die Seelenkräfte ein so untrennbares Ganze seien, dass die eine Seelenkraft nicht ohne unbedingte Mitleidenschaft der andern erkranken könne? Schon um deshalb halten wir das Hinwegleugnen des Erkrankens des Willens als sehr gewagt. Wir glauben, dass es hier mehr ein Wortstreit ist, der Verwirrung anrichtet. Der Monomaniacus ist ein Geisteskranker, und die Monomanie eine specielle Form der Manie; demnach kann man den Monomaniacus dem Maniacus in pathologischer Hinsicht nicht gleichstellen, was ein Vergleich beider Zustände leicht ergeben muss. Dass ein Uebergang von Monomanie in Manie oder überhaupt in eine allgemeine Geistesstörung möglich sei, lehrt die Erfahrung, und wenn die Monomanie zuweilen eine Uebergangsstufe von Gesundheit zur ausgebildeten Krankheit bildet oder bilden soll, so sehen wir hierin durchaus keinen Widerspruch. Wenn der gesunde Mensch krank werden soll, so muss die Krankheit irgendwo einen Uranfang nehmen, und es giebt nur sehr wenige Krankheiten, die mit der Acme der Krankheit beginnen oder auftreten, in der Regel gelangt die Krankheit erst durch Uebergangsstufen zur Acme. Steht dieser Satz bei somatischen Krankheiten fest, so ist nicht abzusehen, weshalb dieses bei psychischen Krankheiten nicht auch der Fall sollte sein können; sowie der edelste Mensch durch einen Zusammenfluss von Umständen und Einwirkungen schlecht werden kann, so mag auch der gesundeste Geist erkranken. Es würde sich hier zur Entscheidung des Streites lediglich darum handeln, ob zum psychischen Erkranken auch ein somatisches erforderlich sei oder nicht, und hier stehen wir auf einem Punkte, wo uns noch alles Licht fehlt

und wohl noch lange fehlen wird, und weder die eine, noch die andere Partei war bisher im Stande, für ihre Ansicht vollgültige Beweise beizubringen. Wir können uns hier weder der einen, noch der andern Ansicht unbedingt anschliessen, und so wie wir das Erkranken einzelner Seelenkräfte schon oben als möglich zugaben, so auch jetzt die Uebergangsstufen der Geistesstörung, und somit wäre die Aufnahme der Monomanie an und für sich schon gerechtfertigt, selbst wenn sie nicht als selbstständige Form Platz finden dürfte.

Es bleibt uns noch mitzutheilen, wie ausser Esquirol, Marc und A. einige andere Schriftsteller urtheilen. Prichard, Guislain fassen unter dem Namen: *sittliche Seelenstörung* oder Gemüthskrankheit jene Formen zusammen, die aus ungezügelter Nachgiebigkeit gegen Begierden und Leidenschaften entstehen, und Prichard bemerkt hierbei, dass im weitern Sinne des Wortes sehr viele Individuen von ihr befallen sind, welche man im Leben nur als Leute von wunderlichem, sonderbarem Charakter zu betrachten pflegt. Ein aufmerksamer Beobachter findet jedoch in ihrem Benehmen etwas Auffallendes, welches ihren gesunden Verstand bezweifeln lässt, und einzelne Umstände werden oft diesen Argwohn steigern. Es kann in der Familie eine erbliche Anlage vorhanden gewesen sein; das betreffende Individuum kann selbst früher einen Anfall von Wahnsinn oder eine Gehirnentzündung gehabt haben und seit dieser Zeit, oder nach Unglücksfällen eine Veränderung seines Temperaments und seiner Stimmung erfahren haben. Manchmal ist diese Veränderung *allmälig* und *unmerklich*, andere Male plötzlich und fast unmittelbar nach der erregenden Ursache eingetreten. Ein solcher Zustand kann dann Jahre lang fortdauern, indem der Kranke seinen verkehrten Neigungen nachhängt und, ohne einen merklichen Grund, aus blosser Laune in seinen Wünschen und Bestrebungen fortwährend wechselt.

Sie ist aber nicht blos auf übermässige Anregung der Leidenschaften beschränkt, sondern sie umfasst noch viele andere abnorme Geisteszustände, und hat ebenso viele Varietäten, als unsere Gemüthsstimmung Modificationen. Am häufigsten sind indessen die Formen, welche sich entweder durch Aufregung oder melancholische Niedergeschlagenheit charakterisiren, und zwar kann jede dieser Formen permanent bestehen, oder eine auf die andere folgen, oder auch beide mit einander abwechseln. Der vorherrschende Charakter der Affection hängt zuweilen allerdings mit der natürlichen Stimmung des Individuums zusammen, weicht aber auch oft auffallend davon ab, so dass sehr lebhafte Personen traurig und niedergeschlagen, melancholische dagegen sehr lebhaft, gesprächig und munter werden.

Die *Ursachen* der Monomanie sind nach Esquirol die der übrigen Geisteskrankheiten. Das sanguinische und das nervös-sanguinische Temperament, Individuen mit lebhafter, exaltirter

Einbildungskraft, Individuen, die nur bestimmte oder einen Kreis von Ideen fassen können, oder die aus Eigenliebe, Eitelkeit, Stolz oder Ehrgeiz übermässige Wünsche, unausführbare Pläne hegen, sind mehr zur Monomanie geneigt, als die andern. Es ist bemerkenswerth, dass diese Individuen fast immer erkrankten, wenn sie in ihren kühnsten Hoffnungen getäuscht, vom Mangel heimgesucht, sich mit einer glücklichen Zukunft schmeichelten. So wird also ein wirklich glücklicher Mensch, der mässige Wünsche hat, und der durch irgend eine erregende Ursache geisteskrank wird, nicht in Monomanie verfallen, während ein Ehrgeiziger, Stolzer oder ein Liebender, der in Unglück gerathen, oder der den Gegenstand seiner Liebe verloren, in Monomanie versinken wird. Es scheint, dass die Monomanie in übertriebenen Ideen, Wünschen, Illusionen für die Zukunft besteht, die sich diese Unglücklichen vor der Krankheit machten. Auch disponiren schwache Menschen, wenig entwickelte Intelligenz, der Mangel an Erziehung oder die Fehler derselben gleichfalls zur Monomanie.

Die excitirenden Ursachen sind: die Fehler des Regimens, die heftigen Leidenschaften, und besonders die Unglücksfälle, oder gekränkte Eigenliebe und Ehrgeiz. Oft verfallen auch Individuen, die durch Eitelkeit und Ehrgeiz beherrscht werden, durch exaltirte religiöse Ideen, durch ascetische Grübeleien und durch das Lesen von Romanen in diese Krankheit.

Die Monomanie ist remittirend oder intermittirend; ihre Symptome nehmen besonders zur Zeit der Menstruation sehr zu. Manchmal geht ihr die Melancholie voran, und sie complicirt sich mit der Epilepsie, Hysterie und sehr häufig mit Paralysis.

Der Verlauf der Monomanie ist heftig, schnell; sie endet zuweilen ganz unerwartet, und entscheidet sich, wie die übrigen Geisteskrankheiten, durch mehr oder minder merkliche Krisen. Nicht selten endet sie plötzlich, ohne bekannte Ursache, ohne wahrnehmbare Krisen, oder durch einen heftigen psychischen Eindruck.

Manchmal geht die Monomanie in Manie über, oder wechselt mit der Melancholie, oder sie artet auch, wenn sie lange dauert, in Verwirrtheit aus, oder es findet ein Zwischenzustand statt, der, wie Esquirol glaubt, noch nicht angedeutet worden ist.

Bei der acuten Monomanie hat der Kranke die ganze Integrität seines Verständnisses für Alles, was ausserhalb der Sphäre seines Deliriums liegt, und nimmt man an, dass die Grundidee richtig ist, so wird man gegen das Reden und Urtheilen des Kranken nichts einwenden können. Artet aber die Krankheit aus, so spricht der Monomaniacus in seiner Idee irre, und die Handlungen, die bis dahin strenge Folgerungen der herrschenden Ideen oder Neigungen waren, haben keine logische natürliche

Verbindung mehr. Endlich bemerkt man auch, wie bei der Verwirrtheit, obgleich sich das Delirium auf einen einzelnen bestimmten Gegenstand erstreckt, dass die Ideen, Neigungen und Handlungen unzusammenhängend sind, wie es auch bei der Melancholie vorkommt.

Die *Behandlung* der Monomanie muss, wie bei den übrigen Geisteskrankheiten, sich nach den prädisponirenden, excitirenden Ursachen und nach den psychischen Störungen richten, und auch hier geben die psychischen Symptome wichtige Winke. Bei dieser Krankheit sind die Antispasmodica sehr nützlich, da sie einen hervorstechend nervösen Charakter hat. Man kann auch mit Vortheil zu den Mitteln seine Zuflucht nehmen, die uns die Hygiene darbietet, und hier einen glücklichern Erfolg als bei den übrigen Geisteskrankheiten von der Anwendung der Leidenschaften zur Heilung erwarten. Man nehme zu Ueberraschungen, zu geistreich ausgedachten Widerwärtigkeiten, die den Umständen des Kranken angemessen sind, seine Zuflucht, und welche nur der erfahrene Arzt bestimmen kann.

Isolirung ist bei diesen Kranken häufig erforderlich, namentlich wenn die Anfälle der Art sind, dass die Kranken Andern gefährlich werden können; nicht minder ist aber auch strenge Beaufsichtigung um ihrer selbst willen erforderlich, da sie häufig Versuche zum Selbstmorde machen; indessen muss man mit der Isolirung vorsichtig sein, zurückhalten, wenn man es nur mit solchen Irrthümern und Handeln im Betragen zu thun hat, welche gesetzlich eine Freiheitberaubung nicht motiviren. Zuweilen ist die Geistesverwirrung viel weniger zweifelhaft, aber so begrenzt, dass der Kranke in einem grössern Umfange vollkommen vernünftig ist, und hier fällt es oft schwer, sich für die Isolirung zu entscheiden. Ja es kann sogar die dem Kranken angethane Gewalt den Rest des Verstandes gefährden. Auch wäre es grausam, einen von traurigen Gefühlen gebeugten und zu Schreck oder Angst geneigten Menschen der Sorgfalt und Liebe seiner Familie und Freunde zu entziehen, so lange er deren Gesinnung erkennt und erwiedert, und deren angemessenen Rathschlägen noch Folge leistet.

Kranke, bei denen die Krankheit in milderem Grade oder im Entstehen ist und die sich in ihrer Familie befinden, müssen oft ebenfalls gegen ihre eigenen thörichten Unternehmungen geschützt werden, indem sie zu ausschweifenden, unzweckmässigen Unternehmungen geneigt sind und leicht ihre Verhältnisse in Unordnung bringen. Man wird hier aber um so leichter von ihnen getäuscht, weil sie über alle Dinge, welche in dem Kreise ihrer Kenntnisse liegen, ganz verständig sprechen, ja oft grossen Scharfsinn entwickeln, um ihre Ansichten und Handlungen zu rechtfertigen.

Krankengeschichten.

1.[1]

Im Jahre 1816 befand sich ein Herr D. in einem Krankenhause zu Paris wegen Geistesstörung, und schrieb an den Advocaten des pariser Gerichtshofes, Herrn C., mehrere durchaus verständige Briefe, in welchen er, sich über ungerechte Einsperrung und verläumderische Beschuldigungen beklagend, Gerechtigkeit forderte. Herr Gandois-Hery, Generalsecretair der Anstalt zu Charenton, wurde beauftragt, den Kranken bei einem Besuche auszuforschen, und da er von diesem in ganz vernünftigen Auseinandersetzungen erfuhr, dass er auf Veranlassung des Herzogs Decazes, dem sein eifriger Royalismus missfiel, eingesperrt worden sei, so hielt er ihn für vollkommen verständig und schrieb seine eingestreuten Bemerkungen über seine freundschaftlichen Verhältnisse mit den ersten Staatsmännern nur einer prahlerischen Eitelkeit zu, da die Gewandtheit seiner Sprache und die Stellung seiner Familie dies nicht unmöglich machte. Auf den desfallsigen günstigen Bericht ging nun Herr C. selbst zu dem Kranken, versprach ihm seinen Beistand und schrieb an den Polizeipräfecten, um sich über die eigentliche Ursache der Einsperrung des D. Auskunft zu verschaffen. Da fand es sich denn, dass derselbe einer Prinzessin nicht nur Liebeserklärungen gemacht, sondern ihr auch die schmuzigsten Bilder von den Vergnügungen entworfen hatte, die sie in seinen Armen finden würde, ja die er ihr sogar auf einem besondern Blatte abgebildet beilegte, indem er seine desfallsigen Anerbietungen in ihren Wagen hineinwarf. C. gab natürlich seine beabsichtigte Unterstützung auf, und später ward D. in Freiheit gesetzt.

Im J. 1826 aufs Neue festgenommen, schrieb er an Herrn Dupin folgende Reclamation: Mein Herr! Vor fünf Wochen festgenommen und eingesperrt, sitze ich noch im Gefängniss la Force; ich begreife nicht, wie man sich diese schändliche Verletzung des Menschenrechts gegen Jemanden hat erlauben können, dessen Ehrenhaftigkeit, gesetzliches Betragen und geistige Gesundheit in keiner Beziehung einen Vorwurf verdient oder erfahren hat. An einem Dienstage ging ich in den elysäischen Feldern zwischen zwei und drei Uhr allein spazieren, als durch einen mich sonderbar verfolgenden Zufall Madame zu Fuss promenirte, was sie, wie ich glaube, sonst nie thut. Sie war nur von einem Stallmeister, einem Offizier und einer Dame begleitet. Kaum hatte ich sie bemerkt, so hielt ich mich in ehrerbietiger Entfernung in den Queralleen, während sie im Hauptwege war,

[1]) *Leuret* in den Annales d'Hygiène publique et de Médecine légale. Tom. III. p. 198.

so dass ich immer über 50 Schritte von ihr entfernt blieb, wogegen das übrige Publicum sie stets umgab und bei ihrem Einsteigen den Wagen umringte, in welchem Augenblicke ich 100 Schritte von dem Wagen entfernt war. Wie musste ich daher erstaunen, als der erste Stallmeister, statt mit einzusteigen, mit dem Offizier gerade auf mich, der ich ganz allein und in grosser Entfernung stand, zukam, mich anfasste und behauptete, ich hätte einen beleidigenden und von mir unterzeichneten Brief, den er in der Hand hielt, in den Wagen geworfen. Ich antwortete, dass ich ihn nicht verstände, dass ich den Offizier zum Zeugen nehme, wie ich weder in der Menschengruppe um den Wagen gewesen sei, noch ihm selbst das Papier übergeben hätte, dass ich ihn demnach als einen Verleumder erklären müsse. Nichtsdestoweniger forderte er den Offizier auf, mich festzunehmen, was dieser nach anfänglicher Weigerung that. Ich habe mich einer so gewaltsamen Arrestation nicht entziehen zu dürfen geglaubt, unterwerfe mich vielmehr mit Vertrauen dem Ausspruche des Gesetzes, und hoffe, dass die bekannte Rechtlichkeit meines Charakters mich jede Art von Complot beseitigen lassen wird, das man gegen mich schmieden sollte. Am andern Morgen wurde ich aus der Polizeipräfectur im Verbrecherwagen nach dem Bureau der Krankenhausverwaltung und von da nach der Präfectur wieder zurückgebracht. Am nächsten Tage fuhr man mich wieder nach jenem Bureau, wo ein Arzt mich prüfte und ein Attest über meine vollkommene Geistesgesundheit ausstellte. Am Sonnabend brachte man mich nach dem Justizpalast, um von einem neuen Instructionsrichter, Herrn Dufour, vernommen zu werden, und dieser brachte, ausser dem erwähnten Schreiben, noch mehrere andere zum Vorschein, die sich unter meinen Papieren gefunden haben sollten. Ich muss bemerken, dass er sich übertriebene Mühe gab, mich durch Kreutz- und Querfragen zu fangen; ich glaube indessen, Geistesgegenwart genug gehabt zu haben, um mich nicht irre führen zu lassen. Seit diesem Verhör habe ich nun noch zwei Besuche von zwei Aerzten ausstehen müssen, welche meinen Geisteszustand untersuchen sollten. Das erste Mal war ich gefällig genug, mich mit ihnen zu unterhalten und ihnen das mir widerfahrene Unrecht begreiflich zu machen; das zweite Mal liess ich mich mit ihnen nicht ein und verlangte von ihnen eine gesetzliche Vollmacht. Endlich am letzten Freitag bekomme ich einen neuen ärztlichen Besuch von Herrn Esquirol, Marc und Ferrus, welche schriftlich von den Herren Dufour autorisirt waren, mich zu untersuchen. Nun unterhielt ich mich wirklich mit Herrn Esquirol und seinen Begleitern. Da schien es mir denn nach der Unterhaltung, dass diese Herren Aerzte ein System festzustellen wünschten, nach welchem man einen vollkommen vernünftigen Menschen, in Folge einer ihm aufgebürdeten Handlung, kurzweg für verrückt erklären könne. Nach diesem

abgeschmackten System nennen sie so etwas eine Monomanie, und in Beziehung auf mich will man erstens die That voraussetzen, um meine Monomanie zu beweisen, und zweitens eine Monomanie voraussetzen, um die That zu beweisen: dummer, abgeschmackter Gedankenkreis! Herr hat sich auch selbst von meiner Sittlichkeit und von dem mir widerfahrenen Unrecht so überzeugt, dass er mir die sofortige Freilassung, aber unter der Bedingung anbieten liess, mich 30 Lieues von Paris entfernt zu halten. Meine Ehre hat mir natürlich nicht erlaubt, diesen Vorschlag anzunehmen, vielmehr autorisire und bitte ich Sie, meine Vertheidigung auf gerichtlichem Wege zu übernehmen.»

Dupin und Tardif liessen sich durch dieses Schreiben vollkommen täuschen, und richteten an den Instructionsrichter eine sehr heftige Aufforderung, die sich jedoch durch folgenden Brief des Herrn Gandois an Herrn Dupin bald erledigte: «Herr Esquirol, von der Behörde beauftragt, den Seelenzustand des Herrn D. zu untersuchen, hat ihr die diesen betreffende Actenstücke eingereicht, so dass es mir unmöglich ist, Ihnen die Hauptbeweisstücke vorzulegen, nämlich die Originalbriefe, in denen Herr D. der verstorbenen Kaiserin Josephine und der Königin Hortense seine leidenschaftliche Liebe zu erkennen giebt, denn seine Manie besteht darin, alle Königinnen, Prinzessinnen, und überhaupt alle durch Macht, Schönheit und Verdienst ausgezeichnete Frauen lieben zu müssen. In seiner ausschweifenden Einbildungskraft glaubt er, dass seine Liebe erwiedert wird, und schildert dann in den schmuzigsten Bildern die ihm gewährten sinnlichen Genüsse. Sie werden von den auf der Polizeipräfectur deshalb befindlichen Actenstücken gewiss Mittheilungen erhalten, denn D. hat im Bereich der Polizei und der Medicin eine traurige Berühmtheit erworben, indem er seit mehr als 30 Jahren, bald in Paris, bald in Lyon, kaum freigelassen, immer wieder eingesperrt ward. In Charenton allein hat er bereits vier Mal gesessen, und zwar ward er zum ersten Mal am 24. Mai 1800, zum zweiten Mal 1805, zum dritten Mal 1814, zum vierten Mal 1821, um am 28. Mai 1833 nur wieder entlassen, weil er die andern Kranken zu verführen strebte. Jetzt ist er von Neuem angeklagt, und gewiss mit Recht, denn er leugnet jedesmal sein Vergehen, entweder weil er, dabei durch einen unwiderstehlichen Drang seines *erotischen* Deliriums getrieben, es später wirklich vergisst, oder aus Furcht vor der Strafe mit vollem Bewusstsein zur Lüge seine Zuflucht nimmt. Vor neun Jahren beschönigte er seine Einsperrungen stets durch angeblichen Hass irgend einer hochgestellten Person, und damals liess auch ich von ihm mich vollkommen täuschen.»

Der ärztliche Bericht der Herren Esquirol, Marc und Ferrus an den Gerichtshof lautet folgendermaassen:

«Wir u. s. w. haben den D. an verschiedenen Tagen und

zu verschiedenen Malen in Bezug auf seinen Geisteszustand untersucht. In den verschiedenen mit ihm gepflogenen Unterhaltungen haben wir in seinem Urtheil, in seiner Sprache, in seinen Begriffen, in seiner Ideenverbindung, sowie in seiner Gemüthsstimmung durchaus nichts gefunden, was die Annahme einer Geisteskrankheit oder Monomanie rechtfertigen könnte; nur herrscht bei ihm der Gedanke vor, dass er seit 26 Jahren wiederholentlich der Gegenstand von Beleidigungen und Verfolgungen sei. Da demnach die Unterhaltung über die Gegenwart uns kein genügendes Resultat lieferte, um die ihm Schuld gegebene Handlung richtig zu beurtheilen, so mussten wir alle Thatsachen aus der Vergangenheit untersuchen und zusammenstellen. Es ergiebt sich nun, dass Herr D. seit 1800 fünf Mal in Charenton und drei Mal in andern Irrenanstalten war, und dass die Behörde ihn drei Mal aus Paris verweisen musste, und zwar immer wegen ähnlicher Handlungen, wie die gegenwärtigen. So hat er liebeglühende Briefe an die Kaiserin Josephine und Mademoiselle Beauharnais geschrieben, und ist im Jahre 1840 in den Wagen der Letztern, bei ihrem Herausgehen aus dem Theater, gewaltsam eingedrungen, hat sich des Nachts in das Haus der Madame R., dann der Lady B. A., der Frau des M., der Herzogin M. B. eingeschlichen, die empörendsten und schmuzigsten Briefe an die königlichen Prinzessinnen sowohl in die Tuilerien als in ihre Wagen geworfen. Die Briefe und Zuschriften des Herrn D., mit der Unterschrift «Heroiden», enthalten alle verworrene Ideen, wunderliche Gedankenverbindungen, lächerliche Wortbildungen und unanständige, schmuzige Redensarten. Unter sich haben diese Zuschriften, obgleich durch grosse Zwischenräume von einander getrennt, die auffallendste Aehnlichkeit, und sind gewöhnlich an höchste Personen gerichtet. Es ist bemerkenswerth, dass die verschiedenen, auf einander folgenden Behörden, die Herrn D. festnehmen liessen, ihn stets als geisteskrank betrachteten, und daher nicht in ein Besserungs-, sondern in ein Irrenhaus schickten; dass die Aufnahmsärzte in den pariser Krankenhäusern, sowie die Untersuchungsärzte in den Irrenanstalten den Zustand des Herrn D. für Erotomanie erklärten; dass die Directoren zu Charenton zu verschiedenen Zeiten die Entlassung desselben beantragten, weil er die Ruhe der Anstalt störte, wohl aber zugeben, dass er, trotz seines ganz vernünftigen Sprechens, an einem erotischen Delirium litte, und dass endlich D. bei allen seinen Festnehmungen die ihm vorgeworfenen Handlungen leugnete, darüber, dass man ihn für geisteskrank erklärte, sich ärgerte, und stets ein Opfer von Feinden zu sein behauptete, welche sich durch jedesmal andere, immer den Zeitumständen entsprechende Motive leiten liessen.

Diese Reihe von Festnehmungen aus ähnlichen Gründen zu ganz verschiedenen Zeiten und durch ganz unparteiische Behör-

den; die wiederholt abgegebene Erklärung der Aerzte; die amtlichen Berichte der Directoren zu Charenton; Inhalt und Form der von ihm geschriebenen Briefe; alles Dies zusammen beweist, dass D. seit 28 Jahren an intermittirender Seelenstörung leidet, und dass er, als er am letzten 21. Februar einen Brief an die Herzogin von . . . richtete — wenn das Factum überhaupt wahr ist —, kein freies Urtheil über die Straffälligkeit hatte.

Dass D. nach seiner Festnehmung stets leugnete und zugleich für dieselbe mit grossem Scharfsinn glaubliche Motive erfand, musste — die Wahrheit der Anschuldigung vorausgesetzt — allerdings von jeder Idee einer zur Entschuldigung dienenden Geisteskrankheit ableiten, und schon das Zuratheziehen ärztlichen Urtheils war hier ein Verdienst des Richters.

Uebrigens ist obige Krankheitsgeschichte in ärztlicher Hinsicht keinesweges belehrend, weil Seitens der begutachtenden Aerzte viel zu wenig darauf verwendet worden, um eine klare Anschauung des Uebels zu geben, auch die Krankheitsform nicht genau bestimmt ist. Dass eine Monomania erotica zugegen gewesen sei, wird nur die Form und der Inhalt der Briefe erweisen, da doch eine anderweite Untersuchung dies ebenfalls ins Licht stellen musste.

2.

v. R. war von schlankem Wuchse, hatte eine starke Constitution, ein sanguinisches Temperament, war von der Natur mit einer grossen Intelligenz, die durch eine gute Erziehung gebildet worden war, begabt, und stand einem Kirchspiele zu Paris vor. Im funfzigsten Lebensjahre erfuhr er längere Zeit hindurch mehrfache Widerwärtigkeiten, die aber nicht von Bedeutung waren. v. R. ärgerte sich darüber sehr, bekam Kopfschmerzen und wurde schwerhörig. Einige Zeit darauf verlor er in Folge eines heftigen Streites den Verstand, jedoch reichte eine monatliche Behandlung hin, ihn zu heilen; die Taubheit aber nahm zu. Er trat seine Geschäfte wieder an und blieb zwei Jahre gesund. Sodann hatte er neuen Aerger, es stellte sich hartnäckige Schlaflosigkeit ein, der Kopfschmerz wurde heftig und dauerte fast ununterbrochen fort; die Taubheit war vollständig. Einige Tage später hatte der Kranke Hallucinationen des Gehörs, und seit dieser Zeit hört er Stimmen, die seiner Aufführung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Diejenigen verdammen, die ihm etwas in den Weg gelegt haben. Nachdem er meiner Behandlung anvertraut worden war, glaubte er in Verbindung mit Gott und den Engeln zu stehen, die bei Nacht und Tag mit ihm sprechen. Er ist ungeduldig, befiehlt mit Hochmuth und im Namen Gottes; er liest sein Brevier nicht mehr und entsagt den gewöhnlichsten Uebungen der Religion. Spricht er, so sagt die Stimme eines Engels ihm vorher, was er sagen soll; liest er, so lässt sich die-

selbe Stimme hören, ehe er die Worte ausspricht; schreibt er, so dictiren ihm diese Stimmen, kurz er ist nur das Echo von Dem, was er hört, er mag sprechen oder schreiben. Er reicht immer Gesuche ein, um die Freiheit zu erhalten, um Kleidungsstücke zu bitten, oder um die Nahrungsmittel zu verbessern. Verweigert man ihm dies, so wiederholt er mehrere Male hinter einander: «*Im Namen Gottes seid Ihr in den Bann gethan.* Gott befiehlt Euch durch meinen Mund, gehorcht Ihr nicht, so spreche ich den Bannfluch über Euch aus.» Fährt man fort, es ihm zu verweigern, so schreit er: Ihr seid ein Ketzer, ein Gottloser, Gott wird Euch verdammen. Lacht man über diese Drohungen, so wird er aufgebracht, sein Gesicht wird lebhaft, seine Augen funkelnd, und er wird heftig, indem er schreit: Ich thue Euch in den Bann! Ich thue Euch in den Bann! oder er geht erzürnt fort, indem er sagt: Mit dem Bann Beladener, Ihr seid verdammt!

v. R. wurde im Jahre 1831 nach Charenton gebracht; sein Zustand blieb derselbe. Dieser Kranke, der Niemanden beleidigt, geht fort, und kommt in das Haus zurück, wiederholt seine Gesuche, seine Klagen, seine Drohungen, seine Bannflüche, aber er ist nicht immer traurig. Er begiebt sich oft zum Almosenier des Hauses, den er ebenso, wie die Andern, in den Bann thut, obgleich er oft mit ihm spielt und ihm einen Band in Versen und in Prosa geschenkt, den er, seitdem er das Haus bewohnt, geschrieben hat. Dieser Band, sowie der folgende, den v. R. dem Dr. Calmeil geschenkt, ist wegen der Genauigkeit, womit das Ganze geschrieben, wegen der richtigen Verbindung der Ideen, wegen der Kraft des Ausdrucks sehr merkwürdig. Im Jahre 1833 bekam v. R. einen chronischen Katarrh; hierbei nahm seine Gesundheit allmälig ab, er litt an Athmungsbeschwerden, seine Füsse schwollen an, und er starb endlich am 15. October 1833, nachdem er einen Lungenblutsturz erlitten hatte. Bei der Section fand sich nichts besonders Merkwürdiges vor.

3.

M., 36 Jahre alt, von schlankem Wuchse, cholerisch-sanguinischem Temperamente, hatte eine leibliche Cousine, die geisteskrank war. In seiner frühesten Jugend war er sehr schwächlich, sein Gesundheitszustand besserte sich aber zur Zeit der Pubertät. Der Charakter des M. ist vollständig ausgebildet und stolz, da er sehr frühzeitig sich selbst überlassen war, vielfach reiste und ein sehr zerstreutes Leben führte. In seinem zwanzigsten Jahre suchte er sein Vermögen, welches durch die Revolution verloren gegangen war, durch schlechte Speculationen wieder zu gewinnen.

Im siebenundzwanzigsten Jahre verheirathete er sich mit einer

schönen, liebenswürdigen und reichen Frau. Er treibt mit noch grösserer Energie sein Geschäfte, ist aber zu gleicher Zeit eifersüchtig. Im zweiten Jahre nach seiner Heirath zeigt sich ein Ausschlag auf seinem Körper, der im folgenden Jahre noch mehr zunimmt. Er gebraucht alle möglichen Arzneimittel, beschäftigt sich viel mit seiner Gesundheit, mit einem Worte, er ist hypochondrisch.

Ungeachtet der Unthätigkeit in seinen Geschäften vermehrt sich doch sein Vermögen bis zum Jahre 1815 sehr bedeutend, wo er das Ganze in einer Papierspeculation verlor. Von diesem Augenblick an ändert sich sein Charakter; er wird zänkisch, despotisch, unruhig, er ist mit seinen Verwandten unzufrieden, ungerecht gegen sie, klagt sie an, dass sie ihm nicht helfen, und hört nicht auf, obgleich sie ihm Beweise von ihrem Interesse geben, sich darüber zu beklagen.

Im Jahre 1817, im sechsunddreissigsten Jahre seines Alters, wird er traurig, träumerisch, klagt über Nerven- und Magenschmerzen, und glaubt, dass die Speisen, die man ihm reicht, vergiftet seien. Er ist aufgebracht gegen seinen Schwiegervater, der ihm jede nur denkbare Sorgfalt zukommen lässt, ihm aber nicht von Neuem Geld anvertrauen will. Er behandelt seine Frau, ungeachtet ihrer Zärtlichkeit, schlecht, geht zu seinen Verwandten und Freunden und klagt, dass man ihn vergiften wolle. Oft steht er nach der Mahlzeit auf und trinkt Milch, und sehr häufig geht er selbst zum Brunnen, um sich Wasser zu holen.

Nach einem Monat erlangt er einen Pass, da er Frankreich verlassen will, und geht einige Tage später zum Polizeipräfecten und entschuldigt seine Frau und seinen Schwiegervater. In diesem Zustande wird der Kranke am 30. September 1817 meiner Behandlung anvertraut. Er geht mit starken Schritten im Zimmer umher, isst wenig und leidet an Verstopfung; er ist ungeduldig, antwortet heftig. Nach mehreren Unterredungen erwerbe ich mir jedoch sein Zutrauen, und zeige ihm das Falsche seiner Ansichten. Vom sechsten Tage an scheint er besser, aber er ist sehr ungeduldig, will seine Freiheit haben und seine Frau wiedersehen. Ich verspreche ihm, dass er sie nächstens wiedersehen wird, und dass er nach acht Tagen zu seiner Familie zurückkehren kann, wenn er sich ferner so verständig benimmt. Dieses feierliche Versprechen und der Anblick seiner Frau, seiner Kinder scheinen die Furcht und Vorurtheile M.'s zerstört zu haben; nichtsdestoweniger glaubt er noch, frei vor seiner Entlassung, dass man während der Nacht Feuer in seinem Zimmer angelegt habe. Durch diese Hallucinationen wird er ganz unruhig, aber verbirgt diese Unruhe sorgfältig, zwingt sich, um seine Frau, seinen Schwiegervater gut zu empfangen, und um sich nicht zu verrathen. An demselben Tage noch, als er wieder nach Hause gekommen war, wird er während des Mittag-

tisches unruhig, weist Alles zurück, was man ihm sagt, um ihn zu enttäuschen, verlangt keine Rathschläge, Sorgfalt und Arzneimittel. In den folgenden Tagen läuft er viel umher und will durchaus wieder Geschäfte anfangen. Nach einem Monat scheint er mehr bewegt, mehr gequält. Eines Tages kommt er aus dem Kaffeehause und hatte in den Journalen von dem falschen Dauphin gelesen; hierauf glaubt er, der Sohn Ludwig XVI. zu sein, geht nach den Tuilerien, dringt bis in die Zimmer des Königs, um seine Rechte zu reclamiren. Hier wird er angehalten, antwortet mit Ruhe, Höflichkeit und Würde dem ihn befragenden Offizier, und lässt sich ohne Widerstand und ohne Klagen nach Hause führen.

Am 20. Februar 1818 kam er von Neuem in meine Behandlung und zeigte während seines Aufenthaltes in der Irrenanstalt folgende Symptome: Sein Gesicht ist bewegt, seine Augen sind geröthet, sein Gang ist stolz; er ist höflich gegen alle Welt, wird aber mit Niemandem zu vertraut und sagt, dass er nicht krank sei, behauptet fest, der Dauphin zu sein, und dass er sich eines Tages rächen werde. Manchmal ist sein Glaube erschüttert, aber einen Augenblick nachher ist seine Ueberzeugung wieder vollkommen, und er begeht alle Excesse, die sie mit sich führt, erlässt Proclamationen an das französische Volk, ist unaufhörlich in Bewegung, macht immerwährend Anstrengungen, um zu entweichen, und schimpft auf den Polizeicommissar, der ihn daran verhindert, seine Bestimmung zu erfüllen. Dessenungeachtet treibt er von Zeit zu Zeit Poesie und Malerei. Macht man sich über den Gegenstand seines Deliriums lustig, so wird er zornig, oder zieht sich schnell zurück, ohne ein Wort zu reden.

M. schläft wenig, leidet an Verstopfung, isst manchmal nichts als Brot, da er glaubt, dass man Gift in die andern Speisen thue. Ich verordnete Abführmittel, warme Bäder, Blutegel an den After; häufige und freundschaftliche Unterhaltung, häufige Bewegung im Freien, aber Alles vergeblich. Nach einigen Monaten rieth ich eine längere Reise nach Deutschland, die aber auch ohne allen Erfolg blieb.

Der in Rede stehende Kranke war anfänglich hypochondrisch, später melancholisch und verfiel dann erst in Monomanie, als er einen Brief in einem Journal gelesen hatte. Dieser Brief genügte, um in einem Kranken die unzerstörbare Ueberzeugung hervorzurufen, dass er der Dauphin sei. Mit welcher Ueberzeugung der Kranke dieses glaubte, und wie er diese auch allen Uebrigen beizubringen suchte, geht am besten aus seinen hier folgenden Worten hervor:

«Mein sogenannter Vater war in den Tuilerien angestellt (dies ist wahr). In meinem achten Jahre am 10. August rettete mich mein sogenannter Vater aus dem Tumult, liess mich über

die Brücke Pont tournant gehen, brachte mich in ein Hôtel der Rue royale und liess mich dort erziehen. Als Napoleon Kaiser wurde, nahm man mir auf seinen Befehl ein Siegel, welches das der Bourbonen war, und welches mir am 10. August vor meinem Austritt aus den Tuilerien gegeben worden ist. Im Jahre 1814 ging Talleyrand an Ludwig XVIII., um mich auf den Thron zu bringen, und es wurde in einer ziemlich langen Conferenz entschieden, dass ich geopfert und Ludwig XVIII. weiter regieren sollte, um nicht die öffentliche Ruhe zu stören. Man kann mich wohl nicht verleugnen, man kann mich wohl nicht verkennen, denn ich sehe ja Ludwig XVI. sprechend ähnlich.»

4.

Monomanie aus Stolz und Ehrgeiz. [1]) *Erster Besuch.* H. V. ist ein junger Mann von nicht starker Constitution, aber von einer grossen Lebhaftigkeit des Geistes. Er drückt sich mit einer grossen Zungenfertigkeit, ich möchte sagen Geschwätzigkeit aus, welche sich verdoppelt, wenn man seine Einbildungskraft auf die Ereignisse hinlenkt, welche ihn in die gegenwärtige Lage versetzt haben. (V. hat einen Mordversuch gegen eine Dame gemacht.) Ueberdies drückt er sich auf eine anmaassliche Weise aus, und es lässt sich unschwer erkennen, dass eine unbegrenzte Eigenliebe die Grundlage seines Charakters ausmacht. Die Personen, welche mit ihm dasselbe Zimmer bewohnen und welche ich befragte, sagen aus, dass er sich während eines grossen Theils des Tages mit Schreiben beschäftige; sie haben, gleichwie die Gefängnisswärter, Nichts an ihm bemerkt, was auf eine Geistessörung hindeutete. Sein Schlaf ist ruhig.

Bei meinem ersten Besuche liess ich den V. in die Kanzlei kommen. Ich hatte den Director gebeten, sich mit ihm zu unterhalten, und hörte nur zu, ohne dass er ahnen konnte, ich nehme an der Unterhaltung ein Interesse. Ich erschien ihm nur als ein zufällig anwesender Fremder. Fast gegen das Ende der Unterhaltung nahm ich an derselben Theil, aber stets auf eine solche Art, dass er es nicht ahnen konnte, ich sei seinetwegen beauftragt.

Zu Anfang der Unterredung legte V. eine grosse Lebhaftigkeit an den Tag, selbst bei den unwichtigen Fragen, so dass ich leicht erkennen konnte, dass seine Geisteskräfte im Allgemeinen exaltirt seien; aber es genügte, einige Fragen auf sein Verhältniss zur Dame M. zu richten, um mich bemerken zu lassen, wie sehr seine Aufregung sich steigerte; denn hierbei bemühte er sich, durch einen Wortschwall seinen Unwillen gegen diese Dame auszudrücken, indem er sie beschuldigte, dass sie seine Zukunft und sein Glück zerstört habe. Als er über die

1) Ann. d'Hygiène publique etc. T. IV. p. 392.

Einzelnheiten dieser Vorwürfe befragt wurde, bemerkte ich in seiner Erzählung einen Mangel an Zusammenhang und eine Menge Auslassungen, wodurch die Dunkelheit seiner Erzählung noch vermehrt wurde. Dieselbe Bemerkung machte auch Herr Jacquemin, der Gefängnissarzt, welcher während des Gesprächs hereintrat.

Besuch am 9. Januar. Bei meinem zweiten Besuche bezeigte ich V. viele Theilnahme, und fragte ihn zuerst, wie er sich zu einer so tadelnswerthen Handlung habe hinreissen lassen können, welche zu dem gegen ihn instruirten Processe Veranlassung gegeben habe? Sogleich wurde sein sonst bleiches Gesicht leicht geröthet, seine Augen glänzten, und er begann, fast mit derselben Wahl der Ausdrücke, dieselben eben so allgemeinen als unbestimmten Vorwürfe, mit denen er schon während meines ersten Besuchs die Dame M. überschüttet hatte. Unter diesen Ausdrücken wurde besonders der einer *moralischen Verleugnung*, womit er die Dame M. beschuldigte, sehr häufig von ihm angewendet; es war, so zu sagen, sein Lieblingsausdruck.

Ich suchte ihn vielfältig zu bewegen, mir auf eine deutliche und befriedigende Weise zu erklären, was zwischen ihm und jener Dame vorgefallen sei, worauf ich im Allgemeinen folgende Auskunft erhielt: Madame M. machte seine Bekanntschaft in dem Augenblicke, wo er sich nach den Colonien einschiffen wollte; sie hielt ihn davon zurück, und bezeigte ihm viel Vertrauen, und beauftragte ihn, von einem Sachwalter mehrere Actenstücke zurückzufordern und sie einem andern zu übergeben. Er lieh der Madame M. eine Summe von 500 Francs; er versetzte für sie einen Cachemirshawl auf dem Mont-de-Piété, löste ihn wieder ein, so dass er im Vorschuss von 500 Francs blieb, welche Mad. M. ihm in mehreren Terminen zurückzahlte; ja Mad. M. händigte ihm noch mehr Geld über den Belang von 500 Francs ein, so dass V. im letztverwichenen October noch 250 Francs ausser den ihm bereits gezahlten 500 Francs empfangen hatte. — Frage: Nach Dem, was Sie mir gesagt haben, steht es fest, dass im letzten October Mad. M. Ihnen nicht nur Nichts schuldete, sondern dass Sie sogar noch 250 Francs ausser der Summe empfangen haben, welche Ihnen nach Ihrer Behauptung zukam? — Antwort: Dies ist wahr, aber Mad. M. hat meine Zukunft zerstört; sie war undankbar gegen mich, es ist unmöglich, die *moralische Verleugnung* weiter zu treiben. — Frage: Ich will zugeben, dass Mad. M. undankbar war, ihre Undankbarkeit kann jedoch nicht die Misshandlungen entschuldigen, welche Sie an derselben ausgeübt haben? — Antw.: Diese Misshandlungen waren unbedeutend; ich habe ihr einen Fusstritt in den Hintern gegeben. — Frage: Es scheint, dass Sie mehr gethan haben; Sie haben mit einem quetschenden Werkzeug in dem Augenblick, als sie in den Wagen stieg, einen Schlag auf ihr Hinterhaupt ge-

führt? — Antw.: Es geschah mit einem Stabe. — Frage: Wie ist es möglich, dass ein Mann von Ehre sich einen solchen Excess erlauben kann, zumal gegen eine Frau? — Antw.: Sie hatte mich zur Verzweiflung gebracht. — Frage: Ihre Verzweiflung ist mir unerklärlich. Sagen Sie mir die Wahrheit: hat zwischen Ihnen und der Dame M. irgend ein anderes Verhältniss, eine Verbindung stattgefunden, welche sich auflöste und welche, wenn auch unerlaubt, doch Ihr Gemüth dadurch kränken konnte? — Antw.: Es hat niemals etwas Aehnliches zwischen uns stattgefunden; aber sie hat mich betrogen, zu Grunde gerichtet, meine Zukunft zerstört; ich befand mich in einer schönen Lage; da ist ein Brief vom Minister des Innern, welcher dies bestätigt.

(Es war dies ein Danksagungsschreiben des Herrn v. Montbel für die Zusendung einer Brochüre, in welche V. als Vertheidiger des Ministeriums aufgetreten war.)

Frage: Sie beschäftigten sich also mit Politik? — Antw.: Ich glaube die Fähigkeiten, welche die Natur mir verliehen hat, anwenden zu müssen, um meinem Vaterlande nützlich zu werden.

Besuch am 24. *Januar.* Bei diesem dritten und letzten Besuche lenkte ich die Unterhaltung auf dieselben Gegenstände, wie in den früheren, und die Antworten des V. waren durchaus die nämlichen. Ich befragte ihn hierauf über den Zustand seines Verstandes, und er fühlte sich gekränkt, dass man an der Richtigkeit seiner Geisteskräfte zweifelte. Dennoch kann die That, sagte ich ihm, welche Sie begangen haben, nur das Ergebniss entweder einer verderbten Gesinnung, d. h. der Begierde der Rache durch Mittel, welche die Moral und die Gesetze verwerfen, oder die Wirkung einer beklagenswerthen Geistesstörung sein, und ich wage zu hoffen, dass, wenn Sie in Freiheit wären, Sie nicht von Neuem eine Uebelthat begehen würden, welche Sie jetzt aufrichtig bereuen müssen. (Das Gesicht des V. belebte sich, er beobachtete ein Stillschweigen.) Frage: Antworten Sie mir. Antw.: Sie hat mich auf das Aeusserste gebracht. Es ist eine unerhörte *moralische Verleugnung*. Frage: Es ist also von Ihnen keine Besserung zu hoffen? — Antw.: Sie hat meine Zukunft zerstört. Wenn ich vor die Assisen gestellt werde, will ich Alles entdecken, was sie mir gethan hat. — Frage: Sie haben mir also nicht Alles gesagt? — Antw.: Ich habe Ihnen Alles gesagt, und nach Dem, was ich Ihnen mitgetheilt habe, ist es mir wohl erlaubt, es ihr zu gedenken.

Diese verschiedenen Unterredungen, welche ich mit dem V. hatte, und die Prüfung, welche ich mit ihm vornahm, scheinen durch die Lebhaftigkeit seiner Sprache, durch seine Haltung, durch die Art seiner Gespräche und Handlungen, unter Andern durch die Brochüre, welche er zu Gunsten des Ministeriums herausgab, folgende Ergebnisse zu liefern:

1) Dass bei V. ehrgeizige Begriffe vorherrschen, gegründet auf ein Verdienst, welches er sich anmaasst.

2) Dass aus dieser Quelle die Vorstellung abstammt, welche er sich von dem angeblichen Unrecht der Dame M. gegen ihn gemacht hat, eine Vorstellung, welche ihn in einem falschen Grade aufgeregt hat und noch aufregt, dass er sich dadurch zu den tadelnswerthesten Misshandlungen dieser Dame hat fortreissen lassen.

3) Dass der beste Beweis dieser irrsinnigen Aufregung in dem gänzlichen Mangel an Reue, sowie in seiner Verweigerung des Versprechens einer Veränderung seines Betragens, endlich in der Geringfügigkeit des von ihm der Dame M. vorgeworfenen Unrechts im Vergleich zu der Grösse der Wiedervergeltung gegen sie enthalten ist.

4) Dass V., weit entfernt, eine Geistesstörung simuliren zu wollen, vielmehr jeden Verdacht zu bekämpfen sucht, den man gegen die Richtigkeit seines Verstandes hegen könnte.

Aus diesen Gründen halte ich dafür, dass V. nicht für völlig gesund an Geiste erklärt werden kann; dass jedoch, wenn sein Seelenzustand nicht die Voraussetzung einer vollständigen sittlichen Freiheit bei ihm gestattet, es keinesweges rathsam sein würde, ihm schon jetzt die Rückkehr in die bürgerliche Freiheit zu gestatten; dass er vielmehr der Gegenstand einer hinreichend strengen Beaufsichtigung bleiben müsse, damit er die Sicherheit Anderer nicht in Gefahr bringe; endlich dass diese Beaufsichtigung so lange fortgesetzt werden muss, bis durch physische und psychische Maassregeln die Vernunft des Inculpaten wieder hergestellt worden ist. (Marc.)

5.

Hypochondrische Monomanie, welche in Mordmonomanie ausartete. Alexis Bourgeois, Kabrioletkutscher, angeklagt eines Mordversuchs gegen den Dr. Bleynie, weil dieser ihn vor etwa zwölf Jahren falsch behandelt haben soll, ist 44 Jahre alt, von mittlerer Statur; die Bildung seines Kopfes bietet nichts Ausserordentliches dar. Sein Kopf ist zum Theil kahl, seine Haare sind grau, die Runzeln seines Gesichts lassen ihn älter erscheinen. Er ist mager, bleich, seine Züge tragen das Gepräge eines habituellen körperlichen oder geistigen Leidens. Er schläft, aber sein Schlaf ist unregelmässig, oft bleibt er einen Theil der Nacht wach und sitzt dann auf seinem Bette. Sein Appetit ist mässig und bizarr; er zieht gewisse Speisen vor, und weist andere als nachtheilig für seine Gesundheit zurück, z. B. fette Bouillon. Am häufigsten geht er allein auf und ab, oder er bleibt stehen, an sein Bett gelehnt, mit vorn übergebeugtem Kopf und nachdenklicher, befangener Miene. Er spricht wenig, und wenn er zuweilen an der Unterredung Theil nimmt, so bemerkt man, dass

er das Gespräch stets auf Krankheiten hinlenkt. Im Benehmen gegen die Vorsteher und die Mitgefangenen beweist er die grösste Sanftmuth. In seinen Worten und Gewohnheiten bemerkt man nichts Unverständiges. Wenn man sich auf diese allgemeine Prüfung beschränkte, würde man nicht Anstand nehmen, ihn für geistig gesund zu erklären; aber wenn man tiefer nachforscht und die Untersuchung auf einen bestimmten Punkt hinlenkt, gewinnt man bald eine andere Ueberzeugung.

Bourgeois hegt eine fixe Idee, welche ihn seit 16 Jahren verfolgt, und welche, auf sein Denken und seine Entschlüsse zurückwirkend, der Hebel aller seiner Handlungen, die Quelle aller seiner Leiden ist, welche seine Thätigkeit unterbrechen, seine geselligen Verhältnisse, sein Familienglück, sein Hauswesen zerstört, ihn in das tiefste Elend gestürzt und ihn endlich in das Gefängniss unter der Last der schweren Anklage geführt hat.

Wir wollen Bourgeois selbst reden und von seinen Empfindungen Rechenschaft geben lassen: «Vor 16 Jahren, sagte er, empfand ich eine Kälte in den Eingeweiden; sie hätte in acht Tagen geheilt werden können, wozu sechs Dampfbäder hinreichend gewesen wären. Ich suchte Herrn Fiévé auf, er verordnete Arzneien und liess ein Vesicator auf den Unterleib legen. Nach mehreren Monaten dieser Behandlung bemerkte ich ihm, dass ich stets leidend sei und mir noch ein Uebel mehr zugezogen hätte, weil die Vesicatore meine Organe in Unordnung gebracht und zusammengezogen hätten. Als ich ihm mein Uebel erklärt hatte, fing er an zu lachen, er, welcher mir ein so abscheuliches Leiden zugefügt, mich ausser Stand gesetzt hatte, zu schlafen, zu arbeiten. Ich wandte mich an Herrn Bleynie, er verordnete mir warme Bäder. Ich nahm sie vier Monate lang; ich bemerkte, dass mein Uebel schlimmer wurde und dass die warmen Bäder meine Eingeweide schwächten. Ich beklagte mich hierüber gegen Herrn Bleynie, welcher mir Flussbäder rieth (es war damals sehr heiss). Ich nahm sie, und sie verschlimmerten die Kälte in meinem Innern auf eine entsetzliche Weise. Da ich nicht wusste, was ich thun sollte, so ging ich in das Hospital St. Louis, um Herrn Biett um Rath zu fragen; er verordnete mir Dampfbäder. Ich nahm mehr als 300 hinter einander; aber es war zu spät, ich erlangte keine Erleichterung. Meine Eingeweide waren so verstopft, dass keine Transpiration erfolgte. Herr Biett verordnete mir eine Tisane aus Klatschrosen und Honig. Ich fuhr damit drei Monate fort, sah aber ein, dass ich mir dadurch eine neue Krankheit zuzog. Herr Biett rieth mir noch ein Vesicator; ich zauderte lange, da ich aber fast meinen Leiden unterlag, so legte ich mir eins auf den Unterleib. Ich bemerkte, dass es mir einen garstigen Mastix aus dem Leibe zog, welcher sich aus der abscheulichen Tisane von Klatchrosen und Honig gebildet hatte. Ich legte mir daher an 40 Vesicatore

auf den Unterleib. Ich sah ein, dass sie mir die Eingeweide austrockneten und die fleischige Haut abzogen, welche vom Bauch bis zum Kopfe hinaufgeht, und zwar dergestalt, dass mir die Haut im Gesichte gezerrt wird, wenn ich mich bücke und ich Grimassen schneiden muss. Ich konnte mein Geschäft als Kutscher nicht fortsetzen, welches mir nachtheilig ist, weil es mich dem Ungestüm der Witterung aussetzt, und weil die Stösse des Wagens mir Schmerzen in den Eingeweiden verursachen, zumal da sie sich nicht mehr an der rechten Stelle befinden. Da überdies mein Leiden mir alle Fähigkeiten raubt, so kann ich nicht mehr lenken; oft habe ich mich in den Strassen von Paris verirrt, und die Personen, welche ich fuhr, mussten mir den Weg zeigen. Ich wollte das Geschäft eines Weinhändlers ergreifen, aber wegen der in mir obwaltenden Kälte konnte ich weder in Kellern aushalten, noch meine Hände in Wasser tauchen. Oft weinte ich des Nachts heisse Thränen; ich glaubte, dass jene Kälte die Feuchtigkeit des Kellers in meinem Kopfe concentrire. Endlich nach 15 Jahren befinde ich mich durch die Schuld der Aerzte in der entsetzlichsten Lage. Ich lebte stets in der Hoffnung, zu genesen; aber ich bin so weit gekommen, dass ich das Leben nicht länger ertragen kann.» — Dies ist der Auszug aus Bourgeois' Erzählung. Diese fixe Idee ist bei ihm so tief eingewurzelt, ja selbst mit ihm so identificirt, dass er sie stets auf die nämliche Weise wiederholt. In schriftlichen Aufsätzen, welche er an verschiedenen Orten verfasst hat, findet man stets die nämlichen Vorstellungen, Phrasen und Worte wieder.

Unsere erste Sorge war, zu untersuchen, ob er wirklich an einem innern reellen Krankheitszustande leide, indessen konnten wir nichts auffinden. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, dass er Schmerzen, wie er sie schilderte, früher empfunden hat, aber es ist gewiss, dass er an keinem organischen Uebel litt; seit 16 Jahren hätte sich offenbar der Zustand bedeutend verschlimmern müssen, und es wäre unmöglich gewesen, sein Uebel zu verkennen. Um ihn auf die Probe zu stellen, verordneten wir ihm eine Arznei, die er pünktlich nahm. Wir schlugen ihm vor, sich Moxen setzen zu lassen, wobei die Heftigkeit des dadurch hervorgerufenen Schmerzes von uns sehr hervorgehoben wurde, dennoch willigte er ein und ertrug Alles, um nur von seiner Kälte geheilt zu werden.

Zieht man nach den Zeugenverhören und den eingeholten Berichten über ihn sein früheres Leben in Betracht, so erkennt man in seiner Lebensweise den Zusammenhang und die Folgen des Systems, welches er sich gebildet hat.

Er lebte acht Jahre lang in glücklichem Verhältnisse mit seiner Frau, mit der er ein Kind hatte; da sie aber später seine Krankheit als nicht begründet erachtete und ihm Faulheit vorwarf, brach unter ihnen Zwist aus und er verliess sie. Seit

10 Jahren lebt er getrennt von ihr, ohne sich mit einer andern Frau in ein Verhältniss eingelassen zu haben. Er sagt in dieser Hinsicht, dass seine Krankheit, welche ihn aller geistigen Fähigkeiten beraubt, ihn auch impotent gemacht habe. Dennoch liebt er die Weiber und hält sich überzeugt, dass er ihnen gefällt. Er bemerkt es deutlich, dass die Weiber schon wenn sie ihn sehen Liebe für ihn empfinden, aber er kann bei seiner Impotenz ihnen nicht Genüge leisten, wodurch er, wie er sagt, zur Wuth gereizt werde.

Wir glauben, dass dies eingewurzelte Vorurtheil, welches durch das Gefühl des Nervenvermögens veranlasst wird, noch die Reizbarkeit seines Charakters und seinen Hass gegen die Aerzte vermehren muss, welche er für die Urheber seiner Leiden hält. Der Wagenvermiether, bei dem er in Diensten stand, versichert, dass er arbeitsam und ehrlich sei, und dass man ihm keinen Vorwurf machen könne. Er war stets traurig, arbeitete mehrere Tage hinter einander fleissig, dann aber erklärte er sich auf einmal für krank und blieb drei bis vier Wochen aus dem Dienste weg. Während dieser Zeit hütete er das Zimmer; die Thürsteherin sagt aus, dass er oft acht Tage lang zu Hause blieb, ohne auszugehen, und dass er mit Niemandem sprach. Da sie ihn stets leidend und traurig umhergehen sah, erkundigte sie sich mehrmals, was ihm fehle, er sprach dann von seinen Leiden und den Uebeln, die ihm die Aerzte zugezogen hätten. Sein Hass gegen die Aerzte dauert schon sehr lange Zeit. Seine Frau erklärt: dass er schon vor 12 Jahren, als er nur von Herrn Fiévé behandelt worden war, demselben Schaden zufügen wollte, indem er bei jeder Gelegenheit ausrief: « *Fiévé ist ein Bettler, ein Bösewicht, ich werde ihn umbringen.* » Dieselben Drohungen stiess er gegen Herrn Biett aus, sowie auch gegen die andern Aerzte, die ihn behandelt hatten. Sein Hass wendete sich gegen den ganzen Stand. In einer Schrift, welche man bei ihm fand, kommt folgende Stelle vor: « *Bedauernswerthe Kranke, vertraut Euch nicht den Aerzten an; sie sind Unwissende und Mörder, welche tödten können, wie es ihnen nur gut dünkt; wenn Ihr ihnen sagt, dass sie sich geirrt haben, so lachen sie Euch ins Gesicht und behandeln Euch wie Wahnsinnige.* »

Sein Hass richtete sich besonders gegen Herrn Bleynie, weil dieser ihm mehr Uebles zugefügt haben sollte, als alle andern Aerzte. Sein Verbrechen bestand darin, dass er ihm vor 12 Jahren Flussbäder gegen sein Gefühl der Kälte verordnet hatte; einen andern Vorwurf macht ihm der Kranke nicht. Vor 10 Jahren begegnete er ihm auf der Strasse und konnte sich nicht enthalten, ihm zuzurufen: *Sehen Sie, in welchen Zustand Sie mich durch Ihre verfluchten Flussbäder versetzt haben.* Er begleitete diese Vorwürfe mit Beleidigungen und drohenden Geberden. Bleynie hielt ihn für betrunken und schrieb an seine Mutter, um

sie zu veranlassen, über ihren Sohn zu wachen. Dieser Hass, anstatt mit der Zeit abzunehmen, nahm im Gegentheile noch mehr zu. Vor drei Jahren kaufte er ein grosses Dolchmesser, welches man bei seiner Verhaftung neu und ungebraucht vorfand. Bei der Frage, zu welchem Zwecke er es gekauft habe, antwortete er: Um Herrn Bleynie zu ermorden. Aber ich fühlte nicht den Muth in mir, ihn zu erstechen; ich glaubte, dass Pistolen sich hierzu besser eignen würden, setzte er hinzu. Nach dreimonatlichem Zögern entschloss er sich endlich, Pistolen zu kaufen, und zwar geschah dieses sechs Wochen vor dem Tage, an welchem er sich ihrer wirklich bediente. Er machte sie schussfertig, probirte sie; die Kugeln schienen ihm nicht zu passen, er goss neue. Als er den Dolch versuchte, die Pistolen lud, fühlte er in seinem Innern keine Beunruhigung, er glaubte sogar, sich auf eine gute Handlung vorzubereiten. In der obgedachten bei ihm vorgefundenen Schrift kommt die Stelle vor: Es ist ein Wunder des Himmels, dass ich noch nicht durch die Hände der Aerzte gestorben bin; ich bin dazu bestimmt, ihre Verbrechen aufzudecken und zu bestrafen.

Während dieser zu verschiedenen Zeiten beschlossenen Mordversuche sah man ihn unter dem Einflusse jener fixen Ideen handeln. Er hatte es auf die Aerzte abgesehen, aber auf sie allein. Er lauerte Herrn Bleynie unter dem Thorwege auf und stand an seiner Seite, als er in den Wagen stieg. Als man ihn frug: Warum haben Sie ihn in diesem Augenblick nicht niedergestochen? antwortete er: Weil ich seinen Bedienten zu verwunden befürchtete. Als Herr Bleynie mit ihm rang, die Nachbarn herbeieilten, die Wache ihn verhaftete und der Polizeicommissär ihn verhörte, äusserte er sich über seinen Entschluss mit den nämlichen Worten. Er verhehlte Nichts, er entschuldigte sich nicht; er äusserte nur sein Bedauern, sein Vorhaben nicht ausgeführt zu haben; ja er ging so weit, es auszusprechen, dass er die That vollführen wollte, sobald er in Freiheit gesetzt werde.

Gegenwärtig führt er nicht mehr dieselbe Sprache. Wenn man ihn fragt, ob er es noch immer auf Herrn Bleynie abgesehen habe, und was er thun würde, wenn er ihm begegnete, erwidert er: *Er ist nicht todt, desto besser für ihn; was mich betrifft, so bin ich zufrieden gestellt, ich habe mich gerächt. Wenn ich ihm begegnete, würde ich ihm die Hand bieten.* Spricht er wirklich aufrichtig? Wir bezweifeln es. Er fühlt schon im Gefängniss das Schreckliche seiner Lage. Er sieht seine Zukunft vorher, und glaubt durch einen Anschein von Reue und zur Rückkehr zu bessern Gesinnungen Theilnahme zu erregen und sein Schicksal zu bessern.

Diese Thatsachen haben den Unterzeichneten die Ueberzeugung verschafft:

1) Dass Bourgeois mit jener Art von Seelenstörung behaftet

sei, welche man Hypochondrie verbunden mit Mordwuth nennt, und dass er bei der That, welche er an der Person des Herrn Bleynie verübte, nicht anders als im Antriebe eines wirklichen partiellen Irreseins gehandelt habe.

2) Dass diese Seelenstörung, welche bereits seit geraumer Zeit besteht und im höchsten Grade chronisch geworden ist, wahrscheinlich jedem Heilverfahren Widerstand leisten wird.

3) Dass zu befürchten steht, dieser Monomane, welcher viele Jahre hindurch Mordgedanken mit sich herumtrug, werde während seines noch übrigen Lebens den Antrieb eines Mordwahns fühlen, und dass man gegen die Folgen dieser Seelenstörung um so mehr auf der Hut sein muss, als sie nicht die Fähigkeit der Gedankenverbindung und des Erheuchelns der Wiederkehr einer reuevollen Gesinnung ausschliesst, um den zu seiner Pflege bestimmten Personen um so eher eine Theilnahme einzuflössen.

4) Dass man nicht zu viele Vorsichtsmaassregeln treffen kann, um das Publicum gegen die Gefahren sicher zu stellen, welche diese verderbliche Monomanie herbeiführt, und dass es nothwendig ist, den Bourgeois in eine Irrenanstalt unter der Bedingung einzuschliessen, dass es unter keinem Vorwande jemals gestattet werde, ihn wieder in Freiheit zu setzen. (West. Ollivier. Jacquemin.)

Wenn wir uns nun nach Obigem dahin ausgesprochen haben, die Monomanien vorläufig als selbstständige Krankheitsformen aufzunehmen, so müssen wir sie auch nach jenen Gefühlen oder Antrieben sondern, die den Monomanen beherrschen, demnach nennen wir nach Esquirol und Marc folgende Formen:

1) Die Monomanie, welche aus religiöser Schwärmerei entsteht: die *religiöse.*

2) Diejenige, welche von Vorstellungen von dem verderblichen Einflusse höllischer, böser Geister entsteht: *Dämonomanie.*

3) Diejenige, bei welcher Vorstellungen der Liebe und geschlechtlichen Vereinigung vorherrschen: *Erotomanie* oder die *Mutterwuth*, *Aidoiomanie.*

4) Diejenige, welche den Antrieb zum Morden hervorbringt: die *Mordmonomanie.*

5) Diejenige, welche zum Selbstmorde antreibt: *Selbstmord-Monomanie.*

6) Diejenige, welche zum Diebstahl antreibt: *Kleptomanie.*

7) Diejenige, welche zur Brandstiftung hinreisst: *Pyromanie.*

Allerdings lässt es sich nicht leugnen, dass mehrere der genannten Formen keineswegs vor dem Forum der strengen Kritik, sich als selbstständig herausstellen, indessen ist andererseits durch Das, was wir zu Anfang des Capitels über die Monomanie im Allgemeinen gesagt haben, noch so wenig genügend widerlegt

dass wir uns nothwendigerweise veranlasst fühlen mussten, entweder Alles oder Nichts anzunehmen; wir haben das Erstere vorgezogen, weil es unsere Aufgabe war, den Leser mit den verschiedenen entgegengesetzten Ansichten bekannt zu machen, und es ihm überlassen wollten, sich nach einem Vergleiche mit den Hauptformen der Seelenstörungen ein Urtheil zu bilden, ob die hier abgehandelten Formen sich als selbstständig für ihn herausstellen, oder ob sie in der That nur Varietäten, Complicationen der Hauptformen abgeben. Unserer Ansicht nach lassen sich nicht alle oben aufgezählten Formen als selbstständig vertheidigen, wogegen wir uns allerdings für jene hierfür entscheiden, die durch einen sogenannten blinden Antrieb ohne anderweitige allgemeine Geistesstörung sich auszeichnen. Wie wir dies verstanden haben wollen, wird zum Theil aus der mitgetheilten Ansicht Ideler's hervorgehen, der wir uns anschliessen, wenn wir auch nicht verkennen, dass die entgegengesetzten Ansichten sehr achtbarer Autoritäten ein grosses Gegengewicht abzugeben im Stande sind, doch sprechen für uns die Thatsachen, und diese sind nicht wegzuleugnen; wo diese aber sprechen, da muss die Theorie schweigen, und das Widersprechende kann nur in dem Fortschritte der Wissenschaft einst seine Auflösung finden.

1. Mordmonomanie.

Definition. Unter *Mordmonomanie,* Monomanie homicide (Esquirol), Fureur maniaque (Fodéré), versteht man ein partielles Irresein, bei welchem der Geisteskranke einen mehr oder minder heftigen Trieb empfindet, einen Mord zu begehen.

Esquirol unterscheidet zwei Formen der Mordmonomanie; bei der *ersten* wird der Mord durch ein heftiges Raisonnement, durch irrsinnige, dabei tief im Gemüth wurzelnde Ueberzeugung, durch eine exaltirte, wahnsinnige Phantasie, aberwitzige Leidenschaften motivirt, *raisonnirende Monomanie;* bei der *zweiten* aber findet ein *blinder Instinct, etwas Unerklärliches statt,* der den Kranken unwiderstehlich zum Morden antreibt, *instinctartige Mordmonomanie.* Bei der letztern Form bietet der Leidende keine wahrnehmbare Störung des Verstandes oder Gefühls dar, während dieses bei der erstern Form allerdings der Fall ist.

Symptomatologie. Wollen wir ein Bild der Mordmonomanie geben, so ist dies mehr oder weniger den Monomanien überhaupt und speciell der Mania sine delirio im höchsten Grade ähnlich, ja Pinel nennt die Mordmonomanie Manie sans délire; überhaupt ist es wohl kaum möglich, hier ein geordnetes Krankheitsbild zu geben, weil sich, bis auf den Trieb zum Morden, regelmässig wiederkehrende Symptome nirgends herausstellen; jeder Fall bietet ein individuelles Bild, wenn sie auch sämmtlich in einem Punkte: dem der Mordsucht, zusammentreffen. Es-

quirol, bei dem wir die Krankheit am ausführlichsten beschrieben finden, giebt ebenso wenig eine geordnete Uebersicht der Krankheitsformen als Marc, der ihm folgt, aber auch die deutschen Schriftsteller haben hierin nicht mehr geleistet, und so bleibt uns nur übrig, aus dem vorhandenen Material Das zusammenzustellen, was bei vielen Kranken beobachtet wurde, um ein einigermaassen auf dergleichen Fälle passendes Krankheitsbild zu erhalten.

Wir haben bereits oben gesagt, dass die Mordmonomanie ein partielles Irresein sei, welches sich durch einen mehr oder minder heftigen Antrieb zum Morde charakterisirt, wie die andern Monomanien sich durch einen andern Zweck kundgeben.

Bei der *raisonnirenden* Mordmonomanie wird der Kranke zu dem Mordversuche getrieben: «durch eine innere, aber delirirende Ueberzeugung, durch eine Exaltation der verirrten Einbildungskraft, durch ein falsches Raisonnement, oder durch Leidenschaft im Delirium hervorgerufen. Der Monomaniacus wird durch ein unverständiges Motiv zu seiner Handlung bewegt, er zeigt stets genügende Zeichen des partiellen Deliriums, der Intelligenz oder der Neigungen. Zuweilen zeigt ihm sein Gewissen die Abscheulichkeit der Handlung, die er begehen will, aber der kranke Wille wird durch die Heftigkeit, mit der er fortgerissen wird, besiegt. Der Mensch ist der moralischen Freiheit beraubt, er ist in ein partielles Delirium verfallen.» Solche Monomaniaci haben ein Motiv, das sich erkennen lässt, das sie eingestehen; sie gehorchen, ja sogar selbst mit Nachdenken, einem überlegten Impulse; sie brauchen zuweilen Vorsicht, um ihren Zweck zu erfüllen, Andere suchen sich zu verbergen, da sie das Bewusstsein haben, eine schlechte Handlung begangen zu haben, oder noch begehen zu wollen. Noch Andere sind nach der begangenen That erfreut, ruhig, zufrieden, und dies sind besonders Diejenigen, welche einer religiösen Verirrung Genüge geleistet haben. Indem man diese Kranken näher beobachtet, kann man einige physische Störungen bei ihnen wahrnehmen.

Die zweite Form dagegen ist jene, bei der man keine intellectuelle oder moralische Störung wahrnehmen kann. Der Mörder wird durch eine unwiderstehliche Macht, durch einen blinden Antrieb, durch eine unerkannte Bestimmung, durch eine unbesiegbare Neigung dazu gezwungen; er begeht ohne Interesse, ohne Beweggrund, ohne Verirrung eine so wilde Handlung, die den Naturgesetzen gänzlich widerspricht. Die Geisteskranken, die an Mordmonomanie leiden, haben zuweilen einen düstern, melancholischen Charakter, in andern Fällen zeichnen sie sich durch Sanftmuth, Güte, gute Sitten aus. Zuweilen werden dergleichen Kranke durch einen innern Kampf bewegt, der zwischen dem Antriebe zum Morde und zwischen den Empfindungen und Beweggründen, die sie davon abhalten, besteht, und dieser Kampf wird durch den Trieb zum Morde und die

noch vorhandene Intelligenz und Sensibilität veranlasst. Man findet demgemäss Kranke, die zwar den Willen zum Morden haben, aber es ist nur ein aufsteigender, bald vorübergehender Gedanke; bei Andern ist der Wunsch hierzu schon in gesteigertem Maasse vorhanden, dennoch wird er noch, obgleich er häufig wiederkehrt, bekämpft, der Kranke besitzt noch hinlängliche Willenskraft hierzu. Bei noch Andern ist er noch energischer, und es entsteht auf diese Art ein innerer Kampf, der den Kranken beunruhigt, bewegt und in die schrecklichste Angst versetzt. Endlich giebt es Einige, bei denen der Mordtrieb so heftig ist und augenblicklich entsteht, dass gar kein Kampf stattfindet und die Handlung unmittelbar erfolgt. Nach Bottex [1]) sind die Fälle der instinctiven Mordmonomanie die zahlreichsten und ihrer Folgen wegen auch die schrecklichsten. Auch er sagt, dass der Trieb bei den Kranken mehr oder minder heftig sei. Ist er es weniger, so wird er noch von Vernunftgründen bekämpft, die den unglücklichen Monomaniacus die volle Entsetzlichkeit seiner Handlung, deren er sich eben schuldig machen will, lebhaft empfinden lassen, und dann wird das Verbrechen nicht vollbracht. Ist der Trieb aber stärker ausgesprochen, so hat er einen Kampf und fürchterliche Beängstigung zur Folge. Der Mord wird dann in dem Augenblicke begangen, wo der freie Wille der Heftigkeit des Antriebes ohnmächtig unterliegt. In einigen Fällen findet kein Ringen, kein Widerstand statt, der Zerstörungstrieb ist von der Art, dass der Anfall einer Monomanie seinen Anfang durch die furchtbarste Frevelthat bezeichnet.

Gewöhnlich begeht der Kranke seine That, ohne dass man durch irgend eine äussere Handlung dieselbe vorhersehen konnte. Ist die Handlung vollbracht, so scheint der Anfall beendet, und die Kranken fühlen sich von ihrer grossen Aufregung und Angst, die ihnen sehr peinlich war, befreit, sind ruhig, haben keine Gewissensbisse, keine Furcht. Sie betrachten ihr Schlachtopfer mit Kaltblütigkeit, ja manchmal auch mit Zufriedenheit. Die Meisten fliehen nicht, bleiben grossentheils bei dem Leichname, oder zeigen sich selbst der Behörde an, indem sie die Handlung, die sie begangen haben, erzählen. Wenige entfernen sich, verbergen ihre Mordinstrumente, aber auch sie verrathen sich selbst, oder wenn sie durch die Behörde eingefangen werden, so gestehen sie sogleich ihre Handlung ein und geben von dem geringsten Umstande Rechenschaft.

Die Mordmonomanie verschont kein Alter, selbst Kinder von acht bis zehn Jahren sind nicht davon ausgenommen. Gewöhnlich tritt sie periodisch auf, und dem Paroxysmus gehen Symptome

1) De la Médecine légale des Aliénés, dans ses rapports avec la législation criminelle. Paris 1838.

voraus, die auf eine allgemeine Aufregung deuten. Die Kranken haben Kolikschmerzen, Brennen in den Eingeweiden, Hitze in der Brust, Kopfschmerzen; sie leiden an Schlaflosigkeit, das Gesicht wird roth oder sehr bleich, die Haut ist braun, der Puls hart, voll; der Körper zittert.

A e t i o l o g i e. Es ist uns nicht gelungen, bei der sorgfältigsten Berücksichtigung des gesammten vorhandenen Materials, eine vollkommen genügende Lösung des Problems der Mordmonomanie gefunden zu haben, und es würde fast gerathen sein, Jacobi's Ausspruch, dass die Mordmonomanie keine eigenthümliche Krankheit, vielmehr nur ein Symptom sei, zu theilen, wenn nicht eine so grosse Zahl von Thatsachen dem dennoch in mancher Hinsicht widerspräche. Pinel, Esquirol, Marc, Prichard und die deutschen Nachfolger haben eine psychologische Erklärung nirgends klar gegeben, die Gegner ebenso wenig aber ihre entgegensprechende Ansicht genügend erwiesen. Eine uns zusagende, annähernde ätiologische Erläuterung dieses räthselhaften Phänomens der abirrenden Seele giebt uns nur Ideler in einer Anmerkung zu Marc's vortrefflichem Werke: « Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Rechtspflege », und ihm wollen wir daher folgen.

Bei der Untersuchung über die Mordmonomanie ist es vorzüglich der heftige Widerstreit, in dem sich die Kranken befinden, der die vollste Aufmerksamkeit erheischt, da er eine Hauptbedingung ist, welche bei der Abschätzung der einzelnen Handlungen berücksichtigt werden muss.

Betrachten wir sowohl dies, als auch die Gesinnungen und Handlungen Anderer, so müssen wir uns überzeugen, dass das ganze Seelenleben eine ununterbrochene Kette von Gegensätzen ist, welche sich zwar oft mit einander ausgleichen, ebenso oft aber mit einander in Widerspruch treten, und sich dadurch gegenseitig bekämpfen. Dieser Gegensatz ist also einer der obersten Charakterzüge des menschlichen Bewusstseins, zum wesentlichen Unterschiede von den meisten übrigen Naturwirkungen, welche keinen innern Widerstreit in sich schliessen. Es folgt hieraus, dass die Seele verschiedenartige, selbstständige Kräfte in sich begreift, da nur dann ein innerer Widerstreit möglich ist, weil die Annahme des innern Zwiespalts einer untheilbaren Kraft eine contradictio in adjecto sein würde. Hiermit eröffnet sich nun die Aussicht auf die Erforschung aller selbstständigen Seelenkräfte, denn wir brauchen nur die mannichfaltigen Conflicte, in welche die Seele mit sich geräth, genau zu prüfen, um alle Elemente kennen zu lernen, welche in ihr jemals in Widerstreit gerathen sind.

Man kann nicht eine einzige Leidenschaft, keinen gestörten Gemüthszustand vollständig begreifen, wenn man ihn nicht in seine widerstrebenden Elemente zerlegt, und aus dem Ergebniss

ihres Conflicts die ganze Denk- und Handlungsweise erklärt. Denn da Leidenschaft nichts Anderes, als die übermässige Entwickelung einer Neigung (Gemüthstrieb) ist, welche deshalb alle übrigen Neigungen zu unterdrücken und den Verstand ganz an ihr Interesse zu fesseln, also ihm eine dem letztern entsprechende einseitige Lebensansicht aufzuzwingen sucht, so erhellt hieraus, dass das Leben des Leidenschaftlichen ein endloses Gewebe von Widersprüchen darstellt, welche er vergebens dadurch zu beseitigen sucht, dass er geflissentlich auf die Vertilgung aller Gefühle, welche sein Streben durchkreuzen, und auf methodische Täuschung seines Denkens über die Verwerflichkeit seines Endzwecks hinarbeitet. Dies gelingt jedoch nur unvollkommen, da die in die menschliche Brust gepflanzten Gefühle, die Triebfedern zur Erfüllung nothwendiger Bedürfnisse sind, schwer zu beschwichtigen sind, und da immer, selbst bei der klügsten Berechnung des Leidenschaftlichen, anderweitige Lebensverhältnisse, die mit seinem einseitigen Zweck in Widerstreit treten, zerstört werden. Kein Beispiel zerstörter Hoffnungen Anderer vermag sie zu belehren. Der Widerstreit ist überall zugegen, selbst bei edlen, hochherzigen Thaten, die mit grossen Opfern verknüpft sind; er ist mit dem Handeln unzertrennlich im Gemüth verbunden.

Unter Charakter eines Menschen verstehen wir die Einheit und Beharrlichkeit seines Strebens nach einem Endzweck, wobei der innere Widerstreit mit Erfolg niedergekämpft wird, und je grösser die Hindernisse sind, die niedergekämpft werden, einen um so festeren Charakter besitzt der Mensch. Die Grösse der Hindernisse lässt sich oft am deutlichsten aus der gewaltsamen Aufregung leidenschaftlicher Menschen erkennen, durch welche es ihnen allein möglich wird, sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege zu behaupten. «Was kostet es ihnen für Mühe, die Stimme des Gewissens, die laute Sprache natürlicher Gefühle zu unterdrücken, sich über das Urtheil ihrer Zeitgenossen hinwegzusetzen, die Sinne von Gefahren abzulenken, welche ihnen drohen, so dass nur ein eiserner Wille in diesem schwersten aller Kämpfe sich mit Noth behaupten kann. Dennoch kehren sogenannte schwache, bessere Stunden oft genug wieder, wo die Vernunft aus ihrer Betäubung erwacht und durch ihr strenges Gericht den Empörer gegen sie in Verzweiflung stürzt, von welcher er nur durch wilde Ausbrüche des Zorns, durch Berauschung und Wollust sich befreien kann. Da wir jede That als die Frucht der ganzen bisherigen Lebensentwickelung ansehen müssen, so würden uns die Handlungen leidenschaftlicher Menschen oft in der entsetzlichsten Gestalt erscheinen, wenn wir alle die innerlichst zerrütteten Seelenzustände in ihrer Reihenfolge vor Augen hätten, welche in jene zuletzt ausliefen.»

Erreicht der Willenskräftige sein Ziel nur mit Anstrengung,

und der Entschlossene, indem er sein Interesse auf alle Art anfeuern muss, so ist es leicht einzusehen, dass der Schwache leicht durch den innern Widerstreit von der richtigen Bahn abgeleitet wird. Stellen wir uns den Aufruhr der Gefühle dar, welche durch den stürmischen Kampf entgegengesetzter Antriebe den klaren Spiegel des Selbst- und Weltbewusstseins trüben und dadurch ein besonderes Denken unmöglich machen, wie dies bei jedem heftigen Gemüthsaffect der Fall ist, so würden wir den wahrscheinlichen Ausgang dieser völlig verwirrten Seelenzustände nicht einmal ahnen können, wenn nicht doch die Richtung des *bisherigen* Gemüthslebens gewöhnlich den Auschlag gäbe. « Wenn die ungestümen Affecte des Zorns, der Furcht, der Verzweiflung das Bewusstsein in einen völligen Schwindel, gleich dem eines physischen Rausches, versetzen, wo alle innern und äussern Lebensverhältnisse vor dem geistigen Auge durcheinander wirbeln, so würde der blosse Zufall die That bestimmen müssen, mit welcher der Mensch sich aus diesem innern Bedrängnisse zu retten trachtet, wenn nicht doch der Zug seines bisherigen Strebens auch jetzt noch sich geltend machte, und ihm im entscheidenden Augenblicke den seiner Gesinnung entsprechenden Entschluss aufdrängte. »

Wir können dies an den Wirkungen des Zornes am besten beobachten; der Zornige würde sich weit häufiger zu Frevelthaten hinreissen lassen, wenn im entscheidenden Augenblick nicht dennoch die bisher erworbenen Grundsätze und die Ansichten von Rechtlichkeitsverhältnissen ihm im Augenblicke der zu begehenden That so viel seines Bewusstseins zurückgäben, dass er sich meistens auf der Grenze des Erlaubten hält. Die Natur hat in der Seele des Menschen so zahlreiche Gegensätze, die einander wechselseitig zügeln, beschränken, angebracht, dass sie, selbst wenn sie durch äussere Impulse zu heftigen Bewegungen angetrieben fast aus ihrer Bahn zu treten scheint, dennoch wieder in dieselbe zurückstrebt und wirklich zurücktritt. Erfolgt jedoch eine solche Ausgleichung nicht, entweder weil der Schwerpunkt der Seele durch Leidenschaft verrückt und alle übrigen Kräfte derselben unterjocht oder zuletzt ganz erstickt werden, so treibt sie den Menschen durch ungestüme Affecte leicht ganz aus der Bahn und geht dann auf Vertilgung der ihr widerstrebenden Gefühle aus, weil sie sich mit denselben nicht gleichzeitig im Bewusstsein behaupten kann. « Wer auf diese Art Verbrecher geworden ist, arbeitet sich meistens geflissentlich in eine Denkweise hinein, die ihm ein Recht zu seiner That vorlügt, damit er, Angesichts der Strafe, nicht noch durch Verzweiflung und Gewissensbisse gepeinigt werde, und alle besseren Gefühle müssen nun verstummen. Dies ist die schreckliche Verödung der verstockten Gemüther, welche durch ihre gänzliche Entartung die inhaltsschwere Bedeutung des Widerstreits der Gefühle zu er-

kennen geben, insofern letztere, in einen unausgleichbaren Zwiespalt gerathen, nur auf gegenseitige Vertilgung ausgehen können.»

Die bisher unbegriffenen Erscheinungen der Mordmonomanie lassen sich an diesen alltäglichen Erscheinungen des Zwiespalts der Seele deutlicher machen. — Das Widerspiel der Gefühle kann aber, wenn eine leidenschaftliche Steigerung eingetreten ist, einen furchtbaren, drohenden Charakter annehmen, in welchem der Unglückliche den Anreiz zum Verbrechen nicht mehr als etwas Gleichgültiges und äusserlich Fremdartiges ansieht, vielmehr mit Entsetzen gewahr wird, dass der Anreiz aus seinem eigenen Gemüthe kommt, ihn also in einem unbewachten Augenblicke zum Verbrechen fortzureissen im Stande ist. Hierdurch geräth er in einen Gemüthszustand, wie wenn er, an den Rand eines Abgrunds gebannt, nur mit der grössten Sorgfalt und Anstrengung sich vor dem Sturz bewahren könne, und je näher, je unmittelbarer die Gefahr, um so entsetzlicher ist die Angst.

Erwägt man, dass gerade sittliche, gute Personen, die alle Ansprüche an ein glückliches Leben haben, in solche Noth gerathen, und dass dieser Contrast vieler Seelen oft plötzlich eintritt, während sie früher keine Ahnung davon hatten, so ist es erklärlich, dass die Wirkung auf das Gemüth um so schrecklicher sein muss; der Mensch muss dann alle Fassung verlieren, in Verzweiflung gerathen. — «Ist es aber erst so weit gekommen, dann muss der Unglückliche in sinnloser Angst wie jeder Wahnsinnige das nur Mögliche für wirklich und nothwendig halten, der blosse Anreiz zur verabscheuten That wird für ihn zu einer unwiderstehlich fortreissenden Gewalt, und er, der noch kurz vorher sich in den Reihen gutgesinnter Menschen vor jedem Unheil sicher wusste, ist wie durch einen bösen Dämon aus ihrer Mitte gerissen und unter verabscheuungswürdige Verbrecher gestossen; denn das ist eben die wunderbare Eigenschaft des Bewusstseins, dass es durch einen jähen Wechsel contrastirender Gefühle wie mit einem Zauberschlage umgewandelt werden kann, so dass Alles, was vor wenigen Augenblicken die Seele ganz erfüllte, völlig daraus verbannt und mit dem Widerwärtigsten vertauscht wird.»

«Der von der Mordmonomanie gefolterte Unglückliche, zerrissen durch den entsetzlichen Widerstreit der Gefühle, stösst den Stachel der Verzweiflung immer tiefer in sein Herz; denn da alle contrastirenden Vorstellungen und Gefühle wie elektrische und magnetische Pole zu immer grösserer Intensität sich gegenseitig steigern, so muss gerade der Abscheu gegen die That den Antrieb zu dieser um so stärker hervorrufen, welcher einerseits den Abscheu vermehrt, und so fort in einer bis zum Gipfel des Verderbens steigenden Progression.»

Wahr und treffend schildert Ideler die Qual solcher Un-

glücklichen, die das Verbrechen begehen, um sich nur von ihrer Höllenpein zu befreien, ohne Furcht vor dem sie erwartenden Tode, denn er soll sie dann von ihr erlösen. Der einzige Trost, den Ideler giebt, ist der, dass solche Kranke, so lange das Verbrechen nicht verübt ist, viele Hoffnung zur Wiederherstellung haben, wenn sie einem tüchtigen Seelenarzte übergeben werden. « Denn gerade wo noch so viel sittliches Gefühl sich regt, welches nur durch seinen phantastischen, verweichlichten Charakter dies furchtbare Leiden aus sich erzeugt, da ist die volle Empfänglichkeit und Bildsamkeit einer zu allem Guten bereitwilligen Seele als vornehmste Bedingung psychischer Hoffnungen vorhanden.

Wollte man den Einwurf machen, dass bei dem vorausgesetzten sittlichen Charakter der Mordmomanen zwar ein Kampf mit sich selbst, aber doch ein ruhmvoller Ausgang nicht denkbar sei, so ist die Erwiderung hierauf: dass solche glücklich endende Kämpfe wohl häufiger stattfinden, als man glaubt und zur Kenntniss kommen, dass aber ein lang fortgesetzter Kampf mit sich selbst erschöpft, ermattet, zerrüttet, namentlich bei schwachem Gemüthe, und dass endlich das Böse siegt. — Ist diese Ansicht überhaupt richtig, so haben wir es bei der Mordmonomanie nicht länger mit blinden, automatischen Impulsen, an welche sich gar keine denkbare Vorstellung knüpfen lässt, zu thun, sondern mit bestimmten, scharf zu bezeichnenden Vorgängen im Gemüth, welche man sich deutlich genug machen kann, so bald man nur den Begriff des Widerstandes unter den Seelenkräften in allen Richtungen sorgfältig durchdacht hat. Alles muss erforscht werden, das frühere Leben, der erste Anstoss, die genetische Geschichte des innern Kampfes, die Dauer, die Ursache, weshalb sich der Kranke nicht mittheilte, der Gemüthszustand nach der That; dann erst wird man klar [1]).

Diagnose. Esquirol theilt in seiner Abhandlung über die Mordmonomanie folgende diagnostische Momente mit, um Mordmonomanen von Verbrechern zu unterscheiden.

Die Beobachtungen der Mordmonomanie zeigen die grösste Aehnlichkeit mit Dem, was man beim partiellen Wahnsinn oder dem Monomaniacus sieht, und man kann daher diese Individuen nicht mit Verbrechern verwechseln. Der Mord, den sie begangen haben, ist kein Verbrechen; denn die Handlung des Tödtens an und für sich macht kein Verbrechen aus. Alle, oder fast alle Individuen, die Esquirol beobachtete, waren von nervöser Constitution, von grosser Reizbarkeit. Mehrere hatten etwas Sonderbares in ihrem Charakter, Bizarres in ihrem Wesen.

1) Wir können hierüber auch auf Das, was Theil I. S. 49 ff. über prädisponirende Ursachen gesagt ist, verweisen, wo ähnliche Ansichten ausgesprochen und erörtert worden sind.

Alle waren, ehe sich die Wuth zu tödten zeigte, unfähig zu schaden; sie waren sanfte, gute und selbst religiöse Leute.

Bei Allen hat man, wie bei Geisteskranken, einen Wechsel in der physischen und psychischen Sensibilität, im Charakter, in der Lebensart bemerkt. Bei Allen kann man leicht den Zeitraum des Wechsels, von dem wir so eben sprachen, den Ausbruch des Uebels und das Aufhören desselben bestimmen.

Merkliche physische oder psychische Ursachen haben fast stets diese Neigung bestimmt. In zwei Fällen war die Handlung die Wirkung der Anstrengung der Pubertät, in vier Fällen entstand sie aus dem Nachahmungstriebe. Der Wunsch zu tödten zeigte sich, nachdem diese Unglücklichen die Gefühle einer Frau gehört hatten, die ein Kind erwürgt, und den Kopf vom Rumpf getrennt hatte. Dieser Nachahmungstrieb ist eine häufige Ursache der Geisteskrankheit, besonders des Selbstmordes. Laplace sagt in seiner: Essais sur les probabilités, dass in dieser Beziehung die Veröffentlichung der Verbrechen nicht ohne Gefahr ist.

Dauert der krankhafte Zustand ziemlich lange Zeit und beobachtet man die Individuen, die am Mordtriebe leiden, mit Sorgfalt, so zeigt sich, dass diesem Zustande, wie bei dem Delirium bei Geisteskranken, Kopfschmerzen, Magenbeschwerden, Schmerzen im Unterleibe vorangehen, und dass diese Symptome vor dem Mordtriebe da sind und dass sie exacerbiren, wenn dieser traurige Trieb energischer wird. Die Gegenwart derjenigen Personen, die sie zu Schlachtopfern auserkoren, der Anblick von Instrumenten, die geeignet sind, ihren schrecklichen Wunsch zu erfüllen, erwecken und vermehren den Antrieb, der diese Unglücklichen zum Morde zieht.

Fast Alle machen vorher oder nachher den Versuch zum Selbstmorde; Alle rufen den Tod an, Einige wollen bestraft sein. Kein Individuum der von Esquirol mitgetheilten Fälle hatte einen Beweggrund den Mord zu begehen; ja er geschah gewöhnlich an Personen, die sie liebten.

Während der Intermission, oder wenn der Wunsch zu morden aufgehört hat, geben diese Unglücklichen über die geringste Kleinigkeit Rechenschaft. Kein Beweggrund regte sie an, sie waren hineingezogen, wie sie sagten, durch eine Idee, durch eine innere Stimme dazu getrieben. Mehrere versichern, nur deshalb nicht unterlegen zu sein, weil ihre Vernunft gesiegt hat, weil sie flohen, oder weil sie die Instrumente oder Mordgegenstände entfernt hatten. Bei diesen Individuen ist die Idee zu tödten eine ausschliessliche, die bald fix, bald intermittirend ist, und von der sie sich eben so wenig lossagen können, als die Geisteskranken von den Ideen, die sie beherrschen.

Die Mordmonomanen stehen allein, ohne Mitschuldige, durch deren Beispiel oder Rathschläge sie hätten aufgemuntert werden

können, da; — die Verbrecher haben unmoralischen Umgang, leben ausschweifend und haben in der Regel Mitschuldige.

Der Verbrecher hat stets einen Beweggrund. Der Mord ist für ihn nur ein Mittel, um eine mehr oder minder verbrecherische Leidenschaft zu befriedigen. Fast immer ist der Mord des Verbrechers mit einer andern verbrecherischen Handlung complicirt. — In der Mordmonomanie findet das Gegentheil statt.

Der Verbrecher wählt seine Schlachtopfer unter Personen, die seinen Absichten hinderlich sind, oder die sich gegen ihn auflehnen können. — Der Monomaniacus opfert Wesen, die ihm gleichgültig sind oder die das Unglück haben, ihm im Augenblicke, wo ihn die Mordidee ergreift, in den Weg zu kommen. Aber am häufigsten wählt er seine Schlachtopfer aus Personen, die ihm am theuersten sind. Eine Mutter tödtet ihr Kind, und nicht das Kind eines Fremden; ein Ehemann will seine Frau tödten, mit der er seit 20 Jahren in der besten Eintracht gelebt hat; eine Tochter will ihre Mutter, die sie herzlich liebt, ermorden; dies ist das Charakteristische solcher Geisteskranken. Ist dies nicht ein hinlänglicher Beweis, dass weder die Vernunft, noch das Gefühl, oder der Wille die Wahl für das Schlachtopfer geleitet haben, und dass folglich eine Störung der Functionen, die ihre Handlungen leiten, da ist?

Hat der Verbrecher die strafbare Handlung begangen, so entzieht er sich den Verfolgungen, er verbirgt sich; wird er ergriffen, so leugnet er, und nimmt seine Zuflucht zu allen möglichen Ränken, um zu täuschen; gesteht er sein Verbrechen ein, so geschieht dies nur, wenn er der Menge von Beweisgründen unterliegt, und dennoch ist sein Geständniss kein vollkommenes: immer verbirgt er noch etwas; am häufigsten leugnet er bis zu dem Augenblicke, wo er die Strafe erleiden soll, indem er immer noch hofft, dem Schwerte der Gerechtigkeit entgehen zu können.

Hat dagegen der Monomaniacus seinen Wunsch erfüllt, so denkt er an nichts weiter; er hat getödtet, Alles ist für ihn vorbei, sein Ziel ist erreicht. Nach der Mordthat ist er ruhig; gewöhnlich sucht er sich nicht zu verbergen. Zuweilen, nachdem er dem Mordtriebe Genüge gethan, macht er seine That bekannt und begiebt sich selbst zur Obrigkeit. Manchmal erlangt er nach vollbrachter Mordthat seine Vernunft wieder, sein Wohlwollen erwacht von Neuem; er ist in Verzweiflung, er ruft den Tod an, er will sich das Leben nehmen. Wenn er der Gerechtigkeit überliefert wird, so ist er mürrisch, finster; er gebraucht weder Verstellungskunst, noch Arglist, er erzählt sogleich mit Ruhe und Offenherzigkeit die verborgensten Umstände der Mordthat.

Die Unterschiede zwischen den Monomaniacis und Verbre-

chern sind zu entschieden, um sie mit einander verwechseln zu können, oder die erstern zu den letztern zu rechnen.

Therapie. Die Mordmonomanie erfordert dieselbe Behandlungsart wie die andern Arten der Monomanie. Man muss auf die hervorstechendsten als auch überhaupt bewegenden Ursachen einzuwirken suchen. Da meistens Stockungen im Unterleibe zugegen sind, so muss man auch diese zu lösen suchen. Abführmittel sind besonders heilsam. Monomaniaci, die bereits die That vollführt haben, genesen selten, hierin stimmen alle Beobachter überein. Bei der Behandlung muss man passende Vorsichtsmaassregeln anwenden, um den Folgen der schrecklichen Neigung dieser Kranken vorzubeugen.

Krankengeschichten.

I.

Madame L. hat einen Oncle, der in Folge des Trunkes geisteskrank ist. Ihr erster Mann war Chirurgus gewesen, ist gestorben, und sie hat sich vor einigen Jahren wieder verheirathet. Sie ist 31 Jahre alt und kam am 26. Februar 1837 nach Charenton. Sie ist von mittlerem Wuchse, hat eine starke Constitution und ihr Kopf ist durch seine abgerundete Form und seinen kleinen Umfang merkwürdig; ihre Haare sind braun, die Augenbrauen wenig markirt, die Augen grau, klein, funkelnd und stier; auf ihrem kurzen und dicken Halse springen die Adern hervor. L. ist immer gesund gewesen, obgleich sie von mehreren syphilitischen Krankheiten durch Merkur geheilt worden ist. — Sie hat einen sehr ungeregelten Lebenswandel geführt, und einige Unglücksfälle, sowie der Missbrauch geistiger Getränke, sind die excitirenden Ursachen ihrer jetzigen Krankheit, die im Juni 1836 ausbrach. L. hat immer einen stolzen und unbeugsamen Charakter, Abneigung vor Arbeit und seit ihrer Kindheit grossen Geschmack an Blut und Fleisch, das sie roh ass, gehabt. Seit langer Zeit fühlte sie sich unwiderstehlich zum Morde, zum Blutvergiessen gezogen, und man sah sie Vögel oder andere Thiere, die ihr unter die Hände fielen, mit einem Ausdruck von Freude zerreissen. Die Heirath hat diesen schrecklichen Trieb nicht modificirt, und sie verliess ihren ersten Mann, um einem jungen Manne nachzulaufen, und sich später dem ersten Besten zu überlassen. Vor einem Jahre fing die L. an, augenscheinliche Zeichen von Delirium zu geben, vier Monate später brach Manie mit der schrecklichsten Wuth aus; sie zerbrach, zerriss Alles, was sie erlangen konnte, und überliess sich gewaltthätigen Handlungen, besonders gegen ihre Verwandten. Nachdem sie die Monate December und Januar im Hospitale zu

Montreuil zugebracht hatte, und ihr Zustand nicht besser geworden war, wurde sie zu ihrer Mutter gebracht, weil man glaubte, dass die zärtliche Sorgfalt ihrer Aeltern diesen Zustand modificiren würde. Die ersten Tage gingen ohne Sturm vorüber; die neue Lage, das Zuvorkommende, die Zeichen von Zärtlichkeit und Hingebung schienen ihr Delirium besänftigt zu haben; als aber ihre Forderungen sich mehrten und nicht befriedigt werden konnten, wurde L. der Gegenstand des Schreckens für ihre Mutter und ihre Nachbarn, die sie mit Beleidigungen und Drohungen überhäufte. Seit dem Ausbruche der Krankheit hatte sie mehrere Paroxysmen, in denen sie lärmt, wüthet, Alles in Stücke zerreisst, und sich von Niemandem anreden lässt. Ihr Blick, ihre Gebehrden, ihre Drohungen setzen in Schreck; sie wiederholt oft, dass ein Verbrechen begangen werden, dass sie ihre Mutter, oder die sich ihr Nahenden tödten müsse, dass das menschliche Geschlecht sterben und die Erde von Blut überschwemmt werden müsse. Sie hat Hallucinationen des Geistes und Gehörs. Sie sieht Blut fliessen, was sie aufregt, sie hört Stimmen, die ihrer Wuth Beifall zollen und die sie zum Verbrechen anreizen. Ist die L. ruhig und unterhält man sich mit ihr von ihrer schrecklichen Neigung, so ist sie weit entfernt, sie zu leugnen, sich darüber zu betrüben oder Vorwürfe zu machen, sondern sie antwortet in einem festen Tone, mit energisch ausgesprochenen Worten, indem sie die Hand vor die Stirn hält: « So wie dieser Kopf ist, gut oder schlecht, Sie werden ihn nicht ändern; dies ist meine Organisation; nie, nie werden Sie mich anders oder vernünftiger machen, als ich bin. So gross Ihre Macht auch sein mag, alle Ihre Mittel werden meinen Willen nicht umstimmen; übrigens bin ich mit meiner Art zu sein zufrieden. » Die L. ist physisch ganz gesund, leidet manchmal an Kopfschmerzen, Hitze im Kopfe, wird im Schlafe durch heftigen Schreck und das Bedürfniss herumzugehen geweckt. Die Menstruation fliesst regelmässig, aber zur Zeit derselben findet eine Exacerbation aller Symptome statt. Ich verordne beruhigende Getränke, Laxation, warme Bäder, kaltes Wasser auf den Kopf und absolute Isolirung, die sie übrigens nicht beunruhigt, da sie sich nicht nach ihren Verwandten sehnt.

2.

Ein 32jähriger Junggeselle, P., war von mittlerem Wuchse, starker Constitution, sanguinischem Temperament, hatte braune Haare, blaue Augen, einen starken Kopf, kurzen Hals und breite Schultern. Er war Pharmaceut, betrieb seine Studien sehr fleissig, zeichnete sich aber immer durch Unstätigkeit seines Charakters aus. Bald wollte er Soldat, bald Seminarist sein, bald wünschte er die ersten Stellen in der Gesellschaft zu bekleiden. Er liebte das Lesen von philosophischen, besonders theologischen

Schriften. Als er sein Studium vollendet hatte, kam er zu einem Apotheker, wo er sich gut betrug und fleissig arbeitete. Bald änderte sich ohne bekannte Ursache sein Charakter; er missbrauchte das ihm geschenkte Zutrauen, wurde seines Standes überdrüssig, und wollte Geistlicher werden. Da ihm Alles gleichgültig, widrig war, so wurde er faul, verliess Paris, um seine Aeltern zu besuchen, aber er lief, statt zu ihnen zu gehen, auf dem Felde umher und war in einem so aufgeregten Zustande, dass er angehalten und nach Bicêtre geschickt wurde, von wo er später nach Charenton gebracht ward. Während des ersten Monats war er in diesem Hause ruhig, und kaum verrieth seine Unterhaltung die Störung in seinen Ideen. Nach dieser Zeit entstand eine Aufregung, und es zeigten sich einige stolze Ideen; er ist ein grosser Herr, Prinz u. s. w., rühmt seine guten Eigenschaften. Später leidet er an verschiedenen Hallucinationen, und während der Nacht erscheint ihm einmal ein grosser Adler, der Napoleon seine Krone abnimmt und sie ihm aufsetzt. Später steht er in einer innigen Verbindung mit dem Himmel, behauptet, ein neuer Christus zu sein, und will, um seine göttliche Macht zu beweisen, Wunder thun. Er ist Herr des Donners, macht gutes oder böses Wetter; er hat keine physischen Bedürfnisse und kann ohne zu essen leben. Er sagt uns von Zeit zu Zeit, dass er gekreuzigt werde, dass er 40 Tage lang fasten wird, und in dieser Ueberzeugung weigerte er sich häufig, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, so dass man zur Oesophagussonde seine Zuflucht nehmen musste. Seit einigen Monaten hat der Kranke eine sehr grosse Neigung zum *Morde* und zum Selbstmorde, und verlangt in dieser doppelten Beziehung eine sehr sorgfältige Ueberwachung. Zweimal fand man ihn fast sterbend, da er mit Hülfe seiner Halsbinde Versuche zum Selbstmorde gemacht hatte, und stets wird sein Trieb zum Morde heftiger. Die Aerzte des Hauses, und besonders der Director desselben, sollen als seine Opfer fallen, und er hat sich schon einmal auf sie mit ungeheuerem Ungestüm geworfen. Frage ich ihn um den Grund seiner Heftigkeit, so antwortet er mit ruhigem, sanftem Tone, dass man ihn hierzu reize, dass ich ihn selbst schon seit zwei Jahren anrege, mich anzufallen und zu tödten. Manchmal fügt er hinzu, dass es nothwendig sei, dass man seiner los werde, und dass er deshalb Jemanden tödten wolle, um wiederum getödtet zu werden. Bis jetzt war sein Mordtrieb noch nicht gegen die übrigen Kranken und gegen die Wärter gerichtet, und er hat auch nicht immer diesen grausamen Trieb, sondern sein Gesicht ist zuweilen ruhig, und es zeigt sich auf demselben ein Lächeln. Er kündigt an, dass er zu einer bestimmten Zeit den Herrn Esquirol schlagen werde, und dass er ihn zuerst umbringen werde. Er schreibt viel, und seine Schriften bestehen in religiösen, philosophischen und politischen Sentenzen. Unter

diesen finden sich häufig folgende Worte eingestreut: «Ich bin Gott, Mensch, Napoleon, Robespierre, Alles zusammen. Ich bin Robespierre, ein Ungeheuer, man muss mich tödten, und ich weiss nicht, warum Gott mich zwingt, alle Menschen zu tödten.»

Mitten unter diesen schrecklichen Gedanken bewahrt P. manchmal einen Schimmer von Vernunft, dann spricht er folgerecht, liest, schreibt, aber sein Blick ist unsicher, seine Lippen zittern, sein Lächeln ist sardonisch, und er verlangt seine Freiheit in einem Tone, der seine Absichten deutlich verräth. Uebrigens gehen die Functionen der Assimilation gut von statten. P. ist sehr stark, sein Schlaf ist gut, er isst mit Appetit, wenn nicht irgend eine Idee ihn zum Fasten bestimmt. Bäder, Douchen, Purganzen, Blutegel, methodisch zu verschiedenen Zeiten angewandt, konnten in dieser Krankheit nichts ändern. Auch waren wir mit Sanftmuth, Wohlwollen und unserer ganzen Theilnahme nicht im Stande, die schrecklichen Neigungen dieses Kranken zu besiegen.

Die vorhergehenden beiden Beobachtungen betrafen Individuen, die von Jugend auf verkehrte Neigungen und einen bösen Charakter hatten. Diese Neigungen und dieser Charakter, die durch Erziehung nicht verbessert wurden, haben nach und nach die Intelligenz beherrscht, den Verstand verwirrt und zur Mordmonomanie geführt.

3.

Im Jahre 1834 bezog eine in Bordeaux fremde, aus Genf abstammende Familie eine Wohnung in der Rue St. Laurent. Eugen Sclafer, zweites Kind der Familie, 21 Jahre alt, gab seiner Familie und seinen Freunden bald vielfache Beweise eines finstern und bizarren Charakters. Er sprach wenig, lebte für sich, verliess zuweilen während der Nacht das älterliche Haus, blieb mehrere Tage und Nächte auswärts, angethan mit seinen schlechtesten Kleidern; dann kehrte er plötzlich des Nachts zurück, wie er gegangen war, warf sich mit ausserordentlicher Begierde auf die Nahrungsmittel, ohne dass er Jemand den Zweck oder die Ursache seiner abenteuerlichen Ausflüchte sagen konnte oder wollte. Andere Male brachte er fünf bis sechs Tage ohne Essen zu, und erwiederte Denen, welche ihm Speisen anboten, dass er Nichts nöthig habe. Er hielt sich für schwer beleidigt von Personen, welche nicht einmal mit ihm gesprochen hatten; er erzürnte sich heftig gegen dieselben, oder vielmehr, er eilte, weinend und Schutz suchend, in das Haus seines Vaters. Ungeachtet dieser auffallenden Gewohnheiten und dieser seltsamen Gemüthsstimmung war Sclafer doch niemals gewaltthätig geworden; seine Familie liess ihn mit der Flinte auf die Jagd gehen und dachte nicht daran, einen alten Cavaleriesäbel wegzunehmen, welcher an der Wand in seinem Zimmer hing.

Im Laufe des Jahres 1837 schienen religiöse Vorstellungen eine grosse Herrschaft über Sclafer auszuüben; er bezeigte sich sehr eifrig in Andachtsübungen; seine Gewohnheiten wurden noch wilder und ascetischer; er war stets in seinem Zimmer eingeschlossen, welches in der zweiten Etage gelegen war; kaum trat er aus demselben, um seine Mahlzeit einzunehmen, und er hatte mit keinem Bewohner des Hauses einen fortgesetzten Umgang.

Am letzten 22. März waren die beiden Dienerinnen der Familie, Marie Rousseau, ein junges Mädchen von 18 Jahren, und Françoise Rivière, eine Frau von 32 Jahren, allein im Hause. Um 7 Uhr Abends stieg Marie Rousseau, ihrer Gewohnheit gemäss, die Treppe hinauf, um ihrem jungen Herrn Licht zu bringen, und um in seinem Zimmer Alles auf die Nacht vorzubereiten. — Sie war einige Augenblicke oben geblieben, als Françoise Rivière ein Angstgeschrei hörte, auf welches ein Geräusch, wie von dem Falle eines schweren Körpers, folgte; sie stieg hinauf. In der ersten Etage, am Fusse der Treppe, welche zur zweiten hinaufführt, fand sie Marie Rousseau, das Gesicht der Erde zugekehrt, in einem langen Blutstrom gebadet und beinahe todt; sie eilte, Nachbarn zu Hülfe zu rufen; man zählte 16 — 17 Wunden an dem unglücklichen Mädchen.

Als Françoise Rivière zuerst bei dem jungen Sclafer eindrang, um ihn zu fragen, ob er die Ursache des Todes der Marie kenne, fand sie ihn mit grossen Schritten im Zimmer auf- und abgehend, dessen verschlossene Thür nach innen mit Blut gefärbt war; er hielt den Cavaleriesäbel in der Hand, welcher gewöhnlich an der Wand zwischen den beiden im Zimmer befindlichen Betten hing. Aus Entsetzen ergriff sie die Flucht.

Fast unmitttelbar darauf verhaftet, leugnete er niemals, dass er der Urheber des Todes der Marie Rousseau gewesen sei. «Ich habe Alles gethan, sagte er, aber es ist kein Verbrechen.» Nach seiner Aussage hatte er sich nur dem Zorne hingegeben, welchen die Marie Rousseau in ihm erregt habe, indem sie ihn einen Gassenjungen und schlechten Menschen genannt habe. Die Anklage spricht aber die Ansicht aus, dass Sclafer die Marie Rousseau erst nach langen und vergeblichen Versuchen, ihr Gewalt anzuthun, erschlagen habe.

In den ersten Tagen nach seiner Aufnahme im Gefängniss gab Sclafer seine Absicht zu erkennen, Hungers zu sterben, und in dieser Absicht brachte er dann 10 oder 12 Tage zu, ohne einige Nahrung zu sich zu nehmen. Er wurde dadurch dergestalt entkräftet, dass er in mehreren Unterredungen nur schriftlich antworten konnte. Etwa fünf oder sechs Tage vor Eröffnung der Debatten hatte er mehrere Steine in der Mauer ausgebrochen, welche seine Zelle von der Gefängnisskapelle trennt, und er stand im Begriff, eine Entweichung zu versuchen, als

der Kerkermeister während einer Runde die Vorkehrungen dazu entdeckte.

Bei der Eröffnung der Sitzung wurde angezeigt, dass der Angeklagte sich alle Kleider abgerissen habe, und zu erscheinen sich weigere. Erst mit Gewalt wurde der Angeklagte durch einen Gensdarmen in den Saal gebracht; hierauf schwingt er sich plötzlich auf eine Bank und schreit mit trotziger, heftiger Stimme: «Hier bin ich, Herr Präsident, was wollen Sie von mir? Sagen Sie mir, was Sie von mir wollen? — Wohlan, ich gehe weg, ich will nicht bleiben, keine Macht soll mich zwingen.»

Schon die Bekleidung des Angeklagten verräth die Unordnung seiner Vorstellungen, und beweist den Widerstand, den er den Dienern der öffentlichen Macht geleistet hatte. Seine sämmtlichen Kleidungsstücke sind zerrissen. Er erscheint mit blossem Haupte; dickes und schwarzes Haar, auf der Mitte der Stirne getheilt, fällt auf die Schultern herab; seine Stirne ist schmal, aber hoch, seine Schläfen treten winklich, viereckig hervor, seine Augenbrauen sind stark ausgebildet, seine Augen klein, tiefliegend, verwirrt, glänzend, ein leichter Schnauzbart, welcher seine Lippen beschattet, einige Büschel Bart, welche an der Spitze des Kinnes wachsen, lassen die matte und leichenartige Blässe seines Gesichts noch stärker hervortreten. — Diese fieberhafte Aufregung dauerte länger als eine Stunde; der Angeklagte weigerte sich, sowohl auf die Fragen des Präsidenten zu antworten, als er auch Schimpfreden gegen die Räthe, Geschworenen und seinen Defensor ausstiess. Endlich wurde er etwas ruhiger und setzte sich, ja sein Betragen wurde zuletzt beinahe vernünftig.

Die erste Zeugin, die Frau Rivière, sagte aus, nachdem sie die Begebenheit erzählt hatte: «dass das Bette des Sclafer an einem Ende niedergedrückt war, als ob Jemand darauf gelegen hätte. Ich bemerkte einen breiten Blutflecken darauf, die Dielen der Stube und die Treppe waren ebenfalls mit Blut gefärbt; das Tuch, welches Marie Rousseau auf dem Kopfe trug, lag, nebst dem Kamme, unter dem Bette des Angeklagten, einer ihrer Pantoffeln lag mitten im Zimmer, der andere neben dem Bette.» Ueber seinen Charakter sagte die Rivière, dass er finster und schweigsam sei, und niemals gesprochen habe. Er habe bizarre Ausflüge ausser dem Hause gemacht, übrigens habe er nie Jemandem etwas zu Leide gethan, auch sei er immer gegen die Marie Rousseau gleichgültig gewesen.

Auf die Frage, ob Sclafer etwas hiergegen zu erwidern habe, sagte er: Ich räume Alles ein, ich werde Alles einräumen; Alles ist mir einerlei, was geht Alles dies mich an?

Herr Seniot, ein Nachbar, erzählte: er habe beim Eintritt in das Zimmer des Angeklagten diesen mit einem Säbel bewaffnet angetroffen, er ging mit grossen Schritten auf und ab,

das Auge verwirrt, das Gesicht bleich; er gestand ganz laut den Mord ein, welchen er so eben begangen hatte, sagte aber, das dies kein Verbrechen sei.

Die Aussagen mehrerer Zeugen sind unwesentlich, aber über seinen Charakter und früheres Leben sagt Herr Courean: «Ich hatte seinen mürrischen Charakter bemerkt; ich versuchte es oft, ihn an mich zu ziehen, ich lud ihn in meinen Abendzirkel ein, aber er weigerte sich stets, hinzukommen. Der Vater des Angeklagten erzählte mir einen oder zwei Tage vor dem Morde, dass er ihm bei Tische Vorwürfe über seinen finstern Charakter und über seine Manie gemacht habe, sich unaufhörlich für gehasst und beleidigt von Personen zu halten, welche nicht einmal an ihn dächten, worauf der Angeklagte in Zorn gerieth, ein Messer ergriff und mit demselben eine drohende Bewegung machte.

Der Angeklagte stand nun auf und sagte mit starker Stimme: «Alles, was der Zeuge sagt, ist falsch! Ich habe nichts während der frühern Depositionen gesagt, weil sie wahr sind, aber gegen diese protestire ich. Niemals habe ich meinen Vater bedroht! — Ich bin dessen nicht fähig. — Ich liebe meinen Vater — der Zeuge sagt nicht die Wahrheit —, es verhält sich nicht so!»

Herr Canchac, Arzt, erklärt, dass er selbst mehrere Male von der Tante Sclafer's über den bizarren Charakter und die sonderbaren Handlungen desselben um Rath befragt worden sei; dass derselbe ihm eine stark ausgeprägte Disposition zur Monomanie zu haben geschienen. Er gab zugleich den Geschworenen genau die Zeichen der Monomanie an.

Der Angeklagte behauptete, er sei weder Monomane, noch wahnsinnig, man sollte ihn über sein früheres Leben befragen und man werde sich überzeugen.

Frage: In welchem Alter besuchten Sie das Gymnasium? — Antwort: In dem Alter, wo junge Menschen es besuchen. — Fr.: Was haben Sie dort gelernt? — A.: Was junge Leute dort lernen. — Fr.: Latein? — A.: Nein, ich war zu faul dazu. — Fr.: Mathematik und französische Literatur? — A.: Ja. — Fr.: Als Sie von dort abgegangen waren, dachten Sie daran, ein Gewerbe zu ergreifen? — A.: Ja, das eines Seemanns gefiel mir. — Fr.: Warum haben Sie es nicht ergriffen? — A.: Ich hatte kein Vertrauen zu meinen Kenntnissen. — Fr.: Dies ist nicht gegründet, denn Ihr Lehrer in der Hydrographie bezeugt, dass Sie in kurzer Zeit sehr bedeutende Fortschritte machten. Der Angeklagte schweigt. — Fr.: Sie haben sich eingeschifft, warum verliessen Sie das Schiff? — A.: Die Ursache ist ganz einfach; man sprach nicht mit mir, und ich war wegen meines hohen Wuchses der Gegenstand des Gespötts der gesammten Schiffsmannschaft. — Fr.: Als Sie nach Paris reisten, machten sich die Reisenden in der Diligence über Sie lustig? — A.: Sie warfen

den Vorübergehenden Papiere zu, und verlangten von ihnen, meinen Namen hinter meinem Rücken zu rufen; sie lachten auch über meinen hohen Wuchs und über mein dummes Gesicht. — Frage: Jene hatten Unrecht, denn Ihr Gesicht hat einen ganz andern Ausdruck? — Antwort: Sie täuschen sich, ich habe schöne Schultern, weiter nichts. — Fr.: Bei Ihrer Ankunft in Paris sendeten Sie dem Conducteur eine Herausforderung zu? — A.: Ja. — Fr.: Wie lange blieben Sie in Paris? — A.: Fünf Stunden, ich kehrte mit meinem Bruder zurück. — Fr.: Sie haben Streit mit Ihrem Bruder gehabt? — A.: Ja; mein Vater behandelte mich stets wie einen Wahnsinnigen. Wenn mein Bruder mich liebt, so werde ich ihn bald sehen. Er wird hierher kommen, um zu erklären, dass ich nicht wahnsinnig bin. — Fr.: Aber ich muss Ihnen sagen, dass Sie kein anderes Mittel zu Ihrer Vertheidigung haben, als wenn Sie sich mit Ihrem Wahnsinn entschuldigen. — A.: Ich weiss es wohl; aber dies ist einerlei, ich bin nicht wahnsinnig. Wenn ich eine That begangen habe, so nehme ich die Verantwortlichkeit auf mich. — Fr.: Sie haben einen Briefwechsel mit Ihren Tanten geführt, in welchem Sie dieselben auf eine sehr geistreiche Weise necken? — A.: Ich spottete über sie; sie nannten mich einen Wahnsinnigen, daher musste ich ihnen wohl närrisches Zeug schreiben. — Fr.: Sie haben eine Reise nach Ihrer Ankunft in Bordeaux gemacht; Sie waren ohne Geld; wohin reisten Sie? — A.: Ich reiste nach Spanien, ich verirrte mich vom Wege, dies ist so meine Art; ich wäre doch dorthin gekommen, wohin ich wollte; zum Reisen gebrauche ich kein Geld. — Fr.: Sie hatten sich gewöhnt, mehrere Tage ohne Essen zuzubringen; wollten Sie sich dadurch auf einen Selbstmord vorbereiten? — A.: Ja; schon seit langer Zeit hatte ich daran gedacht. — Fr.: Erzählen Sie uns die Umstände des letzten Ereignisses. — A.: Lesen Sie meine Verhöre. — Fr.: Sie müssen selbst die Einzelnheiten angeben. — A.: Ich war an jenem Tage in übler Stimmung, zumal als Marie Rousseau ins Zimmer trat. Anfangs sprachen wir nicht zusammen, aber im Augenblick, als sie die Fensterladen schloss, hörte ich deutlich, wie sie mich einen Strassenbuben, einen Taugenichts, einen schlechten Menschen nannte. Diese Beleidigungen brachten den geheimen Zorn, welcher schon in mir kochte, zum heftigsten Ausbruch; ich verlor den Kopf, ergriff den Säbel, welchen ich früher noch nicht angerührt hatte; ich warf mich auf sie, hieb ohne Unterlass auf sie zu, ohne im Geringsten zu wissen, was ich thue. Ich wurde durch einen dem meinigen fremden Willen fortgerissen, welcher stärker war, als ich.

In der folgenden Sitzung war er still und fast heiter. Herr Matthieux berichtet über einen vor 18 Monaten gethanen Schritt der Tanten des Angeklagten, um für ihren Neffen einen Pass auf fremden Namen zu erhalten. Als er um die Ursache dieses

sonderbaren Verlangens frug, erklärten ihm die Damen: dass der junge Sclafer nach dem Urtheil des Herrn Coinhac an deutlich ausgesprochener Monomanie leide und die Ueberzeugung hege, dass er nicht blos in Bordeaux Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und des Spottes sei, sondern dass auch seine Feinde durch Briefe und anonyme Blätter, welche sie schon im Voraus in den von ihm besuchten Städten verbreiteten, Verleumdungen über ihn ausstreuten. Dies sei ihm unter andern in Paris, ja selbst auf der Reise begegnet, wo man ihn laut beim Namen gerufen habe, dem die schimpflichsten Bezeichnungen beigesellt worden wären. Er wolle deshalb bei einer neuen Reise, welche er zu unternehmen im Begriffe stehe, ein strenges Incognito bewahren, und zu diesem Zwecke verlange er einen nicht auf seinen Namen ausgestellten Pass, seine Familie wage seinem tollen Ansinnen nicht offenen Widerstand zu leisten.

Sclafer mit ernster und ruhiger Stimme: Ich verlange, Herr Präsident, eine Bemerkung machen zu dürfen; alle Welt hier, und meine Aeltern zuerst, behaupten, dass ich monoman sei, aber die es behaupten, sollten doch ihre Handlungsweise mit ihren Worten in Uebereinstimmung bringen. Dieser Herr hier erzählt, dass meine Aeltern, die mich für wahnsinnig halten, einen Pass für mich forderten; bin ich wirklich wahnsinnig, warum lässt man mich reisen? Man lässt Wahnsinnige nicht allein reisen und umherlaufen.

Der Zeuge Volex ist der Conducteur des Wagens, in welchem Sclafer von Bordeaux nach Paris reiste. Während der ganzen Reise hörte Sclafer nicht auf, sich mit Lebhaftigkeit über die Beleidigungen zu beschweren, welche, wie er behauptete, die mit ihm und dem Conducteur denselben Wagensitz einnehmenden Reisenden gegen ihn ausstiessen. Wiederholt verlangte er sein Felleisen und seine Sachen, und dennoch hatte Niemand, weder im Wagen, noch auf dem Wege, ihm die geringste Kränkung zugefügt. — Sclafer mit Nachdruck: Dieser Mensch sagt nicht Alles; fragen Sie ihn, warum er bei jedem Pferdewechsel dem Postillon 20 oder 30 Francs gab, um ihn zu bestechen, mich zu beleidigen und mit der Peitsche zu drohen, wie sie es Alle gethan haben? Fragen Sie ihn noch, ob nicht vor der Ankunft in Tours einer der an meiner Seite sitzenden Reisenden einen mit Eisen beschlagenen Stock über meinem Kopf aufhing, dergestalt, dass derselbe sich plötzlich losriss, und neben meinen Füssen sich einbohrte; ich sagte nichts, sah aber dem Eigenthümer desselben ins Gesicht; er war bleich geworden und zitterte. — Auf die Frage des Präsidenten erklärte Volex, dass sich Nichts von alle Dem zugetragen hätte. — Baryteau, Student der Rechte, der mit Sclafer's Bruder in Paris zusammenwohnte, erzählte, dass Sclafer bei seiner Ankunft in Paris höchst erbittert über die Beleidigungen gewesen sei, die ihm angeblich auf

der Reise widerfahren seien, sodass er den Conducteur auf einen Zweikampf auf Leben und Tod fordern wollte, und sein Bruder sich genöthigt sah, denselben Tag noch mit ihm nach Bordeaux zu reisen — Sclafer leugnet mit Energie diese Aussage und beschuldigt den Zeugen, im Einverständniss mit seinem Bruder zu stehen, um ihn für einen Wahnsinnigen auszugeben. „Man hält mich für verrückt, sagte er, weil ich behaupte, dass überall in den Strassen von Bordeaux, am Bord des Schiffes Lise, auf dem Wege nach Paris und in Paris, ich von den Vorübergehenden mit Schmähungen verfolgt und mit Beleidigungen überschüttet worden bin. Wohlan, ich sage, dass ich diese Beleidigungen gehört habe, dass sie wirklich ausgesprochen worden sind. Wie, wenn Sie auf meiner rechten Seite mit mir reden und ich Ihnen antworte, halten Sie mich nicht für wahnsinnig; und wenn ich sage, dass ich ebenso bestimmt, wie ich zu meiner Rechten Ihre Stimme vernehme, zu meiner Linken eine Stimme vernehme, welche mich beleidigt, so behaupten Sie, dass ich wahnwitzig rede? Bin ich dann vernünftig auf der rechten und monoman auf der linken Seite? Denn ich höre die Beleidigungen, welche man auf der Strasse gegen mich ausstösst, ebenso deutlich, als Ihre Reden, auf welche ich, wie Sie zugeben, vernünftig antworte! Nein, ich bin nicht wahnsinnig, ich bin nicht monoman, aber ich bin und war stets sehr unglücklich!“ Frage: Welches war die Ursache Ihres Unglücks? Antw: Mein Unglück, Herr Präsident, besteht darin, dass ich mit weit geringern Fähigkeiten, als die übrigen Menschen, geboren bin, dass ich nicht, wie die übrigen Menschen, sprechen kann. Ich habe viel darüber nachgedacht und daran gearbeitet, um diese Ungleichheit zwischen mir und den Andern auszugleichen; es ist mir zum Theil gelungen, denn ich weiss recht gut, dass ich jetzt weniger einfältig und weniger entfernt von dem gewöhnlichen Niveau (der Bildung) bin. Darum bin ich so unglücklich, darum wirft die ganze Welt einen Stein auf mich und spottet über mich! O! glauben Sie mir, ich war sehr unglücklich, und bin es noch sehr!

Doctor Sendema erzählte, ebenfalls von dem Conducteur Valex die Bizarrerien des Sclafer während dessen Reise gehört zu haben, liess sich dann über die Merkmale der Monomanie aus und erzählte noch den Fall von Esquirol, wo ein Mann seinen Barbier plötzlich, weil er sich von ihm für beleidigt hielt, mit einem Knittel den Arm zerschmetterte. Sclafer: Dieser Mensch war kein Monoman, sondern ein Meuchelmörder; er spielte unstreitig die Rolle eines Monomanen und täuschte die Aerzte — Nun wurden die Entlastungszeugen aufgerufen. Sclafer widersetzt sich lebhaft ihrer Vernehmung. „Ich will keine Entlastungszeugen; sie werden Ihnen alle sagen, dass ich wahnsinnig sei, meine Familie sendet sie ausdrücklich zu diesem Zwecke her.“

Der Gerichtshof befiehlt, dass die Zeugen, neun an der Zahl,

vernommen werden sollen. Sie deponiren übereinstimmend den mürrischen Charakter, die bizarren Hallucinationen, die seltsame und finstere Gemüthsart, welche man bei dem Angeklagten seit seiner frühesten Kindheit wahrgenommen hat. Man führt die Dame de Vilebreux, eine Tante des Angeklagten, herein. Diese Dame, welche Mutterstelle bei demselben vertreten und ihn seit seiner Geburt gekannt zu haben versichert, musste mit Gewalt die Erschütterung unterdrücken, welche ihr jeden Augenblick die Stimme raubte. Sie erzählte mit einer rührenden Einfachheit das ganze Leben des Angeklagten, den ununterbrochenen Kummer, welchen sein auffallendes Betragen der Familie veranlasste, die Angst, mit welcher man mehrmals den Doctor Coinhac zu Rathe zog, die Schritte, welche man that, um ihn wenige Wochen vor dem beklagenswerthen Ereigniss in ein lyoner Krankenhaus zu bringen. Der Generalanwalt entwickelte in einem glänzenden Eingange seine Ansicht von den Geisteskrankheiten in Beziehung zur Zurechnungsfähigkeit, und behauptete:

Dass da, wo das Seelenleiden vollständig ist, weder Wahrnehmung, noch Urtheil, folglich auch kein Wille, also kein strafrechtliches Verhältniss vorhanden sei. Dass da, wo die Verletzung der Organe eine partielle ist, dieselbe eine gewisse Störung in dem Zusammenhange der Vorstellungen hervorbringe; dass aber der in allen andern Beziehungen freie Verstand Handlungen bedinge, welche der Zurechnung anheimfallen. Zu letzterer Kategorie zählt er den von Sclafer begangenen Mord.

In der nachfolgenden Sitzung bemüht sich der Defensor zu zeigen, wie die Theorien der berühmtesten Aerzte genau und vollständig auf die an Sclafer wahrgenommenen Erscheinungen passen; er schliesst mit einer beredten Apostrophe an das Gewissen und die Einsicht der Geschworenen.

Kaum hatte Herr St.-Marc die letzten Worte seines Plaidoyers gesprochen, als Sclafer, welcher während der Rede des Advocaten sich mit grosser Anstrengung zu bezwingen schien, aufstand und ausrief: „Ich bin nicht vertheidigt worden; der dort ist mit meiner Familie einig geworden, mich für wahnsinnig zu erklären. — Ich will einen Andern bezahlen, welcher mich vertheidigt.“ Hierauf schlug er mit Heftigkeit auf die Barre. „Niemals wollte ich meinen Vater mit einem Messerstich ermorden. — Ach, meine Familie verleugnet mich, so verleugne ich sie auch. Ich habe weder Vater noch Bruder mehr. — Sie wollen mich in ein Irrenhaus bringen — Ich ziehe den Herrn Generalanwalt vor; er sagt wenigstens, dass ich nicht wahnsinnig bin. Mein Defensor richtet mich zu Grunde; ich verleugne ihn auch.“ Nachdem er sich noch in eine Menge von Abschweifungen verloren hatte, fiel er erschöpft um.

Der Generalanwalt replicirte dem Defensor. Er räumte ein, dass in manchen Beziehungen eine grosse Unordnung in den Vor-

stellungen des Sclafer herrsche. Die Herren Geschworenen haben zu erwägen, ob er in vollem Besitz seiner Vernunft war, als er die Marie Rousseau erschlug. Was ihn betreffe, so halte er dafür, dass Sclafer in dem Augenblicke des Verbrechens bei Vernunft gewesen sei, und dass er deshalb für schuldig erklärt werden müsse.

Sclafer erhob sich von neuem und rief: „Darf ich sprechen, ich?“ Den Aufforderungen an ihn nachgebend, setzte er sich wieder nieder.

Der Präsident erklärte die Debatte für geschlossen, aber Sclafer rief: „Einen Augenblick, ich will noch sprechen. Man sagt, dass ich wahnsinnig sei; ich muss das Gegentheil beweisen.“

Der Präsdent: Man klagt Sie des Mordes an, aber nicht des Wahnsinns. Der Angeklagte: So verurtheilen Sie mich nicht als Monomanen.

Nach zwei und halbstündiger Berathung geben die Geschworenen auf die Frage: *Ist der Angeklagte eines an der Person der Marie Rousseau freiwillig begangenen Todtschlags schuldig?* ein *verneinendes* Verdict.

Der Angeklagte wurde demgemäss freigesprochen, aber auf Antrag des Generalanwalts vorläufig nach der Festung Hâ abgeführt. (Marc.)

4.

N., 21 Jahre alt, von hoher, hagerer Gestalt und nervöser Constitution, zeigte stets einen finstern, mürrischen Charakter. Seine moralischen Fähigkeiten waren wenig entwickelt. Seines Vaters seit dem 14. Jahre beraubt, bewies er keine zärtliche Zuneigung zu seiner Mutter.

Im 18. Jahre nahm seine Traurigkeit zu; er floh die jungen Leute seines Alters, lebte einsam, aber arbeitete fleissig in einem Magazin. Weder seine Reden noch seine Handlungen verriethen eine Seelenstörung; aber er erklärte, dass er einen gewissen Antrieb zum Morde empfinde, und dass es Augenblicke gebe, wo er ein Vergnügen finden würde, das Blut seiner Schwester zu vergiessen und seine Mutter zu erdolchen. Man sucht ihm das Entsetzliche seiner Begierden fühlbar zu machen und erinnert ihn an die Strafen, welche auf die Befriedigung derselben gesetzt sind, worauf er kaltblütig erwidert: *Ich bin dann nicht mehr Herr meines Willens.* Mehr als einmal wird er, nachdem er seine Mutter wenige Minuten vorher umarmt hat, roth, sein Auge glänzt und er ruft aus: *Retten Sie sich, meine Mutter, ich will Sie erwürgen.* Bald nachher beruhigt er sich, vergiesst einige Thränen und entfernt sich. Eines Tages begegnet er auf der Strasse einem Schweizersoldaten, greift nach dessen Säbel und will ihm denselben mit Gewalt entreissen, um ihn, den er nicht kennt, zu ermorden. An einem andern Tage zieht er seine Mutter in den Keller, um sie mit einer Bouteille zu erschlagen.

Dieser junge Mensch litt seit sechs Monaten an jenem entsetzlichen Mordtriebe; er schlief wenig, litt an Kopfschmerz, wollte Niemand sehen, war gleichgültig gegen den Kummer seiner Familie, gab aber in seinen Gesprächen keine Spur von Irresein zu erkennen. Nach Charenton gebracht, erzählt er mit kalter Ruhe, dass er fünf bis sechs Mal im Begriff gewesen sei, seine Mutter und seine Schwester zu tödten, und dass er darüber keine Reue empfinde, weil sie ihn hätten einschliessen lassen; dass er Niemand gehorchen würde, *dass er übrigens durchaus kein Motiv habe, seiner Mutter und seiner Schwester nach dem Leben zu trachten, und dass er mit keiner fixen Idee behaftet sei.* Warme Bäder und wiederholtes Besetzen von Blutegeln an den After während der ersten beiden Monate. N. giebt Auskunft über Alles, was er empfunden hat; er ist sich seiner neuen Lage bewusst, fordert seine Freiheit, liest, rechnet, geht allein spazieren, schliesst sich an Niemand an, spricht und thut nichts Unverständiges und fühlt kein Verlangen mehr, Blut zu vergiessen. Doch hat sein Gesicht etwas Convulvisches, seine Miene drückt Traurigkeit und Unzufriedenheit aus. Während der ersten Tage des dritten Monats röthet sich das Gesicht, seine Augen glänzen. Er spricht heftig und in wenig gewählten Ausdrücken, man will ihn ermorden, er hat Unglück weissagende Gespenster gesehen, er hat Worte gehört, deren Sinn nur zu deutlich ist. Er schläft nicht, und dieser Zustand dauert acht Tage. Während der nächsten drei Monate wiederholen sich diese Zufälle, dauern aber nicht so lange; es wurden kalte Bäder, kalte Waschungen des Kopfs, Blutegel, Abführungen angewendet.

Der Umfang des Körpers nimmt zu, die Glieder entwickeln sich stärker; der Kranke ist gelehriger, mittheilender, er sucht Zerstreuungen, begiebt sich in den Versammlungssaal, sieht seine Mutter und Schwester, fordert seine Entlassung, versichert, dass er sich wohl befände und dass er keine verderblichen Vorstellungen mehr hege. Im Februar 1826 lasse ich ihn seine Entlassung als nahe bevorstehend hoffen, er wird heiterer, willigt in alle Vorsichtsmaassregeln, die man in Bezug auf ihn nach seiner Entlassung treffen will. Endlich nach 18monatlicher Isolirung wird N. am 10. April d. J. seiner Familie zurückgegeben. Er bezeigt nach seiner Entlassung grosse Anhänglichkeit an seine Mutter und Schwester, zeigt sich gegen sie rücksichtsvoll und liebreich; er betreibt ein Handelsgeschäft mit Fleiss und seit 11 Jahren hat Nichts den Geist und die Gefühle des jungen Mannes gestört, obgleich er sehr reizbar ist. (Esquirol.)

5.

B., Bauer in der Gegend von Landshut, über 70 Jahre alt, aber dessen geistige und physische Kräfte sich noch gut erhalten hatten, zum zweiten Male verheirathet, war in letzter Ehe

Vater von zwei Kindern geworden, von denen eins das Alter von acht, und das andere das von zehn Jahren erreicht hatte. Seine Nachbarn und die Ortsbehörde hatten ihn stets als einen rechtschaffenen, fleissigen und verständigen Mann gekannt; oft hatte man ihn als Schiedsmann in streitigen Fällen des Feldbaues erwählt. Vor den letzten Kriegen, deren Schauplatz sein Vaterland war, und vor der Erhöhung der Abgaben, galt B. für einen wohlhabenden Mann; aber diese Drangsale, sowie die Zahlungen, welche er seinen Kindern aus erster Ehe leisten musste, verringerten sein Vermögen bedeutend. B. wurde traurig, beklagte sich gegen seine Freunde beständig über die schweren Zeiten sowie über die Unmöglichkeit, in welcher die Landleute sich befänden, ihre Abgaben und die Bedürfnisse der Wirthschaft zu bestreiten. Sein Vertrauen zu den Priestern und seine Frömmigkeit wurden lauer, dennoch empfand er zuweilen religiöse Scrupel und suchte durch Gelübde die Ruhe seines Herzens zurückzurufen. Da er zu den Priestern seiner Nachbarschaft kein Vertrauen mehr hatte, so wendete er sich an den Priester einer entfernten Gemeinde, welcher an ihm eine gewisse Störung seines Geistes zu bemerken glaubte, ein Umstand, den jedoch seine Nachbarn an ihm nicht wahrgenommen zu haben glaubten. Die Personen, welche mit B. dasselbe Haus bewohnten, bezeugen auch, dass sie sich niemals über ihn zu beschweren hatten; nur seine Frau behandelte er mit etwas weniger Sanftmuth. Seinen Kindern aus letzter Ehe, welche bei ihm wohnten, bezeigte er fortwährend die nämliche Zärtlichkeit wie früher. Sein Schlaf war weniger ruhig geworden; aber dieser Umstand fiel Niemand auf, da man ihn dem vorgerückten Alter zuschrieb. Endlich nahm die Unruhe, welche die Sorge über die Zerrüttung seiner häuslichen Angelegenheiten ihm erregte, in solchem Grade zu, dass sie in Anfälle von finsterer Verzweiflung ausbrach, in denen er das zeitliche und ewige Wohl seiner Kinder für rettungslos verloren hielt. Ihr Seelenheil machte besonders den Gegenstand seines Kummers aus. Seit langer Zeit herrschte eine Misshelligkeit zwischen ihm und seinem nächsten Nachbar, welcher sich allerdings Unrecht gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen; dieser war aber auch der einzige Mensch, mit welchem er nicht hatte in Frieden leben können. Diese Feindschaft nahm bei B. in Folge seiner Gemüthstimmung auffallend zu, und zeigte selbst einen eigenthümlichen Charakter. B. sah seinen Nachbar als den vornehmsten Urheber aller seiner Leiden an, beschuldigte ihn, dass er seine Diener und Kinder habe verführen und bestechen wollen, hatte häufig Streit mit ihm, und stiess mehre Male Drohungen gegen dessen Leben aus.

Seit einem Jahre hatte B. einen Knecht in seinen Dienst genommen, der in gutem Rufe stand, und dessen Geschäft es war, die Feldarbeiten zu leiten. Aber bald beklagte sich B. über dessen Nachlässigkeit und darüber, dass derselbe ihn zu unnöthigen

Ausgaben verleite, z. B. zum Ankauf von Pferdegeschirr mit messingnen Zierrathen. Er war auch gegen ihn aufgebracht, weil derselbe unter Anderm einige Ackerstücke zu spät beackert, und weil derselbe sich nicht an den Befehl gekehrt hatte, in den Mussestunden nicht den Nachbar, den Feind seines Herrn, zu besuchen. B. hatte daher den Entschluss, den Knecht zur Miethezeit zu entlassen. Er kündigte ihm zur gehörigen Zeit und bezahlte ihn, ohne sich jemals den geringsten Excess gegen ihn zu Schulden kommen zu lassen. Am Tage vor dem Abgange schloss er mit ihm seine Rechnung ab, machte ihm keinen Vorwurf, und dieser Tag ging ruhig vorüber, ohne dass man bei B. die geringste Geneigtheit zu der That hatte bemerken können, welche er am nächsten Tage beging. Er legte sich früher als gewöhnlich zu Bette und entkleidete sich nicht, wie er dies zuweilen that, wenn er sich nicht wohl befand. Obgleich es Winter war, so standen doch seine Knechte den folgenden Tag um 4 Uhr auf, um in der Scheune zu dreschen, und der verabschiedete Knecht, welcher dem Gebrauche gemäss erst nach dem Frühstück das Haus verlassen durfte, war dabei behülflich. An diesem Tage stand B. auch früher auf, rauchte unmittelbar nach dem Aufstehen seine Morgenpfeife, und während dessen geschah es, woran die Aufrichtigkeit seiner Aussagen nicht zweifeln lässt, dass er den Vorsatz fasste, sich an seinem Knechte zu rächen, welcher im Complott mit seinem Nachbar ihm Schaden gethan, und unter Anderm von dessen Kornboden Kornwürmer auf den seinigen getragen haben sollte. Er glaubte, die kurze Zeit noch benutzen zu müssen, welche der Knecht noch bei ihm zu verweilen hatte, um seine Rache an ihm zu befriedigen. Endlich erklärte er, dass die Vorstellung des Schadens, welchen der Knecht ihm zugefügt habe, sein Bewusstsein ganz erfüllt, und keinem andern Gedanken Raum gab.

Nachdem B. sich mit einer Flinte bewaffnet hatte, welche schon geladen war, begab er sich auf die Hausflur und benutzte die Dunkelheit, um sich hinter einem Spinde zu verbergen, bei welchem der Knecht auf dem Wege von der Scheune nach dem gemeinsamen Zimmer nothwendigerweise vorübergehen musste. Aber dieser kehrte mit dem ganzen Gesindepersonal zurück, sodass B. seinen Vorsatz nicht ohne Gefahr, eine andere Person zu treffen, ausführen konnte. Er verhielt sich daher ruhig und stieg die Treppe hinauf, um in sein Zimmer zurückzukehren. Im Boden desselben befand sich eine Oeffnung, durch welche er seine Leute während der Mahlzeit beobachten konnte. Der Knecht sass in der Mitte und sein Platz befand sich sehr nahe an der Oeffnung. Mehr als je mit seinem grässlichen Vorhaben beschäftigt, hob B. den Deckel auf, welcher die Oeffnung verschloss, und mit der Flinte bewaffnet, liess er sich, wie er erklärte, auf die Kniee in eine Stellung nieder, in welcher er seines Schusses gewiss war, ohne eine andere Person zu treffen und ohne gese-

hen zu werden. In der That hatte seine Tochter aus erster Ehe, welche sich bei Tische befand, nur das Ende des Rohrs gesehen, welches sie für ein Pfeifenrohr hielt. B. zielte mit grosser Sicherheit auf den Knecht und traf ihn tödtlich in die Brust.

Ehe er den Mord beging, hatte er die Vorsicht gebraucht, die Thüre zu verschliessen, welche von aussen in sein Wohnzimmer führte, und den Schlüssel abzuziehen, damit er weder bei der eben erzählten That, noch bei der gestört werden konnte, welche er hierauf an seinen beiden, im angrenzenden Zimmer schlafenden Kindern vollbrachte.

Ohne sich um das Geschrei zu kümmern, welches die anwesenden Personen erhoben, und ohne auf die Vorwürfe zu achten, welche sie ihm machten, begab er sich hierauf in das Zimmer seiner Kinder, bemächtigte sich eines Hammers, welcher seit längerer Zeit dort lag, und erschlug seinen Sohn im Schlafe. Unmittelbar darauf näherte er sich dem Bette seiner Tochter, deren Flehen und schwacher Widerstand ihn nicht verhinderte, ihr mehre Schläge auf den Kopf zu geben, bis er sie für todt hielt.

Als das Gericht ihm die Scheusslichkeit seiner That und besonders Das vorhielt, dass er sich nicht durch die Bitten eines so liebenswürdigen Kindes, wie seine Tochter, hatte zurückhalten lassen, erwiderte er, dass er wegen der Ermordung seines Knechtes dem Tode auf dem Hochgerichte verfallen, es für besser gehalten habe, seine unschuldigen Kinder vor der Verführung der Welt und vorzüglich deren seines Nachbars zu bewahren, welcher seinen ältesten Sohn bereits zum Spieler gemacht und zum Ungehorsam gegen ihn verleitet habe, als jene dem Verluste ihres zeitlichen und ewigen Heils auszusetzen. Er wiederholte diese Erklärung mehre Male, stets mit kaltem Blute, und oft beweinte er im Gefängniss das Loos seiner Tochter, nachdem er erfahren hatte, dass sie nicht gestorben sei

B. machte über die Ermordung und den Mordversuch noch folgende Erklärungen, welche besonders in psychologischer Hinsicht merkwürdig sind; sie beziehen sich auf einen Doppelmord, welcher etwa ein Jahr vor seiner That verübt worden war.

Ein Schuhmachergeselle, welcher im Laden eines Uhrmachers eine Uhr stehlen wollte, wusste unter verschiedenen Vorwänden den Meister zu entfernen, um sich einer Uhr von geringem Werth zu bemächtigen. Als er eben die Flucht ergreifen wollte, kehrte der Uhrmacher zurück; es entspann sich ein Kampf, in welchem der Dieb, mit einem Hammer bewaffnet, jenen erschlug. Das Geschrei des Opfers rief eine andere Person herbei, welche den Verbrecher ergreifen wollte, aber dasselbe Schicksal erfuhr.

Nun vergleicht B. seine Lage mit der des Schuhmachers. Ich war, sagte er, mit dem Morden im Zuge, und wie er, konnte ich nicht aufhören, wenn man gleich meine Beweggründe nicht mit

der Schlechtigkeit derer vergleichen kann, welche den Schuster zu einem Doppelmorde fortrissen.

Die Bewohner des Hauses und der Nachbarschaft traten mehrmals vor die Thür des Zimmers, in welchem B. sich eingeschlossen hatte. Er führte mehre sehr kurze Unterredungen mit ihnen; aber sie konnten ihn nicht bewegen, die Thür zu öffnen. Er kleidete sich warm, wie es die Jahreszeit erheischte, nahm Geld, seine Pfeife nebst allem zum Rauchen erforderlichen Zubehör, und ohne die Thür zu dem Zimmer seiner Kinder zu öffnen, begab er sich auf einen nach dem Hofe führenden Corridor. Dort befahl er einem Knechte, zwei Pferde an einen Schlitten zu spannen, um ihn nach der Stadt zu fahren; er nahm Abschied von seinen Leuten, ohne die geringste Reue zu bezeugen. Er erwartete den Augenblick der Abreise, um den Umstehenden den Schlüssel der Thür zuzuwerfen, aber erst nach einer halben Stunde machte er den Kutscher mit der Ermordung der Kinder bekannt. Am Gerichtsorte angelangt, liess er sich vor die Thür eines Geistlichen führen, stieg mit der grössten Kaltblütigkeit vom Schlitten ab, nahm mit wenigen Worten von seinem Knechte Abschied, liess sich nach der Kanzelei bringen, machte dort, ohne die geringste Reue zu bezeugen, die Anzeige der verübten Thaten, und bat, den Process, sowie die Vollstreckung des Todesurtheils soviel als möglich zu beschleunigen. Während der Instruction des Processes äusserte er mehrmals dasselbe Verlangen.

Als B. in seinem Gefängnisse erfuhr, dass seine Tochter nicht gestorben, sondern selbst in der Genesung begriffen sei, sprach er darüber mehrmals mit grosser Theilnahme, wobei er doch stets den Wunsch äusserte, dass sie gestorben sein möchte, damit sie nicht der Verführung ausgesetzt sei.

Ich hielt den B. für geisteskrank. Meine Meinung gründete sich darauf, dass er, je länger, um so mehr an seinem und seiner Kinder zeitlichem und ewigem Heil verzweifelte, dass sein Verhältniss zu seinem Nachbar den Charakter einer fixen und herrschenden Idee angenommen hatte, welche eine wahnwitzige Rachsucht erzeugte, dass er sich mehren Andachtsübungen hingab, denen er früher fremd geblieben war, dass er den Vorsatz der Rache an seinem Knechte schnell zur Ausführung brachte, und dass er endlich schnell nach der Ermordung seines Knechts auch seine Kinder umbrachte. Diese verschiedenen Thaten schienen mir ein partielles Irresein mit Störung seiner Gemüthskräfte anzuzeigen. Auch wurde B. von den Gerichten nicht als Mörder verurtheilt. Man kerkerte ihn in ein münchener Gefängniss ein, wo er aller angewendeten Sorgfalt ungeachtet zu Ende des Jahres in einem unverkennbaren Zustande von Verwirrtheit starb. (Grossi.)

6.

Am 19. Juni 1832 begab sich Johanna Desroches, seit acht Tagen verheirathet, nach dem Dorfe, wo ihre Mutter wohnt. Auf dem Wege dahin tritt sie in das Haus der Eheleute Chambert, wo sich zwei ganz junge Kinder befanden. Sie ersticht das eine von ihnen mit einem Messer. Nach diesem Morde läuft sie nach der Wohnung ihrer Mutter. Diese findet sie im Stalle, versetzt ihr einen Stich mit dem Messer, wirft sie nieder und endigt ihr Werk damit, sie mit einer Hacke zu tödten, die ihr grade in die Hände geräth. Sie geht in das Nachbarhaus, steigt hastig eine schmale Treppe hinauf, ruft die Witwe Georges, wirft sich auf sie, verwundet sie mehre Male mit dem Messer, stürzt sie von der Treppe hinunter und ergreift die Flucht. Drei Tage nachher stirbt die Witwe Georges an ihren Wunden. Johanna Desroches begiebt sich nun zu der Frau Dorneron, die sich mit ihrem sieben Jahre alten Knaben in einem Zimmer befindet. Von der Thür aus ruft sie ihr zu, sie möge einmal sehen, was sich draussen zutrage. Frau Dorneron tritt in ein anstossendes Zimmer, das eine Aussicht nach der Strasse hat; Johanna Desroches stürzt sich auf das Kind und bringt ihm am Halse eine tödtliche Verwundung bei. Auf das Geschrei des Kindes kehrt die Mutter ins Zimmer zurück. Johanna Desroches will sich nun an der Mutter vergreifen, allein diese bietet ihr einen kräftigen Widerstand. Als sie sieht, dass sie diese nicht niederwerfen kann, entflieht sie in das Haus ihrer Mutter, geht in den Keller, hebt den Spund eines Fasses aus und wirft das Messer in das Fass, dann zieht sie den Zapfen aus dem Fasse und lässt den Wein auslaufen. Nun wird sie festgenommen und in das Gefängniss von Lyon abgeführt. Bottex bemerkt über diesen Fall: wir hätten nicht nöthig gehabt, zu erfahren, dass die Angeklagte stets ein bizarres Wesen gehabt habe, dass sie die Beute von religiösen Schrecknissen sowie von Hallucinationen gewesen sei und dass sich endlich zuweilen Zeichen von Verrücktheit an ihr gezeigt hatten, um davon überzeugt zu sein, dass die von ihr begangenen Verbrechen das Ergebniss einer Mordmonomanie gewesen seien. Die Auseinandersetzung der Thatsachen beweist dies zur Genüge. Sagte die Verbrecherin vor der Jury auch aus, dass sie ihrer Mutter hätte etwas anhaben wollen, weil sie öfter von derselben auf das Feld geschickt worden als ihre Schwester, so ist ein solches kindisches Motiv einmal nicht hinreichend, um die That zu erklären, andererseits aber rechtfertigten sich die andern Mordthaten hierdurch nicht. — Die Jury hat merkwürdigerweise in diesem Falle das *Schuldig des dreifachen Mordes* ausgesprochen und in Betracht mildernder Umstände die Desroches zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. (Bottex.)

7.

Am 7. Juni wurde ich bei einem kleinen 7½jährigen Mädchen consultirt, das von gewöhnlichem Wuchse war, einen weissen Teint, viele blonde Haare und dunkelblaue Augen hatte. Die Intelligenz dieser Kleinen ist sehr entwickelt, und obgleich sie Tochter eines Handwerkers ist, so hat sie doch lesen und schreiben gelernt. Sie suchte den Titel eines Buches, das auf meinem Tische lag, zu lesen, während die Mutter, da mir die Kleine anfangs nicht antworten wollte, Folgendes erzählte, was sie ganz gleichgültig mit anhörte, als wenn von jemand Anderm die Rede wäre.

Mein Mann war Witwer, als ich ihn heirathete und diese Kleine war zwei Jahre alt. Wir schickten sie zu ihren Grosseltern, die mit dieser Heirath unzufrieden waren und häufig in Gegenwart dieses Kindes ihre Unzufriedenheit ausdrückten. Als die Kleine fünf Jahre alt war, reisten wir zum Besuche hin. Die Eltern meines Mannes empfingen mich gut, aber die Kleine, die sich mit dem Vater sehr freute, wies meine Liebkosungen zurück und wollte mich nicht küssen, doch kehrte sie mit uns nach Paris zurück. Jedesmal, wenn sie Gelegenheit fand, kratzte und schlug sie mich, indem sie sagte: Ich wollte, dass du stürbest. Als sie 5½ Jahre alt war, wurde ich schwanger; sie stiess mir mit dem Fusse gegen den Leib, indem sie diesen Wunsch wiederholte. Wir schickten sie zu den Grosseltern zurück, wo sie noch zwei Jahre blieb. Als sie sieben Jahre vier Monate alt zu uns zurückkehrte, fing sie von neuem an, mich zu misshandeln, und sie sagt unaufhörlich, dass sie es sehr gern sehen würde, wenn ich und ihr kleiner Bruder, der bei einer Amme ist und den sie noch nie gesehen hat, stürben. Es vergeht nicht ein Tag, wo sie mich nicht schlägt. Bücke ich mich vor dem Kamine, so stösst sie mich in den Rücken, damit ich ins Feuer fallen solle. Sie giebt mir manchmal Fauststösse, ergreift zuweilen Scheere, Messer oder andere Dinge, um mir zu drohen und ruft dabei: ich möchte dich tödten. Der Vater hat sie oft bestraft, und obgleich Ich mich diesen Strafen widersetzte, so hat doch die Kleine nie versprechen wollen, ihre Ansichten aufzugeben. Der Vater drohte ihr einmal, sie ins Gefängniss setzen zu lassen. „Dies wird nicht verhindern, antwortete sie, dass meine Mutter und mein kleiner Bruder sterben und dass ich sie tödte.“

Nach dieser Erzählung, welche die Kleine kaltblütig anhörte, richtete ich folgende Fragen an sie, auf die sie mir ohne Erbitterung, ohne Zorn, ruhig und gleichgültig antwortete:

Frage: Warum willst du deine Mutter tödten? Antwort: Weil ich sie nicht liebe. Fr.: Warum liebst du sie nicht? A.: Ich weiss es nicht. Fr.: Hat sie dich schlecht behandelt? A.: Nein. Fr.: Ist sie gut gegen dich, sorgt sie für dich? A.: Ja. Fr: Warum schlägst du sie? A.: Weil sie sterben soll. Fr.: Wie! weil sie sterben soll? A.: Ach ja, ich will, dass sie sterbe. Fr.: Aber

deine Schläge werden sie nicht tödten, du bist zu klein dazu. A.: Ich weiss es wohl, man muss leiden um zu sterben. Ich will sie krank werden lassen, damit sie leide und sterbe, da ich zu klein bin, um sie mit einem Schlage zu tödten. Fr.: Wenn sie aber todt ist, wer wird dann für dich sorgen? A.: Ich weiss es nicht. Fr.: Es wird schlecht für dich gesorgt werden, du wirst schlecht gekleidet und unglücklich sein! A.: Gleichviel, ich werde sie tödten, denn ich will, dass sie sterbe. Fr.: Wenn du gross genug wärest, würdest du dann deine Mutter tödten? A.: Ja. Fr.: Würdest du auch deine Grossmutter tödten? (Diese ist die Mutter der jungen Frau und bei der Consultation gegenwärtig.) A.: Nein. Fr.: Und warum würdest du sie nicht tödten? A.: Ich weiss es nicht. Fr.: Liebst du deinen Vater? A.: Ja. Fr.: Willst du ihn tödten? A.: Nein. Fr.: Er bestraft dich aber doch? A.: Gleichviel, ich will ihn nicht tödten. Fr.: Obgleich dein Vater mit dir zürnt und dich schlägt, so liebst du ihn doch? A.: Ja. Fr.: Du hast einen kleinen Bruder? A.: Ja. Fr.: Er ist bei einer Amme und du hast ihn nie gesehen? A.: Ja. Fr.: Liebst du ihn? A.: Nein. Fr.: Möchtest du, dass er sterbe? A.: Ja. Fr.: Willst du ihn tödten? A.: Ja, ich habe den Vater gebeten, dass er ihn von der Amme kommen lasse, damit ich ihn tödte. Fr.: Warum liebst du denn deine Mutter nicht? A.: Ich weiss es nicht; ich will, dass sie sterbe. Fr.: Wie kommen dir so schreckliche Ideen in den Sinn? A.: Mein Grossvater und meine Grossmutter sagten es oft, *meine Mutter und mein kleiner Bruder müssten sterben.* Fr.: Aber Das ist doch nicht möglich? A.: Ja, ja. Ich will nicht mehr von meinem Vorhaben sprechen, sondern es so lange aufschieben, bis ich gross bin.

Die Unterhaltung dauerte 1½ Stunde. Die Kaltblütigkeit, die Ruhe, der Gleichmuth des Kindes erregten in mir ein sehr drückendes Gefühl. Die Stiefmutter der Kleinen ist jung, ihre Physiognomie sanft, ihr Betragen angenehm, und sie steht ebenso wie ihr Mann in einem guten Rufe. Auf meinen Rath ward das Kind in ein Kloster auf das Land geschickt, wo es drei Monate lang blieb. Alsdann nahmen die Grosseltern es wieder zu sich.

Diese Beobachtung ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig: 1) Durch den Wunsch, die Mutter zu tödten, der bei einem achtjährigen Mädchen, das sich seiner eigenen Aussage nach über nichts zu beklagen hatte, festwurzelt; 2) durch das Alter, in welchem sich diese unglückliche Neigung entwickelte. Die Grosseltern dieser Kleinen, die mit der Heirath ihres Sohnes unzufrieden waren, drücken ihre Missbilligung in heftigen Worten aus, ohne die Wirkung, die diese Ausdrücke auf ein Kind von zwei bis fünf Jahren hervorbringen können, zu berechnen. Welche Lehre für Eltern, die in Gegenwart ihrer Kinder weder in Worten noch in Handlungen sich beherrschen können, und hierdurch ihren Geist und Herz von der zartesten Jugend an verderben. (Esquirol.)

2. Pyromania (Marc), die Sucht Feuer anzulegen.

Definition. Unter Pyromania, Pyromanie (Marc), Monomanie incendiaire (Esquirol), die Sucht Feuer anzulegen, krankhafte Feuerlust und Brandstiftungstrieb versteht man einen innern krankhaften Antrieb, Feuer anzulegen, um jenen Trieb zu befriedigen. Dieser Trieb kann bei früher nicht Geisteskranken eintreten, und zwar wie die meisten Beobachtungen erweisen, in der Evolutionsperiode zwischen dem 10. und 24. Lebensjahre, oder er kommt auch bei schon Geisteskranken, Wahnsinnigen vor, wo sie dann zwar auch zu der von Esquirol angenommenen Monomanie incendiaire gehört, indessen hier weniger in Betracht kommen kann. Auch diese Monomanie ist entweder raisonnirend oder instinctartig, die erstere ist stets schwerer zu erweisen als die letztere.

Symptomatologie. Es kann hier nur die Rede von jenem Brandstiftungstriebe sein, der, wie die Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes, sich dadurch äussert, dass der Kranke seinem innern Antriebe Genüge leistet, indem er die gesetzwidrige Handlung des Brandstiftens verübt, mithin muss der Brandstifter die Symptome einer vorübergehenden Geistesstörung darbieten, um als augenblicklich Kranker, Unfreier betrachtet zu werden. Jene Fälle, wo sich ein anderes Motiv als der Krankheit nicht herausstellte, betrafen fast sämmtlich jugendliche Brandstifter zwischen dem 10. und 24. Jahre, mehr Frauen als Männer, und sie kamen häufiger auf dem Lande als in grossen Städten vor. Vielfache Beispiele haben erwiesen, dass eine Feuerlust, Feuergier, Lichtgier häufig bei jugendlichen Subjecten vorkommt, die periodisch ab- und zunimmt, und mit beendigter Evolutionsperiode verschwindet. Diese Feuergier findet zwar zuweilen unter gewöhnlichen Verhältnissen Befriedigung, ohne sich zu gesetzwidrigen Handlungen zu verirren, in andern Fällen jedoch wird der Trieb so heftig, dass dieser unter bedeutendern somatischen und psychischen Störungen in Neigung zur Brandstiftung übergehen kann. Solche Fälle liegen klar da und geben zu Irrungen keine Veranlassung, indem sich dann die gestörte Geisteskraft herausstellt; indessen kommen andere Fälle vor, bei denen keine Form der ausgebildeten Seelenstörung sich herausstellt, auch keine dauernde körperliche Krankheit bemerkt wird, auch Motive der Rachsucht, Bosheit, Schadenfreude u. s. w. fehlen, und diese sind es vorzüglich, die man unter der Zahl jener schwierig zu beurtheilenden Geisteskranken im strengern Sinne des Worts versteht, die wir hier meinen. Zeigen solche Individuen Anomalien in der Geschlechtsentwickelung und rückwirkende Erscheinungen im Gefäss- und Nervensystem, wenn auch nur periodisch, und entsprechen sie ihren psychischen Störungen, als: ungewöhnliche Gemüthsstimmung, bald grosse Reizbarksit mit ärgerlichem, störrischem Wesen, bald wehmüthige,

trübsinnige Stimmung, ohne Ursache oder nur aus geringer Veranlassung, Insichgekehrtsein oder dumpfes Hinbrüten mit Unbesinnlichkeit, schreckhaftes Auffahren, Aufschreien im Schlafe, Beängstigung ohne Anlass u. s. w., so ist der Einfluss der Entwickelung nicht zu verkennen; wird bei diesen Individuen noch Lichtgier, Feuerlust wahrgenommen, bevor die Brandstiftung geschah, und liegen sonst keine böswilligen Motive zur Handlung vor, fühlten sie sich nach der That erleichtert, ja zeigten sie sich selbst an, so ist der Zustand unbedingt mit dem Namen einer krankhaften, instinctartigen Feuerlust zu bezeichnen.

Aetiologie. Ebenso wenig, als die Krankheit juridisch als selbstständig festgestellt ist, lässt sich ihr Wesen genügend erklären; was wir hierüber besitzen, ist immer nur hypothetisch und grossentheils einander widersprechend. Gestehen doch selbst die bedeutendsten Irrenärzte und Gerichtsärzte ein, dass es bis zum heutigen Tage nicht gelungen sei, den innern Zusammenhang der vorhandenen Thatsachen mit den Ursachen zu ermitteln, oder es ist nicht möglich gewesen, diesen Brandstiftungstrieb in seinem physiologisch-pathologischen Zusammenhange mit der Evolution geeignet darzustellen. Osiander [1]) stellt die Ansicht auf, „dass viele Verbrechen ihren Grund in einer besondern Affection des Gehirns hätten; ein solcher Grund finde auch bei der Lust Feuer anzulegen statt, zumal bei der Entwickelungsperiode der Pubertät beider Geschlechter [2]), sowie das Spielen der Kretinen mit Feuer, die Feuergier mancher Hunde und Katzen, die, wie er mehrmals beobachtete, Stunden lang mit unverwandtem Blick in eine grosse Glut eines Kamins oder Stubenfeuers sehen können. Wahrscheinlich liege diese Licht- oder Feuergier in der Entweichung des arteriösen Blutes an einer andern Stelle, besonders in der Gegend der Augennerven; denn gerade alsdann, wenn bei der Pubertätsentwickelung das Blut seine Richtung nach den Geschlechtstheilen nimmt, und bei alten Thieren, bei denen der arteriöse Blutandrang nach dem Kopf schwächer, die Anhäufung des venösen Blutes aber stärker ist, sowie bei Kretinen, deren gleichsam versunkenes Gehirn den Rückfluss des venösen Blutes hindert, äussert sich die Begierde nach Feuer, d. h. nach dem Lichtreize der irritabilitätsarmen Sehwerkzeuge. Wegen dieser manchmal lebenslang fortdauernden, körperlichen Ursache ist diese Feuerlust zuweilen so unwiderstehlich, dass auch abgestrafte Feuerstifter das Feueranlegen nicht lassen können, wenn sie gleich wissen, dass die Todesstrafe ihrer wartet. Aus eben diesem Grunde aber, weil sie einen unbezwinglichen Hang zum Feueranlegen bei sich fühlen, werden sie auch zum Selbstmörder. Auf diese, in der fehlerhaften und krankhaften Organisation des menschlichen Körpers liegenden Ur-

1) Ueber den Selbstmord. Hannover 1813. S. 107.
2) Vergleiche Th. I. S. 53.

sachen der Verbrechen und Laster haben wir bis jetzt viel zu wenig geachtet; theils weil in diesen Ursachen ein Entschuldigungsgrund für den Verbrecher liegt, und der Mensch mehr geneigt ist, die Entschuldigungsgründe für die Vergehen Anderer zu mindern als zu mehren; theils weil es, auch bei der anatomischen Entdeckung einer fehlerhaften Construction des Organismus, dennoch oft so schwer ist, den Nexus zwischen dem fehlerhaften Bau und dem Verbrechen oder Laster vollkommen deutlich darzuthun, zumal für Den, der nicht eine genugsame Einsicht für die Physiologie und Psychologie besitze." Es lässt sich nicht leugnen, dass diese Theorie einen Schein für sich hat, dennoch kann sie die Krankheit keineswegs erklären, da sie eben nur eine Hypothese ist, die des Erweises bedarf. S. G. Vogel glaubt, dass die oft mit Heimweh, Aufregung des Gemüths, Trübsinn in genauem Zusammenhange stehende Feuerlust in einer um diese Zeit stattfindenden, regelmässigen Gehirnaffection und hierdurch bedingten psychischen Nothwendigkeit zum Feueranlegen deshalb zu suchen sei, weil es am wenigsten Schwierigkeiten habe, das überall zu Gebote stehende Element unvermerkt in Bewegung zu setzen. Nach ihm ist der Brandstiftungstrieb nichts Anderes, als eine *fixe Idee*, ein *unwiderstehlicher* Drang zum Feueranlegen, welcher durch eine Intemperatur des Gehirns, von einer verkehrten Richtung der Entwickelungsthätigkeit in den Pubertätsjahren erweckt, und die nicht selten durch besondere zufällige Veranlassung selbst strafbarer Art, als Rachsucht, Hass, boshaften Muthwillen, Schadenfreude oder Heimweh, Unzufriedenheit mit ihrer Lage, begünstigt und zur Ausführung gebracht wird. Diese Worte beweisen ebenso wenig wie die obigen Osiander's, und so verhält es sich mit allen bisherigen Erklärungsarten, wiewohl sich die Thatsachen selbst, dass ein solcher Brandstiftungstrieb wirklich vorkomme, nicht wegleugnen lässt. Noch stellt Friedreich folgende Ansicht auf, der, wenn sie auch immer nur als Hypothese gelten kann, doch consequente Durchführung nicht abgesprochen werden kann. Nach ihm ist die Neigung zur Brandstiftung einmal das Resultat eines abnormen psychischen Begehrens überhaupt, und eines Triebes nach Licht oder Feuer, eine Licht-, Feuergierde insbesondere. In Betreff des erstern allgemeinen Resultats, so finde die in Rede stehende Neigung in der Analogie, die zwischen den somatischen und psychischen Lebensprocessen statt hat, und nach welcher die Geistesseite im Psychischen, dem Nerven- und Sinnesleben im Somatischen, die Willensseite im Psychischen der Bewegungsthätigkeit im Somatischen, und die hier in Betracht kommende Gemüthssphäre im Psychischen der somatischen Bildungsthätigkeit entspricht, ihre Erklärung. Die Periode der Pubertät sei aber die Periode einer mächtigen somatischen Bildungstendenz, eines weit um sich greifenden somatischen Begehrens. Werde aber das Somatische hier in seiner Bildungstendenz gehemmt oder unterbro-

chen, so gestalte sich gleichsam eine Uebertragung dieses somatischen Begehrens, das nun in seiner vollen innern Thätigkeit dastehe und sich nicht nach aussen entladen könne, auf die entsprechende psychische Seite, auf das Gemüth, und es trete deshalb in diesem ein abnormes Begehren auf. Daraus lasse es sich überhaupt erklären, warum Triebe und Begehrungen so mancherlei Art mit der Pubertätsentwickelung zusammentreffen. Der specielle Trieb wird erstens durch die Beziehung des Lichts, Feuers zur Psyche überhaupt, und dann durch überwiegende Venosität und Zurückdrängung des arteriellen Bluts insbesondere bewirkt. Im makrokosmischen Leben seien Licht und Sauerstoff die edelsten Potenzen, im Menschenleben dagegen das arterielle und Nervensystem, und die durch letzteres vermittelte psychische Sphäre die ideellsten Potenzen. Das sich Verwandte, das sich gegenseitig Befreundete sucht sich in der Natur, und so müssen auch diese ideellen Potenzen im Menschenkörper, Nerven und Seele, die ideellen Potenzen des Weltkörpers, Licht und Sauerstoff, suchen. Deshalb strebt die Seele, mittels ihres Weltsinns, des Auges, dem ihr befreundeten Lichte des Universums vereint zu sein. Bringt man mit dem Lichte und Sauerstoffe die arterielle Sphäre in Beziehung, die auch stattfindet, da das arterielle Leben seine Bedeutung nur durch Licht und Sauerstoff erhält, so ist es denn erklärlich, warum in jenen Fällen, wo das arterielle Leben zurückgedrängt wird und sich das venöse auf Kosten des arteriellen erhebt, sich auch ein Trieb der Seele nach Licht, nach Feuer entwickelt, und daher geschieht es, dass zur Zeit der Pubertätsevolution, wo das Blut mehr seine Tendenz nach der Sexualsphäre hat, sich diese Begierde nach Licht und Feuer äussert, als einem stellvertretenden, aber nothwendigen Reize für das an arteriellem Blute ärmer gewordene Ganze der Psyche überhaupt, und für das, als sensorieller Factor, der Psyche zunächst stehende, gleichfalls nur irritabilitätsärmer gewordene Sehorgan insbesondere.

Dass sowohl diese als manche andere Erklärungsart von anderer Seite und zwar sehr achtbaren Irrenärzten und Physiologen bestritten worden, ist natürlich, sowie die Krankheit von ihnen als selbstständig überhaupt nicht zugegeben wird. Obenan steht Flemming, der die Häufigkeit der von jugendlichen Subjecten veranlassten Brandstiftungen dem moralischen Standpunkte der Kindheit beimisst und sich aus den besondern Umständen, welche die Brandstiftung begleiten, erklärt. Zwar giebt Flemming zu, dass eine abnorme Geschlechtsentwickelung eine Geistesstörung bewirken und diese letztere die Neigung zur Brandstiftung veranlassen könne; aber diese Neigung ist dann erst secundär, und steht in keiner directen Verbindung mit der abnormen Geschlechtsentwickelung.

Meyer, der sich ebenfalls gegen die Pyromanie ausspricht, giebt nachstehende Gründe an: Die Feuerlust und Lichtgier sei

an kein bestimmtes Alter gebunden, auch beruhe ihre Ursache keineswegs in der von Osiander angegebenen Venosität des Gehirns, indem sie am entschiedensten da gefunden werde, wo sich grade im Gehirn ein sehr rege entwickelnder Lebensprocess, also auch ein sehr reichlicher Vorrath arteriellen Blutes nachweisen lasse, nämlich bei den zartesten, für sonstige Sinneseinwirkungen noch kaum empfänglichen Kindern. Das Licht nimmt Kinder hauptsächlich in Anspruch, ja eine Feuerflamme vermag ihr Schmerzensschreien augenblicklich zu stillen, sie vertiefen sich in ihrem Anblicke und verlieren die rege Empfänglichkeit für Sensation anderer, selbst unangenehmer Art. Diese Lichtgier begleitet das Kind durch die Kinderjahre und steigert sich sogar zur Feuerlust. Auch äussert sich die Lichtgier nicht blos bei allen Thieren, sondern bei Thieren jedes Alters. Der vermeintliche Brandstiftungstrieb äussere sich nur auf dem Lande, nicht aber in grossen Städten, während bei den viel häufiger gegebenen ungewissen Bedingungen zu seiner Entwickelung der umgekehrte Fall eintreten müsste. Wäre es ein Trieb, so müsste er sich unter jenen Verhältnissen ebenso gut in der Stadt als auch auf dem Lande offenbaren. Namentlich müsste die Ausführungsart des Verbrechens Zweifel erwecken. Das Verbrechen wird heimlich, versteckt begangen, verräth also klares Bewusstsein des Unrechts und der Strafbarkeit; Umständlichkeit und Mühseligkeit in seiner Befriedigung begleitet die That. Wäre der Brandstiftungtrieb nur ein solcher, so würde er nicht immer an fremdem Eigenthum seine Lust büssen; der Brandstifter könnte der Lust durch Anlegung eines Feuers an andern Orten, z. B. auf freiem Felde genügen; dann aber spricht noch dagegen, dass die Brandstifter sich an dem ausgebrochenen Feuer keineswegs ergötzen, sondern nach verübter That hierauf verzichten, sich entfernen.

Diese Gründe haben offenbar viel für sich, nur entkräften sie die zahlreich vorhandenen Beispiele von jugendlichen Brandstiftern, die ohne irgend zu ergründende Motive dennoch die That begingen, nicht; es herrscht also hier immer noch ein mysteriöses Dunkel, welches zu enthüllen bis jetzt nicht gelungen ist.

Marc, der über die Pyromanie Untersuchungen anstellte und in seinem letzten Werke [1]) seine früher mitgetheilte Arbeit über diesen Gegenstand hier wiedergiebt, spricht sich über das Wesen der Krankheit ebenfalls nicht genügend aus. Jedenfalls ist es nach ihm auffallend, dass die meisten Brandstifter jugendlichen Alters seien und zwar solche, bei denen die Geschlechtsentwickelung herrannaht oder bereits im Gange ist. Die Zahl der weiblichen jugendlichen Brandstifter ist in Frankreich geringer als in Deutschland, was man wenigstens in Bezug auf Frankreich als

1) Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Rechtspflege. Aus dem Französischen von Ideler. Berlin 1844.

eine Widerlegung des Einflusses, den die Gechlechtsentwickelung auf die Entstehung der Pyromanie ausüben kann, ansehen dürfte. Dies erkläre sich aber aus dem Einflusse des Klimas, der Sitten, Gewohnheiten, die in Frankreich und Deutschland nicht dieselben seien. Nach ihm sind die Nervenkrankheiten bei den Deutschen weit häufiger und bizarrer als bei den Franzosen; besonders im Norden von Deutschland seien die Nervenkrankheiten, welche sich zu den Anstrengungen der Pubertätsentwickelung gesellen, sehr häufig, und dies Land habe ohne Widerrede die grösste Menge der seltsamsten Neurosen hervorgebracht. In Frankreich, namentlich auf dem Lande, sind sie nicht so häufig als in Deutschland. Marc findet den Grund hiervon in der Lebensordnung und schildert die Lebensweise der deutschen Landmädchen folgendermaassen: Die physische Erziehung des deutschen und französischen Landmädchens ist weit voneinander unterschieden. In Frankreich leben die Bäuerinnen unter einem angenehmen Himmelsstriche, sie sind von Kindheit daran gewöhnt, im Winter mehr in gemässigten, als in warmen Wohnungen zu leben, ihre Nahrung ist einfach und wenig mit Gewürzen vermischt, und warme Getränke kennen sie kaum. Nichts reizt oder hindert also bei ihnen auf eine merkliche Weise die Entwickelung der Pubertät, deren hauptsächlichstes Kennzeichen, die Menstruation, sich auf normale Weise einstellt, und wobei noch der heilsame Einfluss des Klimas zu Hülfe kommt. In Deutschland, namentlich im nördlichen, ist es nicht so. Die Heizung der Wohnungen auf dem Lande geschieht durch ungeheure Oefen, auf und hinter welchen zuweilen ein Theil der Familie schläft. Diese Hitze ist wenigstens die Hälfte des Jahres so stark, dass sie einem Jeden beschwerlich fällt, der einen solchen Wohnort besucht, ohne an eine so warme und feuchte Atmosphäre gewöhnt zu sein. Denn beinahe immer wird das Wasser, das zum häuslichen Gebrauche und zur Abkochung des Futters für das Vieh dient, in grossen kupfernen Töpfen, die in den Ofen eingemauert sind, zum Kochen gebracht, und die dadurch entstehenden Wasserdämpfe vollenden noch die Zerstörung der Elasticität der sie umgebenden Luft. Fügen wir noch zu diesem nachtheiligen Umstande den häufigen Gebrauch warmer gewürzter Getränke, z. B. der Biersuppe, die mit Kümmel oder Koriander gewürzt wird, den Gebrauch des zwar schwachen, aber in grosser Menge getrunkenen Thees (dies ist wohl ein Irrthum) und endlich die Gewohnheit, in Federbetten zu schlafen, so wird man sich leicht erklären können, wie diese Einflüsse, indem sie oft plötzlich mit einer grossen und langen Kälte abwechseln, wechselsweise aufregen und schwächen, und so Gelegenheit zu Nervenaffectionen geben.

Diagnose. Um die Pyromanie bei jungen Subjecten richtig zu beurtheilen, giebt Henke nachstehende Regeln an:

1) Die Epoche, in welcher die krankhafte Feuerlust und

Neigung zur Brandstiftung als Wirkung unregelmässiger Entwickelung sich zeigt, ist das Alter zwischen 12 und 20 Jahren. Dieser Zeitraum muss je nach der Individualität zuweilen ausgedehnt werden und kann vom 10. bis 24. Jahre dauern, d. h. bei Mädchen kann diese Epoche zeitiger eintreten, bei Männern sich länger hinziehen. — Wenn nun dieses Alter auch durchaus berücksichtigt werden muss, so bietet es, abstract genommen, allein keinen Beweis.

2) Wenn im Allgemeinen Symptome oder deutliche Anzeigen einer ungeregelten Entwickelung und kritischen Anstrengung vorhanden sind, mit deren Hülfe die Natur die Entwickelung durchzusetzen strebt, so spricht dies zu Gunsten des Angeklagten.

Diese Zeichen sind im Allgemeinen: ein schnelles Wachsthum in die Länge seit dem frühesten Alter, oder auch ein verzögertes Wachsthum, sowie eine im Verhältniss zu dem Alter des Individuums verzögerte physische Entwickelung; eine ausserordentliche Mattigkeit, Schwere und Trägheit in den Gliedern, Schmerzgefühle ohne deutliche Ursache, Anschoppungen der Drüsen, Hautausschläge u. s. w.

Noch muss hinzugefügt werden, dass sich die abnorme Feuerlust mehr oder minder bereits früher offenbart haben muss; im entgegengesetzten Falle ist die Brandstiftung nur wie jede andere gewaltthätige Handlung, die in Folge einer Seelenstörung überhaupt begangen wird, zu betrachten und daher erst die wirkliche Unfreiheit vor oder während der That zu erweisen.

3) Wenn vor verübter Brandstiftung in den Geschlechtstheilen Symptome der Entwickelung sich regten, z. B. bei jungen Mädchen Menstruationsbeschwerden, so müssen diese Symptome sorgfältig beachtet werden. Sie machen es um so wahrscheinlicher, dass die Entwickelungsvorgänge störend in die Functionen des Gehirns eingegriffen haben, als sie von andern Symptomen unterstützt werden, von denen bald die Rede sein soll.

Die Verzögerung, der Mangel, die Unordnung oder Unterdrückung der Menstruation haben die grösste Bedeutung, wenn es darauf ankommt, den physischen Zustand junger Brandstifterinnen zu beurtheilen.

4) Vorzüglich muss man die Aufmerksamkeit auf Symptome richten, welche eine Störung des Kreislaufs und der Nerventhätigkeit zu erkennen geben.

Störungen des Blutumlaufs, starke Anfälle von Orgasmus, unregelmässiger Puls, deutlicher Andrang des Bluts nach dem Kopfe, Kopfschmerz, Schwindel, ein Zustand von Betäubung, Congestionen nach der Brust mit Beklemmung und Angst, dies sind die gewöhnlichen Symptome, welche bei jungen, in der Ausbildung begriffenen Subjecten beiderlei Geschlechts eine Hemmung oder Störung der Geschlechtsentwickelung zu erkennen geben. Die Symptome einer Störung der Nerventhätigkeit sind nicht weniger häufig; dahin gehören: Zittern, unwillkürliche Bewegung der Mus-

keln, Krämpfe und Convulsionen jeder Art bis zur Epilepsie und Katalepsie. Sobald diese Symptome stattfinden, bieten sich sehr gewöhnlich die Zeichen einer Störung der Verstandesthätigkeit dar, welche aber nicht stets zur Anerkennung kommen, zumal wenn sie von kurzer Dauer sind.

Diese Zeichen verrathen eine bemerkenswerthe Veränderung des Charakters. Zuweilen wird der Kranke zum Zorn geneigt, zanksüchtig; zu andern Zeiten wird er traurig, schweigsam; ohne Ursache oder bei der geringsten Veranlassung zerfliesst er in Thränen. Er scheint in eine tiefe Träumerei zu versinken, bleibt scheinbar abwesend, wird plötzlich von Schrecken ergriffen, kehrt plötzlich zur Besinnung zurück, stösst im Schlafe Geschrei aus u. s. w. Der Zustand bleibt zuweilen auf dieser Stufe stehen, und die Symptome verschwinden, kehren wieder, oder wechseln mit einander ab. Andere Male steigern sie sich und verwandeln sich in eine sehr deutliche Geistesstörung. Ekstase, Visionen, Illusionen, Somnambulismus, freiwilliger thierischer Magnetismus, Melancholie, Irrereden, Neigung zum Selbstmorde können gleichfalls aus dieser Ursache entstehen.

Wenn aber auch nicht so entschiedene Zeichen hervortreten, so kann doch die Brandstiftung bei einem Mangel an sittlicher Freiheit verübt worden sein. Dieser aus physischen Störungen entstehende Mangel an sittlicher Freiheit kann mit um so grösserem Rechte angenommen werden, wenn die unter Nr. 3 und 4 angegebenen Erscheinungen obwalten, und wenn es möglich wurde, festzustellen, dass bis zur Zeit der verübten That eine Fortdauer oder periodische Wiederkehr der in Rede stehenden Symptome stattfand.

5) Die Abwesenheit positiver Zeichen einer Geistesstörung, sowie das Vorhandensein solcher, welche auf eine unverletzte Vernunft hinzudeuten scheinen, dürfen den Arzt nicht irreleiten und auf Abwege führen.

Es giebt einen Zustand, wo ungeachtet des Mangels an sittlicher Freiheit, die Vernunft nicht gestört zu sein scheint; dieser Zustand findet bei jungen Brandstiftern statt. Wenn daher vor der Brandstiftung bei ihnen durchaus keine deutliche Spur von Geisteskrankheit bemerklich wurde, sie vielmehr fähig waren, ihren gewöhnlichen Beschäftigungen obzuliegen; wenn sie in den Verhören stets auf eine passende Weise die ihnen vorgelegten Fragen beantworteten und sie selbst eingestanden, dass Rachsucht zu ihrer That Veranlassung gegeben habe, so kann man doch daraus noch nicht mit Gewissheit schliessen, dass sie in vollem Besitze ihrer sittlichen Freiheit waren. Es kann nämlich unter den angegebenen Bedingungen eine einzige fixe Idee diese Unglücklichen beherrscht haben und erst nach vollbrachter That zum Vorschein kommen. Die auf eine pathologische Weise gegründete Pyromanie kann sich sehr leicht gleichzeitig mit dieser

Ursache steigern, z. B. wenn die Regeln erscheinen, und sie kann sich dann plötzlich in einen unwiderstehlichen Drang verwandeln, welcher unmittelbar zur That führt.

Nach Masius gelten folgende diagnostische Zeichen für das Vorhandensein einer Pyromanie als Wirkung eines pathologischen Zustandes:

1) Wenn man kein Motiv, als: Bosheit, Zorn, Rache, Verdruss entdeckt. — Es scheint, dass bei mehreren Brandstiftern als Wirkung einer Krankheit zur Zeit des Feueranlegens ein Zustand von Stumpfsinn und Selbstvergessenheit stattfand, da sie in ihren Verhören kein Motiv angeben konnten.

2) Wenn Neigung zur Brandstiftung zusammentrifft mit den Erscheinungen einer krankhaften Geschlechtsentwickelung, nicht allein in Bezug auf die physischen, sondern auch in Bezug der sittlichen Kräfte. Er besteht auf die Nothwendigkeit, bei jungen Brandstiftern nicht jedesmal eine vollständig entwickelte Geisteskrankheit antreffen zu wollen, weil bei ihnen eine verborgene Verstandesstörung obwalten könne, welche nur von einem sehr geübten und scharfsichtigen Auge aufzufinden ist. Von diesen Fällen unterscheidet er diejenigen, wo man eine oft an Blödsinn grenzende kindische Verstandesschwäche antrifft.

Die negativen Zeichen dagegen der Pyromanie, welche sich aus einer physischen Störung ergeben und bei den meisten jungen Brandstiftern beobachtet worden sind, würden sein:

1) *Das Heimweh.* Doch gilt dies nicht ohne Einschränkung, denn es kann bei schwachen Kindern, oder bei Solchen, welche im Hause eingesperrt, von ihren Herren hart behandelt werden, ein lebhaftes Verlangen entstehen, in das väterliche Haus zurückzukehren. Dies Verlangen kann in ihnen eine an Melancholie grenzende Traurigkeit erzeugen, zu welcher sich ein Gefühl von Angst gesellt, und welches man an der finstern Miene, dem öftern Weinen, Auffahren im Schlafe und Abmagerung erkennt. So kann es geschehen, dass in diesem Zustande das Verlangen, sich durch den Anblick der Flammen von der Angst zu befreien, den Grad einer unwiderstehlichen Begierde erreicht und zu einer Handlung fortreisst, bei welcher keine sittliche Freiheit mehr stattfand. Wenn dieser Gemüthszustand beobachtet wurde, entflohen die Kinder nicht, sie waren vielmehr, wie sie es erklärten, von der sie quälenden Angst befreit.

Das Heimweh kann auch noch auf eine andere Art auf das Gemüth zurückwirken, indem es in dem Kinde eine grosse Neigung zum Zorn und Widerspenstigkeit hervorruft, welches überdies ohne Ueberlegung handelt, und auf diese Art in ihm die Vorstellung der Brandstiftung, als das einzige Mittel, sich aus der unangenehmen Lage zu befreien, erzeugen. Dann wird die That in einem Augenblicke der Gemüthsaufregung vollbracht, welche die sittliche Freiheit, wenn nicht gänzlich ausschliesst, doch sehr

schwächt. Diese Wirkung des Heimwehs ist jedoch keinesweges constant, sondern der Mangel an Ueberlegung lässt sie auch blos die Brandstiftung als ein Mittel zur Flucht und der Rückkehr zu ihren Aeltern ansehen. Andere Male ist das Heimweh nur ein Vorwand, und Bosheit, Rachsucht sind die wahren Ursachen ihrer Schuld.

2) Ein heftiger und plötzlicher Anfall von Zorn, während dessen, wie die jungen Brandstifter aussagen, die Vorstellung des Feueranlegens in ihren Seelen auftauchte.

3) Hass und Rachedurst, veranlasst durch wirkliche oder eingebildete schlechte Behandlung, haben am häufigsten junge Subjecte, besonders Mädchen, zur Brandstiftung angetrieben.

4) Ebenso war Neid, namentlich beim weiblichen Geschlechte, eins der wirksamsten Motive.

Die Gegner der Lehre von der Pyromanie haben alle diese Kennzeichen als nicht genügend verworfen, und in der That lassen sie, um die Krankheit als selbstständig zu betrachten, sehr viel zu wünschen übrig; es kann jedoch hier keinesweges darauf ankommen, die Gegengründe aufzuzählen, da es uns hier auf die Feststellung des Positiven, nicht aber des Negativen ankommt. Ist einmal die Thatsache festgestellt, dass die Möglichkeit allerdings, wenn auch sehr selten und ausnahmsweise, gegeben ist, so müssen wir uns mehr an die positiven, als negativen Beweise halten, und so haben wir diesen allerdings noch zweifelhaften Krankheitszustand mit den für ihn sprechenden Gründen mehr berücksichtigt, als ihn in Abrede gestellt, wenn wir auch zugeben, dass zu einer unbedingten Anerkennung der Pyromanie noch sehr viele Beweise fehlen. Wollten wir ein Urtheil im Allgemeinen fällen, so wäre es das, dass sich die Thatsache nicht in Abrede stellen lässt, dass Fälle jugendlicher, in der Evolutionsperiode begriffener Brandstifter beobachtet worden sind, bei welchen kein böswilliges Motiv zur That sich herausstellte, bei denen selbst Unbefangenheit, jugendlicher Leichtsinn, Verwahrlosung der moralischen Erziehung keinesweges nachzuweisen war, und bei denen nur eine abnorme Feuerlust ermittelt werden konnte. Es scheint also hier ein tiefes, im Organismus begründetes Anreizungsprincip zur That vorzuliegen, dessen physiologische Erklärung wir zu geben nicht im Stande sind. Ausserhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit liegt dieser Trieb gewiss nicht, aber ebenso wenig darf er überall angenommen werden, wo das Verbrechen der Brandstiftung in der Evolutionsperiode begangen wird; denn unbedingt ist die Mehrzahl jugendlicher Brandstifter Verbrecher, oder wirklich Geisteskranke, die es schon vor der That waren; die Untersuchung ist daher immer auf das sorgfältigste zu unternehmen und namentlich die moralische Erziehung und der Charakter zu berücksichtigen.

Die *Prognose* und *Therapie* sind, wie aus Obigem erhellt, je

nach den Umständen leicht oder schwer zu bestimmen und müssen gänzlich der Ansicht des rationellen Arztes überlassen bleiben.

Da sie jedoch häufig mit gestörter Circulation oder krankhafter Gefässthätigkeit, besonders im Gehirn, in Verbindung steht, und ausserdem oft bei Frauenzimmern mit Affection der Geschlechtsorgane oder Unterdrückung der Menstruation, sowie bei Männern mit Unordnung der Digestionsfunctionen und Blutandrang nach dem Kopfe zusammenhängt, so muss auch eine kräftige ärztliche Behandlung eingeschlagen werden, da der krankhafte Trieb oft so heftig ist und so plötzlich in Wirksamkeit tritt, dass eine blos moralische Behandlung entweder zu spät kommt, oder nicht ausreicht. In solchen Fällen sind demnach, dem Grade der örtlichen oder allgemeinen Plethora, sowie der gesteigerten Gefässthätigkeit dienlich: örtliche oder allgemeine Blutentziehungen, kalte Douchen, kalte Begiessungen, Regenbäder, Purganzen, Revulsorien und Derivantia, Antimonialien und andere Diaphoretica, Digitalis und Beförderung der Se- und Excretionen überhaupt. Doch muss man sie durch passende körperliche und geistige Beschäftigung und sittliche Leitung bestmöglichst unterstützen.

Krankengeschichten.

1.

Am 22. September 1830 brach gegen 11 Uhr Abends eine Feuersbrunst in dem Hauptgebäude der Meierei der Eheleute Pelgas zu Rocherolles aus. Mehrere Umstände liessen glauben, dass das Feuer auf eine solche Weise angelegt worden sei, dass der Brandstifter den Feuertod der Mägde beabsichtigt habe, unter welchen sich die Magd Durieux befand.

Der Maire wusste, dass die Frau Toussaint in die heftigste Eifersucht gegen die Victoire Durieux entbrannt sei, welche sie beschuldigte, mit ihrem Ehemanne in einem gesetzwidrigen Verhältnisse zu stehen; er entschloss sich, eine Nachforschung bei ihr anzustellen, deren Ergebniss hinreichende Indicien darbot, um sie vor sich fordern zu lassen. Sie gestand unter Thränen, dass sie allein es gewesen sei, welche am 22. September Abends gegen 10 Uhr Feuer an das eingeäscherte Haus gelegt habe. Sie fügte hinzu, dass sie sich sehr unglücklich über das Verhältniss fühle, welches ihr Mann mit der Victoire Durieux unterhalte, und sie gab somit selbst das Motiv ihrer That an.

Zum Verhaft abgeführt, gestand sie, dass sie in Strümpfen aus ihrer Wohnung nach der des Pelgas sich geschlichen, dass sie in einem Holzschuh ein angezündetes Ende einer Kerze mit sich genommen, und das Feuer an einige Strohbande angelegt habe, welche im Pferdestalle des Pelgas lagen. Vor dem In-

structionsrichter wiederholte sie die nämlichen Geständnisse mit der grössten Ausführlichkeit, und sagte, dass sie vor dem Anlegen des Feuers beim Pelgas in den Pferdestall der andern Meierei gegangen und sich überzeugt habe, dass ihr Mann sich zur Ruhe begeben und eingeschlafen sei; sie habe eigentlich nicht beim Anlegen des Feuers in den Pferdestall gewollt, dass die Flammen die Magd Durieux ergreifen sollten (welches möglich gewesen sei), weil die andern Mägde neben ihr geschlafen haben; aber es würde ihr sehr lieb gewesen sein, wenn die Feuersbrunst der Erstern eine Gemüthserschütterung veranlasst und sie krank gemacht, ja ihr den Tod verursacht hätte. Was den den Eheleuten Pelgas zugefügten Schaden betreffe, so hätten dieselben sie zur Verzweiflung getrieben, indem sie das Verhältniss zwischen ihrem Ehemanne und der Durieux gestattet hätten.

Im zweiten Verhöre vor dem nämlichen Richter suchte sie bei Wiederholung ihrer Bekenntnisse ihre Schuld zu mildern, indem sie behauptete, dass sie acht Tage vor diesem Unglück einen beträchtlichen Blutverlust und in Folge desselben ein ein- oder zweitägiges Irresein erlitten habe; seit dieser Zeit sei ihr Kopf schwach geblieben, und sie habe seltsame Vorstellungen gehabt; der Vorsatz, beim Pelgas Feuer anzulegen, sei in ihr erwacht, nachdem sie sich niedergelegt; sie habe das Bett verlassen, sich angekleidet, das Haus in Strümpfen verlassen, ohne ihre Besinnung zu haben. — Die Toussaint wurde für *nicht schuldig* erklärt. (Marc).

2.

Die Magd eines Bauern, Namens Kulinawska, 17 Jahre alt, wurde bei ihrer Rückkehr vom Tanze, bei welchem sie sich sehr erhitzt hatte, plötzlich von der Begierde überfallen, Feuer anzulegen. Am dritten Tage führte sie ihren Vorsatz wirklich aus, und gab hernach an, dass sie bis zur Befriedigung ihrer Begierde fortwährend eine grosse Beängstigung empfunden habe, dagegen habe sie noch nie eine so grosse Freude empfunden, als da sie das Feuer endlich gesehen habe. (Klein's Annalen 12. Bd.).

3.

Ein weniger als 15jähriges Mädchen, Namens Pruboska, vom Heimweh befallen, legte zweimal Feuer an, um ihre Herrschaft verlassen zu können. Sie sagte aus, dass sie seit ihrem Eintritt in den Dienst immerfort von dem Verlangen beherrscht wurde, Feuer anzulegen. Es kam ihr vor, als ob ein beständig vor ihr schwebendes Gespenst sie zur Brandstiftung antriebe. Das Mädchen litt lange Zeit an Kopfschmerzen, auch war die Menstruation bei ihr im Rückstande geblieben. (Ebendaselbst.)

4.

(Raisonnirende Brandstiftungs-Monomanie). Der Brand der Kathedrale in York wurde durch einen Mann, Namens Martin, verübt, der aus seiner That durchaus kein Geheimniss machte. Er wurde verhaftet und vor die grosse Jury der Grafschaft York gestellt, der die Entscheidung oblag, ob der Verbrecher in den Anklagestand versetzt werden sollte. Durch den Gefängnisswärter auf die Bank der Angeklagten geführt, fing Jonathan Martin an, mit lächelndem Gesichte sich mit den ihn umgebenden Personen zu unterhalten.

« Sind Sie über Das, was Sie gethan haben, betrübt? » frug ihn eine Dame. — « Keinesweges, antwortete Martin, wäre es noch nicht geschehen, so würde ich es thun; es war nothwendig, das Haus des Herrn von den unwürdigen Dienern zu reinigen, welche von der traditionellen Reinheit des Evangeliums abweichen. » — « Aber, entgegnete die Dame, ein so schönes Gebäude zerstören, war nicht das Mittel, die Priester zu bessern, welche in einer Kirche den Gottesdienst verrichten. »

Martin fing an zu lächeln, und sagte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: « Verzeihen Sie mir, dies wird Sie zum Nachdenken veranlassen; Sie werden es erkennen, dass es der Finger Gottes war, der meinen Arm leitete. Die Christen, welche sich ernstlich zur wahren Religion Gottes bekennen, werden es beweisen, dass ich recht gehandelt habe. Der Herr bedient sich geheimnissvoller Wege, und sein Wille bewirkt Alles auf der Erde wie im Himmel. »

In diesem Augenblick verkündete das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Trommeln der Provinzial-Yeomanry die Ankunft des Grossrichters Bayley, welcher den Assisen präsidirte und dem man militairische Ehre erwies. « Es ist sonderbar, rief Martin, man glaubt die Posaunen des jüngsten Gerichts zu hören. »

Herr Bayley, ein fast achtzigjähriger Greis, hatte viele Mühe, durch die Menge zu dringen, um zu seinem Sessel zu gelangen. « Seht Euch doch vor, sagte der Angeklagte zu den Umstehenden, Ihr werdet diesen guten alten Mann erdrücken. Man muss gestehen, sagte er, sich an den Gefängnisswärter Kilby wendend, dass ich eine grosse Menge Menschen in Bewegung gesetzt habe. Selbst Bonaparte hat in seinem ganzen Leben nicht so viel Aufsehen erregt. » Hierauf wandte er sich an die Stenographen, die nicht fern von ihm sassen, und sagte: « Meine guten Freunde, nicht wahr, ich mache Euch viel Arbeit? »

Der Bruder des Angeklagten, ein achtungswerther Geistlicher, hatte die Erlaubniss erlangt, der Audienz beizuwohnen, um durch seine Gegenwart die Zeugenaussagen zu bekräftigen,

welche Jonathan Martin als einen Wahnsinnigen schildern sollten. Letzterer schien beim Erscheinen des Bruders entzückt zu sein.

Nach einer kurzen Berathung erklärte die grosse Jury die Anklage für begründet; es kam also nur noch darauf an, die Jury für den Urtheilsspruch zu bilden. Schon hatte man, den englischen Gesetzen in Betreff der Kirchenschändung gemäss, die königliche Proclamation gegen jede Art von Profanation und Zauberei vorlesen lassen, als der Anwalt des Angeklagten, sich eines gesetzlich ihm zustehenden Rechts bedienend, in Betracht, dass es sich um eine ganz besondere Sache handle, die Forderung aussprach, dass der Process im Innern des Schlosses von York entschieden werden solle. Dies Gerichtsverfahren bietet dem Angeklagten mehrfache Vortheile.

«Ist es Ihr Wille, im Innern des Schlosses gerichtet zu werden?» fragte der Grossrichter. — «Es ist mir wenig daran gelegen, sagte Martin; bestimmen Sie, mein guter Alter, als wenn es für Sie selbst wäre. — Richten Sie mich, wo es am bequemsten ist; was mich betrifft, so geschehe der Wille des Herrn.»

Der öffentliche Ankläger bemerkte, dass die Veränderung des Gerichtsverfahrens grosse Kosten verursache, und der Angeklagte für ihre Bezahlung persönliche Bürgschaft leisten müsse. «Ich die Kosten bezahlen? rief Martin aus. Denken Sie nicht daran, ich besitze nicht einen baaren Heller.»

Der Grossrichter Bayley erwiederte, es sei der Wille des Gesetzes, in solchen Fällen eine persönliche Bürgschaft zu leisten. «Wenn Sie keine andere Bürgschaft, als mich selbst verlangen, sagte Martin, so können Sie unbesorgt sein, ich werde die Kosten bezahlen, sobald ich es vermag.»

Der öffentliche Ankläger erhob sich und bemerkte, da die Ueberweisung an die Assisen des Schlosses von York, den Vorrechten der Grafschaft gemäss, gefordert worden sei, so könne er sich nicht widersetzen. Er fügte hinzu, dass er von einem andern Hauptpunkte der Anklage ausser dem der Brandstiftung abstehe, nämlich der Entwendung der goldenen Frangen und anderer kostbarer Gegenstände, welche die Kanzel des Erzbischofs umgaben. «Sie thun wohl daran, von der Anklage des Diebstahls abzustehen, sagte Martin; sie hatte keinen vernünftigen Sinn. Ich hegte nicht die Absicht, irgend etwas zu entwenden; aber da ein Engel nach dem Willen Gottes mir befahl, Feuer in der Kirche anzulegen, so musste ich mich wohl mit Beweisen versehen, dass ich allein diese That vollbracht hatte, damit ein Anderer nicht die Ehre davon trüge, oder, wenn Sie lieber wollen, die Strafe zu erdulden hätte.»

Wir haben nirgends die ferneren Verhandlungen dieses Processes auffinden können, nur ist es bekannt, dass Martin für wahnsinnig erklärt wurde, und demgemäss einer Irrenanstalt übergeben wurde.

5.

Jane Walls, ein 13jähriges Mädchen, Dienerin bei Stone, einem Pächter im Dorfe Buckinside bei London, erschien vor dem Polizeibureau im Elisabeth Street, angeklagt wegen Brandstiftung.

Stone deponirte Folgendes: Jane Walls steht seit einiger Zeit in meinen Diensten, und ich hatte keine Klage über ihr Betragen bei mir zu führen. Gestern zur Zeit des Mittagessens, als ich mit meiner Frau meine Mahlzeit genoss und meine Dienstboten und Arbeiter in der Scheune speisten, trat die kleine Walls ganz ausser sich herein. « Mein Herr, rief sie, kommen, eilen Sie schnell; es ist Feuer im Hause ausgebrochen. » Ich lief in ein höheres Stockwerk, wo ein Bett und dessen Vorhänge ganz in Feuer standen. Ich rief zu Hülfe, meine Dienstleute eilten herbei, und in wenigen Augenblicken wurden wir Herren des Brandes. Wenige Augenblicke später würde die ganze Meierei ein Raub der Flammen geworden sein.

Samuel Prendesgust, Polizeiofficiant, deponirte, da das Benehmen der Jane Walls ihm verdächtig vorgekommen sei, so habe er sie befragt und sie zum Geständniss gebracht, dass sie das Feuer im Hause angelegt habe, um zu sehen, was daraus werden würde.

Jane Walls erwiederte auf die Fragen: « Ich glaubte nichts Böses zu thun, ich wollte versuchen, indem ich ein angezündetes Licht den Bettvorhängen nahe brachte, ob man sie in Brand stecken könne; ich war neugierig, die Wirkung der Flamme zu sehen; ich glaubte, es müsse schöner aussehen als brennende Steinkohlen und Reisbündel im Kamin. »

Frage: Haben Sie einige Ursache zum Hass oder zur Rache gegen Ihren Herrn? Antwort: Keine. Ich befand mich sehr wohl bei Herrn Stone, ich glaubte ihm keinen Schaden zuzufügen, indem ich ein schleches Bett verbrannte; er ist reich genug, um es durch ein besseres zu ersetzen. — Fr.: Können Sie lesen und schreiben? — A.: Ja, mein Herr, ich habe lange die Schule besucht. — Fr.: Sie haben daselbst die Vorschriften der Moral kennen lernen und erfahren müssen, dass es kein grösseres Verbrechen giebt, als Feuer an fremdes Eigenthum zu legen; denn indem man ein Haus verbrennt, ist es möglich, den Tod der Bewohner desselben zu veranlassen. — A.: Ich habe an dieses Alles nicht gedacht; ich wollte nur ein schönes Freudenfeuer anzünden. — Fr.: Sie haben Vettern, welche rechtschaffene Landleute sind; es geht aus den Nachrichten, welche ich vor Augen habe, hervor, dass sie Ihnen sehr gute Grundsätze beibrachten; sie sagten Ihnen, dass es einige Kinder gäbe, welche böse genug wären, Häuser in Brand zu stecken, dass man sie aber aufhinge. — A.: Wenn ich gewusst hätte, dass ich aufgehängt wer-

den würde, wenn ich ein Freudenfeuer anzündete, so hätte ich es nicht gethan.

Da es nach den englischen Gesetzen feststeht, dass, wenn das Haus selbst beschädigt ist, eine Klage auf schweres Verbrechen eingeleitet werden muss, dies aber hier der Fall war, indem auch die Wände des Zimmers beschädigt waren, so musste dieses auch hier geschehen.

Herr Hardwike, Magistratsperson, las ein Zeugniss des Dr. Southwood-Smith, Arztes an einem Grafschafts-Hospital, vor. Das Zeugniss bestätigte, dass Jane Walls vor einiger Zeit an einem Gehirnfieber gelitten, dass ihre Reconvalescenz lange gedauert hatte und dass ihre Geisteskräfte gestört sein könnten.

Flower und einige achtbare Eigenthümer, Freunde der Wall'schen Familie, deponirten, dass die J. Walls mehrere Spuren, wenn auch nicht von Geistesstörung, doch von ausserordentlicher Verstandesschwäche zu erkennen gegeben habe. Seit ihrer langwierigen Gehirnkrankheit hatte sie beinahe Rückfälle derselben erlitten, und da sie mit heftiger Migräne befallen war, so sah man sich genöthigt, ihr die Haare abzuschneiden, welches Verfahren dort bei den Landleuten für ein sicheres Vorbeugungsmittel gegen Kopfschmerz und Gehirnentzündung gilt.

Hardwike erklärte, da er keinen Beweis auffinde, dass das Kind das Verbrechen der Brandstiftung aus Bosheit verübt habe, so könne er sie nicht mit einer Anklage auf Leib und Leben verfolgen.

Vorstehendes Beispiel ist unserer Ansicht nach keineswegs genügend, um eine Pyromanie anzunehmen, da wohl hier mehr ein kindisches Verlangen nach einem Brande, wobei wahrscheinlich nur geringe geistige Ausbildung vorhanden war, um sie das Strafbare ihrer Handlung erkennen zu lassen. Wäre diese Ausbildung mehr vorgerückt gewesen, so hätte sie die That unterlassen, wie dies auch aus ihrer Aussage selbst hervorgegangen.

3. Stehlmonomanie, Diebeswahn, Kleptomanie (Marc), Klopemanie (Matthey).

Definition. Unter Stehlmonomanie, Diebeswahn, Kleptomanie (von κλεπτω, ich stehle, und μανια), versteht man einen unwiderstehlichen Antrieb zu stehlen. Dieser Trieb zum Stehlen kommt sowohl bei mehreren Formen von Geistesstörungen vor, und ist dann nur als ein der bestehenden Geisteskrankheit angehörendes Symptom zu betrachten, oder er tritt als selbstständige Krankheitsform auf, und gehört dann zu den Monomanien. Die erstere Form kann hier nicht berücksichtigt werden, und es ist also die letztere, die wir ins Auge fassen.

Symptomatologie. Ebenso wie die Mania sine delirio ist die Stehlmonomanie als selbstständige Krankheitsform von Vielen in Abrede gestellt worden, und nur als ein Zeichen moralischer Verderbniss, oder unzweckmässiger Erziehung, oder endlich als ein Symptom einer anderweitig bestehenden Krankheitsform betrachtet worden, und es ist auch nicht zu leugnen, dass, mit Ausnahme von Schwangern, bei denen ein solcher Trieb in die Kategorie der Gelüste treten kann, das Stehlen aus einem abnormen Begehrungsvermögen viel Problematisches hat; dennoch sind so zahlreiche Beispiele von dergleichen Fällen vorgekommen, dass man nicht umhin kann, dieser angenommenen Monomanie einstweilen einen Platz einzuräumen, bis die Zeit und fernere Erfahrungen ein entscheidendes Resultat liefern. Die Symptomatologie besteht eben nur in der *That,* im *Stehlen,* ohne dass anderweitige Geistesstörung vorhanden ist, denn wäre diese vorhanden, so könnte man die Krankheit nicht mehr als selbstständig betrachten. Das einzige bezeichnende Symptom solcher Kranken soll sein: dass sie vor Begehung der That eine gewisse Unruhe in ihrem Aeussern zeigen, nach vollbrachter That aber einen zufriedenen, behaglichen Ausdruck in ihrem Gesichte zeigen sollen; aber auch dieses Symptom wird von Manchen nicht zugegeben, vielmehr angegeben, dass sie nach vollbrachter That noch unruhiger werden, indem sie befürchten, dass ihre That bemerkt worden sei. Naturgemässer scheint die erste Angabe jedenfalls zu sein. Dass mancherlei somatische krankhafte Symptome mit der psychischen Abnormität, namentlich bei Schwangern, bei denen die Krankheit häufiger vorkommt, zugegen sein können, ist natürlich, doch sind sie durchaus nicht constant und einander weder gleich, noch auch ähnlich, mithin lässt sich hierüber Nichts sagen. Die mitzutheilenden Krankengeschichten werden dies näher erläutern.

Aetiologie. Die Ursache der Krankheit beruht in einem gesteigerten Begehrungsvermögen. Nach S. G. Vogel liegt der innere Reiz meist tief in der Seele verborgen, und werde durch eine leidenschaftliche übermächtige Begierde, sich in den Besitz irgend einer Sache zu setzen, geweckt. Ein solcher Antrieb könne entweder nur momentan sein, sich aber auch bleibend in der Seele dergestalt festsetzen, dass er sich einer fixen Idee, einer partiellen Verrückung nähert. Dass diese Krankheit in einem abnorm gesteigerten Begehrungsvermögen liegen müsse, geht schon aus der Analogie mit der frühesten Kindheit hervor, bei denen das Aneignen fremden Eigenthums zur Eigenthümlichkeit ihres Alters gehört. Wie und wodurch dieser, durch Erziehung, Vernunft in die gehörigen Schranken zurückgedrängte Trieb plötzlich unwiderstehlich wieder erwachen und zu ungehörigen Thaten hervorbrechen könne, ist bis jetzt durch physiologische Untersuchungen weder definitiv festgestellt worden, noch war dies bisher möglich, und jede theoretische Aufstellung würde

auch immer nur unbefriedigend bleiben können, da sie aber nur Hypothese wäre, so lange wir über die Monomanie überhaupt in Dunkelheit sind, wie dies ja auch bei der Feuerlust der Fall ist. Häufiger, als bei andern Personen, kann die Stehlmonomanie bei Schwangern vorkommen, und sie wird dann wohl mit den Gelüsten der Schwangern entschuldigt. Dass bei Schwangern sich die Stehlmonomanie ebenso wie bei andern Personen einstellen könne, darf um so weniger bezweifelt werden, als der Schwangerschaftszustand, wenn er auch in Bezug auf das Leben des Weibes und ihre Bestimmung kein abnormer genannt werden kann, doch abnorme Lebenserscheinungen hervorzurufen im Stande ist. Henke [1]) bemerkt in dieser Hinsicht, dass aus gleichen Gründen wie die Geschlechtsentwickelung auch die Schwangerschaft für sich Ursache psychischer Krankheiten werden könne. In einigen Fällen stellten sich diese Geisteskrankheiten wiederholentlich bei jeder Schwangerschaft, in andern nur einmal ein; in einigen entsprach der ganze Zustand deutlicher dem Bilde der Geisteskrankheit, in andern minder deutlich, so dass nur einzelne gesetzwidrige Handlungen, z. B. Mord, als Symptome derselben merklich wurden, und eine Unfreiheit bei anscheinend nicht gestörtem Verstande annehmen liessen. Dieser unregelmässige oder krankhafte psychische Zustand aber könne sich nicht blos auf das *Vorstellungsvermögen* beziehen, sondern trete auch nicht selten im *Begehrungsvermögen* hervor. Zeugniss dafür seien die Gelüste der Schwangern, die zu Zeiten zu solcher Heftigkeit der Begierde gesteigert werden könnten, dass sie die Kranke in einen Zustand der Unfreiheit zu versetzen vermögen, in welchem sie sich der Vollziehung von Handlungen nicht zu widersetzen im Stande seien, die gegen Gesetz und Sittlichkeit anstossen. Hieraus geht hervor, dass gesetzwidrige Handlungen einer Schwangern, die aus dem *Begehrungsvermögen* entstehen, als solche nicht zuzurechnen seien, weil die Schwangere alsdann in einem unfreien Zustande gehandelt habe.

Dieser Ansicht schliesst sich auch Ideler an, indem er sagt, dass eine Schwangere sich ihrer bisherigen Lebensansicht in gewissem Sinne entfremde, und ihr Verhältniss zur Welt in einer völlig veränderten Gemüthsstimmung betrachte, welche auf ihre Vorstellungen, Gefühle, Neigungen und Handlungen den mächtigsten Einfluss ausüben müsse. Bei Frauen von hellem Geiste, kräftigem Charakter und gesundem Körper werden diese Veränderungen freilich weniger grell hervortreten, zumal im Laufe des gewöhnlichen Lebens; umgekehrt muss es sich dagegen unter den entgegengesetzten Bedingungen verhalten, so dass hier Erscheinungen möglich und wirklich werden, für welche der Mann in seiner Sinnesweise gar keine Ahnung und noch weniger eine Deu-

1) Abhandlungen Bd. III.

tung findet. Denn wer könnte sich wohl jene seltsamen Gelüste, die man als monströse Caricaturen natürlicher Gefühle anzusehen hat, nur einigermaassen deutlich machen, welche bei Schwangern so oft einen solchen Grad von Stärke erreichen, dass sie dieselben sogleich befriedigen müssen, wenn sie nicht von der ganzen Pein und Qual ungestillter leidenschaftlicher Begierden befallen werden sollen. Man nenne diese Gelüste widersinnig, unnatürlich, krankhaft, wie man will; sie sind es, sie hätten durch eine bessere Erziehung verhütet werden sollen; aber da sie einmal da sind und die Schwangerschaft nicht die Epoche ist, in welcher sie wirksam bekämpft werden können, so sind sie wohl in den allermeisten Fällen als unzurechnungsfähig anzuerkennen. — Uns erscheint freilich der Diebstahl verächtlich und strafbar, und jeder von uns traut es sich zu, dass er in seinen Pflicht- und Rechtsbegriffen hinreichend befestigt ist, um die Schande einer so garstigen That gar nicht an sich kommen zu lassen. Aber die von Gelüsten aller Art beherrschte Schwangere, welche aus dem Rausche leidenschaftlicher Gefühle vielleicht ganze Monate hindurch nicht zum klaren Selbstbewusstsein kommt, und kaum jemals ihrer Aufwallungen Meisterin werden, höchstens die Veranlassungen dazu vermeiden kann, sie soll wie eine Verbrecherin, wie eine Genossin des verächtlichen Diebesgesindels beurtheilt werden, wenn sie in einem unbewachten Augenblicke von dem natürlichen Verlangen nach dem Besitze fremden Eigenthums, wie Jeder es hegt, und nur durch die Stärke seines sittlichen Willens unterdrückt, fortgerissen, und zum Entwenden desselben angetrieben wird? Kann man daraus einen Schluss auf ihre Strafbarkeit ziehen, wenn sie das Gestohlene verheimlicht? Schwerlich; denn so unbesinnlich ist sie nicht, dass sie nach Befriedigung ihres Gelüstes nicht die Verantwortlichkeit ihrer That einsehen sollte; sie schaudert bei dem Gedanken, als eine Diebin vor Gericht gezogen zu werden, und somit ihrer Ehre, ihres ganzen Lebensglücks verlustig zu gehen. Da ist denn wohl nichts natürlicher, als dass sie jeder möglichen Entdeckung vorzubeugen sucht, da ein inneres Gefühl ihr sagt, dass sie nur schwach, nicht strafbar war, und dass die so leicht zu entschuldigende That in keinem Verhältniss zu den schrecklichen Folgen steht.

Gegen diese Annahmen sprechen sich Flemming, Siebenhaar und mehrere Andere aus, namentlich bemerkt Jörg, dass schwangere Frauen ebenso befähigt sein müssten, Begierden auf schädliche oder unerlaubte Dinge niederzukämpfen, als nicht geschwängerte Frauen. Unter gemeinen Frauen, welche ihre Gelüste nach ess- und trinkbaren Stoffen in der Schwangerschaft gern befriedigen, sei die Ansicht verbreitet, dass Stehlen oder jedes Unrechthandeln ihren Leibesfrüchten die Neigung, nach der Geburt ähnliche Verbrechen zu begehen, beibringen könne, weshalb sie es sorgfältig vermeiden, während ihrer Schwangerschaft fremdes

Eigenthum zu entwenden oder sich auf eine andere Weise gesetzwidrig zu betragen. Beherrschen aber Schwangere dieser Classe, die sich über dergleichen Dinge zu andern Zeiten weniger Vorwürfe machen, ihre Gelüste und Begierden, so könne es von besser erzogenen und gebildeten noch strenger verlangt werden.

Obgleich wir diese Ansicht nicht theilen können, da Fälle genug vorgekommen sind, in welchen gerade in den niedern Classen dergleichen Verbrechen von Schwangern begangen worden sind, auch hier nicht von einem zu beherrschenden, sondern von einem unwiderstehlichen Triebe die Rede ist, d. h. von einer Krankheit, nicht aber von einer gewöhnlichen Begierde, die zu bekämpfen Jedem inwohnen muss, so möchten wir doch krankhafte psychische Gelüste nicht entschuldigen, während dieses bei den physischen allerdings der Fall sein muss.

Diagnose. Will man ein entscheidendes Urtheil über das Vorhandensein der Kleptomanie abgeben, so ist nach Marc der erste in Erwägung zu ziehende Umstand: die gesellschaftliche Lage des Angeschuldigten, sein sittlicher Charakter und der Werth des gestohlenen Gegenstandes im Vergleich zu seinem Vermögen. — Es müssen also die moralischen Bedingungen festgestellt werden, die eine solche Voraussetzung wahrscheinlich machen. Es muss überraschend erscheinen, wenn ein in ehrenvoller Lage lebendes Individuum, dessen unbescholtener Ruf durchaus unangetastet geblieben war, des Diebstahls angeklagt und seine That ausser Zweifel gesetzt wird; wenn jedoch andere Umstände, z. B. der geringe Werth des entwendeten Gegenstandes im Vergleiche zu dem Vermögen des Diebes, die bizarre Wahl jenes Gegenstandes das Motiv der That unerklärlich machen, so kommt man auf dem Wege der Ausschliessung unvermeidlich zu der Annahme, dass eine Seelenstörung, namentlich eine Stehlmonomanie, ihren Einfluss ausgeübt hat, während übrigens die Vernunft sich ungestört erhalten hat. Indessen muss hierbei dennoch die grösste Vorsicht beobachtet werden. Vorzüglich muss man untersuchen, ob nicht irgend eine andere Leidenschaft, z. B. die Begierde nach dem Besitze seltener Gegenstände, welche man sich nur durch den Kauf verschaffen kann, oder ob nicht vornehmlich Geiz die Motive der That abgegeben haben.

Es können aber auch noch andere vorhandene Zeichen zum Beweise der Kleptomanie beitragen. Der vorzüglichste Beweis ist aber das freiwillige Geständniss des Diebes, und besonders die Wiedererstattung des Geraubten oder wenigstens die schnelle Entschädigung für den einem Andern zugefügten Nachtheil. Ferner gehört dahin: die Geringschätzung des gestohlenen Gegenstandes, welcher entweder weggeworfen oder an einen Andern geschenkt wird. Endlich sind hierher noch gewisse physische Erscheinungen zu rechnen, welche alle instinctartigen Mo-

nomanien begleiten. Diese sind: eine gewisse Angst, Unruhe, die so lange anhalten, bis die That verübt ist, worauf Beruhigung erfolgt. Nicht minder müssen die Untersuchungen sich auf jene Verhältnisse richten, die bei den Monomanien überhaupt in Betracht kommen. Daher berücksichtige man die erbliche Anlage, die Se- und Excretionen, die Menstruation, Hämorrhoiden und besonders die Nervenzufälle der Schwangern.

Dem Einwurfe von Bottex, dass die Stehlmonomanie immer zweifelhaft sei, weil stets ein Motiv zum Stehlen da sei, würden wir erwiedern, dass allerdings der Stehlende das Motiv habe, einen fremden Gegenstand aus Habsucht an sich zu bringen; diese Habsucht aber ist krankhaft, das gesteigerte Begehrungsvermögen, es ist nicht jene Habsucht des Geizigen, der seine Schätze oder sein Besitzthum überhaupt vermehren will, dem darum der Diebstahl Mittel zum Zwecke ist, wenn er seine Habsucht nicht anders befriedigen kann, wie ja auch dem gesunden Diebe überhaupt der Diebstahl ein Mittel zum Zwecke ist, das Gestohlene zu seinem Besten zu verwenden; der Monomaniacus stiehlt nur, um seinen innern Drang zu befriedigen, um sich nach vollbrachter That in einer ruhigen Gemüthsstimmung zu befinden, der gewünschte Gegenstand hat nur so lange Bedeutung für ihn, als er sich noch nicht in seinem Besitze befindet; ist er erst in seinem Besitze, so ist er für ihn werthlos, er beachtet ihn nicht ferner, er hat den Zweck der Beruhigung des Gemüths erfüllt, einen ferneren Gebrauch beabsichtigt der Kranke nicht mehr davon zu machen. Für den gesunden Dieb hat aber der Gegenstand erst Werth, wenn er sich in seinem Besitze befindet, um ihn dann zu seinem eigenen Besten anwenden zu können; dies ist unserer Ansicht nach der wesentliche Unterschied zwischen beiden Arten des Diebstahls und das diagnostische Hauptmoment.

Bei Schwangern gestaltet sich freilich die Thatsache zuweilen anders. Sie stiehlt z. B. Lebensmittel, die sie sich auf andere Art nicht verschaffen kann, und verzehrt sie, und giebt dann ein unwiderstehliches Gelüst an. Der untersuchende und begutachtende Arzt kann in einem solchen Falle wenig oder gar nichts thun, da sich ein Gegenbeweis nicht führen lässt, es kommt dann wohl zumeist auf Untersuchung des frühern moralischen Charakters der Schwangern und auf ihre äussern Verhältnisse an. Begeht sie einen anderweitigen Diebstahl, so tritt die Beurtheilung der Monomanie ein, als ob sie nicht schwanger sei. Ein Dieb, der gestohlenes Gut veräussert oder irgend einen Nutzen durch das gestohlene Gut sich zu verschaffen sucht, ist immer zurechnungsfähig, wogegen es allerdings Fälle geben kann, in denen die Verheimlichung des gestohlenen Gegenstandes keinesweges den Beweis liefert, dass der Dieb zurechnungsfähig gewesen sei, wie dies bereits bemerkt worden ist. In rechtlicher

Beziehung würden wir einen Kranken der letzten Art immer nicht für ganz straflos halten; denn wenn er auch im rechtlichen Sinne des Diebstahls nicht schuldig ist, so begeht er doch durch Verheimlichung des gestohlenen Guts ein Verbrechen gegen den Bestohlenen, eine unmoralische Handlung.

Ueber die *Therapie* lässt sich weiter nichts sagen, als dass man die Willenskraft auf moralischem Wege zu stärken suchen muss, während man alle krankhaften somatischen Erscheinungen, namentlich bei Schwangern, zu beseitigen hat. Da, wo dieser Trieb schon eingewurzelt ist, wird er wohl höchst selten zu beseitigen sein, namentlich wenn ein körperliches Leiden damit durchaus nicht in irgend einem Verhältnisse steht. Bei Schwangern verliert sich der Zustand mit dem Aufhören der Schwangerschaft, wenn er nur in dieser auftrat.

Krankengeschichten.

1.

Ein junges Mädchen, von reichen und vornehmen Aeltern abstammend, von gutem Charakter und gesundem Verstande, fühlte beständig das Verlangen, sich Gegenstände aller Art anzueignen, welche ihre Augen reizten. Sie bewahrte im Versteck eine Menge Schnupftücher, Fingerhüte, Halstücher, Strümpfe, Handschuhe, welche sie ihren Freundinnen entwandt hatte. Wurden ihre Diebereien entdeckt, so suchte sie dieselben nicht geheim zu halten; sie bezeigte durch Thränen ihre Reue und die Beschämung, welche ihr Betragen ihr zuzog; sie versprach in Zukunft dieser verhassten Begierde Widerstand zu leisten; in ihre Stube heimgekehrt, flehte sie inbrünstig zu Gott, sie in ihrem Beschlusse zu bestärken; aber die Gelegenheit zeigte sich bald wieder, denselben zu vereiteln, und der Vorsteher der Pensionsanstalt, in welcher sie sich damals befand, sah sich endlich genöthigt, sie zu ihren Aeltern zurückzuschicken. (Marc.)

2.

Voriges Jahr liess sich ein Rekrut bei dem Grenadierbataillon von Schostmann an der sächsischen Grenze wieder engagiren. Er gab an, zuletzt aus der Festung Schweidnitz desertirt zu sein und bei verschiedenen Regimentern gedient zu haben, wo er immer von einem an das andere abgegeben worden sei. Man versprach sich anfänglich nicht viel Gutes davon. Allein er hielt sich einige Monate sehr ordentlich, machte keine Excesse, war kein Säufer, verrichtete seinen Dienst und hatte überdies eine gute Gestalt und Positur. Endlich wurde er wegen einiger

unbedeutenden Diebstähle zur Verantwortung gezogen. An einem Orte nahm er einen Hammer und warf ihn auf die Strasse, wo er sich nicht weiter darum kümmerte, bis ihn endlich ein paar Tage darauf der Geldmangel nöthigte, ihn wieder aufzuheben und zu verkaufen, wodurch seine Dieberei entdeckt wurde. Bei einem Kaufmann nahm er ein Halbpfundgewicht, welches man noch bei ihm fand. Er gestand im Verhör, dass weder Lüderlichkeit, noch Noth ihn zum Stehlen reizten, welches auch Zeugenaussagen und andere Umstände bewiesen; allein er hätte einen unwiderstehlichen Hang, Dinge, die er oft nicht zu nützen wüsste, zu stehlen. Der Paroxysmus befalle ihn mit Zittern und entsetzlicher Angst, und er werde nicht eher ruhig, bis er etwas genommen habe. Oft falle er mitten in der Nacht in diesen Zustand, wo er aufstehen und das erste Beste ergreifen müsse, was ihm in die Hände falle. Oft ergreife er in dieser Angst Töpfe und andere zerbrechliche Sachen, die er dann in Stücke zerschmeisse und darauf ruhig sei. Dieses Unglück sei die Ursache, warum er aus dem einen Regiment in das andere abgegeben worden sei. Die schrecklichste Strafe sei bei ihm fruchtlos, denn er sei in diesen Anfällen seiner Sinne nicht mächtig; übrigens glaube er, dass böse Leute ihm etwas angethan. Er glaubte mit einer leichten Strafe davon zu kommen, versprach, so viel als möglich auf seiner Hut zu sein, oder wenigstens den Diebstahl sogleich anzuzeigen; aber das Stehlen ganz zu lassen, könne er nicht versprechen. Allein er wurde als ein unverbesserlicher Dieb, nachdem ihm die Haare abgeschoren worden, über die Grenze gebracht. (Henke.)

3.

Marc erzählt: Ich habe einen berühmten, im Uebrigen sehr uneigennützigen Anatomen gekannt, welcher, im Besitze eines sehr reichen Museums der pathologischen Anatomie, stets daran dachte, sich einen Schädel anzueignen, dessen Kiefer ankylosirt waren, und welchen er um jeden Preis aus einer fremden Sammlung, in welchem derselbe sich befand, entwenden wollte. Zu diesem Zweck gab er einem Studenten den Auftrag, welcher nach der Stadt reisen sollte, woselbst sich jener Schädel befand; doch wurde jener Auftrag nicht ausgerichtet. Jener Eleve war ich. Gewiss, wenn diese Entwendung nur versucht, und dieser Versuch entdeckt worden wäre, so hätte weder der Professor, noch der Student verdient, Gnade vor dem Gesetz zu finden.

4.

Ein Regierungsbeamter in Vienne hatte die seltsame Gewohnheit, nur Wirthschaftsgeräth zu stehlen. Er miethete zwei Zimmer, um das Gestohlene darin aufzubewahren, welches er weder verkaufte, noch in Gebrauch zog.

5.

Man weiss, dass Victor Amadeus, König von Sardinien, überall Gegenstände von geringem Werthe wegnahm.

6.

Die Mutter eines durch seinen Witz sehr bekannt gewordenen Mannes, die Gattin eines Generalpächters, konnte, als sie schwanger war, nicht der Begierde widerstehen, bei einem Garkoch Geflügel zu stehlen, welches eben vom Bratspiess abgenommen war. Diese übrigens reiche Frau hatte bei Ausübung dieser That kein anderes Motiv, als die schleunige Befriedigung eines lebhaften Appetits, welchen der Anblick und Geruch des Geflügels plötzlich in ihr erregt hatte, und welcher ihr augenblicklich das Vermögen raubte, über das Unschickliche ihres Betragens nachzudenken.

7.

Eine Frau von 50 Jahren, eine brave Gattin, Mutter von zwei erwachsenen Töchtern und einem 18jährigen Sohne, welche einer achtbaren Familie angehört und bis dahin einen untadeligen Lebenswandel geführt und sich selbst durch uneigennützige, edelmüthige und wohlthätige Handlungen ausgezeichnet hat, kommt in Paris an und begeht mehrere Diebstähle bei verschiedenen Kaufleuten.

Es wird zu ihrer Vertheidigung angeführt, dass sie während eines Zustandes von Verstandesverwirrung gehandelt habe, und dass folglich bei ihr nicht der Grad sittlicher Freiheit obwalte, welcher die Zurechnungsfähigkeit begründet.

Es kömmt hier, wie bei allen Untersuchungen über Seelenstörungen, zunächst darauf an, ob das Individuum schon früher zu irgend einer Zeit an Geisteskrankheit gelitten hat. Ist dieses der Fall, so kann die That allerdings Folge einer Geistesstörung sein. Diese Voraussetzung erlangt noch ein grösseres Gewicht, wenn die Geistesstörung periodisch eintrat, und sie wird zur Gewissheit, wenn die incriminirte That in eine Periode fällt, welche mit der Epoche der eintretenden Geisteskrankheit zusammenfällt.

Madame L., welche in glücklichen Verhältnissen gelebt hatte, erlitt mit ihrem Gatten unverdientes Missgeschick, welches sie lebhaft bekümmerte, aber ihr weder die nöthige Resignation, noch den Muth zum Ertragen desselben raubte. Da sie jedoch von Natur nervös und sehr empfindlich war, so musste das Unglück nothwendig die Reizbarkeit ihres Charakters erhöhen, und unter der Herrschaft solcher Einflüsse wurde sie schwanger und ungefähr vor 12 Jahren entbunden. Das Wochenbett war sehr beschwerlich, und Madame L. war ihres Verstandes 25 Tage beraubt. Seit jener Zeit wurde sie periodisch jedes Jahr im April

und Mai vom Schwindel und einer nicht motivirten Neigung zum Selbstmorde und zu unzusammenhängenden Gesprächen befallen.

Ausser einigen vom Gerichte vernommenen Zeugen, welche erklärten, dass seit mehreren Jahren die kranke L. zu Anfange des Frühlings nicht den freien Gebrauch ihrer Geisteskräfte hatte, vielmehr beständig Zeichen von Verstandesstörung verrieth, ergiebt sich noch Folgendes aus den Untersuchungen dreier Aerzte: Herr Fassy erklärte, dass er im Juni und Juli 1836 von dem Dr. Fabré Palapart, dem Hausarzte der Madame L., zu derselben geschickt worden sei, um ihr zur Ader zu lassen, und dass der Doctor ihm mitgetheilt, er habe dieselbe anfangs an starken Kopfschmerzen und hierauf an rheumatischen Beschwerden behandelt; jene heftigen Kopfschmerzen seien wiedergekehrt, und ihnen solle mit dem Aderlass begegnet werden; auch liessen der psychische Zustand der Madame L., die Reizbarkeit ihres Charakters ihn zuweilen befürchten, dass sie den Verstand verlieren möchte. — Er fand sie im Fieber, schlaflos, mit grosser Hitze und Aufregung, welche Zufälle durch einen Aderlass und Blutegel in zwei Tagen beseitigt wurden. — Im Monat April 1838 musste dieselbe Procedur mit ihr vorgenommen werden.

Madame Foncon sagte aus, dass Madame L. sich seit dem Jahre 1827 durch ihren ungeduldigen, zornmüthigen Charakter und durch eine grosse Reizbarkeit des Gemüthes bemerklich machte, dass sie Anfälle von Migräne erlitt, und dass sie im Februar 1838 plötzlich in einem solchen Anfalle, während sie zu Bette lag, aufstand, nackt in eine untere Etage des Hauses hinabging, ein grosses Geschrei erhob und ihre Dienerin rief, die sich entfernt hatte. Endlich bezeugt Mad. Foncon, dass Mad. L. mehrere nicht motivirte Versuche zum Selbstmorde gemacht habe.

Herr Berryer spricht bestimmt von der Seelenstörung, die vor 12 Jahren während des Wochenbettes vorhanden gewesen; hiermit stimmt die Aussage des Herrn Müller vollkommen überein, indem er erklärt, dass Mad. L. seit jenem Zeitpunkte einen völligen Mangel an Zusammenhang in der Gedankenreihe gezeigt habe. An einem Tage empfing sie ihn mit Wohlwollen, am andern mit übler Laune. Inmitten der ruhigsten und verständigsten Unterredung beschimpfte sie ihn plötzlich mit unanständigen Worten, sie war oft zerstreut und wie von einer verborgenen Vorstellung beherrscht.

Zu dem Obigen kommt noch eine erbliche Anlage, denn der Vertheidiger ermittelte, dass ein Vetter der Mutter der Angeklagten im Irrenhause in Aachen detinirt wurde. Er war tobsüchtig und seine Anfälle erfolgten periodisch im Frühjahr und Herbste. Ein Bruder der Mad. L., 15 Jahre älter als sie, wurde geistesschwach und starb im 25. Jahre. Dieser junge Mann litt mehrere Mal im Jahre Anfälle von Aufregung, welche ihn an-

trieben, die Flucht zu ergreifen, und seine Aeltern nöthigten, ihn durch geeignete Maassregeln davon abzuhalten.

Die Unterzeichneten schliessen daher aus allem Vorhergehenden mit voller Zuversicht, dass Mad. L. mehrere Anfälle von Seelenstörung seit ihrem letzten Wochenbette erlitten hat, und dass diese Anfälle periodisch waren, weil sie gewöhnlich um die Zeit des Frühjahrs stattfanden. — Es käme nun darauf an, zu erweisen, wie der Gemüthszustand der Mad. L. zur Zeit der incriminirten That beschaffen war, indessen halten die Unterzeichneten es angemessener, vorläufig den Zustand dieser Zeit zu schildern, da man hier Elemente vorfindet, welche zur Bestätigung der aus dem Vorstehenden abgeleiteten Folgerungen dienen. Was unmittelbar nach der That geschah, ist ihnen nicht bekannt, ihre Nachrichten datiren sich aus der Zeit, wo Mad. L. ins Gefängniss versetzt wurde. Der Director des Gefängnisses hat hierüber Folgendes ausgesagt: Während der 34 Tage, welche Mad. L. im Gefängnisse St. Lazare zubrachte, musste man sie stets bewachen, um sie am Selbstmorde zu hindern. Sie verrieth die Absicht, zerstossenes Glas zu verschlucken. Oft führte sie unzusammenhängende Reden, in denen die Vorstellung der Schande auftauchte, welche aus ihrer That für Gatten und Kinder hervorgehen würde. Endlich, am Tage vor ihrer Versetzung nach dem Krankenhause, war sie höchst aufgeregt und sprach unverkennbar irre. — Demoiselle Renty, welche während der 34 Tage Madame L. im Gefängniss bediente, sagt, dass sie oft ungereimte Handlungen beging und zumal während der Nacht aberwitzige Reden führte, aufstand und hinausgehen wollte, indem sie sagte, sie sei keine Gefangene u. s. w.

Am Tage ihrer Versetzung in die Heilanstalt des Dr. Pressat schien Mad. L. missvergnügt über ihre Versetzung aus dem Gefängnisse, woselbst sie, ihrer Aussage nach, so gut behandelt worden wäre. Auf den Vorschlag, an ihre Effecten und Wäsche ein Kennzeichen anzuheften, gerieth sie in den heftigsten Zorn und sagte der Mutter des Dr. Pressat die gröbsten Beleidigungen, obgleich dieselbe mit ihr noch kein Wort gesprochen hatte, nannte sie eine Megäre, eine böse Frau, welche ihren Mann hintergangen, sein Geld verschleudert habe, und betheuerte, dass sie nicht in einem abscheulichen, von Weibern regierten Hause bleiben, sondern dass sie das Begehren aussprechen wolle, zu dem vortrefflichen Herrn Prat, dem Director von St. Lazare, zurückzukehren. Mad. Pressat bemerkte hierauf, dass, wenn sie sich wegbegeben wolle, sie sich an den Polizeipräfecten wenden müsse, der sie hergeschickt habe. Dies erweckte ihren Zorn noch mehr; sie schrie, behauptete, dass man sie beschimpfe, sie sei compromittirt, sie wolle aus dem Hause. In ihr Zimmer geführt, äusserte sie ihren Unwillen über dasselbe, dass es Gitterfenster habe. Endlich beruhigte sie sich und bat Herrn Pressat um Ent-

schuldigung. Am folgenden Tage führte sie mit ihrem Manne in Gegenwart des Herrn Pressat ein unzusammenhängendes und unverständliches Gespräch, so dass weder der Arzt, noch ihr Mann etwas davon begriffen. Am nächsten Tage war sie lenksamer, aber sie erklärte, dass sie das Zimmer nicht verlassen würde, dass sie an einer Magenkrankheit leide, welche ihr nur Milch zu geniessen gestatte, und bat, dass man neben ihr keine Person schlafen lasse. In der folgenden Nacht schlief sie wenig, weinte oft und stiess tiefe Seufzer aus. Sie blieb fast den ganzen Tag im Bette, genoss nur die Hälfte eines kleinen Brotes und eine Tasse Milch. Am 23. Mai, nachdem sie die Nacht in grosser Aufregung zugebracht hatte, stand sie gegen elf Uhr Morgens auf, erhob ein Geschrei und stiess den Kopf an die Wand. Die Wärterin suchte sie zu beruhigen, bewog sie zum Niedersetzen, wollte sie in das Bett zurückbringen; da ihr dies aber nicht gelang, ging sie eine Etage tiefer, um Jemanden zum Beistand zu holen. Während dieser kurzen Zeit hatte Mad. L. eine Schnur von ihrem Kleide abgerissen, sich dieselbe mehrmals um den Hals geschlungen, und wollte sich erdrosseln. Man fand sie mit stark geröthetem Gesicht, indem sie an beiden Enden der Schnur so heftig zog, dass man sie nicht davon abbringen konnte, sondern die Schnur durchschneiden musste; sie hatte ihr Bewusstsein noch nicht verloren. Herr Pressat fand sie bei seiner Ankunft in Thränen und betheuernd, dass ihr das Leben zur Last sei, dass sie ohne ihre Kinder nicht ausdauern könne, dass man sie zwar an der Selbstentleibung gehindert habe, dass sie aber schon wieder Gelegenheit dazu finden werde. Herr Pressat bemühte sich vergeblich, sie zu einer bessern Gemüthsstimmung zurückzuführen und liess sie durch zwei Wärterinnen bewachen. Im Laufe des Tages liess sie Herrn Pressat rufen und betheuerte ihm unter Thränen, dass sie sich nicht mehr nach dem Leben trachten wolle, und bat ihn, nur ihre kleine Wärterin bei ihr zu lassen, indem sie, wie sie sagte, einen unüberwindlichen Abscheu gegen die andere Frau habe, welche ebenso gross war als sie, und welche ihr unstreitig imponiren musste. Seitdem wurde sie bei Tag und Nacht bewacht.

Pressat hatte am folgenden Tage eine lange Unterredung mit ihr. Sie redete keinesweges irre, sprach mit ihm viel über ihre Kinder, ihren Mann und den tiefen Schmerz, welchen sie empfinde, nicht mit ihnen zusammen leben zu können. An allen nachfolgenden Tagen hatte sie mit ihm kürzere oder längere Unterredungen, in denen sie fast immer dieselben Dinge wiederholte, und Andere als die Urheber ihrer Verhaftung und ihrer Leiden anklagte, niemals aber sich selbst Schuld gab. Sie beschwerte sich über heftige Kopfschmerzen, gegen welche in Weinessig getauchte Compressen angewendet wurden. Sie verweigerte jedes Arzneimittel, hielt sich allein an Milch, stand nur auf, um ihr

Bett machen zu lassen, und schrieb lange Briefe an ihren Mann. Sie war verstopft, hatte in 14 Tagen nur einen Stuhlgang, mit Hülfe von Klystieren gelang es jedoch, diesem Uebel abzuhelfen. Sie forderte einige Geschichtsbücher, welche ihr bewilligt wurden. Die Kopfschmerzen waren, je nach dem Wechsel der Atmosphäre, mehr oder minder heftig. Ihr Schlaf war stets unruhig, und sie erhob oft während der Nacht Klagen. Sie litt stets an ihrem Magen, nur die Milch bekam ihr wohl. Sie ging nur ein einziges Mal in den Garten, und blieb fast beständig im Bette, indem sie behauptete, dass sie ausser demselben von einer Menge böser Vorstellungen gequält werde.

Nach zwei Besuchen, welche die Berichterstatter ihr gemeinschaftlich machten, war sie jedesmal erbittert, indem sie sagte, man wolle sie an einem kleinen Feuer tödten, mit Messerstichen ermorden; niemals würde sie eine solche Existenz ertragen, und sie werde derselben schon ein Ziel zu setzen wissen. So brachte sie den ganzen Tag in Verzweiflung und unter Fasten zu; am folgenden Tage nahm sie ihre Lectüre wieder vor, und genoss Milch.

Diese Frau, fährt Herr Pressat fort, hat einen zornmüthigen, stolzen, hochfahrenden Charakter; sie geräth in eine Art von Wuth, wenn sie die Stimme einer fremden Frau hört, und schreit, man solle sich hüten, ihr Zimmer zu betreten, sie wolle keine Weiber um sich sehen. Sie hat ein gutes Gedächtniss und hegt die Anmaassung, einst eine Rolle in der Politik gespielt zu haben, worüber sie nur mit Zurückhaltung spricht. In der letzten Zeit sagt sie bald, dass ihr nichts mehr auf dem Herzen liege, als mit ihren Kindern zu leben, bald, dass sie dieselben niemals wiedersehen wolle, und nie zu ihrer Familie zurückkehren könne. Es findet eine solche Verwirrung in ihrem Kopfe statt, dass ihre Gespräche oft unzusammenhängend und unverständlich sind. Gegenwärtig (am 5. Juli) ist sie überzeugt, dass man ihr die Freiheit nicht wiedergiebt, weil Herr und Mad. Berryer einen Hass gegen sie hegten. Sie allein seien die Ursache, dass ihr Mann nicht öfter an sie schreibe und ihre Kinder ihr nicht öfter Nachricht geben. Die Familien Berryer und Müller hätten ihr Unglück verursacht.

Das in einem Schreiben ausgedrückte Gutachten der Herren Pressat und Sohn lautet: « . . . ich glaube, dass bei der Mad. L. ein Mangel an Ordnung und Zusammenhang unter den Vorstellungen, wenn auch keine völlige Verstandesverwirrung, stattfindet. Sie zeigt im Gespräch ganz die Zurückhaltung einer Frau, welche den Zuhörer glauben machen will, dass sie mehr weiss, als sie sagt. Sie legt ein ausserordentliches Gewicht und Geheimniss auf die alltäglichsten Dinge, wie es Wahnsinnige machen, welche die Bilder ihrer irrsinnigen Phantasie für wirklich halten. Sie spricht gut genug über Das, was ihrem Interesse fern liegt, aber

sobald sie von sich selbst, von ihrer gegenwärtigen Lage und von Dem redet, was sie früher gethan hat, oder künftig thun wird, bin ich geneigt, zu glauben, dass sie sich nicht in vollem Besitz ihrer Vernunft befindet. Gegenwärtig bin ich auch überzeugt, dass Mad. L. an einer Krankheit des Magens leidet, zu welcher sich hysterische Symptome gesellen; — dass sie oft von heftigen Kopfschmerzen geplagt wird, während welcher sie oft schreit und ächzt und stets davon spricht, sich entleiben zu wollen; — dass sie oft mit sich selbst im Widerspruche steht, und zwar, ohne es zu bemerken, fortgerissen, wie sie ist, von den Eindrücken des Augenblicks, ohne Ueberlegung, ja ohne überlegen zu wollen; — endlich, dass sie nicht fortwährend im Stande ist, ihre Handlungen richtig zu beurtheilen, indem sie sich von ihrem heftigen, aufbrausenden Charakter fortreissen lässt und ihre Leidenschaften nicht beherrschen kann.»

Esquirol und Marc, zur Abgabe eines Gutachtens aufgefordert, erklärten auf das nachstehende Gutachten vor den requirirten Aerzten: «Bis zum 9. Juli war der Zustand der Mad. L. folgender: Der kränkelnde Zustand der Mad. L. war auf ihre geistigen Kräfte ohne Einfluss, indem letztere bis dahin völlig unverletzt geblieben waren und sich stets so während der Zeit der angestellten Untersuchung gezeigt hatten. Einmal, als die Dame L. ihr Schweigen und ihre Weigerung zu antworten aufgegeben hatte, beurkundete sie in der That in ihrer Unterredung mit ihnen eine treue Erinnerung ihres verflossenen Lebens, eine richtige Beurtheilung ihrer gegenwärtigen Lage, welches Alles eine sehr gesunde Vernunft anzeigt. Aber die während des Besuchs am 9. Juli beobachteten Thatsachen schienen ihnen von einer solchen Beschaffenheit zu sein, dass sie auf ihre frühere Entscheidung nicht wieder zurückkommen konnten, sondern sie mit stärkerem Zweifel ausdrücken mussten. In dieser Unterredung, welche von derselben Art war wie die, die Herr Fiot hatte, und wie mehrere Andere, sprach die Dame mit ihnen in einer ausserordentlichen Aufregung, und ohne dass man zu derselben an jenem Tage eine grössere Veranlassung als an andern Tagen gefunden hätte. In einigen Beziehungen herrschte eine Verwirrung in ihrem Gespräch. So klagte sie zwei Personen, Herren Berryer und Müller, als Urheber ihres Unglücks an, die aber immer nur günstig für sie gestimmt waren; sie beschuldigte dieselben verbrecherischer Absichten und drohte heftig mit dem Entschlusse des Selbstmordes. Alles dies hat Aehnlichkeit mit den Reden und Gefühlen der Tobsüchtigen. Da indessen dies Alles von zu kurzer Dauer war, so kann es auch aus einem gereizten Gemüthe herrühren, welches sich gegen jedes Hinderniss empört. Da es also, schliessen die Sachverständigen, den Aerzten oft unmöglich ist, zu unterscheiden, ob ein Gespräch, welches nur vorübergehend unvernünftig ist, eine Geisteskrankheit verräth,

oder ob es nur aus einer augenblicklichen Entrüstung hervorgeht, so glauben sie es aussprechen zu müssen, dass sie die Ansicht, welche sie oben über die zur Zeit obwaltende Unverletztheit der Geisteskräfte ausgesprochen haben, für richtig und wohlbegründet halten; aber in Erwägung der allein während des Besuchs am 9. Juli beobachteten Thatsachen drücken sie jene Ansicht auf eine weniger entschiedene Weise aus, als sie ohne jenen Besuch gethan hätten, und sie geben daher die Möglichkeit eines Zweifels zu» — dass sie (Esquirol und Marc) die Ansicht ihrer Collegen nicht theilen können, sie vielmehr bekämpfen müssten.

Die Herren Sachverständigen behaupten, dass der gegenwärtige kränkliche Zustand der Mad. L. ohne Einfluss auf ihre Geisteskräfte sei; die Unterzeichneten halten dafür, dass diese Meinung wenigstens gewagt sei, denn die Erfahrung beweist es, dass Unterleibskrankheiten den grössten Einfluss auf die Fortdauer und selbst auf die Entstehung der Seelenstörungen ausüben. Nach der Choleraepidemie kamen Seelenstörungen in Folge der durch sie bewirkten Unterleibsstörungen vor, ebenso nach dem Missbrauch des Drasticums von Loscy. Die Magen- und Darmentzündungen, die Gastralgien und Enteralgien haben ähnliche Wirkungen hervorgebracht. Da nun Mad. L. mit einer unverkennbaren Gastralgie behaftet war, so konnte dies irgend einen Einfluss auf ihren Gemüthszustand hervorbringen, und dieser Einfluss konnte nicht blos durch das hysterische Leiden, sondern auch durch die heftigen Kopfschmerzen unterstützt werden, mit denen Mad. L. behaftet ist. Die Schweigsamkeit bildet einen eigenthümlichen Charakter gewisser Seelenstörungen, und macht sich besonders in der Form derselben bemerklich, welche bei Mad. L. vorzuherrschen scheint, nämlich in der irrsinnigen Schwermuth oder der Lypemanie. Die melancholischen Wahnsinnigen sind in der That gewöhnlich misstrauisch, finster, furchtsam, und oft kann man von ihnen keine Antworten auf Fragen, selbst nicht auf die einfachsten, die man an sie richtet, erlangen. Wenn im vorliegenden Falle auf die Schweigsamkeit ein gewissermaassen entgegengesetztes Verfahren folgte, so kann man dies aus der Beweglichkeit der Vorstellungen bei Mad. L. erklären, welche sich schon vor der Begehung der incriminirten That bei mehreren Gelegenheiten und unter anderem in ihrem Benehmen gegen Herrn Müller zeigte, den sie bald mit Wohlwollen, bald mit übler Laune empfing, ferner in dem ausserordentlichen Verlangen, welches sie äusserte, in das Gefängniss zurückversetzt zu werden, und endlich in dem Betragen, welches sie seit ihrer Ankunft in diesem Hause an den Tag gelegt hat.

Die Integrität des Gedächtnisses zeugt weder für noch gegen die gesunde Vernunft. Es handelt sich hier in der That nicht um eine der Formen von Seelenstörung, nämlich des Idiotismus, der Geistesschwäche, der Verwirrtheit, wo eine mehr

oder minder ausgesprochene Störung dieser Geisteskraft obwaltet. Man weiss, dass die Monomanen und die Lypemanen, welche einer bestimmten Gattung der Monomanie angehören, das Gedächtniss in seiner ganzen Stärke besitzen, welches doch nicht die Ungereimtheiten ihrer Vorstellungen und die aus ihrem mehr oder minder partiellen Delirium hervorgehenden praktischen Folgen verhindert. — Der Besuch, welchen die Sachverständigen der Mad. L. am 9. Juli abstatteten, erregte Zweifel in ihnen über den wahren Seelenzustand derselben; sie glaubten an die Möglichkeit einer Geistesstörung. Dem Principe nach muss man bei einem solchen Zweifel sich stets mehr zu Gunsten des Angeklagten, als gegen ihn aussprechen. — Aber nach der Ansicht der Unterzeichneten findet hier gar kein Zweifel statt, wenn man die Gesammtheit der Thatsachen sorgfältig berücksichtigt, wenn man ferner Rücksicht nimmt auf die Handlungen und Aeusserungen der Mad. L. vor der incriminirten That, auf die zur Erzeugung und Unterhaltung von Geisteskrankheiten geeigneten Ursachen, die bei ihr einwirkten, auf die zahlreichen, nicht motivirten Versuche zum Selbstmorde, zu einer Zeit, wo man sie nicht der Verzweiflung über ihre That zuschreiben konnte; auf ihr Betragen im Gefängnisse, wo sie stets beaufsichtigt werden musste und offenbar Zeichen von tobsüchtiger Aufregung darbot. Wie kann hier noch ein Zweifel über Störung der Vernunft obwalten? Ist der Hass, den sie gegen ihre Freunde und Beschützer Berryer und Müller hegt, nicht ein kräftiger Beweis für die Störung ihrer Vernunft? Selbst die Sachverständigen gestehen ein, dass dies Alles viel Aehnlichkeit mit dem Zustand der Tobsucht habe. Schon diese Aehnlichkeit allein musste die Sachverständigen zu einer entgegengesetzten Erklärung vermögen. Allerdings suchen sie ihre Ansicht mit der Unmöglichkeit zu motiviren, in welcher sich oft Aerzte befinden, wenn sie unterscheiden sollen, ob ein nur vorübergehendes vernunftwidriges Gespräch auf eine wirkliche Seelenstörung oder nur auf eine augenblickliche Aufregung deutet; die Herren Sachverständigen vergessen hierbei aber ihre ausdrückliche Erklärung, dass während des 9. Juli keine Veranlassung stattfand, welche die ausserordentliche Aufregung der Mad. L. erklären konnte. Warum sollte man diese Erscheinung nicht eher einer Seelenstörung als einer Entrüstung zuschreiben? Die Unterzeichneten entscheiden sich für eine Geistesstörung und fügen hier nur Folgendes hinzu: Sie machen zuvörderst darauf aufmerksam, dass die aus verschiedenen Zeiten *vor* der incriminirten That ermittelten Umstände mit denen *nach* derselben verglichen, mit einander übereinstimmen. Man vergleiche das Benehmen gegen Herrn Müller vor und nach der That. Ferner weisen sie darauf hin, dass der kränkelnde Zustand der Mad. L., welcher sich vornehmlich durch gelbe Gesichtsfarbe, Gastralgie, heftigen Kopfschmerz, hysterische Sym-

ptome und besonders durch hartnäckige Verstopfung, sowie durch Menstruationsbeschwerden zu erkennen gab, mit einem melancholischen Gemüthsleiden übereinstimmt, zu welchem sich zuweilen Anfälle von Aufregung, an Tobsucht grenzend, gesellten.

Dass man keine Simulation voraussetzen darf, ergiebt sich daraus, weil eine zu grosse Uebereinstimmung unter den Erscheinungen der Seelenstörung herrscht, welche in verschiedenen Epochen ihres Lebens aufgetreten ist; — weil man bei der Mad. L. nicht eine Kenntniss der Formen der Geisteskrankheiten voraussetzen kann, welche es ihr möglich gemacht hätte, die Erscheinungen des bei ihr bemerkten Seelenleidens vorzuspiegeln, die den mit der Beobachtung von Geisteskrankheiten vertrauten Aerzten nichts Ungewöhnliches darbieten; — weil eine Neigung zum Selbstmorde nicht für affectirt oder simulirt gehalten werden kann, wenn sie sich zu verschiedenen Zeiten und in ernstgemeinten Versuchen ausgesprochen hat; — weil die Aufregung während der Nächte und der fast vollständige Mangel an Schlaf nicht fingirt werden kann; — weil Mad. L., wenn sie eine Seelenstörung hätte *simuliren* wollen, wahrscheinlich nicht auf Anfälle von Aufregung Zustände von Ruhe und Besonnenheit hätte folgen lassen, sondern sie im Gegentheil, während man sie beobachtete, sich Extravaganzen hingegeben hätte, welche in keiner Beziehung zu der bei ihr obwaltenden Gemüthsstörung gestanden hätten; — weil der Umstand, dass einer der Unterzeichneten bei dem am letzten 23. August dieser Dame abgestatteten Besuche dieselbe ruhig und vernünftig fand, auf keine Weise gegen das Vorstehende zeugt, weil die Zeit dieses Besuchs von der ihres periodischen Irreseins, dessen Dauer im Allgemeinen sehr verschieden sein kann, schon entfernt war.

Aus Obigem ziehen die Unterzeichneten die sehr bestimmte Schlussfolgerung:

Dass Madame L. nach der incriminirten That fortgefahren hat, unzweideutige Beweise von Geistesstörung zu geben.

Es ist nun zu erörtern, ob sich Mad. L. zur Zeit, als sie die incriminirte That beging, in einem Zustande von Geistesstörung befand.

Der Bericht vom 11. Juli bietet Nichts zur Beantwortung dieser wichtigen Frage. Die Herren Sachverständigen sagen blos, dass in den verschiedenen, vom 10. und 11. April datirten Actenstücken, sowie unter den darin verzeichneten Thatsachen sich Nichts finde, was zu der Voraussetzung berechtige, dass Mad. L. damals einen Anfall von Seelenstörung hatte.

Die Unterzeichneten befinden sich über diesen Punkt weniger in Verlegenheit als die Herren Sachverständigen, weil sie in dieser Beziehung Elemente der Ueberzeugung besitzen, welche den letzteren wegen des Zweifels mangeln, den sie über die Realität der Zeichen von Seelenstörung bei Mad. L. vor und

nach der incriminirten That hegten. Wenn die Unterzeichneten diese Realität voraussetzen, ohne die physischen und moralischen Umstände während der That genauer zu prüfen, so würden sie in dieser Beziehung vielleicht auch einiges Bedenken tragen; doch würden sie stets zu der Ansicht hinneigen, dass die incriminirte That eine Wirkung des Irreseins gewesen sei, weil diese Möglichkeit sich mit dem Gemüthszustand der Mad. L. vor und nach dem Vergehen in Einklang bringen lässt.

Aber die Unterzeichneten weisen diese Unbestimmtheit entschieden zurück, indem sie sich auf nachstehende physische und moralische Umstände stützen:

Mad. L. hat vor dem ihr zur Last fallenden Vergehen unverkennbare Zeichen von Geistesstörung gezeigt. Auf gleiche Weise hat sie dieselben nach der That bekundet; die Ausübung des Vergehens fällt mit der Jahreszeit zusammen, in welcher Mad. L. gewöhnlich entweder mit einer an Tobsucht grenzenden Aufregung oder mit einem melancholischen Irresein behaftet war. Menstruationsbeschwerden, welche vor dem kritischen Alter veranlasst worden, trafen gleichfalls mit der Zeit zusammen, zu welcher jene That verübt wurde; das ganze Leben der Mad. L. war unbescholten und selbst durch uneigennützige und wohlthätige Handlungen ausgezeichnet; — zur Zeit der That befand sie sich in keiner Verlegenheit oder Geldnoth, da sie kurz vorher 6000 Francs eingenommen hatte; selbst die bizarre Wahl der entwendeten Gegenstände: Tüll und Kämme, könnte schon den Beweis einer Geistesstörung abgeben. Zu diesen verschiedenen Betrachtungen und Umständen rechne man noch folgende, welche sich aus dem von einem der Unterzeichneten am letzten 23. August mit der Mad. L. geführten Gespräche ergeben. In dieser Unterredung erklärte Mad. L., dass sie seit zwanzig Jahren ihre Einkäufe gewöhnlich in dem Magazin du Pauvre Diable machte, woselbst sie verhaftet wurde; dass sie dort ein Dutzend Paar Strümpfe kaufte, und als sie bemerkte, dass der Ladendiener ihr ein Paar zu viel gegeben, sie dasselbe der Eigenthümerin des Magazins mit der Bitte zurückbrachte, den Ladendiener nicht zu schelten.

Von einem der Unterzeichneten befragt, was in ihr im Augenblicke der Entwendung vorgegangen sei, erwiderte sie: *Ich weiss es nicht, meine Herren, aber ich hatte ein so tolles Verlangen, mir Alles anzueignen, was ich sah, dass, wenn ich in einer Kirche gewesen wäre, ich, ohne Widerstand leisten zu können, vom Altare gestohlen hätte.*

Ist dieses nicht das Merkmal einer Monomanie, welche sich auf keine Ueberlegung gründet, sondern ihren Ursprung in einer Störung des Begehrungsvermögens findet, und welche man eine instinctartige Monomanie nennt? Dieser Zustand ist unstreitig sehr seltsam und unerklärlich, sowie eine Menge anderer psy-

chischer und materieller Lebenserscheinungen; aber es ist darum nicht weniger wirklich vorhanden, wie dies durch eine Menge von Fällen erhärtet wird. Ueberdies wird die Existenz solcher Thatsachen gegenwärtig im Allgemeinen von allen Aerzten und selbst von den Criminalrichtern anerkannt, welche den Geisteskrankheiten einige Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Die ausgezeichneten Aerzte fällen daher folgendes bestimmte Urtheil:

1) *Dass Madame L. unzweifelhafte Erscheinungen von Geistesstörung zu verschiedenen Zeiten vor der incriminirten That zu erkennen gegeben hat, und dass diese Zeichen fast jedes Mal bei Annäherung des Frühlings hervorgetreten sind.*

2) *Dass Mad. L. Zeichen von Geistesstörung nach der incriminirten That beurkundet hat.*

3) *Dass die Ausübung der incriminirten That von Seiten der Madame L. unter dem Einflusse einer Geistesstörung stattgefunden hat, welche diese Dame ihrer sittlichen Freiheit beraubte.*

Paris den 1. September 1838.

(gez.) *Esquirol. Marc.*

Das vorstehende Gutachten, welches dem königl. Gerichtshofe überreicht wurde, bei welchem Madame L. eine Appellation gegen ihre Verurtheilung in erster Instanz eingereicht hatte, bewirkte, dass sie freigesprochen wurde.

4. Erotomanie, Liebeswahnsinn.

Definition. Die Erotomanie, eine schon in den frühesten Zeiten bekannte Krankheit, charakterisirt sich durch eine übermässige, leidenschaftliche Liebe für irgend eine Person, und sie darf nicht mit der Nymphomanie oder Satyriasis verwechselt werden. Jene, möchten wir sagen, ist eine platonische Liebe, während diese auf Sinnlichkeit beruht. Schon das ursächliche Verhältniss unterscheidet beide, wenn es die Aeusserungen nicht thäten, denn die Erotomanie entspringt im Gehirn, während die Nymphomanie und Satyriasis ihren Ursprung in den Geschlechtstheilen nimmt und auf das Gehirn zurückwirkt. Esquirol definirt sie als eine chronische Gehirnaffection, die sich durch eine ausserordentliche Liebe für einen bekannten oder unbekannten Gegenstand charakterisirt. Bei dieser Krankheit sei die Einbildungskraft verletzt, das Urtheil irrig. Es sei eine Geisteskrankheit, bei der die verliebten Ideen fix und herrschend sind, ganz wie bei der Theomanie oder der religiösen Melancholie, wo die religiösen Ideen ebenfalls fix und herrschend sind.

Symptomatologie. Die Symptome der Erotomanie sind, im

Allgemeinen genommen, die einer übergrossen, excedirenden Leidenschaft und ihrer Folgen in den verschiedensten Nüancirungen und in krankhafter Richtung. Der Kranke ist munter und lebhaft, sein Blick ist leidenschaftlich, er denkt nur an den Gegenstand seiner Liebe, spricht stets von ihm und zwar in den zartesten Ausdrücken, legt ihm die Eigenschaften jeder möglichen Vollkommenheit bei, während er sich selbst gern zum willenlosen Werkzeuge des ihm etwa Befehle gebenden Gegenstandes hergiebt. Sie leben eigentlich nur im Gegenstande ihrer Liebe, und er ist ihnen so nothwendig zur Erhaltung ihres Lebens, wie die Nahrung, oder wie der Regen der Pflanze. Sie sind froh, heiter, glücklich, so lange sie den Gegenstand ihrer Liebe vor Augen haben, dagegen werden sie traurig, missmüthig, unruhig, bleich, wenn der Gegenstand von ihnen entfernt ist, ja sie verlieren Schlaf und Appetit, ihre ganze Gemüthsart verändert sich. Kehrt die angebetete Person zu ihnen zurück, so belebt sich ihr ganzes Wesen wieder und es drückt sich in ihrem Aeussern schon die Glückseligkeit, die sie empfinden, aus; immer aber kann man das Krankhafte dieser Liebe auch bei einer nicht zu sorgfältigen Prüfung erkennen. Die Nächte solcher Kranken sind ebenfalls unruhig, sie träumen von dem geliebten Gegenstande, oder überhaupt von dem andern Geschlechte.

Esquirol bemerkt über sie: «Wie alle Monomaniaci sind auch die von Erotomanie ergriffenen Tag und Nacht von denselben Ideen und Empfindungen erfüllt, die um so ungeregelter sind, da sie durch die verschiedenartigsten Leidenschaften hervorgerufen werden. Die Furcht, die Hoffnung, die Eifersucht, die Freude, die Wuth treten alle nach und nach auf, um die Qual dieser Unglücklichen noch grösser zu machen; sie vernachlässigen, verlassen, ja sie fliehen ihre Anverwandte und Freunde, verachten das Glück und die gesellschaftlichen Verhältnisse, und sind der ausserordentlichsten, schwierigsten, peinlichsten und sonderbarsten Dinge fähig.»

Indessen sind die aufgeführten Symptome keineswegs immer constant, nicht immer geben sich die Kranken, wie sie sind, sie verschliessen zuweilen ihre Leidenschaft im Innern, und nur durch sorgfältige Prüfung vermag man die Natur des Uebels zu erkennen. Sie sind traurig, düster, schweigsam, der Appetit verschwindet, sie werden mager, fangen an zu fiebern (Lorry's: erotisches Fieber) und die Krankheit kann einen sehr unglücklichen schnellen Ausgang nehmen. Bei Frauen hat dieser Zustand viel Aehnlichkeit mit der Bleichsucht. Ist das Letztere aber auch nicht der Fall, so verleiten die heftigen Leidenschaften, die Verzweiflung, den geliebten Gegenstand nicht besitzen zu können, auch zum Selbstmorde. Die Erotomanie kommt zwar vorzugsweise bei jungen Leuten und in Städten vor, dennoch verschont

sie auch ausnahmsweise ältere Leute nicht, und wird auch mitunter auf dem Lande unter Landleuten bemerkt.

In andern Fällen ist der Gegenstand nur imaginär, oder die Neigung richtet sich auf eine Person, welche wegen ihres Vermögens, ihres Ranges, also wegen ihrer Stellung in der Gesellschaft, den Gefühlen, welche sie einflösst, nicht entsprechen kann oder will, ja deren Gegenstand zu sein sie nicht einmal ahnet.

Eine solche romanhafte Liebe wird häufiger beim weiblichen als beim männlichen Geschlecht angetroffen; aber bei jenem ist sie in der Regel weniger expansiv, augenfällig, und durch äussere Handlungen sich kundgebend, als bei letzterm, weil die Weiber im Allgemeinen mehr Schamgefühl und Zurückhaltung besitzen als die Männer, aber ebenso verfallen auch erstere leichter in einen zuweilen tödtlichen Zustand von Hinschmachten, Melancholie und Verwirrtheit.

Nach Esquirol artet die Erotomanie, wie alle Arten der Monomanie, ebenfalls aus; das Delirium streckt sich dann auf eine grössere Anzahl von Gegenständen aus, oder es tritt allgemeines Delirium ein, oder sie geht durch das fortschreitende Alter in Verwirrtheit über, wo man dann noch die ersten Elemente der intellectuellen und moralischen Störungen, die den Anfang der Krankheit charakterisiren, findet.

Aetiologie. Die ätiologischen Momente der Erotomanie unterscheiden sich nicht wesentlich von denen der andern Monomanien. Begünstigt wird ihr Entstehen, namentlich in grossen Städten, bei jungen Leuten, die ein reizbares Temperament besitzen, durch Erhitzung der Einbildungskraft, geschehe diese durch eine unzweckmässige aufregende Lectüre, oder durch ein müssiges, weichliches Leben und durch unpassenden Umgang; indessen mag hierin wohl nicht der alleinige Grund liegen, indem wir die Krankheit auch bei ältern Personen und auf dem Lande, wenn auch ausnahmsweise, antreffen; es ist daher wahrscheinlich, dass es wohl hauptsächlich ein gesteigerter Nervenreiz ist, der den Ausbruch der Krankheit bedingt. Dass der Sitz des Uebels im Kopfe sei, ist nicht wohl abzuleugnen, indessen sagt Esquirol ganz offen, dass, wenn man ihn frage: ob das grosse oder kleine Gehirn afficirt sei, er eingestehen müsse, dass er dies nicht wisse; es genüge aber, zu wissen, dass diese Krankheit eine wahrhafte Veränderung der Sensibilität und des Denkvermögens sei, um hieraus zu schliessen, dass das Gehirn gestört sei. Auch Marc bemerkt: In der echten Erotomanie geht die Seelenstörung stets vom Sitze der geistigen Gefühle aus, und sie giebt daher nur eine reine Neigung, frei von lüsterern Begierden zu erkennen, oder letztere spielen nur eine sehr versteckte und zufällige Rolle. In der Aidoiomanie (Nymphomanie, Satyriasis) herrschen aber diese Begierden vor, sei es, dass letztere von einer grossen Reizung des grossen Gehirns, oder, nach der Mei-

nung von Gall und Spurzheim, vom kleinen Gehirn, als dem leitenden Organe, welches das ausübende Organ beherrscht, ausgeht; sei es, dass, wie es in sehr zahlreichen Fällen unstreitig stattfindet, die Krankheit aus einer ursprünglichen Reizung der Geschlechtstheile entsteht, welche auf das Gehirn ausstrahlt. Daher verräth sich die Aidoiomanie durch lüsterne Reden und Handlungen, welche man bei einem wirklichen Erotomanen nicht wahrnimmt.

Diagnose. Die Erotomanie darf nicht mit der Nymphomanie oder Satyriasis verwechselt werden, von denen sie sich auch wesentlich unterscheidet. Wir haben bereits bemerkt, dass die Nymphomanie und Satyriasis von den Geschlechstsorganen ausgehen, während die Erotomanie ihren Ursprung im Gehirne, der Einbildungskraft hat, dass sie sich zu einander wie die *sinnliche* zur *platonischen* Liebe verhalten. Die erstern Kranken denken lediglich an Befriedigung geschlechtlicher Liebe, ihre Einbildungskraft ist von schmuzigen Bildern erfüllt, ihre Reden, ihre Handlungen bekunden ihre Laszivität. Der Erotomane ist hingegen weit hiervon entfernt; er liebt den Gegenstand seines Herzens mit reiner, von keiner sinnlichen Begierde getrübten Neigung, er ist ihm das Ideal aller Vollkommenheiten, und wenn auch der Wunsch des Besitzes im Hintergrunde schlummert, so wird doch selbst dieser Wunsch nie durch Aeusserungen sinnlicher Begierde kundgethan. Solche Kranke sind oft so zurückhaltend, dass man zuweilen selbst an ihnen irre wird und den Gegenstand ihrer Neigungen künstlich erforschen muss. Uebrigens kennen wir aus der ältern wie neuern Geschichte, dass sich die Liebe selbst auf leblose Gegenstände erstreckte, wie z. B. Alkidias von Rhodus von Liebe für die Statue des Cupido von Praxiteles ergriffen wurde, ebenso in neuester Zeit ein Maler aus Liebe zu einem Gemälde in D vollkommen wahnsinnig wurde.

Die *Prognose* ist im Allgemeinen nicht ungünstig, obgleich viele Fälle bekannt sind, in welchen sie mit dem Tode endete. Bei solchen Kranken kann man wohl den von den Poeten beliebten Ausdruck: «*an gebrochenem Herzen gestorben*» anwenden.

Therapie. Esquirol drückt sich über die Behandlung dieser Kranken folgendermaassen aus: «Da die Erotomanie eine wirkliche Gehirnkrankheit ist, so muss sie wie die übrigen Gehirnaffectionen behandelt werden. Wenn die verliebten Ideen die Functionen der Ernährung des Kranken stören und das Leben desselben bedrohen, so ist die Heirath fast das einzige wirksame Mittel, denn es geht hier wie mit dem Heimweh; die Kranken können nur durch die Erfüllung ihrer Wünsche geheilt werden. Wenn das erotische Fieber sich zeigt, wenn ausserordentliche Traurigkeit sich einstellt, und wenn die Ursache des Hinwelkens verborgen ist, so muss man grosse List und Geschicklichkeit anwenden, um die Ursache der Krankheit zu entdecken; denn ist

diese einmal bekannt, so hat man auch schon einen grossen Schritt zur Heilung gethan. Bleibt übrigens noch ein Weg zum Herzen des Kranken offen, so benutze man diesen, und bringe eine Person in die Nähe desselben, die durch ihre Eigenschaften und ihre Theilnahme die Eindrücke, welche der geliebte Gegenstand zurückgelassen hat, zu schwächen vermag. Eine neue Empfindung kann die erste verwischen. Ist der Gegenstand der Leidenschaft nur eingebildet, also die Heirath unmöglich, so muss man zu Mitteln seine Zuflucht nehmen, die geeignet sind, die Reizbarkeit zu modificiren. Laue, lang fortgesetzte Bäder, verdünnende Getränke, wie Molken mit Nitrum, die Eselsmilch, Pflanzenkost, sind den antispasmodischen Mitteln vorzuziehen, die oft das Uebel mehr verdecken, als beseitigen. In einzelnen Fällen sind die tonischen Mittel nützlich, wenn die Krankheit durch schwächende Ursachen entstanden ist. Auch darf man nicht vernachlässigen, die pathologischen Ursachen zu bekämpfen, nicht vergessen, dass beim erotischen Fieber, wie Lorry sagt, stets Erotismus der Geschlechtsorgane stattfindet. Auch müssen Isolirung, Zerstreuung, Reisen, Körperbewegungen, Handarbeiten u. s. w. die Behandlung unterstützen. Psychische Erschütterungen rufen bei der Erotomanie, wie bei den übrigen Arten der Monomanie, eine allgemeine Erschütterung hervor, die nützlich sein kann.

Krankengeschichten.

1.

Eine Dame, 32 Jahre alt, von schlankem Wuchse, kräftiger Constitution, welche blaue Augen, weisse Haut, braune Haare hatte, war in einer Erziehungsanstalt erzogen worden, wo sich den jungen Personen, welche das Institut verliessen, die glänzendste Zukunft und das höchste Glück in der Ferne zeigte. Einige Zeit nach ihrer Verheirathung sieht Mad. . . . einen jungen Mann von höherem Stande, als ihr Mann ist, und verliebt sich sogleich in ihn, obgleich sie ihn nicht gesprochen hat. Sie fängt an, sich über ihre Lage zu beklagen, spricht von ihrem Manne mit Geringschätzung, murrt, dass sie mit ihm leben muss, und endlich fühlt sie Abneigung gegen ihn, sowie gegen ihre nahen Verwandten, die sich vergebens bemühen, sie von ihrer Verwirrung zurückzubringen. Das Uebel vermehrt sich, man muss sie von ihrem Manne trennen. Sie geht zu ihrer Familie, spricht unaufhörlich von dem Gegenstande ihrer Leidenschaft, wird empfindlich, eigensinnig, zornig; zugleich leidet sie an Nervenübeln. Sie entwischt ihren Verwandten, um *ihm* nachzulaufen, sie sieht ihn überall, und ruft ihn durch ihre verliebten Gesänge; er ist der schönste, der grösste, der geistreichste, der liebenswürdigste,

der vollkommenste unter allen Männern, auch will sie nie einen andern Mann gehabt haben. Er lebt in ihrem Herzen, leitet alle Bewegungen desselben, ordnet ihre Gedanken, bestimmt ihre Handlungen, belebt und verschönert ihre Existenz. Zuweilen überrascht man sie in einer Art von Ekstase, Entzückung; dann ist sie unbeweglich, der Blick stier, und ein Lächeln schwebt auf ihren Lippen. Sie schreibt häufig Briefe, Verse, die sie mehre Male sorgfältig copirt. Ebenso wie ihre Schriften die heftigste Leidenschaft ausdrücken, ebenso sind sie auch ein *Muster des sittlichen Gefühls.* Wenn sie spazieren geht, so geht sie mit Lebhaftigkeit, zerstreut, wie eine sehr beschäftigte Person, oder sie geht langsam und stolz einher, vermeidet jede Begegnung mit Menschen, die ihr zuwider sind und die sie weit unter ihren Geliebten stellt. Indessen ist sie gegen die Zeichen der Theilnahme nicht immer unempfindlich, doch beleidigt sie jeder unschickliche und unüberlegte Ausdruck. Auf die Bitten, die man an sie richtet, entgegnet sie den Namen, das Verdienst und die Vorzüge Desjenigen, den sie anbetet. Während des Tags und der Nacht spricht sie oft allein, und zwar bald laut, bald leise. Bald ist sie heiter, lacht laut auf, bald ist sie melancholisch und weint, bald ist sie ärgerlich bei ihrer einsamen Unterhaltung. Macht man sie auf ihre Geschwätzigkeit aufmerksam, so versichert sie, dass sie zum Sprechen gezwungen sei. Meistens ist es ihr Geliebter, der sich durch nur ihr bekannte Mittel mit ihr unterhält, und manchmal glaubt sie, dass Eifersüchtige ihr Glück stören wollen, ihre Unterhaltung belauschen, worauf sie ärgerlich wird und Schläge austheilt; ja ich sah sie sogar in Wuth gerathen, da man sie, wie sie sagte, geschlagen hatte. Unter andern Umständen ist das Gesicht geröthet, die Augen funkelnd, die Kranke ist heftig, schreit, und kennt ihre Umgebung nicht, ist wüthend und stösst die drohendsten Beleidigungen aus. Dieser Zustand dauert gewöhnlich zwei bis drei Tage, worauf sie dann über heftige Schmerzen im Epigastrium und am Herzen klagt. Diese Schmerzen concentriren sich in der Gegend der Herzgrube, werden durch ihre Verwandten, Freunde verursacht, obgleich sie mehrere Stunden entfernt sind, und könnten ohne die Macht des Geliebten nicht ertragen werden. Redet man sie mit Energie an, so wird sie bleich, zittert, es fliessen Thränen und der Paroxysmus ist beendet. Diese Dame, die in jeder andern Beziehung ganz verständig ist, arbeitet ruhig, bewahrt die sie umgebenden Gegenstände gut auf, lässt dem Verdienste ihres Mannes Gerechtigkeit widerfahren, schätzt die Liebe ihrer Verwandten, aber kann den Erstern nicht sehen und mit den Letztern nicht leben. Ihre monatliche Periode ist regelmässig und stark. Bisweilen treten die Paroxysmen des Zornes zu dieser Zeit ein, aber nicht immer. Sie isst nach Laune, und ihre Verrichtungen und ihre Sprache ist ihrer delirirenden Leidenschaft untergeordnet.

Sie schläft wenig und ihr Schlaf wird durch Träume und Alpdrücken gestört. Oft hat sie lang anhaltende Schlaflosigkeit, und dann geht sie umher, spricht allein oder singt. Dieser Zustand dauerte bereits mehrere Jahre, als die Kranke meiner Behandlung anvertraut wurde. Eine einjährige methodische Behandlung, die Isolirung, warme und kalte Bäder, die Douche, antispasmodische Mittel, innerlich und äusserlich angewandt, vermochten nichts auszurichten. (Esquirol.)

2.

Ich kannte in einem Krankenhause einen unglücklichen Beamten, Namens L., welcher einen Gehalt von 900 Francs hatte. Er war sterblich in eine Schauspielerin der Hauptstadt verliebt, welche durch ihr Talent, ihre Schönheit und die Strenge ihrer Sitten berühmt war; diese Dame war übrigens die Gattin eines ausgezeichneten Künstlers. L. bewohnte den Verschlag eines Thürstehers, lebte nur von Brot und Wasser und legte sich mit einem Worte die härtesten Entbehrungen auf, um sich ein Billet für die Vorbühne, jedesmal wenn Madame . . . in einer Rolle spielte, zu kaufen. Eines Tages wurde der Ausbruch seiner Liebe, während Madame . . . vor dem Publicum erschien, so lebhaft, dass man ihn aus dem Theater bringen musste. Einige Zeit darauf folgte er Mad. . . . auf allen ihren Spaziergängen mit ihrem Gatten, welchen er niemals anerkennen wollte, weil er behauptete, dass Madame . . . nicht verheirathet sei und ihn heirathen würde, wobei er fortfuhr, sie nur bei ihrem frühern Namen zu nennen. Endlich, ungeachtet einer schon von dem Gatten erhaltenen nachdrücklichen Zurechtweisung, erlaubte er sich eines Tages an einem öffentlichen Orte so tadelnswerthe Handlungen gegen Madame . . ., dass man genöthigt war, ihn nach einer Irrenanstalt zu bringen. Es war nicht schwer, das erotische Delirium zu erkennen; über jeden andern Gegenstand urtheilte der Kranke sehr richtig, seine Haltung war gewählt und seine Unterhaltung folgerecht. Auf die Frage: wie er sich wohl für geliebt halten könne, da er nichts Verführerisches, besonders für eine Schauspielerin habe, da seine Figur weder hübsch, noch er Vermögen oder einen ausgezeichneten Rang habe, antwortete er: «Das ist Alles wahr, aber die Liebe vernünftelt nicht, und man hat mir zu gut gezeigt, dass ich geliebt werde, als dass ich daran zweifeln könnte.» Später versicherte er, dass Mademoiselle im Hause wohne, dass er sie höre, dass sie aber durch die Eifersucht verhindert werde, mit ihm zu sprechen. Die ihn beherrschende Leidenschaft dauerte bis zum Tode fort. (Marc.)

Dass die Erotomanie sich zuweilen auch ein imaginaires Bild schafft, beweist folgender Fall.

3.

M., mehr als 40 Jahre alt, wurde in eine junge Dame ver-

liebt, welche er zum ersten Male gesehen hatte; kein lüsternes Verlangen hatte zu seiner wahnsinnigen Leidenschaft beigetragen; aber obgleich er sie nicht kannte und selbst ihren Namen, ihre Wohnung nicht wusste, so glaubte er doch in ihr alle moralischen und physischen Vorzüge zu finden, welche ihn zum glücklichsten Menschen machen könnten. Da er sie seitdem niemals wiedersah, so schuf er sich zuletzt ein Ideal, dem er den Namen Leonore gab, und welches der ausschliessliche Gegenstand seiner Anbetung wurde, während jede andere weibliche Person ihm Widerwillen einflösste. Auch beobachtete er, obgleich er Soldat war, eine strenge Keuschheit. Das Begehren, sich mit Derjenigen zu vereinigen, welche er liebte und deren entzückende Anschauung seine Hallucinationen ihm oft gewährten, erzeugte in ihm Wahnvorstellungen von Vornehmheit und Reichthum, gegründet auf seinen Anspruch, seiner Leonore eine ihrer würdige Stellung zu verschaffen. Er wurde Verschwender, und verübte mehrere ausschweifende Streiche, wodurch seine Familie genöthigt wurde, ihn in ein Krankenhaus zu bringen.

Nachstehender Fall zeigt, wie rasch die Erotomanie einen unglücklichen Ausgang nehmen kann.

4.

Ein Mädchen aus Lyon verliebt sich in einen ihrer Verwandten, mit dem sie auch versprochen wurde. Umstände setzten sich der Erfüllung der Versprechungen der beiden Liebenden entgegen, und der Vater forderte die Entfernung des jungen Mannes. Kaum war dieser abgereist, so verfällt das Mädchen in tiefe Traurigkeit, spricht nicht, bleibt im Bette liegen, weigert sich zu essen und stösst alle Rathschläge, alle Bitten, alle Tröstungen ihrer Aeltern und Freunde zurück. Nachdem man vergeblich versucht hatte, ihren Entschluss zu überwinden, ruft man ihren Geliebten wieder zurück. Aber es war zu spät. Sie starb am sechsten Tage in seinen Armen.

Häufig ist der Selbstmord ein Ausgang der Erotomanie, auch complicirt sie sich oft mit der Manie, die ihr zuweilen vorangeht.

5.

Magdalene kommt in ihrem funfzehnten Jahre aus einem Findelhause zu einer Bauersfrau, die sie als Tochter adoptirt, weil sie ihren einzigen Sohn, der in der Armee dient, für todt hält. Zwei Jahre darauf kommt der Sohn zurück, und bald gefällt Magdalene, die ein angenehmes Aeussere und einen heitern Charakter hatte, dem Sohne Johann Peter. Sie ihrerseits liebt ihn auch von ganzem Herzen, sie bewilligt ihm Gunstbezeigungen, weil sie undankbar zu sein glaubte, wenn sie dem Sohn ihrer Adoptivmutter etwas abschlüge. Drei Jahre vergehen in diesem zärtlichen Verhältnisse und in der Hoffnung, ihren Ge-

liebten zu heirathen, aber dieser wird des Mädchens überdrüssig und verheirathet sich mit einer Andern. Das arme Mädchen gerieth hierdurch in Verzweiflung, verlor ihren Verstand, lief auf den Feldern umher und stürzte sich in einen Fluss, aus dem sie gezogen und nach dem Hôtel Dieu geschickt wurde, von wo man sie nach sechs Wochen nach der Salpetrière brachte. Während des ersten Jahres ihres Aufenthalts im Hospital litt sie an Erotomanie mit Wuth, die sich auf ihre Gefährtinnen und auf sich selbst erstreckte. Auf diesen Zustand folgte Monomanie, deren einziger Gegenstand Johann Peter war, welchen sie, ungeachtet seiner Untreue, liebte. Zur Zeit der Periode war die Kranke sehr aufgeregt, reizbar, zornig; sie fragte dann oft nach Peter, rief unaufhörlich seinen Namen und sagte, dass man Niemand mit ihm vergleichen könne. Die Ruhe, die in einer stillen Traurigkeit besteht, tritt dann ein, wenn die Menstruation zu fliessen aufgehört hat. Für gewöhnlich ist sie träumerisch und schweigsam, und stets mit ihrem untreuen Geliebten beschäftigt. Sie singt, lacht, ist manchmal sehr heiter, weint in andern Augenblicken. Spricht man mit ihr von andern jungen Leuten, so verabscheut sie dieselben, sagt, dass sie immer Peter lieben werde, dass man stets lieben müsse, wen man einmal geliebt habe.

Esquirol führt zwei Fälle an, wo Frauen von 80 und 64 Jahren in Erotomanie verfielen, ein Beweis, dass das hohe Alter ebenfalls nicht von der Krankheit verschont bleibt.

III. Mania sine delirio, Manie sans délire. (PINEL.)

Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes. (REIL.)

Definition. Jener Krankheitszustand, den Pinel zuerst mit dem Namen Manie sans délire bezeichnete, hat bis auf die Jetztzeit so viele Controversen unter den Aerzten hervorgerufen, dass er, wenn auch von den Meisten anerkannt, doch immer noch mancherlei Zweifel zulässt.

Pinel gründete seine Ansicht auf mehrfache Beobachtungen an Geisteskranken im Bicêtre, und drückt sich hierüber folgendermaassen aus: Ich sah im Bicêtre mehrere Wahnsinnige, die nicht die geringste Verletzung des Verstandes zeigten, und die dennoch von einem Instincte der Raserei beherrscht wurden, als wenn gleichsam nur die Willensvermögen verletzt wären. Diese Manie sans délire ist entweder anhaltend, oder durch periodische Anfälle ausgezeichnet. Keine in die Augen fallende Veränderung der Verstandesverrichtungen, der Perception, der Urtheilskraft, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses kommt dabei vor, wohl aber Verkehrtheit in den Willensäusserungen, nämlich ein blinder Antrieb zu gewaltthätigen Handlungen, oder gar zur blutdürstigen Wuth, ohne dass man eine herrschende Idee, irgend eine Täuschung der Einbildungskraft, welche die bestimmende Ursache dieses Hanges wäre, angeben kann [1]). Mit Pinel übereinstimmend, sprach sich zuerst in Deutschland Reil aus, der den

1) Philosophisch-medicinische Abhandlungen über Geisteskrankheiten. Aus dem Franz. von *Wagner*. Wien 1801. S. 160.

Krankheitszustand: *Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes* nannte; nach ihm besteht er in einem automatischen Drange zur Grausamkeit, oder in einem blinden Triebe zu Gewaltthätigkeiten und blutdürstigen Handlungen, der blos durch körperliche Gefühle geweckt und keinesweges durch Erkenntniss eines Zwecks oder Objects zur Thätigkeit bestimmt wird. Alle Functionen des Seelenorgans sind in ihrem normalen Zustande; die Sinne, die Imagination, der Verstand wirken wie in einem gesunden Menschen. Daher kann auch der Kranke seine Seelenkräfte zur Anführung seines blinden Dranges aufs planmässigste anwenden und auf die überlegteste Art sich die Mittel dazu verschaffen. Mit diesem Zustande, fährt Reil fort, dürfe man aber nicht die Grausamkeit der Barbaren verwechseln, welche Producte eines bösen Herzens, schlechter Erziehung und einer rauhen Lebensart seien, welcher Zustand zu den moralischen Seelenkrankheiten gehöre [1]).

Aehnlich drückt sich Hofbauer aus: Es gebe Menschen, die übrigens ihres Verstandes ganz mächtig seien, so dass sie völlig richtig und ganz zusammenhängend urtheilen, und dabei von allen Anfällen des Wahnsinns frei seien, dennoch aber durch einen unwiderstehlichen Hang zu gewissen Handlungen hingerissen würden [2]).

Mehr oder minder übereinstimmend mit obiger Definition sprechen sich auch die andern den Krankheitszustand als solchen anerkennenden Aerzte aus. Dagegen fehlt es nicht an gewichtigen Gegnern, wozu vorzugsweise Henke gehörte. Er rechnet alle zur Mania sine delirio beigebrachten Krankheitsfälle lediglich entweder als zur krankhaften Zornmüthigkeit (iracundia morbosa), oder zur aussetzenden Manie mit unregelmässigen freien Zwischenräumen (mania cum lucidis intervallis). Henke's Widerlegung gründet sich ausserdem auch auf Hofbauers Definition des Wesens der Manie; dieser sagt nämlich: dass die Manie nicht eine Art von Wahnsinn, sondern in psychologischer Beziehung wesentlich von ihm verschieden sei; dem Wahnsinn liege ein Missverhältniss zwischen den Sinnen und der Einbildungskraft zu Grunde, wogegen in der Manie die Vernunft zu schwach sei, die Ausbrüche eines gewaltigen Zornes zu hindern, und der Kranke werde wider seinen Willen zu Handlungen fortgerissen, welche jene vielleicht missbilligt. Dies könne ohne Anfälle von Wahnsinn geschehen, wenn man annehme, dass die Manie ja eine Art von Tollheit sei; denn in der Tollheit hat die Vernunft die Herrschaft über die Begierden und Handlungen, in welche diese ausbrechen, verloren, dergestalt, dass es den Kranken nicht möglich

1) Ueber die Erkenntniss und Cur der Fieber. Bd. IV. Halle 1805. S. 296.

2) Die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege. Halle 1805. §. 10.

ist, jene einzuschränken oder zu unterdrücken und diese zurückzuhalten. Der Mensch könne bei derselben völlig vernünftig urtheilen und doch verkehrt handeln. Hieraus folge, dass der Tolle keinesweges des Verstandes beraubt sei, wenn man diesen Ausdruck nur von Demjenigen gebraucht, der unvermögend ist, über Gegenstände zu urtheilen; auch setze die Tollheit keinen Wahnsinn voraus, und was von der Tollheit gelte, finde auch auf die Manie Anwendung, welche eine Art derselben sei. Der Maniacus werde zu gewaltthätigen zornartigen Handlungen hingerissen, ohne dass daraus folge, dass bei ihm ein Wahnsinn oder eine Verstandesschwäche, die ihn falsch zu urtheilen nöthigte, vorauszusetzen sei, da er selbst bei richtiger Beurtheilung seiner Handlungen doch nicht im Stande sei, seine Begierden zu unterdrücken und den gewaltsamen Handlungen, in welche sie ausbrechen, Einhalt zu thun.

Henke meint nun, dass, wenn Derjenige für toll gehalten werden solle, bei dem die Vernunft die Herrschaft über die sinnlichen Begierden verloren habe, alle Menschen von Zeit zu Zeit für toll gehalten werden müssten, da es wohl keinen Menschen gebe, bei dem nicht Affect und Leidenschaft zu Zeiten taub gegen die Vernunft wären und ihn gegen das Gebot derselben zu Handlungen fortrissen [1]).

Dies dürfte vorläufig zur Definition der Krankheit hinreichend sein, und werden wir bei der Aetiologie noch hierauf zurückkommen.

Symptomatologie. Reil giebt nur eine sehr kurze Schilderung der Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes [2]): « Zuweilen fängt der Anfall mit einem Gefühl einer brennenden Hitze in dem Unterleibe an, der Durst ist gross, der Leib verschlossen. Die Hitze steigt aufwärts zur Brust, zum Halse und Kopf, das Gesicht wird roth, die Schlagadern des Halses und der Schläfe pulsiren heftig bis zum Zerplatzen. Endlich dehnt sich dieser Process bis zum Gehirn aus, und nun bekommen die Kranken einen blinden und unwiderstehlichen Drang zum Morden. Ihr richtiger Verstand bietet ihnen alle zweckmässigen Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens an, sie wählen die Waffen, Ort und Zeit, und morden nun eine bestimmte Person, oder jeden Menschen, der ihnen in einem Anfalle von Wuth vorkömmt. »

Esquirol sagt, dass diese Kranken nicht irre reden; ihre Ideen behalten ihre natürliche Verbindung bei, ihre Schlüsse sind logisch, die Reden folgerecht, sie sind oft lebhaft und geistreich, aber ihre Handlungen, ihre Neigungen sind ihrem Interesse und den geselligen Gebräuchen entgegen. Sie sind in dem Sinne un-

1) Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Bd. 2. 2. Aufl. S. 515.

2) A. a. O. S. 397.

verständig, als sie im Gegensatze mit ihren Gewohnheiten und mit denen der Personen, mit denen sie leben, sind. Wie unordentlich ihre Handlungen auch sein mögen, so haben sie doch stets mehr oder minder beifällige Beweggründe, um sie zu rechtfertigen, so dass man von ihnen sagen kann, dass sie verständige Narren sind. Die Kranken sind thätig, stets in Bewegung, sie sprechen viel und mit Lebhaftigkeit; waren sie früher gut, offen und edelmüthig, so sind sie jetzt bös, verstellt, zänkisch. Waren sie früher liebreich und zärtlich gegen ihre Verwandten, so sind sie jetzt unzufrieden, sprechen Böses und fliehen Die, welche sie liebten. Waren sie früher sparsam, so sind sie jetzt verschwenderisch. Waren ihre Handlungen sonst geregelt, so sind sie jetzt unbesonnen, abenteuerlich, ja selbst tadelnswerth. War ihre Aufführung sonst ihrem Stande und ihrer geselligen Lage angemessen, so ist sie jetzt unregelmässig und im Widerspruch mit ihrer Lage und ihrem Vermögen. Motive bestimmen sie immer. Durch ihren Anstand, durch ihre Unterhaltung täuschen diese Kranken die Personen, die sie vor ihrer Krankheit nicht kannten oder sie nur auf Augenblicke sahen. Es giebt unter diesen Kranken welche, die stürmisch und ungesellig sind, lächerliche, tadelnswerthe Handlungen begehen, die sich überall unwohl fühlen, unaufhörlich ihre Stelle wechseln und aus Schlechtigkeit Böses reden und thun. Noch giebt es Andere, die Feinde jeder Arbeit sind; sie werfen Alles um, zerbrechen und zerreissen Alles. Die Umkehrung ihres Charakters ist eine wahre Strafe für ihre Familie und für die Häuser, in denen sie aufgenommen werden. Dahingegen erkennen Andere ihren Zustand sehr gut, sprechen sich darüber offen aus und wünschen, sich von demselben befreien zu können. Diese sind nur sich selbst schädlich. Sie verlassen den Gegenstand ihrer Neigungen, ihre Familie, ihre Geschäfte, setzen ihr wahrhaftes Interesse aufs Spiel und werden stets durch mehr oder minder beifällige Motive bewegt. Ueberhaupt bestehen die Zeichen der Manie sans délire in einem Wechsel, einer Umkehrung der Gewohnheiten, des Charakters, der Neigungen; solche Kranke leiden zwar in den Anfällen selbst an Verdunkelung des Bewusstseins, Störung des Verstandes, Verstandesverwirrung, nie aber an wahrem Wahnsinn im engern Sinne, wie man dies bei der gewöhnlichen Manie antrifft. Auch nach Prichard charakterisiren sich diese Kranke durch Geneigtheit zu heftigen, grundlosen Zornausbrüchen, welche für die umgebenden Personen sogar gefährlich werden können. In andern Fällen zeigt sich auch wirkliche Bosheit, indem der Kranke gegen einzelne Individuen ununterbrochen eine feindliche Gesinnung hegt, ihnen Nachtheil zuzufügen sich bemüht und selbst nach ihrem Leben strebt; es kann jedoch hier nur die Rede von jenem unnatürlichen Hasse sein, welchem weder ein fälschlich, noch wirklich vorausgesetzter Grund zur Rechtfertigung dient.

Man kann nach Esquirol die Krankheit, die entweder einen akuten oder chronischen Verlauf hat, in drei Perioden theilen. In der ersten sind der Charakter und die Gewohnheiten, sowie das Benehmen des Kranken verändert; in der zweiten zeigt er verkehrte Neigungen und in der dritten tritt wilde Aufregung oder ein gewaltsamer Ausbruch von Leidenschaften mit Verdrängung der Verstandeskräfte hinzu, oder es folgt auch Abspannung, und diese führt mehr oder minder schnell zur Verwirrtheit. Dieser Krankheitszustand ist auch remittirend, intermittirend und selbst nach erfolgter Wiederherstellung erfolgen gern Recidive. Bei unzweckmässiger oder nicht genügender Behandlung complicirt sich die Krankheit mit Melancholie, Hypochondrie, Hysterie, am häufigsten mit Paralysis. Man muss diese Krankheitsspecies sehr sorgfältig studiren, weil die Kranken selbst die geschicktesten Aerzte zu täuschen wissen, da sie die Isolirung scheuen, und dann auch oft täuschen, wenn man gerichtliche Gutachten über sie abzugeben hat.

Aetiologie. Schon aus der Definition der Mania sine delirio geht unstreitig hervor, dass eine Aetiologie dieses räthselhaften Krankheitszustandes bis jetzt genügend nicht gegeben werden könne, da sehr gewichtige Stimmen sich ja überhaupt noch gar nicht definitiv über die Selbstständigkeit dieser Krankheitsform ausgesprochen, ja sie geradezu als nicht begründet erklärt haben. Allerdings giebt es eine grosse Zahl von Krankengeschichten, die zur Beweisführung aufgestellt worden sind, aber auch diese fanden von den Gegnern Widerspruch, eine anderweitige Classificirung, und so bleibt uns leider nichts übrig, als die gegebenen Thatsachen, so isolirt als sie dastehen, wiederzugeben, und nur bei jenen Schriftstellern, die sich vermittelnd aussprechen, auch hier eine Erklärung, eine so weit als möglich genügende Erklärung, zu suchen, wenn sie auch uns selbst keinesweges vollkommen befriedigt.

Hofbauer's Ansicht über das Zustandekommen der Krankheit ist folgende: Der Reiz zu einer Handlung ist bei diesen Individuen so gross, dass 1) die Vorstellung der ihnen entgegengesetzten Gründe gar nicht wieder zur Klarheit gelangen kann, ehe die Handlung vollbracht und der Entschluss zu ihr gefasst ist; oder 2) die Vorstellung des gegenwärtigen Zustandes eines Menschen bei demselben dadurch verdunkelt wird, und also ihn zu einer ganz andern Handlung hinreisst, als er vorzunehmen glaubt; oder 3) beide Gründe zusammenwirken, oder endlich 4) die Stärke des Reizes zu einer Handlung durch einen Irrthum das Uebergewicht über den Gegenreiz erhält. Es tritt nämlich bei einem Menschen unter gewissen Verhältnissen ein Reiz zu einer Handlung mehr oder minder stark hervor, dieser Reiz wird aber erst zum Entschluss und dann zur Handlung, wenn erstlich keine stärkern Gegenreize einwirken und dann kein

physisches Hinderniss in den Weg tritt. Reize und Gegenreize bei einer Handlung bestehen in wirklichen, nicht blos habituellen Vorstellungen, die uns mit mehrerer oder minderer Klarheit gegenwärtig sind. Mit je mehr Klarheit und Lebhaftigkeit der Reiz zu einer Handlung sich uns darstellt, um so stärker wirkt er, und hindert auch um so stärker die Wirksamkeit des Gegenreizes. Ist die Handlung, zu welcher jener Reiz uns treibt, nicht von der Beschaffenheit, dass sie, wenn der Zweck, zu welchem sie unternommen wird, erreicht werden soll, sofort vollbracht, und mithin auch der Entschluss zu ihr sofort gefasst werden muss, so kann die Vorstellung der Gegengründe zu dieser Handlung bald eine solche Lebhaftigkeit und Stärke gewinnen, dass sie jenen Reizen das Gleichgewicht hält, oder diese überwältigt. In dem entgegengesetzten Falle hingegen wird, wenn nicht mit der Vorstellung jenes Reizes die Vorstellung von dem entgegengesetzten Gegenreize vergesellschaftet ist und durch jene sogleich wieder erweckt wird, der Reiz zu einer Handlung den Entschluss zu ihr beschleunigen und die Handlung zur Wirklichkeit bringen, ehe die Gegenreize jenem Entschluss haben entgegenwirken können. Alsdann wird die Handlung mehr oder minder übereilt, oder ohne die nöthige Ueberlegung erfolgen. Die Stärke des Reizes, die Jemanden zu einer Handlung treibt, verdunkelt dabei oft die Vorstellung von seinem gegenwärtigen Zustande, so dass er etwas Anderes thut, als er zu thun glaubt, oder was er nicht thun würde, wenn er sich seines äussern Zustandes bewusst wäre. Dieses ist selbst da möglich, wo mit der Vorstellung eines Reizes die Vorstellung eines Gegenreizes vergesellschaftet ist und durch ihn wieder aufgeweckt wird, und Derjenige, bei dem dieses der Fall ist, bei sich überlegt, was zu thun oder was zu lassen ist; denn je mehr die Aufmerksamkeit bei dem Abwägen der Gründe für oder wider einen Entschluss gespannt ist, um so mehr wird sie von allen andern Gegenständen abgezogen, oder das Bewusstsein, das wir vor denselben haben, wird mehr oder minder verdunkelt. Es kann daher bei einem Menschen das Bewusstsein seines äussern Zustandes in dieser Lage fast ganz aufhören und er also von Sinnen sein. Fasst er also dann einen Entschluss, so kann die Ausführung desselben dem Augenblicke, wo er wieder zu sich selbst gekommen ist, um so leichter zuvoreilen, je weniger er sich des Umstandes bewusst sein kann, dass er jetzt nicht ganz bei Sinnen sei, und je weniger Aufschub die Handlung gestattet. — Mit Hofbauer stimmt Hartmann überein, indem auch er eine Willenskrankheit annimmt; es sind nach ihm nicht die täuschenden Traumbilder der Phantasie, welche den Geist zu verkehrten Handlungen bestimmen; sondern es sind krankhafte Gefühle, welche, von starken Affectionen des Gemeingefühls und dessen Organen ausgehend, die Seele heftig ergreifen, ihre

ganze Aufmerksamkeit auf sich hinlenken, alle Reflexionen auf ihre übrigen Verhältnisse unterdrücken, und eben dadurch den Verstand zwar nicht verwirren, aber doch eine Zeit lang ganz ausser Thätigkeit setzen. Die zerstörenden Ausbrüche von Wuth, welche dabei stattfinden, sind wohl zum Theil Wirkungen der Seele, sich von einem unausstehlichen Gefühle zu befreien, zum Theil aber auch Folgen des in den Organen der Willkür zu hoch gesteigerten Lebensprocesses, der dann wieder durch ein eignes dunkles Gefühl, oder durch eine Art von Instinct zu gewaltsamen Bewegungen auffordert, um dadurch gleichsam entladen zu werden. Daher sehen wir denn auch, dass Menschen und Thiere um so mehr zu heftigen Affecten, zum Kämpfen und Zerstören aufgelegt sind, je mehr das Leben in ihrer animalischen Sphäre überwiegt.

Auch Conradi und Marc glauben, dass der ursächliche Sitz der Krankheit nicht im Erkenntnissvermögen, sondern im Empfindungs- und Begehrungsvermögen ruhe, und dies scheint uns auch nach den gegebenen Thatsachen wahrscheinlich; dennoch bleibt hier ein grosses Problem zu lösen. Betrachten wir nämlich andere Krankheitsclassen, so erklären sich die angewendeten Begriffe und Lehren von selbst, nicht so hier; wir haben es mit einem automatischen, instinctartigen, also aller psychologischen Motive entbehrenden Handeln zu thun, welches gegen alle Gesetze psychologischer Erfahrungen verstösst, ja, wie Ideler sagt: «Die Grundlage der ganzen Menschenkenntniss in ihren wesentlichen Elementen erschüttern, ja zerstören kann.» Es versteht sich von selbst, dass Jeder sich dagegen mit allen Kräften sträuben müsste, weil, wenn der innerste Keim unseres Selbstbewusstseins gleichsam mit einem Federstrich vertilgt werden könnte, es überhaupt gar nichts Positives und Grundsätzliches mehr gäbe, sondern alles Denken sich in einen hohlen Schein und grellen Widerspruch auflösen würde. Darum hat die Vorstellung, dass der Mensch des Charakters der Selbstbestimmung aus immanenten Motiven völlig beraubt, in einen seelenlosen Automaten, in eine todte Larve, in eine blos durch äussere Impulse anzutreibende Maschine verwandelt werden könne, eine so entsetzliche Bedeutung, dass wir keine Anstrengung scheuen dürfen, hierüber zu einer deutlichen Erkenntniss zu gelangen.

Wir müssen eingestehen, dass wir eine genügende Erklärung der beregten Krankheit, selbst bei den trefflichsten Schriftstellern, nicht aufgefunden haben. Es sind stets Thatsachen gegeben, die zwar den Beweis für das Vorhandensein der Krankheit selbst darbieten, nicht aber ihren ursächlichen Zusammenhang mit den bekannten psychologischen Grundsätzen darthun, und wir stimmen den Worten Ideler's vollkommen bei, wenn er sich beklagt, dass selbst Esquirol und Marc, so treffliche Beobachter, sehr viel bei ihren Arbeiten über diesen Gegenstand zu

wünschen übrig lassen. Man erfährt in der That nur die immerwährende nackte Thatsache, dass einzelne Menschen Antriebe zu verbrecherischen, von ihnen selbst verabscheuten Handlungen in sich empfunden, in Verzweiflung mit allen ihnen erreichbaren Mitteln dagegen angekämpft hatten, und dennoch zuweilen unter entsetzlichen Qualen unterlegen waren, und Alles dies, ohne im Geringsten zu wissen, warum? da doch der schlichteste Mensch wenigstens weiss, was er will. Wie soll man aber hier verfahren, um zu einem genügenden Resultate zu gelangen? — Man muss die räthselhaften Erscheinungen nicht in ihrer Vereinzelung, also herausgerissen aus jedem genetischen Zusammenhange, betrachten, die Erklärung nicht in ihnen selbst suchen, am wenigsten dann, wenn ihre wesentliche Bedeutung in unauflöslichen Widerspruch mit den Grundsätzen zu treten scheint, mit denen die Wissenschaft steht und fällt, sondern man muss die Analogien jener Erscheinungen mit bekannten Verhältnissen aufsuchen und sie mit letzteren unter einen erklärenden Gesichtspunkt bringen. Demnach müssen wir bekannte menschliche Zustände aufsuchen, mit welchen die sogenannten instinctartigen, automatischen Antriebe in Zusammenhang gebracht werden können.

Ideler's Erklärung, die unbedingt sehr viel für sich hat, ist im Wesentlichen folgende: Bei einer nähern Prüfung der automatischen Antriebe ergebe es sich, dass ein Contrast, ein Kampf widersprechender Seelenregungen den eigentlichen Nerven ihres Wirkens, also das wesentliche Moment, ausmache, von welchem jede Erklärung ausgehen müsse. Finden sich wohl aber Contraste und Widersprüche im Gemüth vor? Unser ganzes Leben ist die ununterbrochene Geschichte dieses Widerstreits, weil immerfort unsere Neigungen dergestalt in Widerstreit stehen, dass wir keine wichtige Thatsache ausüben, keinen bedeutenden Zweck erfüllen können, ohne eins oder mehrere Gemüthsinteressen zu verletzen, welche sich dagegen mit mehr oder weniger Energie sträuben. Ja alle sittliche Cultur bestehe darin, diesen Widerstreit einer höhern Idee einem allgemeinen Zweck dergestalt unterzuordnen, dass die entgegengesetzten Neigungen sich nicht gegenseitig aufheben und vernichten, sondern umgekehrt durch ihren Gegensatz sich wechselseitig zur höchsten Spannung und Entwickelung herausfordern sollen; denn wo kein Gegensatz, kein innerer Kampf im Gemüth, da ist kein höheres Leben, keine fortschreitende Entwickelung, keine positive Sittlichkeit möglich, sondern die Triebfedern der Seele erschlaffen, und versinken in die Nullität des Scheinlebens. — Es kann hier übrigens nicht die Rede von dem Widerstreite sein, von dem man sich Rechenschaft zu geben im Stande ist, sondern von einem innern Widerstreite, welcher immer nur auf der einen Seite deutlich wird, nämlich in Betreff des Widerstandes, den religiöse, sittliche, menschliche Gefühle verderblichen Antrieben leisten, welche um

so räthselhafter sind, je mehr sie mit der ganzen Gesinnung und Denkweise des Individuums im schreiendsten Widerspruche stehen, welche also durch nichts vorbereitet, vorherverkündigt, wie ein böser Dämon aus der innersten Tiefe des Gemüths plötzlich aufzutauchen scheinen. Lässt sich für diese Antriebe, für welche in der Seele keine Quelle, keine Wurzel enthalten zu sein scheint, sondern die in dieselbe von aussen her, sei es aus dem Körper, oder aus einem mysteriösen Reiche der Finsterniss in sie eingedrungen zu sein scheinen, ein psychologischer Grund auffinden? Ideler bejaht dieses, indem er vorerst auf folgende Stelle aus seinem Grundriss der Seelenheilkunde (Th. 2. S. 597) verweist: «Jener räthselhafte Impuls (automatische Antrieb) scheint sich aus einem eigenthümlichen Widerspruch zu erklären, welcher tief in der menschlichen Natur begründet ist. Wenn nämlich Gemüthstriebe kräftig entwickelt, oder auch nur stark angeregt sind, dringt sich dem Menschen leicht die Vorstellung einer das Interesse derselben zerstörenden Begebenheit oder Handlung auf, wie überhaupt das Gemüth eine Vorliebe für contrastirende Vorstellungen hegt, um sich durch sie seines Zustandes deutlicher bewusst zu werden. Der Glückliche denkt sich gelegentlich in Noth und Elend hinein, um seines Besitzes recht froh zu werden; der Liebende findet ein schauerliches Behagen an der Vorstellung, dass seine Geliebte ihm untreu, oder durch den Tod entrissen werden könnte, um sie mit desto grösserer Inbrunst zu umfassen. Wer auf einer steilen Höhe steht, fühlt sich von dem Vorsatz angewandelt, in die Tiefe hinabzuspringen, und muss sich schwindelnd abwenden; vielleicht hat die Mehrzahl der Menschen aus diesem Grunde irgend einmal einen Antrieb zum Selbstmorde empfunden. In heftigen Naturen kann dies Gedankenspiel durch die Vorstellung, dass sie selbst Urheber einer von ihnen verabscheuten Handlung würden, bis zur leidenschaftlichen Entrüstung steigen und die Täuschung erzeugen, als ob sie im Widerspruch mit ihrer Gesinnung wirklich den Trieb dazu empfänden, wodurch sie nothwendig in die äusserste Bestürzung, ja in wahre Qual gerathen. Da solche mögliche Handlungen oft eine verbrecherische Bedeutung haben, so verschweigen die Meisten dies von ihnen selbst verabscheute Spiel des Gemüths, um nicht in den Verdacht zu kommen, als seien sie wirklich solcher Frevel fähig. Selbst die edelsten Gemüther werden oft durch solche Widersprüche mit sich selbst geängstigt. So bemerkt Horst, dass man in dem Leben fast aller frommen Männer früherer Jahrhunderte mehr oder weniger von bösen, gotteslästerlichen Gedanken liest, welche von ihnen als unmittelbare Einwirkungen des Teufels betrachtet wurden. Auch Luther litt periodenweise in seinem Leben an dieser Krankheit des Zeitalters. Was kann diese auffallende Erscheinung bei einem Luther Anderes bedeuten, als dass gerade seine tiefe und lautere Frömmigkeit diesen

Widerspruch mit sich hervorrief? Hat es doch fast das Ansehen, als bediente sich die Natur dieses Widerspruchs, um durch ihn die nur zum Schein gefährdeten Gemüthstriebe zur Gegenwehr anzuspornen, und dadurch zu einer höhern Entwickelung zu bringen; wie denn überhaupt alle grossartigen Naturen sich erst durch mannichfachen innern Widerstreit hindurchringen und eben durch ihn zur höchsten Kraft erstarken mussten. So lange die Sittlichkeit auf festem Grunde ruht, ist von jenen Kämpfen nichts zu fürchten, da sie blosse Scheingefechte einer nach höherer Entfaltung ringenden Seele sind, welche im entscheidenden Augenblick nie ihren Charakter verleugnen wird. Nun denke man sich aber verwilderte, zwiespältige Gemüther, welche bei beschränktem Verstande nie über sich aufgeklärt wurden (Frauen, die in steter Gefühlsschwärmerei befangen sind), in ähnliche Lage versetzt; hierzu füge man, dass sie zuweilen zu einer gewaltsamen That, welche sie wegen des Widerspruchs mit ihren andern Interessen verabscheuten, vielleicht durch entgegengesetzte sinnliche Neigungen sich hingezogen fühlten, dass sie gar aus ihrer innern Bedrängniss sich nicht zu helfen wissen — und mich dünkt, der sogenannte blinde Antrieb lässt sich ebenso gut erklären, als es einleuchtet, dass er endlich zur That führen kann, durch welche das Gemüth sich von der Qual des innern Kampfs zu befreien hofft.»

Beobachten wir uns selbst genau, so werden wir finden, dass Ideler unbedingt Recht hat; solche Erscheinungen sind nicht als ungewöhnlich zu betrachten, sie beruhen vielmehr in der Organisation der menschlichen Seele, und es entsteht ein Missverhältniss, wenn der Widerstreit sich durch gewisse Bedingungen über die Norm steigert. Demnach muss auch der Arzt, wenn ihm Fälle des automatischen Triebes vorkommen, eine genaue Untersuchung des ganzen frühern Lebenswandels, des geistigen und sittlichen Charakters vornehmen, um den Zusammenhang des gegenwärtigen Zustandes mit dem frühern Geisteszustande zu erweisen; ein Weg hierzu bietet sich auch in dem heftigen Widerstreit der Kranken mit sich, ihrem Abscheu gegen die ihnen aufgezwungene That. Ein von Ideler beigebrachtes Beispiel wird das Obige leicht erklären: Wenn z. B. eine Mutter sich zur Ermordung ihres Kindes angetrieben fühlt und darüber in Entsetzen geräth, so heisst dies doch im Sinne der obigen Betrachtungen nichts Anderes, als dass gerade die ausserordentliche Stärke und Lebendigkeit ihres Muttergefühls einen mit demselben contrastirenden Antrieb erzeugte, gleichwie die angeschlagenen Saiten eines musikalischen Instruments nach gewissen akustischen Gesetzen ausser ihrem Ton noch andere hervorrufen. Damit ist ja aber unmittelbar das *Punctum saliens* der ganzen Erscheinung bezeichnet, und es kann nun nicht schwer fallen, die sorgfältigsten Erkundigungen einzuziehen, ob bei jener Mutter das Gefühl zu

ihrem Kinde in allen ihren Aeusserungen und Handlungen eine solche Stärke documentirte, ob sie ferner früher schon wegen einer gewissen Beweglichkeit und Launenhaftigkeit ihres Gemüthes zu ähnlichen Capricen der Gefühle und des Betragens überhaupt geneigt war, dass damit die an Gewissheit grenzende Wahrscheinlichkeit einer solchen auffallenden Erscheinung erklärt ist; denn eben die Grösse des Abscheues gegen die begangene That, das ängstliche Bestreben, derselben vorzubeugen, giebt hier den untrüglichen Maassstab zur Beurtheilung der wahren Gesinnung, welche man deshalb, weil sie gerade durch das Uebermaass der Kindesliebe den Antrieb zum Kindermord hervorrief, schwerlich wird bestrafen wollen.

Prognose. Die Vorhersage ist immer eine sehr zweifelhafte, wenn sie auch günstiger als bei den übrigen Geisteskrankheiten sich stellt, namentlich aber, weil Recidive so leicht zu befürchten sind; doch darf man Genesung hoffen, wenn der Zustand noch nicht lange gedauert hat und mit keiner organischen Krankheit complicirt ist. Auch hier wird, wie bei der Manie, zuweilen durch irgend eine kritische Ausleerung, sei es aus dem Magen oder Darmkanal, durch Epistaxis, Hämorrhoiden, Menorrhagie, Leukorrhoe, Ptyalismus, Exantheme, Furunkel und Erysipelas ein günstiger Ausgang befördert. Dagegen muss man einen ungünstigen Ausgang befürchten, wenn das Uebel Jahre lang gedauert und bereits Recidive gemacht hat und sich irgend eine organische Krankheit mit ihm verbindet.

Therapie. Wir müssen uns hier auf Das, was bereis im allgemeinen Theil gesagt ist und was die Manie betrifft, beziehen, und fügen nur noch hinzu, dass hier sowohl moralische als physische Behandlung erforderlich sei, und zwar je nach der Individualität des Falles. In Betreff der Isolirung des Kranken lässt sich im Allgemeinen kein bestimmtes Urtheil fällen. Man hat es hier zuweilen nur mit solchen verkehrten Handlungen des Kranken zu thun, die eine Isolirung einerseits nicht rechtfertigen, andererseits aber das Uebel verschlimmern würden; nur dann, wenn der Kranke zu so heftigen Wuthausbrüchen geneigt ist, dass er sich und Andern Schaden zufügen kann, ist Isolirung erforderlich, eine besondere Indication kann nicht aufgestellt werden.

Esquirol verweist auf die Behandlung der Monomanie überhaupt, und bemerkt, dass man sich im Allgemeinen nach den prädisponirenden, excitirenden Ursachen und nach den physischen Störungen richten müsse, und auch hier geben die psychischen Symptome wichtige Winke. Die Antispasmodica sind sehr nützlich, da sich ein hervorstechend nervöser Charakter oft geltend macht. Man nehme auch zu hygieinischen Mitteln seine Zuflucht, da sie hier passend und erfolgreich sind; ebenso zu Ueberraschungen, zu geistreich ausgedachten Widerwärtigkeiten, die den Umständen des Kranken angemessen sind.

Krankengeschichten.

Pinel machte zuerst zwei Fälle der Manie sans délire bekannt:

1.

Der Mensch war selbst in seinem Anfalle bei Verstande, er liess sich keine unzusammenhängende Idee entreissen und antwortete auf alle ihm vorgelegte Fragen bestimmt und richtig. Er war sich sogar seiner unglücklichen Krankheit und ihrer Folgen so deutlich bewusst, dass er darüber äusserst niedergeschlagen war. Vor seiner Einsperrung im Bicêtre überfiel ihn einst sein Paroxysmus; er warnte augenblicklich seine Frau, die er liebte, und rieth ihr, schnell zu fliehen, um durch die Flucht einem gewaltsamen Tode zu entgehen. Im Bicêtre wusste er die Milde und Achtsamkeit des Aufsehers nicht genug zu loben. Dennoch versuchte er es, ihn in seinen Anfällen anzugreifen. Zuletzt wurde ihm sein Blutdurst selbst unerträglich, und er suchte sich zu entleiben, welches aber durch engere Einsperrung verhütet wurde.

2.

In jener schändlichen Epoche der Anarchie in der französischen Revolution drängte sich auch eine bewaffnete Horde ins Bicêtre ein, unter dem Vorwande, aus demselben jene Opfer der Tyrannei zu befreien, die daselbst als Verrückte eingesperrt seien, ohne es zu sein. Sie gingen von einem Behältniss zum andern und kamen endlich an einen Menschen, der in Ketten lag. Dieser hatte den vollkommenen Gebrauch seiner Sinne und seines Verstandes, beklagte sich aufs bitterste über das Unrecht seiner Einsperrung, und beschwor die Anwesenden, ihn zu retten und zu befreien. Schon fing die Horde an, dem Oberaufseher zu fluchen und ihre Waffen auf seine Brust zu richten. Umsonst suchte er sich zu rechtfertigen und sich auf seine Erfahrung zu berufen, dass es eine Wuth ohne Verkehrtheit gäbe. Sie würden ihn ermordet haben, wenn nicht seine Frau sich auf ihn gelegt hätte. Sie gaben Befehl, ihn loszulassen und zogen mit einem lauten Geschrei: es lebe die Republik! mit ihm von dannen. Auf einmal ergriff der Kranke mit starker Faust den Säbel seines Nachbars, focht rechts und links, dass überall Blut floss, und würde die Polizei auf eine grausame Art gerechtfertigt haben, wenn man sich nicht schnell seiner bemeistert hätte. Die Horde führte ihn in seinen Arrest zurück, und ihre Tollheit musste murrend der Gerechtigkeit und Erfahrung weichen.

3.

(Reil's Fall.) Ein gesunder und robuster Bauer, der den vollen Gebrauch seiner Seelenkräfte hatte, bekam in den letzten

Jahren dann und wann einen blinden Drang, alle Menschen mit Steinen zu werfen. Dabei hatte er eiu fortwährendes Brennen im Unterleibe. Er war von einem heftigen Temperament. Bei einem Disput über gleichgültige Dinge war er im Stande, seinen Gegner augenblicklich an der Gurgel zu fassen und ihn durchzuprügeln. Reil bekam ihn zur Behandlung. Weder in seinen Reden noch in seinen Handlungen war irgend eine Verkehrtheit zu entdecken. Er wartete die andern Kranken und gab ihnen zur bestimmten Stunde ihre Arzneien ein. Auf einmal entwischte er heimlich, kam vernünftig zu Hause an, spielte mit seinen Kameraden Karten, und als diese fort waren, schickte er die Magd weg und ermordete mit Ueberlegung seine Frau und alle seine Kinder. — Diesen Fall bestreitet Henke, da eine spätere Untersuchung es ergeben habe, dass der Bauer schon zwei Jahre lang an periodischer Verrückung litt.

4.

(Mende in Henke's Zeitschrift.) Katharine Ollhaver, auf einem Dorfe, als das dritte eheliche Kind armer Aeltern 1789 geboren, hatte früh von der Brust genommen werden müssen, weil die Mutter, wie das Kind eben erst in die sechste Woche getreten war, von einem heftigen hitzigen Fieber befallen wurde.

Diese Krankheit begann, ehe noch andere Erscheinungen derselben eingetreten waren, mit dem Vorsatz, den Säugling zu ermorden. Um dies ins Werk zu setzen, trennte sie eine Seite ihres Oberbettes auf und gedachte das Kind in dieses hineinzustecken, damit es in den Federn ersticke und zugleich darin verborgen bliebe. Sie wurde an der Ausführung dieses Vorsatzes gehindert, worauf sich sogleich das Fieber in seiner ganzen Heftigkeit äusserte und mehre Wochen anhielt. Nach der Genesung wusste diese Frau sich ihrer bösen Absicht nicht mehr zu erinnern und verpflegte das Kind mit mütterlicher Sorgfalt. Sie lebt noch und hat nie wieder ähnliche Anfälle gehabt. Ungeachtet einer ärmlichen Erziehung wuchs die K. O. doch gesund heran. Der Monatfluss stellte sich zwar später ein, blieb aber dann regelmässig. Ihr erster Umgang mit einem Manne hatte Schwangerschaft zur Folge. Am 21. Januar 1820 gebar sie leicht einen gesunden Knaben, den sie anfangs selbst nährte. Bald nach der Entbindung traf sie, nach heftigem Aerger, ein Anfall von Epilepsie, der sich aber nachher nicht wieder einstellte. Als ihr Kind sechs Wochen alt war, übernahm sie einen Ammendienst beim Gymnasialdirector Dr. Schömarn, betrug sich gut, war stets ruhigen, heitern Gemüths, verträglich, und das Kind, das sie zärtlich liebte, gedieh sehr gut. Nur einmal wurde sie von einem heftigen Aerger und Schmerz ergriffen, als sie, sechs Wochen nach dem Antritte ihres Dienstes, den Tod ihres Kindes erfuhr, den sie einer Vernachlässigung der Pflegemutter zuschrieb. Doch ver-

schwanden diese heftigen Eindrücke wieder und ihre frühere ruhige Gemüthsstimmung kehrte wieder und sie wendete ihre Zärtlichkeit in noch höherem Grade dem Säuglinge zu.

Am Ende der 32. Woche nach ihrer Entbindung trat der Monatsfluss ein, dem ein kurzes Uebelbefinden voranging. Beide kehrten hernach, jede vierte Woche zurück. Von jetzt an griff das Säugen des Kindes sie sichtlich an; sie wurde bleicher, magerer, auch das Kind gedieh nicht mehr so gut, wurde blässer, magerer, was man dem Zahndurchbruche zuschrieb; es erkrankte, doch ertrug die Amme Alles mit Sorgfalt und Freudigkeit. So war der Zustand Beider, als Dr. S. nach Aussage der Amme und Derer, die um sie waren, folgenden Vorfall mittheilte.

Am 20. und 21. Oct. litt die Amme an heftigen Leibschmerzen, die noch mehre Tage, wiewohl schwächer, fortdauerten. Dabei fühlte sie vorübergehend von Zeit zu Zeit ein gewisses Wühlen im Magen und Beängstigung. Am 22. October Abends, da wir in Gesellschaft ausser Hause, die Köchin in der Küche beschäftigt und sie mit den beiden jüngsten Kindern allein im Zimmer ist, steigt ihr mit einem Male, indem sie ein Messer auf dem Tische liegen sieht, der Gedanke auf, sie müsse mit diesem Messer dem Säugling, den sie auf dem Schoose hat, den Hals abschneiden. Ihrer Angabe nach fühlte sie im Magen ein besonderes Wühlen, oder wie man sagt: Kluckern; vom Magen aus steigt es ihr heiss zum Kopfe; es ist ihr, als wenn ihr Jemand zuruft, sie müsse das Kind ermorden. Sie entsetzt sich vor diesem Gedanken, legt schnell das Kind aufs Bett, eilt mit dem Messer in die Küche, wo sie es wegwirft und die Köchin bittet, mit ihr hinauszukommen und bei ihr zu bleiben, weil sie böse Gedanken habe. Da aber diese antwortet, dass sie ihre Arbeit nicht verlassen könne und bald darauf ausgeht, bleibt sie wieder mit den Kindern allein. Immer noch steigt ihr wieder derselbe Gedanke auf, und um sich von ihm loszumachen, fängt sie laut an zu singen, tanzt mit den Kindern im Zimmer umher und bringt sie endlich zu Bette. Als die Köchin nach Hause kommt, fordert sie diese auf, bei den Kindern zu bleiben, sie wolle uns nach Hause holen. Da aber diese davon nichts wissen will und fortgeht, legt sie sich zu Bette, schläft ein wenig ein, erwacht aber plötzlich mit einer fast unwiderstehlichen Anwandlung, das Kind, dessen Wiege an ihrem Bette steht, zu ermorden. Zum Glück öffnet sich in diesem Augenblick die Thür und wir kommen nach Hause. Dies beruhigt sie wieder etwas, weil meine Frau und Schwägerin mit ihr in demselben Zimmer schlafen; aber sie schläft die ganze Nacht wenig und sehr unruhig, bis etwa um 3 Uhr jener Mordgedanke aufs neue so heftig wird, dass sie laut zu rufen anfängt, um meine Schwägerin zu wecken. Sie klagt nun dieser, dass sie sich unwohl fühle und von bösen Gedanken geplagt werde, ohne sich jedoch darüber näher auszulassen. Dabei

14 *

spricht sie zuweilen wie in Geistesabwesenheit vor sich selbst; bald aber ruft sie laut: «O Gott, welche schreckliche, scheussliche Gedanken!» bald: «Das ist ja lächerlich, abscheulich, entsetzlich!»; bald fragt sie ängstlich nach dem Kinde, ob es auch bei der Mutter sei, und ruft ihm liebkosend zu, bis endlich, nachdem ihr Kamillenthee gegeben ist, sie sich etwas beruhigt und gegen 6 Uhr einschläft.

Am folgenden Tage fühlt sie sich sehr matt und angegriffen, und immer noch wird sie von denselben Anwandelungen geplagt. Dabei sitzt sie stumm und in sich gekehrt, oft mit stierem, wildem Blick und mit ungewöhnlicher Röthe im Gesicht, ohne sich, wie sie sonst immer pflegte, mit dem Kinde besonders abzugeben. Endlich um 5 Uhr Nachmittags, nachdem sie drei Mal von der indessen verordneten Arznei genommen, fühlt sie Beruhigung und Erleichterung. Nur einmal noch, in der nächsten Nacht, wandelt sie jene Mordlust wieder an; sie springt aber schnell aus dem Bette, nimmt Arznei, worauf sie sich beruhigt fühlt. Am nächsten Vormittag gestand sie der Frau Alles unter vielen Thränen. Seitdem ist sie von allen Anwandelungen frei geblieben.

Mende, der am Morgen, nachdem sie die Mordlust gespürt hatte, als Arzt zu ihr gerufen wurde, fand sie mit rothem Gesicht, trübem Blick, dumpf vor sich hinstarrend. Sie klagte über Eingenommenheit des Kopfes, hatte belegte Zunge und einen vollen, harten Puls, überhaupt alle Zufälle eines Fiebers von gallig-entzündlicher Art. Die Fragen beantwortete sie einsylbig, aber richtig, und war, wie auch am Abend zuvor und während der Nacht, bei Verstande. Nach einem Aderlass, einem Brechmittel, welches starke Gallenausleerung bewirkte, einer Abführung u. s. w. wurde der Monatsfluss stärker, und es kehrte am Morgen darauf ihre frühere Lebhaftigkeit und Heiterkeit wieder, und sie gestand nun, was sie gepeinigt habe. Sie verglich die Empfindungen, die sie gehabt, mit den Qualen der Hölle.

Man behielt die Person nachher als Wärterin des nämlichen Kindes und sie erfüllte ihre Verpflichtungen gewissenhaft. Mende beobachtete sie noch nach Wochen, wenn sie mit dem Kinde allein zu sein glaubte, und hörte und sah, wie sie es herzte und küsste und unter Thränen ausrief: «Dich, mein kleiner Engel, habe ich tödten wollen; wie konnte mir der böse Feind auch nur einen solchen Gedanken eingeben.»

Das Kind wurde nach diesen Vorfällen entwöhnt, weil es kränkelte und selbst die Brust nicht mehr gern nahm, schien sich zu bessern, starb aber Mitte November nach Zuckungen. Die Amme, die es in der ganzen Zeit gewartet und gepflegt hatte, zeigte den grössten Schmerz, ja Verzweiflung beim Tode des Kindes, ging aber bald in einen ruhigen Zustand über, versah die häuslichen Geschäfte mit Eifer, und hat nie wieder Anfälle von Epilepsie noch von Mordlust gehabt.

5.

(Mende.) Eine 26jährige Frau, die in ihrer Jugend kränklich und dem Anschein nach zur Schwindsucht geneigt war, bekam in ihrem 16. Jahre ihre Menstruation, wurde von da an kräftiger und genoss einer recht guten Gesundheit. Im 19. Jahre heirathete sie und lebte in einer glücklichen Ehe. Sie blieb in der Ehe, ungeachtet mehrer schnell hintereinander folgender Wochenbetten, gesund und litt nur zuweilen an hysterischen Kopfschmerzen und bei jedesmaligem Eintritt der Menstruation an Unterleibskrämpfen, trüber Stimmung und Neigung zum Weinen. Im Juni 1804, zur Zeit, als sie wieder ihre Periode erwartete und daher seit einigen Tagen an Kopfweh und an krampfhaften Beschwerden gelitten hatte, sitzt sie Nachmittags auf der Hausflur, anscheinend heiter mit Nähen beschäftigt. Plötzlich, ohne alle Veranlassung, springt sie auf, läuft mit rothem Gesichte und anscheinend sehr erhitzt, unter dem Ausrufe: «Ich muss mich umbringen!» aus dem Hause, und stürzt sich in ein nahe liegendes ziemlich tiefes Wasser. Ein Nachbar, der sie über die Strasse laufen sieht, folgt ihr, zieht sie sogleich heraus und trägt sie in das Haus zurück.

Hier wird sie bald in das Leben zurückgebracht, blickt aber stumm, starr, mit offenen Augen vor sich hin, lässt Alles ruhig mit sich vornehmen, zeigt aber keine Theilnahme, nimmt in den nächsten Tagen weder Speise noch Trank und hat keinen Schlaf. — Als Mende sie besuchte, fand er sie im Bette liegend und beständig seufzend. Auf seine Anrede fährt sie zusammen, ruft seinen Namen aus, fragt, was mit ihr vorgegangen sei, und bricht in Weinen aus. Sie erkennt dann ihren Mann, fragt nach den Kindern, und schläft dann ruhig bis zum andern Morgen. Von da ab ist sie heiter, hört mit Erstaunen, was mit ihr vorgefallen und scherzt über den thörichten Einfall, sich ertränken zu wollen, von dem sie keinen Grund angeben könne. Sie blieb fortan stets gesund und hat nie weiter einen Versuch zum Selbstmord gemacht.

6.

(Wendt in Kopenhagen.) A. M. Lorenzen, 18 Jahre alt, deren Vater an Hypochondrie, die Mutter aber anhaltend an schwermüthiger Stimmung mit Anfällen von Weinen und Lachen, Spuren von Geistesverwirrung gelitten hat, war von ihren Eltern gut erzogen und erhielt bei ihrer Confirmation das Zeugniss eines für alles Gute empfänglichen Mädchens mit religiösem Gefühl und Gutmüthigheit begabt. Sie hatte einen nicht gewöhnlichen Grad von Bildung sich erworben, verstand ausser ihrer Muttersprache Französisch und nach kurzem Aufenthalte in Dänemark auch Dänisch. Sie war bis zu ihrem achten Jahre kränklich gewesen, hatte häufig an Kopfweh, Nervenschwäche und langwierigen Augenkrankheiten gelitten. Später besserte sich ihr Zustand,

doch litt sie noch immer an heftigem Kopfweh. Nach Aussage einer Magd, die neun Jahre im Hause gedient hatte, ist sie oft vom Schwindel befallen worden, hat sich sehr empfindlich und grillenhaft bewiesen, öfters geäussert, dass sie nicht mehr leben könne und zu sterben wünsche, und hat in ihrer Denkweise und in ihrem ganzen Wesen auffallende Aehnlichkeit mit ihrer Mutter bewiesen.

Sie kam aus dem väterlichen Hause und errichtete 1821 eine Mädchenschule in Odense, lebte sittsam, anständig und eingezogen, wurde aber nach fünf Wochen, nachdem sie früher schon schwermüthig gewesen, sieben Wochen bettlägerig, litt sehr an Kopfschmerzen und Schwindel, hatte in den letzten drei bis vier Monaten den Monatsfluss nicht gehabt und wurde in der Nacht, unmittelbar vor ihrer Krankheit, von unruhigen Gedanken geängstigt, sodass sie das Bett verlassen und im Zimmer umhergehen musste. Wegen Mangel an Unterhalt ging sie nach Kopenhagen, hielt sich bei einer Witwe auf, die aussagte, dass sie schwermüthig gewesen sei, und trat dann in den Dienst der 71jährigen Etatsräthin B. Nach drei Wochen ereignete sich nachstehender Vorfall: Nach ihrer Aussage hat sie in der letzten Zeit an anhaltender, immer zunehmender Schwermuth gelitten, sowie an heftigem Kopfweh, unruhigem Schlaf und schrecklichen Träumen und ist öfters in der Nacht aufgestanden. In den letzten drei bis vier Tagen war sie von einer Vergesslichkeit befallen, die es ihr unmöglich machte, sich der ihr aufgetragenen Gegenstände zu erinnern, was ihre Herrschaft unzufrieden und sie selbst betrübt machte. Uneinigkeit, Streit, Verweise sind aber nicht vorgekommen; vielmehr hat die Etatsräthin B. nachher bezeugt, dass sie sich immer vorzüglich gut aufgeführt, einen sanften, gutmüthigen Charakter gezeigt und nie ein heftiges, leidenschaftliches Betragen gezeigt habe. Am Abende des 7. Novembers, nachdem sie Wäsche geplättet, gestrickt und genäht hatte, wandelt sie plötzlich der Gedanke an, dass sie die Etatsräthin ermorden müsse, ohne dass sie anzugeben wusste, wie dieser Gedanke entstand, oder irgend einen Umstand, der ihn hätte erwecken können. Dieser Gedanke reifte zum Entschluss, als eine besuchende Freundin die Etatsräthin verliess und sie mit ihr allein blieb. Sie legte daher ein Tuch zusammen, in der Absicht, der Etatsräthin, wenn diese eingeschlafen sein würde, den Mund fest zuzuschnüren und sie zu erwürgen. Sie konnte sich die für sie selbst unausbleiblichen Folgen einer solchen That und den Kummer ihres Vaters darüber deutlich vorstellen, es war ihr aber unmöglich, ihren Entschluss aufzugeben, zu dessen Ausführung sie — wie es schien — von einer innern Gewalt unwiderstehlich angetrieben wurde.

Da die Frau um 11 Uhr zu Bette ging, half sie ihr und legte sich selbst angekleidet aufs Bett. Sie konnte nicht schlafen, weiss aber nicht, ob sie nicht einen Augenblick geschlummert habe.

Als der Morgen dämmerte, stand sie auf, ihr Vorhaben zu vollziehen, die Frau erwachte aber durch das Geräusch vor der Thür und befahl ihr, zu Bette zu gehen. Sie setzte sich aber auf einen Stuhl neben dem Bette und ungefähr nach einer Stunde, als sie gewahr wurde, dass die Etatsräthin eingeschlafen war, nahm sie jenes Tuch, näherte sich dem Bette, in dem diese schlief, in der Absicht, ihr den Mund mit dem Tuche zuzubinden und sie auf diese Weise zu erwürgen. Sie konnte sich aber nachher nicht darauf besinnen, ob sie ihr wirklich mit dem Tuche den Mund verstopft habe. Ueberhaupt konnte sie sich des ganzen Vorgangs nicht genau erinnern und gibt an, ihre Besinnung erst wieder erhalten zu haben, als an der Thür geklingelt wurde. Sie lief hinaus, öffnete die Thür, sprach mit der Tochter des Wirths, die geklingelt hatte, einige Worte, auf die sie sich nachher nicht besinnen konnte, lief aus dem Hause, hatte in ihrer Verwirrung eine dunkle Vorstellung von dem ihrer Gebieterin zugefügten Schaden und fürchtete, dass diese ihn nicht überleben werde. Sie wollte nun sich selbst umbringen; als sie aber an die Citadelle kam, wendete sie sich an die Schildwache, verlangte den wachthabenden Oberjäger zu sprechen, wurde von diesem zum Commandanten geführt, bei dem sie die Meldung machte: «dass sie der Frau, in deren Dienste sie war, ein Leides gethan und daher verhaftet zu werden verlange, widrigenfalls sie sich selbst umbringen werde.» Sie wurde verhaftet und an die Polizeidirection abgegeben und von dieser in das allgemeine Hospital gebracht. Die Etatsräthin sagte bei ihrer Vernehmung aus: sie sei plötzlich erwacht und habe bemerkt, dass ihr Etwas vor den Mund gehalten werde und Jemand sie so fest hielt, dass sie sich nicht regen konnte. Endlich gelang es ihr, die Hände der L. zu ergreifen; jetzt kniff diese sie aber so heftig in die Nase und Gurgel, dass sie nicht athmen konnte; auch erhielt sie nachher von beiden Händen Kniffe in die Backen und einen heftigen Druck in die Herzgrube. Während die L. mit der einen Hand in die Backe kniff, sodass die Etatsräthin den Mund öffnete, steckte sie dieser die andere Hand in den Mund, so dass zwei Zähne ausgebrochen wurden und Blut aus Nase und Mund strömte, worauf sie Athem zu holen vermochte. Während dieser Mishandlungen war sie aus dem Bett auf den Fussboden heruntergerissen worden. Sie redete das Mädchen, welches sie für eine Nachtwandlerin hielt, an und gab ihr gute Worte, worauf sie aber wüthender wurde und erst antwortete, als die Tochter des Wirths klingelte. — Die L. zeigte im Krankenhause eine exaltirte Stimmung, starken vollen Puls und klagte über Kopfweh, ohne andere wesentliche Krankheitssymptome. Kühlende Mittel, drei Aderlässe in den folgenden Tagen, wobei das Blut eine Entzündungskruste zeigte, und abführende Mittelsalze befreiten sie binnen fünf Tagen von ihren Beschwerden.

5.

(Wildberg.) Ein achtbarer Gelehrter, 51 Jahre alt, verheirathet und Vater mehrer Kinder, von galligt-nervösem Temperament, hatte beständige Röthe im Gesicht, litt häufig an Unterleibsbeschwerden, Verhaltung des Stuhlgangs und der Blähungen, blinden Hämorrhoiden, Blutandrang zum Kopfe und häufiger Verstimmung und Niedergeschlagenheit. Häusliche Unfälle, Krankheiten in der Familie und gestörte Vermögensverhältnisse unterhielten diese Verstimmung, die aber auch blieb und zunahm, als eine Gehaltserhöhung seine äussere Lage verbesserte. Im Laufe der Zeit wurde sein Gemüth so angegriffen, dass er fast an nichts mehr Freude fand, seine praktischen und literarischen Geschäfte, die er früher mit Liebe betrieben, nur mit Anstrengung und Widerwillen versah und oft vor Beängstigung nicht zu verbleiben wusste. Seiner ältesten 17jährigen Tochter, die er besonders liebte, gelang es noch am meisten, ihn zu zerstreuen und aufzumuntern, weshalb sie häufig in sein Studirzimmer kam und mit ihm spazieren ging. Als eines Tages, bei starker und anhaltender hypochondrischer Stimmung des Vaters, die Tochter das Zimmer betrat, stieg auf einmal der schreckliche Gedanke in ihm auf, seine Tochter umzubringen. Er erschrak darüber so heftig, dass er sie augenblicklich dringend bat, ihn zu verlassen. Sobald er allein war, brach er in heftiges Weinen aus und konnte sich lange nicht fassen, bis er zu dem Entschlusse kam, gleich am nächsten Tage auf einige Zeit zu verreisen. Er blieb fünf Tage aus und kam etwas munterer zurück, beim Anblick der Tochter aber kam der unglückliche Gedanke jedesmal wieder, so sehr er, als religiöser Mann und Vater, ihn auch verabscheute. Von Stund an entfernte er Alles von sich, womit er seiner Tochter hätte Schaden zufügen können, und vermied auf das sorgfältigste, mit ihr allein zu sein. Zu seiner Qual kehrte der Gedanke stets wieder und der damit verbundene Abscheu zwang ihn zum steten Kampfe, um sich davon frei zu machen. Inbrünstiges Gebet zu Gott, ihn von dieser Seelenqual zu befreien, und weite Gänge ins Feld blieben fruchtlos. Er verlor alle Esslust, der Schlaf war, ungeachtet der fast täglichen Ermüdung durch Gehen, unruhig, sparsam und von ängstlichen Träumen begleitet. Er fühlte täglich Druck im Unterleibe, Aufgetriebenheit des Bauches und grosse Mattigkeit. Das Bitten der Familie und das Zureden des Arztes, sich zu einer Cur gegen seine Hypochondrie zu entschliessen, blieben lange ohne Erfolg; endlich entdeckte er Wildberg sein Leiden und verlangte Hülfe und Verschwiegenheit. Die älteste Tochter wurde zu einer Reise zu Verwandten beredet und der Familie untersagt, mit dem Vater von dieser Tochter zu sprechen. Die Behandlung bestand in dem Gebrauch des Saidschützer Bitterwassers, auflösenden Extracten und Salzen, angemessener Diät und Zerstreuung. Nach starken Ausleerungen besserte sich nach und nach der Zustand, und in

sechs Wochen war er völlig hergestellt, so dass sein krankhafter Trieb nie wieder zurückkehrte.

8.

(Esquirol.) Fräulein F., 34 Jahre alt, schlank, mit braunem Haar und blauen Augen, von sanguinischem Temperament und heiterm Charakter, war seit ihrer frühesten Jugend im Geschäft und fürchtete stets, wenn sie eine Rechnung schrieb, den Käufern Unrecht zu thun. Sie ging häufig ohne Hut und mit einer Schürze zu ihrer Tante. In ihrem 18. Jahre, als sie eines Tages von dieser wegging, kam ihr, ohne bekannte Ursache, die Idee ein, dass sie wohl, ohne es zu wissen, in der Tasche ihrer Schürze etwas der Tante Gehörendes haben könne, weshalb sie ihre Besuche später ohne Schürze machte. Später fürchtete sie, dass bei Berührung einer Münze etwas von ihrem Werthe an den Fingern haften könne. Vergebens widersprach man ihr: «Allerdings ist es dumm,» war ihre Antwort, «aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren.» Nach einiger Zeit, als sich mancherlei Befürchtungen in ihr rege machten, musste sie das Geschäft verlassen. Fasst sie jetzt etwas an, so erwacht ihre Unruhe, und sie wäscht sich die Hände mit Wasser. Reiben ihre Kleider an einen Gegenstand, so wird sie dadurch beunruhigt; bei jedem Besuche hütet sie sich sorgfältig, um nichts mit den Händen oder Kleidern zu berühren. Sie hat die sonderbare Gewohnheit, dass sie, wenn ihre Kleider mit Möbeln oder irgend einem Gegenstand in Berührung kommen, oder wenn Jemand ins Zimmer tritt, heftig ihre Hände und einzelne Finger gegeneinander reibt, als wollte sie einen unter ihren Nägeln befindlichen Gegenstand fortnehmen. Diese sonderbare Bewegung erneuert sich bei allen Gelegenheiten und wiederholt sich täglich mehrmals. Sie vermeidet beim Gehen jeden Gegenstand, den sie etwa berühren könnte, vermeidet, Thüren, Fenster, Schränke zu öffnen, denn es könnte etwas von Werth an den Schlüsseln oder den Nägeln hängen und dann an ihren Fingern sitzen bleiben. Will sie sich setzen, so untersucht sie genau den Sitz und schüttelt ihn sogar, wenn er beweglich ist, damit nichts Kostbares an ihren Kleidern hängen bleibe. Sie schneidet die Nähte ihrer Wäsche und Kleider ab, aus Furcht, dass etwas darin verborgen sei. Ihre Schuhe sind so eng, dass das Fleisch über deren Rand steht und sie heftig pressen, und nur aus dem Grunde, dass nichts in ihre Schuhe eindringe. Ihre Unruhe während der Paroxysmen geht so weit, dass sie nichts, selbst ihre Nahrungsmittel zu berühren wagt und ihr Kammermädchen genöthigt ist, sie ihr an den Mund zu bringen. Nach vielen Remissionen und Exacerbationen, die Jahre lang dauern, kommt sie nach Paris. Die Isolirung, die Anstrengung, ihren Zustand zu verbergen, bessert ihren Zustand merklich, doch bestimmt sie der Gram, von ihren Eltern getrennt zu sein, wieder nach zwei Mo-

naten abzureisen. Dort verschlimmert sich ihr Zustand wieder und sie tritt in die Familie eines Arztes ein. Dort verliert sich ihre Unruhe und ihre bizarren Gewohnheiten verschwinden merklich, aber nach einem Jahre ist der alte Zustand wieder da. Sie kam 1834 wieder nach Paris. Anderthalb Jahre bemerkt man kaum Bewegungen der Hände und Finger, noch die sonst von ihr angewendeten Vorsichtsmaassregeln, seit sechs Monaten (1837) treten die Erscheinungen mit mehr Intensität, die sich täglich vergrössert, wieder auf.

Uebrigens kennt die Kranke genau ihren Zustand, das Lächerliche ihrer Furcht, das Ungereimte ihrer Vorsicht und spricht nie irre. Sie lacht, scherzt, seufzt und weint manchmal darüber und bemüht sich nicht nur, diese Thorheiten zu bekämpfen, sondern giebt auch Mittel an, die ihr zwar unangenehm sind, aber doch, wie sie glaubt, Heilung bewirken können.

Sie besorgt, ohne erst zu wählen, ihre Toilette, kauft die Sachen selbst, lässt sie aber durch ihre Kammerfrau bezahlen, mit der sie sich nachher berechnet und die das Geld aus ihrem Secretair selbst nehmen muss. Auch liebt sie die Zerstreuung, geht ins Theater, nach den öffentlichen Spaziergängen, macht Landpartieen, besucht fast jeden Abend eine Gesellschaft und ist in ihrer Unterhaltung lebhaft, geistreich, witzig; sowie sie aber ihren Platz ändert, ihren Kopf, ihr Kleid, oder ihren Stuhl berührt, ja wenn nur Jemand ins Zimmer tritt oder es verlässt, so schüttelt und reibt sie ihre Hände. Dabei ist sie ganz wohl, schläft gut, isst mit Appetit, nur hat sie manchmal Kopfschmerz, und ihr Gesicht röthet sich bei der geringsten Gemüthsbewegung. Gegen die ärztlichen Vorschriften ist sie folgsam, doch will sie nicht baden, weil ihr die Vorsichtsmaassregeln beim Ein- und Aussteigen lästig sind. Die übrigen Empfindungen, Neigungen und die Geisteskräfte zeigen niemals eine Spur von Störung.

9.

(Esquirol.) Madame C. von schlankem Wuchse, nervösem Temperament und lebhafter Einbildungksraft, war stets gesund, eine zärtliche Gattin, eine vortreffliche Mutter und eine fleissige Frau im Hause und im Geschäft. 41 Jahre alt, verliert sie eins ihrer Kinder, wird dadurch tief erschüttert, und nach einigen Tagen der Trauer folgt eine Unruhe, eine Aufregung der Phantasie, eine allgemeine Reizbarkeit, kurz, eine ganze Aenderung des Charakters und des Benehmens. Bald nachher wird sie noch lebhafter, glaubt sich an Verstand ihrem Manne weit überlegen und hält sich für ein Opfer seiner Unwissenheit, indem er, das Geschäft nicht verstehend, ohne sie zu Grunde gehen müsste; sie widerspricht ihm daher stets, beleidigt ihn und fängt an, ihn zu hassen. Sie vernachlässigt ihre Geschäfte, ihre Kinder und ihren Haushalt, läuft überall herum, belästigt Alle durch ihre Geschwätzigkeit und

ihre Prahlereien, spricht selbst vor Fremden über ihre Beschwerden, Pläne und Hoffnungen; mit ihrer häuslichen Einrichtung unzufrieden, stellt sie Alles um, macht übertriebene und lächerliche Ausgaben, hasst ihren Mann immer stärker und will endlich ihr Haus verlassen. In diesem Zustande wird sie mir im Jahre 1822 anvertraut. Die Kranke ist in beständiger Bewegung, spricht unaufhörlich von sich, von ihrem Geist, ihren Fähigkeiten, beklagt sich über Alle, namentlich ihren Mann. Dinge und Menschen missfallen ihr gleich stark; ihre Eitelkeit, die Veränderung ihres Charakters und Benehmens verstecken sich hinter einen Schein von Vernunft, der Diejenigen täuscht, welche die Kranke zum ersten Mal und nur kurze Zeit sehen und hören, denn stets bringt sie Gründe vor, um ihre Aussprüche und Handlungen zu rechtfertigen. Sie schläft nicht, isst wenig, leidet an Verstopfung, klagt nicht über Schmerz und, überzeugt von ihrer Gesundheit, schlägt sie jede Arznei aus, sodass man auf Isolirung, Bäder und übel angebrachte Rathschläge sich beschränken muss. Nach zwei Monaten wird sie ruhiger, sieht ihren Mann gern, und kehrt wieder zu ihrer Familie, ihren Geschäften und Gewohnheiten zurück. Jedes Jahr aber stellt sich um das Frühlingsäquinoctium die Aufregung wieder ein und macht manchmal ihre Einsperrung nöthig. In ihrem 49. Jahre und vor 1830 wird sie nach Charenton gebracht. Von ausnehmender Beweglichkeit und unaufhörlicher Gesprächigkeit, quält sie ihre Umgebung durch die beständigen Behauptungen ihrer geistigen Ueberlegenheit, behandelt die Stubengenossen, die Aerzte, die Beamten verächtlich, beschwert sich über Alles, wirft ihrem Mann Mangel an Verstand vor und lässt zuweilen einige eifersüchtige Gedanken durchblicken. Aus Bedürfniss zur übeln Nachrede erdichtet sie schlechte Absichten, unrechtliche Handlungen, begangene Fehler und erzählt sie als Thatsachen, um dadurch die Personen ihrer Umgebung zu ärgern und gegeneinander aufzubringen; von ihrem Manne spricht sie mit Geringschätzung und im Tone eines entwürdigenden Mitleids, gegen ihre Kinder ist sie gleichgültig und mit ihrer Wohnung nicht zufrieden, verlangt sie eine andere, wirft alle Geräthschaften umher, vernachlässigt Reinlichkeit und Toilette und wirft die Schuld auf die Dienstmädchen. Zu Ende dieses Anfalls ward sie ruhig, liess allen Denen, die sie früher verleumdet, Gerechtigkeit widerfahren und zeigte in ihrem Benehmen, ihrem Charakter, ihrer Sprache und ihren Beschäftigungen vollkommene Regelmässigkeit. Im Juni 1835 kehrte sie jedoch nach Charenton zurück. Zu Anfang dieses neuen Paroxysmus hatte sie sich noch bedenklichern Verirrungen als früher überlassen; in der Anstalt zeigte sie sich weniger aufgeregt als bei ihrem vorigen Aufenthalte, aber aus Verstellung, um schneller entlassen zu werden. Sie schreibt an den Polizeipräfecten, die Behörden und an Advocaten Briefe, welche die Empfänger täuschen und mir die Verpflichtung zuziehen, über den Geisteszustand der Kranken

motivirte Gutachten auszustellen. Selbst während der Anfälle nimmt sie sich in der Gegenwart vor Fremden so wie Derjenigen, die sie von ihrer körperlichen und geistigen Gesundheit zu überzeugen wünscht, zusammen; niemals spricht sie dann ein unziemendes oder unpassendes Wort, redet und benimmt sich vollkommen verständig, behandelt die Nachgiebigen indessen mit Spott und Verachtung, fügt sich aber bald einem kräftigen Widerstande. Sie verstellt sich und lügt, um ihre Zwecke zu erreichen, verbreitet Unzufriedenheit, Ungehorsam und Unordnung, und ist für die Anstalt eine wahre Plage. Zwischen den einzelnen Anfällen ist Madame C. eine der gefühlvollsten, friedlichsten, fleissigsten und vernünftigsten Frauen.

10.

(Prichard.) W., Getreidehändler und Bäcker, hatte einen sanften und ruhigen Charakter, war thätig, gefällig, rechtschaffen und religiös, ein vorzüglicher Familienvater. Obgleich stets schwächlich, war er doch eigentlich niemals krank und vermied schwere Arbeit nur aus dem Grunde, weil er fühlte, dass er ihr nicht gewachsen war. Im 45. Lebensjahre erlitt er mehrere beträchtliche Verluste, die ihn sehr erschütterten und niederschlugen, die er aber durch sehr grosse Anstrengungen wieder auszugleichen suchte. Seine Vermögensverhältnisse besserten sich auch wirklich durch seine Thätigkeit wieder, und kurz darauf bemerkten seine Freunde, dass seine geistige Thätigkeit sich mehr entwickelt habe. Er dehnte den Kreis seiner Geschäfte aus, betrieb dieselben mit mehr Geschick als ehemals und liess nie eine günstige Gelegenheit, Geld zu verdienen, vorübergehen. Die grossen körperlichen und geistigen Anstrengungen, deren er sich unterzog, beunruhigten seine Freunde. Einige Monate nachher stellten sie ihm vor, dass seine so langen Reisen für ungewisse Unternehmungen seinen häuslichen Geschäften schädlich seien, die jedenfalls besser und sicherer seien. Er nahm hierauf einen befehlenden Ton an, sprach Ansichten aus, die er früher nie hatte, doch war seine Intelligenz nicht gestört. Vergeblich stellte man ihm vor, dass er sein Vermögen ein zweites Mal aufs Spiel setze und seine Gesundheit schwäche; er wurde heftig, zornig und duldete nicht den geringsten Widerspruch. Zehn Monate lang setzte er dieselbe Lebensart fort, worauf seine Gesinnungen und Gefühle für seine Familie sich gänzlich änderten. Er bleibt nicht mehr bei seiner Frau, lobt Alles, was er bei Andern sieht, tadelt dagegen Alles, was in seinem Hause vorgeht; seine Kinder erklärt er für minder klug, als die seiner Nachbarn, seine Frau für minder ordentlich als andere Frauen. Er fängt wider seine Gewohnheit an, hitzige Getränke zu trinken und entschuldigt dies durch seine Thätigkeit und Anstrengung, hat Umgang mit fremden Frauen, und als die seinige ihm darüber Vorwürfe macht, wird er zornig, vertheidigt sich mit Heftigkeit, stösst heftige Drohungen aus, ver-

lässt sein Haus, seine Familie, sein Geschäft, läuft aufs Land, schläft den Tag über und isst fast gar nichts. Er wurde nun der Behandlung des Dr. Hitch übergeben. Seine Augen waren lebhaft und bewegt, sein Blut unruhig und unsicher, sein Kopf warm, seine Zunge belegt, seine Extremitäten kalt, der Puls voll und gespannt, der Stuhlgang selten. Er war in einer steten Bewegung, veränderte oft seinen Platz, stellte die Möbel um, machte allerhand Projecte, Speculationen und nahm sich vor, lange Reisen zu machen. Er sprach ununterbrochen und ganz verständig, gebrauchte in Beziehung auf seine Verwandte und Freunde keinen gehässigen Ausdruck, schien jedoch unruhig, wenn man zu ihm von seiner Frau und Kindern sprach. Er erkannte sehr wohl, dass er in einer Irrenanstalt war, wusste den Grund dafür, war deshalb gegen Niemand aufgebracht und fühlte, dass seit einigen Monaten eine grosse Veränderung mit ihm vorgegangen sei, aber er sagte, dass sich seine physische Gesundheit gebessert habe; er gestand ein, dass er sich ganz seltsam gegen seine Familie und gegen seine Verwandten benommen habe, ohne jedoch dieses Benehmen zu tadeln oder zu loben. Unterhielt er sich mit Jemand, so legte er selbst von den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft ab, ohne sich dabei selbst im Datum zu irren; war er aber allein, so war seine Sprache und sein Benehmen ganz verkehrt, lächerlich. Diese Beobachtung ist durch den anfänglichen allmäligen Wechsel der Gewohnheiten und später durch die Neigungen des Kranken merkwürdig. Als er geheilt war, sagte er seinem Arzte, dass ihm die Idee, wahnsinnig zu sein, in dem Augenblicke gekommen sei, als er in die Anstalt gebracht wurde.

11.

(Prichard.) Ein intelligenter und ökonomischer Kaufmann war bis zu seinem 46. Jahre ganz verständig. Zu dieser Zeit verlor er seine Frau, wurde nach und nach sehr geizig; obgleich er ein sehr grosses Vermögen hatte, erlaubte er sich nicht, die geringsten Dinge, die zu seinem Unterhalt nöthig waren, zu kaufen, sodass er aus Mangel an Nahrung erkrankte. Der Kranke bewohnte ein schmuziges, elendes Zimmer, wo ihm Alles fehlte, und bevor er es jetzt verliess, aus dem er seit langer Zeit nicht gegangen war, heftete dieser Unglückliche seine Blicke auf einen alten Koffer, der in einem Winkel des Zimmers stand, und in welchem man eine beträchtliche Summe Geldes fand. Der Kranke, nachdem er im Irrenhause war, wurde schnell hergestellt, und zwar nur dadurch, dass er gute Nahrungsmittel erhielt, reine Luft einathmete und sich Körperbewegung machte. Wenige Tage nach seiner Entlassung verheirathete er sich, und schon nach einigen Monaten konnte seine neue Frau seine Launen nicht ertragen und der Mann wurde für geisteskrank erklärt. Anfänglich hatte der Kranke nur eine Veränderung in seinen Gewohnheiten

gezeigt, die sich durch einen sehr schmuzigen Geiz charakterisirten; später wurde die Krankheit heftiger, sodass eine wirkliche Geisteskrankheit ausbrach.

Wir könnten noch eine Anzahl Krankengeschichten mittheilen, indessen wird diese doppelte Reihe von Fällen, von denen die von Nro. 1 bis 8 einen Trieb zum Morden bekunden, also den höhern Grad der Krankheit bezeichnen, während die andern nur den 1. und 2. Grad der Krankheit darstellen, genügen, um ein Bild der Krankheit zu geben. Die Fälle 9. 10. und 11. sind deshalb besonders bemerkenswerth, weil sie in der Privatpraxis häufiger vorkommen und leichter misskannt werden, als die erstern.

IV. Delirium tremens (Sutton); Mania a potu; Oenomania (Rayer); Säuferwahnsinn; Zitterwahnsinn.

Obgleich diese Krankheit nicht von allen Psychiatrikern als zu den Geisteskrankheiten gehörend, angeführt wird, weil nach der Meinung einiger Schriftsteller der fieberhafte Zustand im Delirium tremens für den Begriff von Geisteskrankheit als etwas Fremdartiges zu halten sei, so haben doch manche Neuere dieser Krankheitsform einen Platz unter den Geisteskrankheiten eingeräumt. Wir glauben auch, dass die von Esquirol sogenannte «Monomanie d'ivresse», d. h. die unwiderstehliche Neigung zu berauschenden Getränken, ein Analogon des Delirium tremens sei, denn in jener wie in diesem finden sich offenbare Uebereinstimmungen in den Krankheitserscheinungen, ja sogar in den Ausgängen der Krankheit, nur dass Esquirol die Sucht zu berauschenden Getränken als solche schon für eine Geisteskrankheit erklärt, während die Schriftsteller das Delirium tremens jene Sucht als Ursache des Säuferwahnsinns betrachten. Jedenfalls kann diese Sucht nach berauschenden Getränken als eine wirkliche Varietät von sittlicher Seelenstörung betrachtet werden, und es ist gewiss, dass sowohl der partielle, als der allgemeine Wahnsinn sich zuweilen durch einen solchen unwiderstehlichen Trieb ankündigt. Oft in der That wird die Geistesstörung nicht sowohl durch die Berauschung herbeigeführt, wie man wohl meint, sondern die Neigung zum Rausch ist vielmehr schon ein Symptom der beginnenden geistigen Affection. Namentlich ist dies der Fall, wenn ein bisher mässig und ordentlich lebendes Individuum sich plötzlich dem Trunk ergiebt; denn zu Anfang der Geisteskrankheit ist oft der Zustand des Magens, und selbst aller Lebensorgane von einem unwider-

stehlichen Drange, gleichsam einem Heissdurst, nach reizenden Flüssigkeiten begleitet. Dieses Bedürfniss und der Drang, es zu befriedigen, entwickeln sich in der Regel plötzlich und verschwinden gelegentlich nach hinreichender Befriedigung für längere Zeit. Hierzu kommt noch, dass gleichzeitig die sittliche Kraft geschwächt und der Geist unfähig ist, dem krankhaften Triebe zu widerstehen. Dieser wird daher immer dringender, und nach seiner Befriedigung wird der Kranke wild und bis zu einem gefährlichen Grade rasend. Er verschlingt die berauschenden Getränke, so viel er bekommen kann, oder so lange er dazu die Kraft hat, bis der Paroxysmus vorübergeht. Mit eintretender Nüchternheit lässt oft auch der Zustand des Rasens nach; zuweilen hält derselbe jedoch, mit Zeichen von Gefässaufregung des Gehirns und seiner Häute, noch einige Tage an, oder wird dadurch verlängert, dass der zum Theil nüchtern gewordene Kranke sich aufs neue berauscht. Endlich hört der Paroxysmus denn doch auf und das Verlangen nach berauschenden Getränken verschwindet; ja es kommen Fälle vor, wo letztere, bis ein neuer Paroxysmus eintritt, mit Abscheu gemieden werden. Manche Personen, welche dem Drange zur Berauschung nicht widerstehen können, bitten ihre Umgebung, sie am Trinken zu hindern, während andere aus Verzweiflung über ihre Unfähigkeit, das Trinken zu lassen, Selbstmord begehen.

Ebenso wie zu einzelnen Anfällen maniakalischer Aufregung führt aber auch diese Form von Seelenstörung zu permanenter Manie und selbst zu Dementia; die sich nicht selten mit Lähmung complicirt. Bei Frauenzimmern sind die auf diese Weise hervorgerufenen maniakalischen Paroxysmen häufig mit hysterischen Symptomen verbunden.

Symptomatologie. Es lassen sich die hierher gehörigen Erscheinungen ohne Zwang in zwei Gruppen theilen, nämlich in solche, die der Säuferkachexie, und in solche, die der Krankheit selbst eigenthümlich sind. Verdauungsbeschwerden, Druck in der Magen- und Lebergegend, Erbrechen einer wässerigen Flüssigkeit, Zittern im nüchternen Zustande, Mangel an Appetit und eigenthümliche Verstimmung des Nervensystems, die sich in Angst, Heftigkeit und Unstätigkeit des Benehmens kundgiebt, gehen meist eine Zeit lang (Tage oder auch Wochen lang) vorher. Steigerung des gewohnten Branntweingenusses, Gemüthserschütterung gleich nach dem Genusse des Branntweins, oder auch vor dem Genusse desselben bringen die Krankheit zum Ausbruche, deren Symptome folgende sind:

Es zeigt sich eine auffallende Unruhe und Beweglichkeit und eine ängstliche Hast in Allem, was der Kranke unternimmt. Der Schlaf fehlt entweder gänzlich, oder er wird durch unruhige, schreckhafte Träume, die der Kranke anfangs als solche anerkennt, gestört, bei fortschreitender Krankheit nimmt der Kranke sein Traumleben für Wirklichkeit; höchst charakteristische, um die ge-

wohnte Beschäftigung sich drehende Delirien mit einer förmlichen Ideenjagd, Sinnestäuschungen, Furcht vor Thieren, Gespenstern, Räubern, Strafe; ängstliches misstrauisches Wesen; Irrwahn doppelter Persönlichkeit, häufiges Verkennen der Umgebung; die Kranken bilden sich ein, an einem ihnen fremden Orte zu sein; während sie den Drang angeben, nach Hause zu eilen, um ihre Geschäfte zu verrichten, verrathen sie eine grosse Monotonie der oft Tage lang in denselben Ideen sich bewegenden Delirien, die man selbst zuweilen in wiederholten Anfällen der Krankheit beobachtet. Der Gesichtsausdruck zeichnet sich durch innere Angst, Unruhe und einen eigenthümlichen, scheuen und schielenden Blick aus. Enorme Geschwätzigkeit, selten lakonische Kürze; Schreien, Toben, Zerstörungssucht, meist jedoch ohne Bosheit. Zittern aller willkürlichen Muskeln, der Hände, der Füsse, daher unsicherer Gang; Zittern der Zunge, der Kehlkopfmuskeln, daher auch häufig zitternde, stammelnde Sprache. Profuse, oft klebrige Schweisse, meist nur der obern Körpergegend. Zuweilen epileptische Zufälle, Unempfindlichkeit für körperliche Verletzungen und andere Leiden, mit welchen das Delirium tremens zufällig complicirt sein kann, für äussere Kälte. Mangel an Appetit, weiss oder gelbgrünlich belegte Zunge, Verstopfung, die oft 48 Stunden lang dauert; der Abgang der Excremente sieht verkohlt aus. Meist ist, oder scheint vielmehr, die allgemeine Theilnahme des Gefässsystems nur gering zu sein oder sich vielmehr dem asthenischen Charakter zu nähern. Goeden u. A. leugnen selbst jede Theilnahme des Gefässsystems, doch glauben wir, dass dieser Widerspruch nur in einseitiger Auffassung des an verschiedenen Orten und in einzelnen Individuen verschieden gestalteten Charakters der Theilnahme des Gesammtorganismus seinen Grund hat.

Blutfülle des Gehirns mit träger oder ungleichmässig beschleunigter Bewegung eines krankhaft unveränderten Bluts ist der den Säufern eigenthümliche Hirnzustand. Der häufige und übermässige Genuss geistiger Getränke erzeugt und unterhält dieses stehende Missverhältniss zwischen dem Nerven- und Blutleben. Schulz sagt: Die wirkliche Ablagerung von Weingeist im Gehirn und besonders in den Ventrikeln, ist ein ganz richtiges Factum, allein der Weingeist wird aus dem Blute auch allen andern Organen mitgetheilt und in alle Organe abgelagert, aber aus allen ebenso bald wieder absorbirt und weiter verbreitet. Nach Schulz dehnt sich die Wirkung des Branntweingenusses auf die Galle, auf den Farbestoff und die Membranen der Blutbläschen aus. Er stört die Chylusbildung, indem er die Galle verändert, wodurch später eine schlechte Blutplasmabildung entsteht. Er reizt die Blutbläschen, die sich entfärben und erschlaffen, daher die Respiration für die Belebung des Bluts erfolgloser wird. Hieraus resultirt zuletzt eine den Säufern eigenthümliche krankhafte Blutveränderung und durch diese die Verschlechterung der Ernährung bei geringer

Gallenbereitung. Das Blut enthält dürftige Blutbläschen, erscheint dünner und entfärbt, dunkler, weil die Blutbläschen in ihrem erschlafften Zustande für die Respiration minder empfänglich sind.

Das Fieber und die Heftigkeit des Deliriums stehen in keinem Verhältnisse zu einander; der Durst ist gering, der Puls meist weich und frequent, schwach, zitternd, oft klein, kaum zu fühlen. Im Anfange des Delirium tremens Abends Exacerbationen, Morgens Remission der Unruhe und der Delirien. Zuweilen begleitet das Fieber nur einen Theil des Verlaufs der Krankheit, fehlt im Anfange und tritt auch wieder früher, als die Krankheit beendigt ist, in den Hintergrund.

Oft aber hat das Fieber den Charakter der Synocha, und dieser prägt sich auch in den encephalopathischen Erscheinungen aus; der herrschende kosmische Krankheitsgenius äussert einen unverkennbaren Einfluss auf die Gestaltung dieses Krankseins. Bei synochalem Charakter klagen die Kranken über heftigen Kopfschmerz, das Gesicht ist roth, die Augen rollen wild, die Hallucinationen bestehen in Flammen, feurigen Gestalten, der Puls ist voll und hart, das Athmen beschleunigt, der Durst stark, die Körperwärme vermehrt, die Remission undeutlicher.

Man kann, nach dem schnellern oder kürzern Verlaufe dieser Krankheit, eine acute und eine subacute Form unterscheiden. Nicht selten ist die Complication von Brustentzündung mit Delirium tremens, besonders in den langsamer verlaufenden, in tiefer wurzelnder Kachexie begründeten Fällen.

In dem Zeitraume, welcher dem Ausbruche der vollendeten Krankheit vorausgeht, pflegt der Patient wenig oder gar nichts zu essen, sogar die Neigung zu geistigen Getränken hat gegen sonst nachgelassen; seine Stimmung ist düster und trübe. Die Kachexie giebt sich in schmuzig-gelblicher Gesichtsfarbe kund; schon zittern die Hände und die Sprache ist lallend; das Gedächtniss ist weniger treu; sein ganzes Benehmen zeigt etwas Unstätes; der Schlaf ist unruhig, nicht erquickend, von schreckhaftem Auffahren und Traumbildern unterbrochen; Schlaflosigkeit geht oft schon mehre Nächte voraus, der Kranke leidet längere Zeit an Kopfschmerz, Schwindel, der besonders des Morgens, so lange der Kranke noch nichts Geistiges zu sich genommen hat, bedeutend ist. Man hat diese schleichenden Wirkungen der Säuferkachexie auch als chronische Form, als erstes Stadium des Delirium tremens bezeichnet.

Die Scene der wirklich ausbrechenden Krankheit wird nach Taepken dadurch eröffnet, dass ein von Vielen deutlich wahrgenommenes unangenehmes Gefühl unter dem Zwerchfell, was bei Einzelnen bis zum durchdringend stechenden und reissenden, aber nur kurze Zeit dauernden Schmerz sich steigert, wahrgenommen wird. Bei Andern beginnt die Krankheit mit einem leichten epileptischen, wohl gar apoplektischen Anfalle.

Der Charakter der Delirien selbst bietet etwas Heiteres, Komisches, Ironisches dar, da sie von öfterm Aufblitzen der Besinnlichkeit unterbrochen sind, welche aber sogleich wieder der Albernheit und Incohärenz der Ideen und den Hallucinationen Platz macht. Sehr bezeichnend ist das Hüpfen der Ideen, ähnlich dem Zittern der Muskeln. Häufig wird der Patient während der ganzen Krankheit von einer unangenehmen Idee gefoltert, die sich auf ein ihm vor dem Erkranken zugestossenes Ereigniss bezieht. Die Hallucinationen bestehen meist in Wahnbildern des Gesichtssinnes; die Kranken glauben lebende Geschöpfe: Mäuse, Mücken, Insekten aller Art, Menschen u. s. w., oder glänzende Gegenstände: Geldstücke, Gläser u. dgl.; oder Gespenster, Teufel u. s. w. zu sehen. Oft betreffen aber die Hallucinationen auch das Gehör; die Kranken hören Musik, hören den Wind sausen und den Regen träufeln. Am seltensten ist der Geschmacks- und der Geruchssinn betheiligt. Die Bewegungen des Kranken sind gewöhnlich darauf gerichtet, die von ihm für reel gehaltenen Sinnesphantasmen von sich zu entfernen oder abzuwehren. Das Zittern fehlt zuweilen bei robusten, bei jungen Subjecten; es ist desto heftiger, je geschwächter im Allgemeinen der Körper schon war, desto mehr transpirirt auch der Kranke. Zittern und Transpiriren stehen auch in geradem Verhältnisse zur Gehirnreizung; mit dieser steigen und fallen jene Symptome. Statt des Zitterns und mit demselben oft Zupfen, Kratzen am Bette, am Hemde, am Halstuch u. s. w. Wie heftig auch manche Bewegungen sein mögen, so geht ihnen doch wirkliche Energie ab. Im höchsten Grade geht das Zittern in wahres Sehnenhüpfen über. Auch die Augenmuskeln sind in beständiger Unruhe und Bewegung; halb zitternde, halb schiebende Bewegung des Unterkiefers, sobald er nicht fest an der obern Kinnlade anliegt. Die Haut ist im Zustande der Atonie; im Verlaufe der Krankheit werden die profusen Schweisse kühl und klebrig; meist ist der Schweiss sauer. Aber auch dieses Symptom ist nicht constant und zuweilen bleibt die Hautausdünstung während des Verlaufs der Krankheit unverändert.

Die Symptomengruppe, welche die Digestionsschleimhaut darbietet, gehört mit zu den auszeichnenden Charakteren der Krankheit. Nach Barkhausen fehlt der Zungenbeleg nur sehr selten gänzlich. Gewöhnlich ist die Zunge in der Mitte mit einem gelbgrünlichen Schleime bedeckt, der bald einen bunten, unterbrochenen, kleienartigen, dünnen, bald einen stärkern, schmuzigen Anflug bildet. Die Ränder sind fast immer rein. In den wenigsten Fällen ist die ganze Zunge mit einem weissen Schleime gleichmässig überzogen.

Fassen wir nun diejenigen Symptome des Delirium tremens, welche einen pathognomonischen Werth erhalten haben, kurz zusammen, so finden wir folgende als charakteristisch angeführte: Unruhe und Schlaflosigkeit, Zittern der Glieder und des Pulses;

monotone, eigenthümliche Delirien und Sinneshallucinationen vorzugsweise des Gesichts; profuse Schweisse, abnorme Erscheinungen auf der Digestionsschleimhaut; vorwaltende Neigung zum Collapsus virium und die rasche Genesung nach eingetretenem Schlafe.

Aetiologie. Die wesentlichste Vorbedingung zur Erzeugung des Delirium tremens bleibt Uebermaass im Trunke und dadurch bedingte Säuferkachexie. Am meisten ist zur Grundlegung dieser Krankheit der übermässige Genuss eines jungen und schlechten Branntweins geeignet. Nach Clarus und Zopf ist der fuselölhaltige, nach Richter der Kartoffelbranntwein schädlicher. Manche haben dem Branntwein vorgeworfen, dass beim Process der Destillation die gewaltsame Wirkung des Feuers das natürliche Band der Mischung in den gährenden Stoffen zerstöre und dem Weingeiste gleichsam eine ätzende Schärfe mittheile, welche ihm im Wein, wo er ausserdem noch durch Säure und Schleimzucker eingehüllt werde, nicht eigen sei. Es mag auch an dieser Hypothese etwas Wahres sein, wenigstens muss man zugeben, dass allerdings die Pflanzenstoffe durch die Wirkung des Feuers modificirt werden; indess befriedigt die Erklärung von Clarus über die giftigen Eigenschaften des Branntweins, welche nach seiner Untersuchung von reichlich demselben beigemischtem empyreumatischen Fuselöl herrührt, weit mehr, da sie sich auf eine Reihe von Thatsachen stützt. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung seine Bemerkung, dass der Kartoffelbranntwein wegen seines ungleich grössern Gehalts an Fuselöl der gefährlichste sei.

Man hat auch die Erfahrung gemacht, dass nicht blos der übermässige Genuss des Branntweins, sondern auch des Bieres und des Weins, das Delirium tremens hervorrufen, wiewohl viel seltener. In Bezug auf die übrigen geistigen Getränke lässt sich gewiss Dasselbe annehmen. Wir wollen nur einige Momente hervorheben, um das eben Gesagte zu motiviren. Zunächst muss schon in psychischer Beziehung eine fortgesetzte Ueberreizung durch geistige Getränke für die geistige Bildung den grössten Nachtheil herbeiführen. Der Mensch verliert seine Besonnenheit; er schaut die Welt durch das Prisma seiner Wünsche und überreizten Hoffnungen an, verschmäht die Warnungen der Klugheit, und phantasirt sich in einen behaglichen Leichtsinn hinein, welcher die ernste Betrachtung der Folgen nicht aufkommen lässt, die strenge Pflichterfüllung ins Lächerliche zieht und dem Abgrunde der Zerrüttung aller Lebensverhältnisse entgegentaumelt. Dass ein solches Abirren von der rechten Lebensbahn unmittelbar zum Wahnsinn führeu könne, besonders wenn die Motive heftiger Leidenschaften mitwirken, deren Antrieben der Berauschte ohne Zaudern nachgiebt, und dass man zur Erklärung dieses Ausganges nicht immer erst eine unmittelbare Verstimmung der Nervenerregbarkeit anzunehmen braucht, leuchtet wohl ein. Sodann tritt durch den Missbrauch der geistigen Getränke das entsetzliche Laster

der Trunksucht mit allen seinen furchtbaren Wirkungen hervor. Wir glauben, dass diese Sucht nach geistigen Getränken weit mehr ihren Grund im Gemüth, als im Körper habe. Denn es ist ein nichtiger Wahn, den man freilich weit verbreitet findet, wenn gewisse Personen behaupten wollen, es sei die Trunksucht nur die zwingende Gewalt eines physischen Bedürfnisses; die Macht desselben ist allein in der moralischen Schwäche zu suchen, welche demselben nicht Widerstand leistet. Der Unglückliche hat durch seine Ausschweifungen die Selbstständigkeit der Erregbarkeit vernichtet, welche ohne den Reiz des Weins oder des Biers in einen abscheulichen Zustand von Dumpfheit, Trägheit, Leere, Ekel, Wüstheit, Zerschlagenheit übergeht, die nur ein besserer Mensch im Bewusstsein, sie nicht verschuldet zu haben, mit Standhaftigkeit und in geduldiger Erwartung besserer Tage ertragen würde. Ohnmächtige Reue, das Gefühl der Schande, das Bewusstsein zerstörten Lebensglücks, der entsetzliche Anblick des nahen Verderbens foltern den Elenden, welcher in Ermangelung aller längst verlorenen sittlichen Haltung nur durch Selbstmord oder durch neuen Rausch dieser Qual entrinnt, wenn ihn keine kräftige Hand zurückhält. Diese ungeheuren psychischen Motive sind wohl hinlänglich, um die ätiologische Bedeutung auch der übrigen spirituösen Getränke, sobald diese im Uebermaasse genossen werden, zu erweisen.

Endlich giebt es noch, namentlich nach Eisenmann, andere Einflüsse, welche das Gehirn überreizen (anhaltendes Wachen, anstrengendes Studiren) und dadurch eine starke Prädisposition für die Krankheit bedingen können. Johnson berichtet, dass er das Delirium tremens bei jungen Frauenzimmern beobachtet, die durch wissenschaftliche Arbeiten ihre geistige Kraft erschöpft hatten. Dieselbe Wirkung sollen manche andere giftige Substanzen, z. B. das Opium, haben. Meist sind die Kranken im Alter von 30 bis 50 Jahren. Selten kommt die Krankheit vor dem 30. Lebensjahre vor. Ebenso gehört es zu den Seltenheiten, dass Weiber davon befallen werden. In nördlichen, kalten Ländern ist die Krankheit weit häufiger, als in warmen, südlichen.

Diejenigen Einflüsse, welche erregend wirken und die das Gehirn direct afficiren, sind Kopfleiden aus andern Ursachen; Gemüthsbewegungen, Zorn, Aerger, besonders wenn die Säufer diese Affecte durch den Genuss der Spirituosa zu dämpfen suchen, Nachtwachen, Erkältungen, Kopfverletzungen, acute Alkoholintoxication in den schon durch die Kachexie mehr oder weniger prädisponirten Individuen. Aber auch plötzliche Entziehung des Gewohnheitsgetränks, gestörtes Ausschlafen des Rausches (man sieht daher besonders häufig Schmiede, Bäcker, Nachtwächter und Gelehrte daran leiden); der Schlaf bildet ja die Krise für jede einzelne Berauschung; zufällige andere Verletzungen, Knochenbrüche, Wundfieber (dann fällt das Delirium traumaticum mit dem Deli-

rium tremens in Eins zusammen); gastrische Fieber, andere acute Krankheiten, acute Rheumartritis, Typhus, Pneumonie, kurz jede Krankheit, die einen Säufer befällt, starke Aderlässe, lang anhaltende Durchfälle, Mercurialcuren, eine der Entstehung von Gehirnkrankheiten günstige epidemische Constitution sind unter den erregenden Ursachen aufzuführen. Oft tritt die primäre Krankheit zurück, sobald das Delirium tremens ausbricht, und taucht erst wieder nach Beseitigung des letztern aus der Latenz hervor oder erlischt gleichzeitig mit diesem.

Nach der Dauer der Krankheit, welche übrigens sehr verschieden ausfällt und sich von einigen Tagen bis zu mehreren Monaten erstreckt, hat man eine acute und eine chronische Abart aufgestellt. Oft endet die Krankheit nach drei bis vier Tagen in Genesung; die Kranken werden ruhig, verfallen in einen tiefen, oft 24 Stunden und länger dauernden Schlaf; reichlicher warmer Schweiss, der sich von dem symptomatischen kalten leicht unterscheiden lässt, bricht hervor; der Harn bildet Sediment; bisweilen treten auch breiige, schwarze, übelriechende Stühle ein. Diese Krisen folgen nicht immer auf einmal, sondern oft in mehreren Stössen; zuerst dauert der Schlaf nur ein paar Stunden und die Kranken sind beim Erwachen nicht völlig frei von Delirien und Hallucinationen; aber mit jedem Erwachen schwinden die Wahnbilder mehr, bis der Kranke endlich wieder in dem vollkommenen Besitz seiner Vernunft ist. Die aus dem Schlafe erwachenden Kranken haben oft keine Erinnerung von dem Vorgefallenen; das Zittern hört auf. Zuweilen bildet sich aber eine Reihe recrudescirender Anfälle, die Kranken schlafen abwechselnd einige Zeit, dann kehrt aber die Unruhe und das Deliriren wieder zurück und die Krankheit zieht sich auf diese Weise oft mehrere Wochen und länger hinaus. Recidive sind sehr häufig, der geringste Excess kann sie hervorrufen. Wird die Säuferkachexie nicht getilgt, entsagt der Kranke dem Laster des Trunkes nicht, so kehrt die Encephalopathie zurück, wird mit jedem Male gefährlicher und erzeugt endlich unheilbare Alterationen des Gehirns.

Der Tod kann herbeigeführt werden durch den Erethismus und durch die Hyperämie des Gehirns, die sich zur heftigen Entzündung und zur Apoplexie steigern können. In diesem Falle geht gewöhnlich Sopor vorher, oder es treten Convulsionen ein. Auch in dem durch übermässige Dosen von Opium gewaltsam erzwungenen Sopor kann der Tod durch Apoplexie stattfinden. Das Athmen wird langsam und röchelnd, der Puls langsam und aussetzend, der Sopor verwandelt sich in tiefes Koma. Oder die Krankheit geht in ein Stadium des Torpors über und endet dadurch tödtlich; die Delirien werden stiller, die Kranken murmeln sinnlos vor sich hin, die Agitation macht der Erschöpfung, das Zittern dem Sehnenhüpfen Platz; die Zunge wird trocken und bedeckt sich mit russigem Ueberzug, der Puls wird ungemein schnell, un-

zählbar, die Haut trocken, heiss oder mit klebrigem Schweisse bedeckt; zuletzt Meteorismus, unwillkürliche Harn- und Stuhlausleerung, Paralyse, Tod. Wird die Krankheit chronisch, so fliessen die Erscheinungen der Encephalopathie und der Kachexie ganz ineinander; die Desorganisationen der Lungen und der Leber maassen sich das Principat an, es entsteht Wassersucht oder Zehrfieber, wodurch die Kranken endlich zu Grunde gehen.

Unter den Krankheitsresiduen, die sehr häufig vorkommen, sind namentlich wirkliche Geistesstörung, Manie, Narrheit, Blödsinn (häufiger bei Frauen), Lähmungen, habituelle Schweisse, Dyspepsie, Säuferkachexie, organische Krankheit der Leber, beobachtet worden.

Prognose. Im Allgemeinen kann man die Prognose nicht ungünstig nennen. Wird die Krankheit gleich richtig erkannt und danach behandelt, so lässt sie sich, wenn noch keine tief eingewurzelte Kachexie, keine anderweitigen organischen Leiden vorhanden sind, heilen. Schlimm ist aber das Vorhandensein von Complicationen. Besonders gefährdet durch das Delirium tremens sind Brustkranke, sowohl Tuberkelkranke als auch Pneumonische; nicht minder gefährlich ist die Verbindung der Krankheit mit dem bei Säufern nicht gar seltenen Morbus maculosus, mit Epilepsie, mit Typhus. Chronisch verlaufende Fälle sind schlimmer als acute, sie enden meist tödtlich oder hinterlassen unheilbare Krankheitsresiduen. Durch die häufige Wiederkehr der Krankheit wird die Prognose jedesmal trüber. Eine wichtige, doch noch nicht hinlänglich bewährte Beobachtung findet man in Schmidt's Jahrbüch. XVI. S. 141.; dass nämlich, wenn ein Kranker dieser Art mit Opium behandelt wird und seine Phantasie, die ihm bis dahin Menschen und Gespenster vorspiegelte, anfängt, sich mit kleinem Ungeziefer zu beschäftigen, man zu der Annahme berechtigt werde: der Schlaf werde bald erfolgen. Das günstigste Zeichen ist ein ruhiger, gesunder Schlaf mit allgemeinem Nachlass der Symptome und Abnahme der Pulsfrequenz. Zu den ungünstigsten Zeichen gehören Anfälle von Schwindel und Epilepsie, höchster Grad des Zitterns, Beklommenheit, ein sehr schmieriger Beleg der Zunge, sehr profuser, kühler und klebriger Schweiss, ein kleiner, sehr frequenter, fadenförmiger Puls, Sehnenhüpfen, sehr ängstliche Delirien, sicheres Vorgefühl des Todes, Furcht zu fallen, wenn auch die Kranken im Bette liegen, langanhaltendes Wachen und öftere, vergebliche Versuche, einzuschlafen, ein unruhiger oder komatöser Schlaf, Lähmungszufälle, Sinken der Kräfte, fadenförmiger Puls, Schluchzen, röchelnde Respiration, unwillkürliche Ausleerungen verkünden nahen Tod durch Gehirnlähmung.

Therapie. Bekämpfung der Trunksucht und Säuferkachexie ist allerdings eine der wichtigsten Indicationen, doch versteht es sich von selbst, dass dies nur die Aufgabe der Prophylaxis ist. Die directe Behandlung des Säuferwahnsinns richtet sich:

1) Nach der Form und dem Charakter des Hirnleidens, daher bei heftigen, entzündlichen Erscheinungeu und sthenischer Reaction die Behandlung der Entzündung, bei apoplektischer Form die Cur gegen Apoplexie. Die Erfüllung dieser Indication ist von solcher Wichtigkeit, dass sie jeder andern vorgezogen werden muss. Indessen verleiht die specifische Natur dieser Encephalopathie dem Begriffe des Erethismus eine grössere Breite als in den Fällen einfacher Encephalitis. Die Synocha muss hier intensiv ausgeprägt sein, wenn es gestattet sein soll, mit dem antiphlogistischen Apparate energisch einzugreifen. Aderlässe werden oft nothwendig (besonders auch bei der nicht seltenen Complication mit Pneumonie); indessen Uebermaass im Blutentziehen schadet und führt leicht einen Schwächezustand oder Collapsus herbei; öftere Anwendung finden topische Blutentziehungen, die indessen auch nicht ohne Noth angewendet werden dürfen. Sehr wichtig sind kalte Umschläge und mitunter kalte Uebergiessungen, von denen Berndt in einem schon verzweifelten Falle noch guten Erfolg sah. Goeden setzt den Kranken in ein lauwarmes Bad und lässt absatzweise mehrere Eimer kaltes Wasser über den Kopf und Rücken giessen. Droht das Gehirnleben zu sinken, hat sich ein asthenischer Charakter manifestirt, so kann es nothwendig werden, zur innern Anwendung von Ammonium, Kampher, Moschus zu greifen; man lässt auf den abgeschorenen Kopf Einreibungen mit reizenden Linimenten machen, bedeckt ihn mit einem Blasenpflaster.

Ist der Charakter der Krankheitsform nur der erethische, oder ist es gelungen, sie auf diesen Charakter zurückzuführen, so tritt

2) die specifische Behandlung ein. Den ersten Rang in der Reihe der hierher gehörigen Specifica nimmt immer das Opium ein; es muss in ziemlich grossen Gaben, doch nicht in übermässigen, gereicht werden, bis zum Eintritt von Ruhe und Schlaf. Nach Albers ½ bis 1 Gran zweistündlich; wurden die Zufälle gefahrdrohender, so verordnete er zweistündlich zwei Gran, liess aber diese Dosis selten mehr als vier Mal wiederholen und verminderte sie, falls kein Schlaf danach erfolgte, auf 1, oder auch wohl auf ½ Gran. Barkhausen gab meist nur ½ Gran zweistündlich.

Der Schlaf darf nicht erzwungen, er darf auch nicht gestört werden. Das Opium bewirkt in diesen Fällen keine Verstopfung, ebensowenig als der hier sehr viel gebrauchte Tartarus stibiatus Erbrechen bewirkt. Wie weit hier der Opiumgebrauch getrieben werden könne, zeigt das (keineswegs der Nachahmung zu empfehlende) Verfahren von Roberts, welcher in 13 Tagen einem Kranken 244 Gran Opium reichte, wobei dieser genas. Man darf das Opium nicht sogleich, nachdem es Schlaf bewirkt hat, bei Seite setzen, sondern muss es noch einige Tage lang in kleinern Gaben fortgebrauchen lassen. Diesem Mittel steht im Rufe zunächst die Digitalis, von Weaston, Cless, Huss, Rösch u. A. empfohlen. Man reicht von einem Infusum (½ Drachme auf ℥vi Colatur)

alle zwei Stunden zwei Esslöffel. Der Puls wird langsam und die Kranken verfallen in Schlaf. Rückfälle sollen nach der Heilung durch Digitalis selten sein. Nach Huss passt dieses Mittel gerade da, wo Opium oder Tartar. stib. contraindicirt sind. Der letztere wird gewöhnlich in Solution angewendet, etwa 5 bis 6 Gran Brechweinstein in sechs Unzen Wasser aufgelöst und stündlich einen Esslöffel gereicht. Mit dieser Dosis wird gestiegen. Guldberg giebt stündlich oder zweistündlich ½ bis 2 Gran pro dosi; Barkhausen setzt seinen Gebrauch in kleinern Dosen und längern Intervallen auch noch kurze Zeit nach zurückgekehrter Besinnung fort. Richter wendet gleichzeitig kalte Begiessungen im warmen Bade an. Rob. Law und Graves verbinden ihn mit Opium, besonders wenn die Stuhlausleerungen zu copiös werden. Graves empfiehlt folgende Mischung: ℞. Tart. emet. gr. iv, Tinct. Op. ʒii, Mixt. camphor. ℥iii S. 2stündlich einen Esslöffel zu nehmen. Bei activen Congestionen nach dem Gehirne vermehrt er die Gabe des Brechweinsteins und vermindert die des Opiums; umgekehrt verfährt er bei vorherrschenden, nervösen Zufällen.

Die von Stintzing vorgeschlagene Methode, welche bereits durch die Zahl ihrer Erfolge sich Ruf erworben hat, besteht in folgendem Verfahren. Stintzing lässt seinen Kranken in einem wo möglich nicht kleinen, im Winter mässig erwärmten Zimmer die möglichst grösste Freiheit. Zum Getränk giebt er Wasser und, wenn keine Diarrhoe zugegen ist, zweistündlich 6 bis 7 Gran Kali carbonicum und 10 Gran calcinirte Magnesia in einem schleimigen Vehikel. Nach jeder Gabe wird der Kranke zum Nachtrinken aufgefordert. Folgen nach 12 bis 24 Stunden wässerige Stühle ohne Rückkehr des Bewusstseins und ohne Verminderung des Zitterns, so wird fortgefahren und ein Vesicator in den Nacken gelegt. Bei Nachlass der Symptome nur dreistündlich die Arznei ohne Vesicator. Fehlt die Diarrhoe, dann die obige Dosis alle 1½ Stunden. Der Appetit, der sich gewöhnlich am zweiten oder dritten Tage einstellt, wird vorzüglich mit festen Substanzen, Brot, Gemüse, Fleisch (auch Fleischsuppe) befriedigt. Die Arznei wird nach Maassgabe der Ausleerungen alle drei bis vier Stunden bis zum völligen Aufhören der Delirien und des Zitterns fortgereicht. Bei schon vorhandener Diarrhoe lässt man die Magnesia weg; wird sie erschöpfend, so setzt man dem Kali carbonicum statt der Magnesia 10 Gran Conch. präpar. zu. Von 23 Kranken, die im Krankenhause zu Altona auf diese Weise behandelt wurden, sollen 22 in zwei bis sechs Tagen und der letzte in 12 Tagen genesen sein. In zwei Fällen wurden vorher die Symptome gelinder Pleuritis, jedoch ohne Blutentziehung beseitigt.

Ausser diesen bereits genannten Mitteln giebt es noch andere, die als specifisch gegen Delirium tremens empfohlen werden: die Radix Ipecacuanhae, die Nicotiana, die Tinctura Lupuli, das Extract. hyoscyami; Reizmittel, wie Serpentaria, Valeriana, Ammo-

nium, Aether neben Aderlass und kalten Begiessungen (Berndt), Ammonium carbonicum, Opiumtinctur mit Tinctura Valerianae aetherea zu gleichen Theilen; Asa foetida (Wendt), Camphor.

Die Bestimmung der Wahl unter den specifischen Mitteln wird besonders bedingt:

1) Durch den sthenischen oder asthenischen Charakter des Gehirnleidens; im erstern Falle passen Brechweinstein und Digitalis, im zweiten aber das Opium. Würde man bei hypersthenischer Gefässaction ohne Unterschied und Maass das Opium anwenden, so würde man wohl Sopor und Koma, aber keinen heilsamen Schlaf erzwingen. Doch kann dieses Specificum Gutes wirken, sobald die Reaction schon durch die Antiphlogose herabgestimmt ist oder der hypersthenische Charakter der Krankheit von selbst sich in Erethismus oder Asthenie umgewandelt hat. Nirgend aber ist das Opium dringender angezeigt, als in den vom Ursprung an asthenischen Fällen dieser Encephalopathie, wo es sich, beim Mangel alles Uebermaasses, ja selbst Schwäche der Gefässreaction, darum handelt, die einseitige Aufregung des Cerebralsystems zu beschwichtigen, ohne durch Blutentziehung oder andere schwächende Mittel den Hiatus zwischen Nerv und Gefäss noch klaffender zu machen. 2) Durch den epidemischen Krankheitsgenius, unter dessen Einflusse das Delirium tremens unverkennbare Modificationen erleidet, die in der Anordnung der Behandlung berücksichtigt werden müssen. Theilt dieser Genius dem Leiden einen gastrischen Anstrich mit, so muss die Darreichung eines Brechmittels der Anwendnng des übrigen Heilapparats vorangehen; diesem lässt man bei Neigung zu Verstopfung, bei stark belegter Zunge den Brechweinstein in dosi refracta, die abführenden Mittelsalze folgen und lässt gleichzeitig eröffnende Klystiere (nach Kopland Klystiere von Asa foetida oder Terpenthin) setzen.

Es ist anerkannt vortheilhaft, strenge Zwangsmittel zu vermeiden, doch ist es eben so entschieden vortheilhaft, den Kranken aus seiner gewohnten Umgebung zu entfernen und ihm fremde Personen als Wärter zu geben; in den meisten Fällen kann man ihn frei unter Aufsicht im Zimmer oder in einem andern Raume umhergehen lassen; er wird dadurch stets ruhiger und die Krankheit verläuft weniger stürmisch und gefährlich. Wie wohlthätig der Einfluss eines gewissen Grades von Freiheit auf den Patienten wirkt, geht aus den im Friedrichshospital zu Kopenhagen erhaltenen Resultaten am besten hervor. Während daselbst bei einer antiphlogistischen und gemischten Behandlung mit beschränkter Freiheit im Jahre 1820 1 Kranker von 4 starb, und im Jahre 1821 1 von $4^2/_7$, kam, als man die Kranken spazieren gehen liess und nebenbei antiphlogistisch behandelte, im Jahre 1822 nur 1 Gestorbener auf $9^4/_5$ Kranke, im Jahre 1823 1 auf 12 und im Jahre 1824 ein Gestorbener auf $9^2/_3$ Kranke.

Kommt die Neigung zum Schlafe, so muss man alles stö-

rende Geräusch aus der Nähe des Kranken entfernen. Alten Gewohnheitssäufern darf man während der Krankheit nicht allen Weingenuss entziehen, sie auch nicht auf zu strenge Diät setzen. In denjenigen Fällen, wo der Ausbruch des Delirium tremens durch die Entziehung des Gewohnheitsreizes veranlasst wurde, genest der Kranke nicht, so lange die angegebenen Heilmittel nicht von einer mässigen Quantität spirituösen Getränks unterstützt werden. Der Charakter der Reaction bestimmt das anzuordnende diätetische Regimen: bei Synocha antiphlogistische, bei Asthenie leicht verdauliche restaurirende Diät.

In der Reconvalescenz findet die Behandlung gegen die Kachexie statt: Stärkung der Digestionsorgane, bittere Mittel, Schwefelsäure, gutes Bitterbier, ein Glas guten Weins u. dgl.

Gegen die Krankheitsresiduen verfährt man so, wie es die jedesmalige Form erfordert: gegen habituelle Schweisse Mineralsäuren, gegen hartnäckige Stuhlverstopfung die seifenartigen Extracte mit Rheum u. s. w. Bleibt Eingenommenheit des Kopfes, Ohrensausen und Aehnliches zurück, so bedient man sich der Vesicatore mit gutem Erfolge (Canstatt[1]).

1) Specielle Pathologie und Therapie. Erlangen 1843.

V. Die Melancholie, Schwermuth (fixer, partieller Wahnsinn); Melancholia.

Definition. Bei der Mannichfaltigkeit der Begriffsbestimmungen, welche hier Raum gewonnen haben, dürfte es nicht geeignet erscheinen, wenn wir uns damit begnügten, dem Leser irgend eine einzeln dastehende Definition, und käme sie auch von einem der bewährtesten Psychiatriker, mitzutheilen. Vielmehr erfordert es das Verständniss und die Wichtigkeit der zu betrachtenden Krankheit, dass wir die Ansichten und Erklärungen der verschiedenen Schriftsteller in Erwägung ziehen, von denen jeder, je nachdem er das Wesen dieser Krankheit auffasste, auch eine entsprechende Definition gab.

Die ältern Schriftsteller haben den Begriff der Melancholie zu eng aufgefasst, nach ihnen sind Traurigkeit, Furcht, Angst und überhaupt deprimirende Affecte die Zeichen der Krankheit. Sie waren genöthigt, einige partielle Delirien hinzuzuziehen, die durch eine heftige Aufregung der Einbildungskraft oder durch heitere Affecte unterhalten wurden. Hippokrates, welcher als Kennzeichen der Melancholie Traurigkeit und verlängerte Furcht angiebt, erwähnt nicht des Deliriums. Dem Aretäus ist die Melancholie eine Manie mit Wuth. Galen's Ansicht ist die des Hippokrates. Bei Coelius Aurelianus ist die Melancholie nicht von der Hypochondrie verschieden. Rhazes lässt die Melancholie dadurch entstehen, dass die schwarze Galle (wovon der Name Melancholie) in den Magen zurückfliesst. Michaelis von Herada und Forestus behaupten, dass durch den Hinzutritt der traurigen Ideen und der Furcht zu dem partiellen Delirium Melancholie entstehe. Sydenham hat uns Dasselbe gegeben, was bereits Coelius Aurelianus

mitgetheilt hat; Beide verwechseln nämlich die Melancholie mit der Hypochondrie. Nach Ettmüller folgt das Delirium erst auf die Melancholie. Fr. Hoffmann und Boerhaave erklären die Melancholie für den ersten Grad der Manie. Sauvages hält die Melancholie für ausschliessliches Delirium ohne Wuth, complicirt mit einer chronischen Krankheit. Lorry, welcher die Definition und Theorie der Alten annimmt, theilt die Melancholie in drei Arten, nämlich in Melancholia cum materia, Melancholia sine materia und Melancholia mixta. Pinel schreibt der Melancholie als charakteristische Zeichen Traurigkeit und Furcht zu, verbunden mit einem partiellen Delirium, das sich auf einen einzigen Gegenstand oder auf eine besondere Reihe von Gegenständen concentrirt. Fodéré lässt die Melancholie in dem ausschliesslichen Beharren auf irgend einen Gegenstand, der immer mit Lebhaftigkeit verfolgt wird, bestehen; auch nach ihm sind Furcht und Misstrauen stets Begleiter der Melancholie. Tritt Aufregung oder Wuth hinzu, dann entsteht nach Fodéré ein Uebergang der Melancholie in Manie. Esquirol glaubt die richtige Definition zu geben, wenn er sagt: dass die Melancholie mit Delirium (Lypemanie nach Esquirol), eine Gehirnkrankheit ist, die sich durch ein partielles, chronisches Delirium ohne Fieber charakterisirt, und die durch eine traurige, schwächende oder unterdrückende Leidenschaft unterhalten wird. Nach Reil besteht die Melancholie in einer partiellen Verkehrtheit des Vorstellungsvermögens, die sich auf einen oder auf eine Reihe homogener Gegenstände bezieht, von deren Dasein der Kranke nicht zu überzeugen ist, und die daher die Freiheit seines Begehrungsvermögens beschränkt und dieselbe gezwungen, seiner fixen Idee gemäss, bestimmt. Beide Merkmale: fixe Ideen und subjective Ueberzeugung, dass der Wahn Wahrheit sei, gehören wesentlich zur Charakteristik dieser Krankheit; denn es giebt Fälle fixirter Ideen ohne Wahnsinn. Jacobi lässt die Melancholie aus derselben Quelle hervorgehen, aus welcher nach seiner Ansicht die Manie entspringt: aus dem Begehrungsvermögen, das sich im Zustande der Depression, mit häufiger gleichzeitiger Entartung, auf den verschiedensten Stufen der Ausbildung, von den leisesten, kaum merklichen Spuren eines solchen Zustandes bis zu der tiefsten Schwermuth und dem entschiedensten Lebensüberdrusse hinab, zeigt.

Aus dieser Zusammenstellung der verschiedenen Definitionen ergiebt sich, wie ungewiss man noch über die Zeichen und über die Natur der Melancholie ist; indessen glauben wir doch ein anschauliches Bild dieser Krankheit zu gewinnen, wenn wir die Symptomatologie und Aetiologie derselben im weitern Verlaufe näher betrachten werden. Bevor wir jedoch dies beginnen, wird es, um spätere Wiederholungen zu vermeiden, zweckmässig sein, eines Irrthums zu erwähnen, der noch immer hier und da zum Vorschein kommt. Es wird nämlich häufig die Melancholie für

Hypochondrie und vice versa diese für jene gehalten. Es quälen allerdings den Hypochondristen fixe Ideen in Bezug auf seinen körperlichen Zustand. Allein er will und kann sich oft derselben ganz entschlagen, wünscht auch von ihnen befreit zu sein; wechselt mit seinen Grillen, hält sich heute für brustkrank, morgen für leberkrank u. s. w., kurz seine fixen Ideen bestimmen ihn noch nicht völlig und nothwendig in seiner Handlungsweise. Er ist also hypochondrisch, aber deshalb noch nicht wahnsinnig. Es kann freilich geschehen, dass das Vermögen, den Ungrund der fixen Ideen einzusehen, in unmerklichen Graden abstirbt; von dem klarsten Bewusstsein der Täuschung kann es durch ein Intervall des Zweifelns zur völligen Ueberzeugung: die fixe Idee sei reel, also zum Wahnsinn sich entwickeln. Indess ist dies keineswegs nothwendig, noch auch häufig. Esquirol giebt noch ausserdem zur Unterscheidung beider Krankheitsformen an, dass die Melancholie häufiger erblich sei; ferner, dass die Melancholischen mit einer eigenthümlichen Gemüthsstimmung, dem melancholischen Temperament, geboren werden. Dieses Temperament macht zur Melancholie geneigt und die Neigung wird durch fehlerhafte Erziehung und durch Ursachen, die mehr direct auf das Gehirn, auf die Sensibilität, auf die Intelligenz wirken, erhöht. Die Ursachen, welche sie hervorrufen, sind gewöhnlich psychisch, während die Hypochondrie grösstentheils Folge der physischen Ursachen ist, welche die Thätigkeit des Magens modificiren und die Verdauungsfunctionen stören.

Eine Verwechselung mit dem Blödsinn ist nicht wohl möglich, da selbst der Stumpfsinnigste noch eine gewisse Regsamkeit und mancherlei Begierden äussert, wenigstens lallt und gesticulirt, wenn er auch nicht deutlich sprechen und zweckmässig sich bewegen kann, und zumal im Gesicht den Ausdruck der geistigen Nullität zur Schau trägt. Sollte ja in einzelnen Fällen ein Zweifel entstehen können, so giebt die Anamnese stets hinreichendes Licht, weil dem höchsten Grade der Melancholie (bei dem überhaupt nur eine Verwechselung möglich wäre), stets ein herber Verlust vorangeht, dem das Gemüth erlag. Nur wenn die Melancholie durch ihre längere Dauer die Seelenkräfte gänzlich gelähmt hat, kann sie unmerklich in Blödsinn übergehen; aber selbst in diesem Falle pflegt dem tiefen Schmerze Ruhe nachzufolgen, weil das Gemüth, wenn auch innerlich verwüstet, doch sich von der Qual erleichtert fühlt, welche nur so lange fortdauern kann, als der Blödsinn nicht die Empfänglichkeit dafür vertilgt hat. [1])

Symptomatologie. Da die fixe Idee, welche den Melancholiker fesselt, so verschieden sein kann, als es subjective und objective Gegenstände des Vorstellens und Begehrens giebt, so wird auch unter den Symptomen eine Verschiedenheit stattfinden müssen.

1) *Ideler,* Grundriss der Seelenheilkunde. S. 603 u. f.

Die fixe Idee kann ein Hirngespinnst sein, das in sich selbst Widersprüche hat, oder einen möglichen Fall des menschlichen Lebens betreffen, der aber unter den vorhandenen Umständen keine Realität hat. Sie kann sich auf einen bereits erreichten oder noch nicht erreichten Zweck, dessen Hindernisse grösser oder geringer gedacht werden, auf ein erlittenes oder gefürchtetes Uebel beziehen, ein Gegenstand der Sehnsucht oder des Abscheus sein. Die Idee fesselt den Kranken durch ihr Interesse, aber auch ohne dasselbe, sofern sie ihm habituell geworden ist. Bald schwebt sie ihm immerhin gezwungen vor; er hasst sie, kann sie aber nicht verbannen, sie verfolgt ihn wie eine Furie, die ihn unglücklich macht. Bald fesselt sie ihn durch ihr Interesse, sofern er ihr Object als Mittel zum Zweck, als ein Gut oder als ein Uebel denkt, das bereits realisirt oder noch gehofft und gefürchtet wird. Die Grösse des Interesses hängt entweder von dem eingebildeten oder von dem wahren Werth des Objects ab. Am meisten pflegen fixe Ideen zu interessiren, die sich auf Religion, Staatsverfassung, Ehre, Habe, Liebe und Grösse in geistiger Beziehung, beziehen. [1])

Meistentheils fängt die Melancholie als Depression einer einzelnen Leidenschaft an, welche ihr zerstörtes Interesse alsdann deutlich in den Wahnvorstellungen verräth; daher auch Esquirol sagt, dass man eine sehr gute Classification der Melancholie dadurch aufstellen kann, wenn man die verschiedenen Leidenschaften, die den Verstand modificiren und beherrschen, als Grundlage annimmt. Wer durch eine Kränkung an seiner Ehre trübsinnig wurde, glaubt nun ein Gegenstand allgemeiner Verachtung, öffentlicher, unaustilgbarer Schande zu sein, und deutet in diesem Sinne Alles, was er hört und sieht. In der Mehrzahl der Fälle bezieht sich die fixe Idee auf unerreichte Zwecke, auf Güter, die gehofft, auf Uebel, die gefürchtet werden. Die Hindernisse denkt sich der Kranke mehr oder weniger entfernbar, sucht sie bald in der Sache selbst, bald in sich oder in seinen Aussenverhältnissen. Davon hängt ihr Einfluss auf seine Leidenschaften ab. Er verfällt in unthätige Traurigkeit und Verzweiflung, wenn sie einen Gegenstand des Abscheus, den er nicht entfernen, oder ein Gut betrifft, das er nicht erreichen zu können glaubt. Bald bringt sie gehässige Leidenschaften, mit Trieb zum Handeln, Hass, Rachsucht, Wuth hervor, wenn er die Unerreichbarkeit seines Zwecks nicht in die Sache selbst, sondern in äussere Ursachen setzt. Bald erregt sie Frohsinn und eine ausschweifende Freude, wenn der Kranke den Werth seines Phantoms hoch anschlägt und er bereits in dem Besitz desselben zu sein glaubt. Sicherlich war die Melancholie des Thrasylaus, der alle Schiffe in dem Hafen von Athen für die seinigen hielt, des Professors Titel, welcher römischer Kaiser, und des Paters Syambari, der Cardinal zu sein glaubte,

1) *Reil*, Rhapsodien. S. 311 ff.

mit frohen Gefühlen verbunden. Endlich giebt es noch fixe Ideen, die keine unmittelbare Beziehung auf den Kranken haben und daher mit keinen hervorstechenden Leidenschaften verbunden sind. Dieser Art war der Wahnsinn einer Frau, die den Mittelfinger nicht beugen mochte, weil sie glaubte, die Welt stütze sich auf denselben. Auch wechseln die Leidenschaften bei der nämlichen Idee, je nachdem der Kranke dem Ziele nahe oder wieder von demselben zurückgeworfen zu sein glaubt. Demnach kann er bald froh, bald wehmüthig, unthätig oder angestrengt, ruhig oder wüthend sein. Dies würde also den Beweis liefern, dass Trübsinn und Traurigkeit nicht immer, wie man zu glauben geneigt ist, nothwendige, sondern zufällige Merkmale der Melancholie sind. Indess, da sich in der Mehrzahl der Fälle die fixen Ideen auf gehässige Gegenstände, auf unerreichbare Güter oder realisirte moralische oder physische Uebel beziehen, so sind unangenehme Leidenschaften die gewöhnlichen Gefährten derselben.

Da die übrigen Symptome sowohl nach Klima, Jahreszeit und Lebensart, Cultur, Constitution, individueller und nationeller Anlage des Individuums sehr variiren, so hat man, um sich besser zu orientiren, mehrere Arten der Melancholie bestimmt, welche aber alle nichts als Variationen der Melancholie selbst sind.

Die erste dieser Variationen ist die sogenannte starre Melancholie (Melancholia attonita). Man hat diesen Zustand des tiefsten Seelenleidens treffend so genannt, weil die Kranken in Betäubung versinken, als wären sie vom Donner getroffen. Die charakteristischen Zeichen dieser Variation sind folgende: Die Kranken bleiben in derselben Stellung oder Lage, in welcher sie von einem heftigen Gemüthseindruck überrascht wurden, und scheinen ohne Leben und Empfindung völlig einer Statue gleich zu sein. Bei dieser Form der Melancholie sind die Sinne für die objective Welt ganz verschlossen und die Individuen scheinen weder zu sehen, noch zu hören, noch zu empfinden, sodass sie selbst des Hungers und Durstes sterben würden, wenn man sie nicht gewaltsam zum Essen und Trinken nöthigte. Sie reden fast gar nicht, und nur selten entsteigen tiefe Seufzer ihrer Brust. Von der äussern Welt scheinen sie sich ganz losgerissen zu haben, und in ein desto tieferes inneres Leben versunken zu sein. Diese Lossagung von der äussern Welt und die gänzliche Verzweiflung an der Menschheit geht bei diesen Kranken oft so weit, dass sie sich entweder nur mit ihren Excrementen nähren, oder sich gänzlich aushungern. Haindorf [1]) erzählt von einem Kranken, den er in der Irrenanstalt zu Würzburg kennen gelernt hatte, folgende interessante Thatsache: «Es war ein junger Mann von 24 Jahren, der durch eine unglückliche Liebe in diesen traurigen Gemüths-

1) Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüthskrankheiten. S. 200 ff.

zustand versunken war. Er hatte ganz das melancholische Temperament, sein Auge war schwarz und feurig, fast unbeweglich und immer stier auf einen Gegenstand gerichtet. Unter einer hohen, gerunzelten Stirn ragte eine grosse, gebogene Nase hervor. Die Farbe seines Gesichts war schwarzbraun; das Haar borstenartig und pechschwarz, der übrige Körper schlank und hager, mit stark an den Knochen fest und straff anliegenden Muskeln; der Leib aufgetrieben und härtlich, der Puls langsam, aber voll und stark. Alle vier Wochen wurde sein Puls regelmässig schnell, voll und härtlich. Es trat alsdann Fieber ein; der Patient wurde sehr unruhig und suchte mit Gewalt sich aus seiner Stube zu entfernen. Sobald das Fieber vorüber war, wurde der Unglückliche wieder ruhiger, gab aber demungeachtet noch keinen Laut von sich und warf sich erschöpft und ermattet auf das Bett. In ein Betttuch eingehüllt, lag er nun wie eine Leiche hingestreckt und antwortete auf keine Frage, wenn man ihn auch noch so flehentlich darum ersuchte. Er seufzte beständig, und blieb man zu lange bei ihm, so wurde sein Blick finsterer, seine Miene drohender, und er gab durch Alles deutlich zu erkennen, dass ihm der Besuch äusserst lästig und zuwider sei. Acht Tage blieb er oft in derselben Lage und nahm weder von der Speise, noch von dem Tranke, der ihm gereicht wurde, etwas zu sich, ausser zuweilen etwas Wasser. Seine Excremente, die er auf das sorgfältigste zu verbergen wusste, so dass sie dem Wärter nie zu Gesichte kamen, verzehrte er ganz. Sobald er sich nun ganz erschöpft fühlte, und kaum noch ein Funken Lebens in ihm glimmte, erwachte auch wieder sein Lebensegoismus; er nahm eine geringe Quantität von den gereichten Speisen zu sich und erholte sich wieder etwas. In diesem Wechsel des gefassten Vorsatzes, sich auszuhungern, und in dem Wiedererwachen des Lebensegoismus, sobald es auf den höchsten Grad gekommen ist, hat er nunmehr schon mehrere Jahre zugebracht, wobei aber sein Lebensquantum immer mehr abgenommen, so dass er einer Leiche völlig ähnlich sieht, und ohne Zweifel wird sein trauriges Leben bald enden, wenn nicht die Natur die anfänglich zwar geistig, nunmehr aber auch, wie aus den Symptomen klar ist, physisch gewordene Melancholie durch eine gewaltsame Erschütterung seines Organismus hebt.

Die Seele kann bei dieser Form der Melancholie in den Zustand einer völligen Entartung gerathen, wo der Kranke in seinem verdüsterten Bewusstsein wie in einem eben verlöschenden Dämmerlichte von sich und der Welt kaum noch eine allgemeine Vorstellung hat, welche vor seinem geistigen Auge gleichsam in Nebel zerfliesst, und nur das dumpfe, quälende Gefühl eines lähmenden Schmerzes übrig lässt. Seine Sinne sind verschlossen, er stiert mit seelenlosem, hohlem Auge vor sich hin, beachtet nicht die auffallendsten Erscheinungen, vernimmt nicht das leb-

hafteste Geräusch, oder sinkt sogleich in seine Betäubung zurück, wenn er auf Augenblicke aus derselben, etwa durch ein starkes Zurufen, durch die Erregung körperlicher Schmerzen, die er kaum empfindet, erweckt war. Vergangenheit und Zukunft existiren für ihn nicht, wie viel weniger kann er zu irgend einem Begriff und Urtheil kommen, da alle sinnlichen Vorstellungen stocken. Ebenso absorbirt der tiefe Schmerz jede Willensäusserung, der Kranke fühlt kein körperliches Bedürfniss, er würde verhungern, wenn man ihn nicht fütterte; er bewegt sich Tage lang nicht von der Stelle, sondern einer Bildsäule gleich regt er weder Hand noch Fuss, steht und sitzt mit gebückter Haltung, oder kauert sich im Bette in einem Winkel zusammen. Man könnte ihn für kataleptisch halten, da er oft die Stellung lange beibehält, die man seinen Gliedern giebt, und sie erst allmälig herabsinken lässt [1]). Reil und einige Andere nennen diesen Zustand Katalepsis. «Die Seele, sagt Reil, starrt zuweilen unverwandt auf ein Object und einen engen Kreis verwandter Objecte hin, wie ein Thier, das von einer Klapperschlange ins Gesicht gefasst ist. Sie feiert nicht, sondern wirkt, es fehlt ihr aber die Mobilität zum Fortschreiten in ihren Handlungen. Dieser Zustand ist Katalepsis ihres Vorstellungsvermögens. Die Grade derselben sind verschieden. Gesunde Menschen wiederholen zuweilen ein Wort ohne Wechsel, oder starren unverwandt ein nahe gelegenes Object an, ohne klares Bewusstsein ihrer Existenz, und bemerken erst beim Aufhören des Anfalls, dass sie abwesend waren. Sie sind dabei im Stande, sich zu bewegen und gewöhnliche Gegenstände wahrzunehmen. Doch scheint es, als geschähe dies blos durch mechanische Reflexionen im Nervensystem. In diesem Zustande, den man eine Vertiefung in Gedanken zu nennen pflegt, ist der Mensch ohne Gedanken, kann also auch darin nicht vertieft sein. Steigt die Katalepsis, so hören alle Wirkungen des Gemeingefühls, der Sinne und der Phantasie auf, die Associationen stocken, und alles Bewusstsein der Subjectivität und Objectivität geht verloren. Es ist vollkommene Geistesabwesenheit vorhanden. Der Art ist sie in der Entzückung. Meistens ist diese Krankheit intermittirend, selten anhaltend; die Paroxysmen verschwinden schnell durch jeden neuen Reiz, der in die Sphäre unserer Sinnlichkeit trifft; oder sie dauern länger und sind schwerer heilbar, wenn sie von habituellen Asthenien des Nervensystems entstehen. Alle Kranken, die am fixen Wahnsinne leiden, sind mehr oder weniger kataleptisch. Sie haben zwar einigen Wechsel ihrer Vorstellungen, der aber nicht über den Kreis hinausgehen kann, in welchem ihr Wahnsinn sie beschränkt.»

Aus dem Angesichte eines solchen Kranken ist jedes Spiel

1) *Ideler* a. a. O. S. 603.

wechselnder Empfindung verschwunden; bleich und eingefallen zieht es sich zum Ausdruck des bittersten Schmerzes zusammen. Lange Zeit kommt kein Wort über seine Lippen, höchstens ein gepresster, dumpfer Ton der Klage, ein Aechzen, Stöhnen oder leises Wimmern, welches oft verstummt. Ideler beobachtete diese tiefe Melancholie am häufigsten als Wirkung unglücklicher Liebe bei Weibern; einmal, aber auch aus gleicher Ursache, bei einem jungen Manne, welcher, von jeher schwach an Verstand und Gemüth, durch die Vereitelung seiner Liebeshoffnung auf mehrere Monate sich dieser stummen Verzweiflung überliess, später aber doch zur völligen Besinnung zurückkehrte.

Obgleich solche Kranke dem Arzte viele Mühe verursachen, ehe er ihnen einiges Leben einflössen, ihre Abneigung gegen Speisen und Arzneien überwinden und sie an Reinlichkeit und Thätigkeit gewöhnen kann, so werden sie doch nicht selten völlig geheilt, und namentlich gelingt die Heilung öfters bei jüngern Personen. Ideler sagt: «Es scheint dann, als ob der Schmerz sich mit der Länge der Zeit durch sein Uebermaass abstumpft, und dann nicht mehr so feindselig auf die übrigen Seelenkräfte einwirkt, welche, zweckmässig angeregt, wieder zum freien Wirken erwachen.

Die Melancholie erscheint aber auch oft unter einer andern Form, welche der vorigen ziemlich entgegengesetzt erscheint. Man hat diese Variation nach ihren Symptomen die unstäte Melancholie (Melancholia errabunda) genannt. Die Kranken sind dabei in steter Unruhe befangen; sie verrathen durch Jammern, Wehklagen, Schluchzen, durch Heulen, Schreien und Weinen ihre folternde Quaal, irren unablässig umher, überhäufen sich mit Schmähungen, Vorwürfen über eingebildete Verbrechen, suchen vergebens ihren Schmerz durch Beten zu beschwichtigen, flehen Jeden um Erbarmen und Hülfe an, versichern aber zugleich, dass sie rettungslos verloren seien. Erreicht ihre Angst den höchsten Grad, so zerreissen sie ihre Kleider, wüthen gegen ihren eigenen Leib, indem sie sich Faustschläge und Bisse versetzen, mit dem Kopf gegen die Wand rennen, und wenn man sie nicht sorgfältig bewacht, so suchen sie das Ende ihrer Pein im Selbstmorde. Alle Bilder der Furcht und des Entsetzens, alle möglichen Vorstellungen von Schande, Kerkerstrafen, Hinrichtungen, ewiger Verdammniss, von Verfolgung, Unglück, Noth, welche ihnen und den Ihrigen gewiss bevorstehen sollen, foltern die Unglücklichen und pressen ihnen oft ein Angstgeschrei aus, da die Phantasie nie ermangelt, jene Schreckbilder ins Riesengrosse und Fratzenhafte zu malen. Sie sehen sich dann von Gespenstern und reissenden Thieren, von Räubern, Mördern oder Schergen des Gerichts, welche mit Keulen oder andern furchtbaren Waffen versehen sind, von Feuersbrünsten, Donnerwettern und andern zerstörenden Naturerscheinungen umringt; jedes Ge-

räusch erschreckt sie, bei jeder Anrede erzittern sie am ganzen Leibe, händeringend und kniend flehen sie um Erbarmen, oder fordern ungestüm die Todesstrafe, welche sie verdient zu haben glauben. Natürlich können neben solchen grausen Vorstellungen, die die ganze Seele erfüllen, keine andere Vorstellungen Raum finden, und so wie der Maniacus Wochen und Monate lang tobt, so jammert und wehklagt der Melancholische eine gleich lange Zeit hindurch. Es kann aber auch in diesem furchtbaren Zustande die gesteigerte Angst sich in völlige Wuth verwandeln und deren Kühnheit und Wildheit annehmen.

Wir haben die beiden extremen Formen der Melancholie zuerst erwähnt, um die übrigen Modificationen, welche wir später anführen, besser auffassen zu können. In den meisten Fällen hält jedoch die Schwermuth die Mitte zwischen den geschilderten Extremen, und zeigt dann die reinste Charakteristik der deprimirenden Gemüthsaffecte. Die Kranken sind nämlich keinesweges gegen die Eindrücke der Aussenwelt gänzlich unempfindlich, doch achten sie wenig darauf, weil sie zu sehr mit ihrer sie quälenden Idee sich beschäftigen. Daher werden auch ihre Sinne stumpf und träge, und fassen höchstens die auffallendsten Objecte in trüben, verworrenen Anschauungen auf, bemerken kaum vorhandene Gefahren. Die Vergangenheit ihres Lebens erscheint ihnen nur als Zerrbild, welches durch Leiden und Verbrechen aller Art ihren Schmerz zu rechtfertigen scheint; jedes frühere Glück halten sie für Selbsttäuschung, oder sie finden in dem wirklichen oder eingebildeten Verlust desselben eine neue Veranlassung zur Klage. Dabei ist die Erinnerung durch grosse Lücken unterbrochen, aus Mangel an Zusammenhang verworren und wie durch Schatten verdunkelt; die Zukunft liegt wie eine finstere, trostlose Oede vor ihnen, aus welcher nur einzelne Schreckbilder ihnen entgegendrohen, denen durchaus das lebendige Colorit, die schimmernde Mannichfaltigkeit fehlt, wodurch sich die Wahnbilder der meisten andern Seelenstörungen auszeichnen. Sehr treffend sagt Ideler [1]): «Es ist, als ob der Melancholische nur Leichenzüge, die bleichen Gespenster des Elends und der Noth vor sich erblickte, und vor seinen Augen die Phantasmagorien ängstlicher, schwerer Träume schwebten, auf welche sich wohl Jeder aus bangen Nächten besinnen kann. In dem blühendsten Antlitz der Seinigen sieht er den Tod, ihre unterdrückten Klagen bestärken ihn in seinem Wahn, dass sie seine trostlose Ueberzeugung theilen, nach welcher sie Alle dem Untergange geweiht sind. Immer aber gestaltet sich sein Schmerz zu einer bestimmt ausgeprägten Vorstellung, wenn er sie auch im Laufe der Zeit oft mit einer andern von demselben Charakter vertauscht. Dadurch erlangt sein Bewusstsein eine gewisse Consistenz, vermöge deren es mit

1) A. a. O. S. 606.

zäher Hartnäckigkeit an jener Vorstellung haftet, welche der Kranke, wenn sein Verstand nicht ganz durch die Grösse des Schmerzes gelähmt ist, selbst zu einer gewissen Folgerichtigkeit ausbildet, und nicht selten mit grübelndem Scharfsinn vertheidigt. Zuweilen äussert er selbst einen gewissen sarkastischen Witz, in welchen er die Bitterkeit seiner Gefühle, die Pein der Selbstverachtung einkleidet. Gewöhnlich sind aber seine Bemerkungen voll von Widersprüchen und Ungereimtheiten, sie wiederholen sich in ermüdender Einförmigkeit, und geben durch alles dies die Schwäche des Verstandes und ihre Armuth an Vorstellungen zu erkennen.»

Der Melancholiker zieht sich gern in die Einsamkeit zurück, damit er ungestört über seinen Schmerz grübeln könne; er verwirft jeden Zuspruch des Trostes, fühlt sich selbst durch freundlichen, wohlmeinenden Trost beleidigt, erwidert ihn nicht selten mit Erbitterung, als wenn ihm durch die Zumuthung, sich zu fassen, seine wirklichen Güter über den eingebildeten Verlust nicht zu vernachlässigen und sich durch Thätigkeit wieder in das alte Lebensverhältniss zu versetzen, eine bittere Kränkung, ein Hohn auf seine gerechten Gefühle widerfahren sei; ja er glaubt eine Pflicht zu versäumen, wenn er sich nicht so recht vollständig abquält. Oft tritt zu dieser Verstimmung noch Hass gegen Menschen, von denen der Melancholiker verfolgt zu sein glaubt, Neid über Glückliche, mit deren Schicksal er sein Elend vergleicht, Gewissensbisse, religiöse Verzweiflung, aus welcher er sich absichtlich zur Selbstpeinigung und thätlichen Martern verdammt, um durch sie ihre Schuld zu büssen. Das Gemüth dieser Unglücklichen geräth in eine convulsivische Verzerrung, welche durch Flüche, Verwünschungen und gewaltsame Ausbrüche einer rasenden Verzweiflung ihre Grässlichkeit verräth. Es ist, als habe sich in ihrer Seele ein bodenloser Abgrund aufgethan, welcher alle Hoffnung, Freude, wohlthuende Gefühle der Liebe, kurz alle Interessen verschlänge. Nothwendig muss dieser Gemüthszustand dadurch, dass er den Verstand zu solch widersinnigen Vorstellungen zwingt und jedes richtige Urtheil verbannt, sich immerfort von Neuem erzeugen, bis endlich die Aufreibung der Kräfte diesem Unheil ein Ziel setzt und Genesung erfolgt, wenn in der erzwungenen Ruhe eine noch nicht ganz zerrüttete Verfassung der Seele und des Leibes allgemach wieder ins Gleichgewicht tritt.

Als eine dritte Variation der Melancholie, welche sich durch eigenthümliche Erscheinungen offenbart, führen wir das Heimweh an. Dieses geht aus dem Verluste der gewohnten Umgebungen, des Vaterlandes und der Verwandten hervor. Je markirter nun diese Umgebungen sind, d. h. je eigenthümlicher die vaterländische Lebensart und Gegenden, z. B. Gebirgsländer, oder je inniger die Familienverhältnisse, desto öfter und hef-

tiger entsteht die Melancholie des Heimwehs. Sie erscheint im Allgemeinen als Sehnsucht, welche den ganzen Kreis der Vorstellungen auf das Gebiet vaterländischer Vorstellungen einschränkt, und daher in eben dem Grade den Blick von den gegenwärtigen Umgebungen abzieht. Es verzehrt sich daher bei dem Heimweh das Gemüth nicht nur in einer Begierde, der es an Befriedigung fehlt, sondern auch zugleich in der angestrengten Production der Einbildungskraft, welche immerfort Vorstellungen produciren muss, zu denen es an objectiver Anschauung mangelt. Der mit dem Heimweh behaftete Kranke muss daher vorzüglich an der Einbildnngskraft abzehren, welche geistige Abzehrung die Empfänglichkeit auch für die beste physische Ernährung aufhebt. Mit Arzneimitteln ist hier durchaus nicht beizukommen, sondern das einzige Mittel ist die wirkliche Heimkehr ins Vaterland, oder die Umgebungen des Kranken von Landsleuten, die mit ihm beständig von seinen vaterländischen Umgebungen reden und ihm die Entfernung vergessen machen.

Die Melancholie der Engländer (Melancholia anglica) charakterisirt sich durch Selbstmord aus Lebensüberdruss ohne zureichende Ursache. Der Kranke weiss sich über nichts zu beklagen, aber nichts auf der Welt kann ihn fröhlich machen. Er sehnt sich daher nach einer Veränderung seines Zustandes, die ihm hier unmöglich scheint. Er bestellt sein Haus, macht sein Testament, nimmt Abschied von seinen Verwandten und bringt sich dann kaltblütig und mit Ueberlegung um. Ein junger Brite, der hoffnungsvolle Sohn eines angesehenen Hauses, eben im Begriff, sich mit einem reizenden Mädchen von edler Herkunft zu vermählen, hatte an einem Deutschen einen warmen Freund. Diesen besuchte er eines Abends, sprach wenig. Wir sehen uns heute das letzte Mal, sagte er; das letzte Mal, Freund, und drückte ihm mit Wärme die Hand. Warum? fragte der Deutsche. Weil ich morgen sterbe, antwortete der Engländer. Früh fand man ihn todt in einem Garten; an dem Pistol hing ein Zettel mit den Worten: Des Lebens satt und müde.

Die Melancholie der Engländer ist national und hat ihren Grund im Klima, welches durch seine nasse und feuchte Luft, durch den Mangel an heiterm Sonnenlichte und die dadurch veranlassten düstern Tage, auf das Nervensystem deprimirend wirkt. Individuen, welche von dieser Melancholie befallen werden, zeichnen sich durch Rigorosität und durch tiefe Verschlossenheit des Charakters aus. Sie sind ganz in sich gekehrt, und durch ihren überwiegenden Egoismus, verbunden mit einem humoristischen Sinne, fallen sie oft in eine Bizarrerie und Strenge des Charakters, die allen Glauben übersteigt. Man hat mehrere Beispiele, dass Engländer, besonders aber Unverheirathete dieser Nation, welche an dieser Melancholie litten, mit der grössten Ueberlegung und Gleichgültigkeit zum Selbstmord schritten. Sie

starben, wie sie lebten, mit Festigkeit und Verschlossenheit. — Der peinigende Gedanke an ein Uebel, dem man nicht entgehen kann, z. B. das Bewusstsein, der Gefangenschaft mit Unmöglichkeit zu entrinnen, erzeugt ebenfalls leicht Lebensüberdruss und Sehnsucht nach dem Tode. Eben Dasselbe bewirken Gewissensbisse über wahre oder eingebildete Verbrechen, Verlust der Ehre, Furcht vor Nachstellungen, hypochondrische Vorstellungen von dem zerrütteten Zustande des Körpers, Kränklichkeit und fortdauernde Schmerzen, Heimweh und andere physische und moralische, wahre oder eingebildete Uebel. Die mit dem Pelagra Behafteten sollen einen besondern Trieb fühlen, sich ins Wasser zu stürzen. Krankheiten des Unterleibes sind leicht mit Hang zum Selbstmord verbunden. Endlich kann auch das Beispiel und die Nachahmungssucht dahin führen. Daher er endemisch und epidemisch sein kann. Die Mädchen von Miletus hingen sich haufenweise auf, nicht aus Lebensüberdruss, sondern wegen einer Art von Schwärmerei, in der sie ihre Glückseligkeit fanden [1]).

Dieser Varietät entgegengesetzt ist die fixe Idee der Todesfurcht. Sie unterscheidet sich von der Besorgniss der Hypochondristen für ihre Erhaltung dadurch, dass die Kranken meistens gesund sind, wohl aussehen und es blos fürchten, dass sie sterben werden. Hingegen ist der Hypochondrist durchgehends wirklich krank, nur vergrössert er seine Krankheit und fürchtet zu viel von ihr. Einige dieser Melancholischen führen immerwährend ihre Todesfurcht im Munde, und gerathen über jede unbedeutende Empfindung in Angst, weinen oft, wenn sie allein sind, und suchen die Personen, welche sie umgeben, zu überreden, dass sie den Tod nicht fürchten, um sie desto eher von der Wirklichkeit ihrer Vorgefühle zu überzeugen. Andere verbergen ihre Grille mit stummer Hartnäckigkeit, und diese sind am unheilbarsten. In der Lebensordnung machen sie die sonderbarsten Bocksprünge, hüllen sich gegen jedes kleine Lüftchen ein, geniessen viele Dinge gar nicht, oder meiden gewisse Oerter, von denen sie glauben, dass sie ungesund sind. Zuweilen entwickelt sich aus dieser Todesfurcht der Wahn, als stelle man ihnen nach dem Leben, oder sie ergeben sich dem Trunk und den Ausschweifungen der Liebe, weil sie an ihrer Gesundheit nichts weiter verderben zu können glauben. In der Regel befällt diese Krankheit nur reiche und müssige Menschen, und flieht vor der Arbeit, die den Armen drückt.

Wir erwähnen noch zweier Varietäten, von denen die eine bei Haindorf [2]) unter keinem bestimmten Namen, die andere bei

1) Plutarchus de virtute mulierum T. II.

2) Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüthskrankheiten S. 211.

Sinogowitz [1]) als Melancholia gravidarum et puerperarum beschrieben wird. Die von Haindorf geschilderte Melancholie ist offenbar physischen Ursprungs und offenbart sich deshalb auch mehr durch physische Symptome. Sie ist gewöhnlich Folge von Hysterie, Hypochondrie, langdauerndem Wechselfieber, Cachexien, Ausschweifungen in der Liebe, Onanie, Missbrauch narkotischer Substanzen, Missbrauch geistiger Getränke, oder sie ist Folge von wirklichen mechanischen Fehlern im Gehirne und andern Gebilden des Organismus, z. B. Scirrhen und Extravasate im Gehirne, Verhärtungen der Leber und der übrigen Eingeweide. Die Symptome dieser Melancholie, welche sich gleich anfänglich an dem physischen Organismus offenbaren, sind ausser denen, welche die örtlichen Verletzungen begleiten, im Allgemeinen folgende, worunter jedoch auch mehrere sind, die auf die Oertlichkeit der Krankheit und ihrer Complicationen hinweisen. Die Kranken sehen bleich und erdfarben aus; ihr Blick ist matt, trübe, scheu und stier; sie zittern am ganzen Körper, und ihre Muskeln erleiden leichte Zuckungen. Ihr Gesicht ist mitunter stellenweise aufgedunsen und ganz kachektisch. Ihre Zunge ist belegt, die Haut trocken, der Unterleib hart und gespannt und die Herzgrube aufgetrieben. Kälte der Extremitäten, Trägheit des ganzen Körpers, Neigung zum Stillsitzen und Hinbrüten, verbunden mit einem langsamen, harten, oft aussetzenden Pulse, sind auch keine seltenen Symptome dieser Melancholie. Dabei leiden die Kranken oft an Herzklopfen, Beängstigungen, Congestionen des Blutes nach dem Kopfe; die Männer an Hämorrhoidal- und die Weiber an Menstruationsbeschwerden, verbunden mit Nasenbluten und Verstopfungen aller Art. Die Respiration ist keuchend und erschwert; der Ton ihrer Stimme ist rauh und matt; ihr Sinnensystem geschwächt und ihre Empfindungsorgane abgestumpft. Aus den letztern Symptomen ist es erklärbar, warum Melancholische und andere Geisteskranke den Einflüssen von Kälte und Wärme trotzen, und oft gegen Epidemien geschützt sind, indess sie von der andern Seite, wegen ihrer Sinnesschwäche, vielen Sinnestäuschungen und unordentlicher Erregung der Kräfte ausgesetzt sind. Selten geniessen diese Kranken einen erquickenden Schlaf; durch ihren gestörten Blutumlauf werden sie im Schlafe aufgeschreckt und von unangenehmen Träumen gefoltert. Beim Erwachen sind sie ermattet und von Kopfschmerzen geplagt. Vor ihren Augen sehen sie Funken fliegen und leiden häufig an Ohrenklingen. Die Reizbarkeit gewisser Organe ist bei ihnen oft so sehr erhöht, dass sie ohne äussere Veranlassung zusammenfahren. Sie leiden an Krämpfen, die bald im Schlunde, bald im Magen, bald in den Schliessmuskeln empfunden werden.

1) Die Geistesstörungen in ihren organischen Beziehungen. Berlin 1843. S. 461.

Ihr Magen ist ohne alle Energie, daher schlechte Verdauung, Blähungen und die Congestionen des Bluts zum Kopfe. Dieser energielose Zustand des Magens wechselt oft mit einer abnormen und überspannten Thätigkeit desselben, woher die ungeheure Gefrässigkeit und seltsame Appetit der Melancholischen. Gewöhnlich sind in solchen Fällen verdorbene Magensäfte vorhanden. Ihre Excremente sind meistens unordentlich; der Stuhl hart und schwarz, wie verbrannt, der Urin trübe, dick und roth; die Ausdünstung über der ganzen Hautfläche ist vermindert, dagegen an einigen Stellen des Körpers vermehrt. Der Schweiss ist kalt und klebrig, und es treten, wenn die Krankheit lange gedauert hat, am Ende fast alle Symptome des kachektischen Fiebers ein. Diese Melancholie kann nun entweder durch einen heftigen Fieberanfall, welcher die Ursache derselben aus dem Organismus fortschafft, in Gesundheit übergehen, oder sie kann auch in Tabes enden.

Die Schwermuth während der Schwangerschaft und während des Wochenbettes, Melancholia gravidarum et puerperarum, wird von Sinogowitz folgendermaassen geschildert. Das Leiden tritt häufig mit Fieberanfällen auf, weil hier das sympathische Nervensystem vorzugsweise leidet, und die Form der Geistesstörung wird durch eine Irritation des sympathischen Nervensystems prädisponirt, welche zuweilen schon während der Schwangerschaft krankhafte Geistesvorstellungen erzeugt, die aber von der Leidenden gewöhnlich verheimlicht werden; am häufigsten aber erscheinen Geistesstörungen, von einem tief ergriffenen Gemeingefühl ausgehend, kurze Zeit nach der Entbindung, daher auch die allgemein angenommene Bezeichnung: Melancholia puerperarum.

Die Erscheinungen offenbaren sich hier auf folgende Art: Die Erkrankende wird allmälig stiller, gegen ihre Umgebung gleichgültiger, bekümmert sich erst weniger, dann gar nicht mehr um das Neugeborene und betrachtet es mit einer trostlosen Gleichgültigkeit. Die Kranke versinkt immer mehr in sich, weint häufig, wenn sie sich unbemerkt glaubt, ohne alle nachweisliche Veranlassung, als schleiche ein namenloses Weh in ihrem Innersten umher, und ist schwer zur Mittheilung zu bewegen, für welche ihr ohnedies Worte zu finden beinahe unmöglich ist. Erfolgt endlich eine Mittheilung unter reichlichem Thränenerguss, dann vernimmt man schwermüthige Aeusserungen: über eignen Unwerth, über (eingebildete) Treulosigkeit gegen den geliebten Gatten, über ihre Abneigung wider ihr eigenes Kind, über ihre Unfähigkeit, wieder Mutter zu werden und das Lebensglück des Gatten zu begründen, über die (eingebildeten) dürftigen Lebenskräfte ihres Kindes, das in ihrem kranken Leibe nicht gedeihen konnte; über die ekelhaften Ausdünstungen ihres Körpers, der sich zur innern Fäulniss hinneige, und ähnliche unglückliche Wahn-

ideen des tief ergriffenen Gemeingefühls. Die Tröstungen wahrhaft rührender Theilnahme der Angehörigen und der Freundinnen zerstreuen keines ihrer tiefeingeprägten Krankheitsgefühle, keine ihrer niederschlagenden Wahnideen. Die schwer Kranke versinkt immer mehr in sich, sitzt Stunden lang hinstarrend auf ihrem Lager, ohne Laut, äussert keines ihrer Bedürfnisse und lässt das schwermüthige bleiche Angesicht zur Seite geneigt auf die Brust sinken, die Hände in einander geschlungen. Diese Haltung ist andauernd, wird von der Kranken immer wieder angenommen und ist wahrhaft charakteristisch. Wer eine solche Kranke einmal also sah, wird sie nicht vergessen.

Kurze Zeit nur dauern die beschriebenen voranzeigenden Erscheinungen in der äussern Haltung einer offenbar schwer erkrankenden Wöchnerin, denn mit dem allgemeinen Ergriffensein des sympathischen Nervensystems erscheint das Fieber. Die Temperatur der Kranken wird allmälig bis zu einer enormen, dem Gefühl widerlichen Hitze gesteigert. Die Kranke sieht dabei bleich aus, blickt zuweilen ängstlich auf, spricht nicht und schläft nicht. Der Puls wird auffallend schnell: 120 bis 140 kleine, schnelle, oft unregelmässige Schläge in der Minute. Die Lochien fliessen entweder stark und sind auffallend übelriechend, oder verschwinden. Die Brüste schwellen lebhaft an oder fallen, schnell erschlaffend, zusammen. Die Haut dieser Kranken bleibt unverändert heiss, es erfolgen keine Schweisse, die Blutbewegung wird enorm.

Diese Form der puerperalen Geistesstörungen ist in jedem Betracht die bedenklichste, weil sie entweder schon in dem ersten Stadio oft tödtlich wird, oder ein gefährliches Siechthum einleitet. Selbst im günstigeren Falle artet sie oft zum Wahnsinn und zur Tobsucht mit fixen Ideen aus, wird periodisch und ist alsdann, wie eine jede periodische Krankheit, höchst selten heilbar.

Ehe wir zur Aetiologie übergehen, wollen wir noch des Habitus und einiger anderer, dem somatischen Leben zugehöriger Erscheinungen Erwähnung thun; mit dem Bemerken jedoch, dass man aus dem Folgenden keinesweges eine allgemeingültige Norm aufstellen darf, denn es giebt auch hier mehrere Abweichungen, die durch Individualität und Krankheitsverlauf bedingt werden. Der äussere Anblick eines Melancholischen zeigt uns einen magern, schlanken Körper, schwarze Haare, eine bleiche, gelbliche Gesichtsfarbe, eine braune oder schwärzliche, trockene und spröde Haut. Die Nase ist meist von dunkelrother Farbe. Obgleich die Physiognomie stier und unbeweglich erscheint, so sind doch die Gesichtsmuskeln convulsivisch gespannt und verrathen Traurigkeit, Furcht oder Schreck. Die Augen sind stier, zur Erde blickend, oder in die Ferne gerichtet; der Blick ist schielend, unruhig und argwöhnisch. Die Hände bald abgemagert, und

dann sehen sie braun und erdfarben aus, bald angeschwollen und von violetter Farbe. Der Puls ist gewöhnlich langsam, schwach, zusammengezogen, manchmal aber sehr hart; die Haut ist trocken, heiss und manchmal brennend; Transpiration findet nicht statt. Die Extremitäten der Glieder sind kalt und schweissig.

Die Melancholischen schlafen wenig; die Unruhe, die Furcht, der Schreck, die Eifersucht, Hallucinationen erhalten sie wach. Wenn sie schlafen, so ist ihr Schlummer unterbrochen, durch Träume bewegt. Manche sind nach einer guten Nacht trauriger, unruhiger. Andere glauben nie das Ende des Tages erreichen zu können, und befinden sich besser, wenn die Nacht beginnt, überzeugt, dass sie dadurch geschützt sind. Andere endlich fühlen sich bei hereinbrechender Nacht unruhiger, sie fürchten die Dunkelheit, die Einsamkeit, die Schlaflosigkeit, die Schrecken während des Schlafes u. s. w.

Die Secretionen der Melancholischen zeigen auch manche Abnormitäten. Der Urin, der reichlich fliesst, ist ganz hell, wässerig; manchmal fliesst er sparsam, ist dick, trübe. Es giebt Melancholische, die aus manchen (eingebildeten) Gründen den Urin mehrere Tage hintereinander zurückhalten. Ein Kranker z. B. wollte nicht den Urin lassen, aus Furcht, die Erde zu überschwemmen; er liess sich nur dazu bewegen, als man ihm sagte, dass er hierdurch eine heftige Feuersbrunst löschen würde, die so eben ausgebrochen wäre. Esquirol a. a. O. S. 241.

Aetiologie und Verlauf.

Zahlreich sind die Ursachen, welche zur Erzeugung der Melancholie beitragen, und meistentheils sind es solche, die auch den übrigen Gattungen der Geisteskrankheiten zukommen.

Die nächste Ursache des fixen Wahnes ist in einer gewissermaassen organisch gewordenen Vorstellungsthätigkeit zu suchen, d. h. in einer, sei es aus psychischer oder physischer Quelle, dergestalt fixirten Affection des Sensoriums, dass es der Aufmerksamkeit unmöglich wird, ihre Freiheit zu bethätigen. Dabei braucht man aber keinesweges sich eine örtliche, entzündliche, plastische oder sonstige Metamorphose einer Nervencentralstelle zu denken; wir haben es immer nur mit Functionsstörungen zu thun, und als der organische Herd, von welchem, meistens durch Anomalien des vegetativen Lebens mit Hyperästhesie bedingt, die Erscheinungen dieser Form ausgehen, ist die vegetative Nervensphäre zu betrachten. Nach Reil [1]) ist dagegen das normale Verhältniss in der Dynamik der Theile des Seelenorgans verstimmt. Einige seiner Fasern sind zu reizbar, wirkend, hervorstechend, halten den aufgefassten Gegenstand un-

1) Rhapsod. S. 319.

wandelbar fest, associiren sich mit allen auch fremdartigen Erregungen und erschöpfen die Summe der Kraft so sehr, dass keine andern Handlungen wirklich werden können. Die Fortdauer erzeugt Fertigkeit, wie dies nach den Gesetzen der Gewohnheit nöthig ist. Die ungeübten Theile verkümmern; die Seele ist genöthigt, das ihr unablässig aufgedrungene Object für Wahrheit zu halten, und sobald sie es thut, ist die Wahnidee fertig. «Der Mensch hat übrigens eine natürliche Anlage zu dieser Krankheit (sagt Reil), weil er schwerlich auch im gesunden Zustande ganz frei von fixen Ideen ist, die vor dem Richterstuhl der unbedingten Vernunft nicht passiren. Er lässt sie als Axiome stehen, ohne über ihre Haltbarkeit zu reflectiren, aus Gewohnheit, Bequemlichkeit, Schwäche des Alters, oder aus überwiegender Stärke des Gefühlsvermögens und der Phantasie im Verhältniss zur Vernunft. Es giebt Arten der Schwärmerei, die das Bürgerrecht haben, weil sie zu grossen Unternehmungen anfeuern. Dem Nachruhm, welchen wir mit dem Leben erkaufen, kann nicht sowohl die Vernunft, als vielmehr unser Gefühl huldigen; denn durch das Mittel, wodurch wir ihn erkaufen, verlieren wir den Genuss des erworbenen Guts. Daher suchten auch die Republiken der Vorzeit nicht sowohl durch Vernunftgründe, als vielmehr durch die fixe Idee des Verdienstes um das Vaterland ihre Bürger für die öffentliche Wohlfahrt zu gewinnen.»

Es giebt auch gewisse Gegenstände, die der Mensch sehr liebgewinnt, weil sie mit seinem Interesse in enger Verbindung stehen, und der Organismus hat die Eigenschaft, dass seine Actionen um so leichter wiederkehren, als sie oft wiederholt sind. Anfangs nun ziehen diese Gegenstände den Menschen durch ihr Interesse willkürlich an und halten ihn in der Folge in dem Maasse, wie das Interesse verlöscht, durch die Gewohnheit gezwungen fest. Aber auch die blosse Gewohnheit kann Gefühle und Ideen fixiren, die ohne besonderes Interesse, wegen einer äussern Nothwendigkeit oft wiederholt werden. Beispiele dieser Art bietet das alltägliche Leben in grosser Anzahl dar. Man muss aber auch zugleich die Disposition des Menschen und seine äussern Verhältnisse in Erwägung ziehen. Gewisse Gegenstände gewinnen vorzüglich über Personen eine Herrschaft, wenn diese von Natur misstrauisch, verschlossen und zu Grübeleien geneigt sind, voller Vorurtheile stecken, an Verstandesschwäche leiden, und daher den wahren Werth der Dinge nicht zu schätzen im Stande sind. Sie glauben leicht an Chimären, die mit der Erfüllung ihrer Wünsche in Verbindung stehen. Treffen nun gar noch mit diesen innern Zuständen äussere Verhältnisse, z. B. Aufenthalt an öden Orten, Einsamkeit, einförmige Arbeit, Klosterleben u. s. w. zusammen, die die Phantasie wenig beschäftigen, so entsteht der fixe Wahn um so leichter; dann hat der

Mensch eine natürliche Neigung, sich in einem geträumten Zustande zu denken und in Bezug auf denselben das Bewusstsein seiner wahren Verhältnisse zu verleugnen. Schon in der Kinderwelt offenbart sich die Wahrheit dieser Meinung; das Mädchen spielt die Hausfrau, der Knabe den Herrn, den Soldaten u. s. w. Wir ergötzen uns an den Dichtungen und Schöpfungen der Maler, Dichter und Schauspieler, ja es macht uns selbst in den spätern Jahren des Lebens noch glücklich, uns eine Welt in der Phantasie zu schaffen, in welcher wir eine glänzendere Rolle als in der wirklichen spielen. Allein unsere Besonnenheit weist uns bald in unsere natürlichen Verhältnisse zurück. Wenn hingegen dieselbe durch Schwäche des Verstandes, durch eine hervorstechende Stärke der Phantasie, durch eine geschäftslose Einsamkeit, einseitige Anstrengungen der Seele u. s. w. geschwächt ist, so kann dieser Hang zur Träumerei ein Keim des Wahnsinns werden und irgend eine romanhafte Idee fixiren. Besonders scheint aus dieser Quelle jener joviale Wahnsinn zu entstehen, der sich auf den Besitz vorzüglicher Reichthümer oder besonderer Ehre bezieht. So entsteht ferner der fixe Wahn durch Selbstillusionen, die bei einer zügellosen Phantasie, einer schwächern Verstandesspontaneität und einer zartern Organisation, die Bedingungen einer reinen Persönlichkeit (Unterscheidung des Subjectes von den Objecten) umkehren. Unglückliche Menschen, welche einerseits durch das Leiden geschwächt, andererseits, wenn mit reger Phantasie begabt, sich gern in stillen, Jedermann verschwiegenen, wachen Träumen in die entgegengesetzte Lage versetzen, sind der Gefahr preisgegeben, ihrem Wahnbilde zu verfallen. Die Irrenhäuser zeigen Beispiele genug von Verwirrten, die, indem sie sich Reichthum in Folge thörichter Projecte vorspiegelten, in den fixen Wahn verfielen, die Schätze Indiens zu besitzen. Bei Mädchen, welche verschwiegen oder unerwiedert lieben, kommt oft der fixe Wahn vor, von ihrem Geliebten geheirathet worden zu sein; eine Lage, in die sie sich in ihrem Innern am liebsten und öftersten versetzen. Immer ist es hier die leidenschaftlich aufgeregte Phantasie, die den Verstand bethört; sie lenkt die Aufmerksamkeit mit grosser Gewalt auf das Object, giebt diesem einen ungewöhnlichen Grad von Frische und Lebendigkeit, erhöht ihn noch durch häufige Wiederholung und Association von immer mehreren Nebenvorstellungen, und setzt so nach und nach eine Welt von Bildern an die Stelle der wirklichen: Verrücktheit. Von dieser Seite berührte auch der dichterische Wahnwitz, wenn er von keinem Verstande mehr geleitet, von Leidenschaft angeregt, in einem zarten Organismus die Alleinherrschaft führt, den wirklichen; namentlich sind es die der harmonischen Bildung widerlichen, fratzenhaften Ausgeburten der Phantasie, die im Künstler und Dichter sich fixiren. Dem Maler Spinelli erschien der Teufel, den er grässlich dargestellt, endlich

wirklich. Dem englischen Maler Blake, der häufig dämonische Gestalten malte, erschienen sie gleichfalls, und auch unserm E. T. A. Hoffmann, dem talentvollen Koryphäen einer halb wahnwitzigen Art von Poesie, erging es so während seiner letzten Krankheit. Von schönern fixirten Bildern liefert Müller ein Beispiel, der den berühmten Kupferstich von der sixtinischen Madonna verfertigt hatte. Er sah in der letzten Zeit seines Lebens die heilige Jungfrau, die ihm für seine Liebe dankte und ihn einlud, ihr in den Himmel zu folgen, weshalb er sich erhungerte [1]).

Zur Melancholie sind alle Gemüther disponirt, welche das starke Gefühl ihrer Interessen nicht durch die That befriedigen können, und in leerer Sehnsucht wie an einem ungestillten Heisshunger sich verzehren; denn auch das geistige Leben fordert, wie das leibliche, volle Befriedigung seiner Bedürfnisse, indem es mit den Objecten derselben in Wechselwirkung tritt und durch diese in seiner thatkräftigen Entwickelung fortschreitet; dagegen leere Vorstellungen, indem sie der Seele die Energie ihres Wirkens rauben, das quälende Bewusstsein des Darbens und Verschmachtens in einem gehemmten und dadurch vergeblichen Drange erzeugen, welcher in Ermangelung reeller Thätigkeit durch gehaltlose Träume zu krankhaften Begierden ausartet, und somit die Pein erhöht. Die Seele, anstatt ihr thätiges Streben zu immer grösserer Ausdehnung zu entfalten und im erweiterten Bewusstsein zu einem gediegenern Selbstgefühl zu erstarken, schrumpft in sich zusammen, gleichsam als ob ihr eine engste Beschränkung nöthig sei, da sie in einem umfassendern Kreise des Seins und Wirkens sich nicht behaupten kann. Dies in sich Einkehren und Zurückziehen, welches sich in allen Erscheinungen der Melancholie verräth, ist zwar ursprünglich eine, wenn auch nur negative Thätigkeit, welche indess dem nach freier Entwickelung strebenden Grundtriebe der Seele allzusehr widerspricht, als dass sie nicht geradezu auf Selbstzerstörung ausgehen sollte [2]).

Unter den zahlreichen entferntern Bedingungen, welche einen solchen Seelenzustand begünstigen, wird gewöhnlich das melancholische Temperament als das eigentliche Element der wirklichen Schwermuth bezeichnet, und um dies desto einleuchtender zu machen, pflegt man demselben eine Menge kleiner Züge zu leihen, z. B. Menschenscheu, Neigung zur Einsamkeit, Furchtsamkeit, trübe Lebensanschauung, mürrischen Sinn und dergl. mehr, welche die ursprünglichen Keime des Seelenleidens enthalten sollen. So schildert Esquirol die mit diesem Temperament be-

1) Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde von Dr. *Ernst* Freiherrn *v. Feuchtersleben.* Wien 1845. S. 309 u. 310.

2) *Ideler* a. a. O. S. 614.

gabten Individuen mit folgenden Zügen: Sie sind schlank, mager, ihre Muskeln sind dünn, aber stark hervortretend, die Brust ist eng, die Haut braun oder gelblich, die Haare schwarz, die Augen feurig, die Physiognomie traurig, unruhig, der Blick furchtsam oder stier, alle Leidenschaften ausserordentlich stark. Sie lieben oder hassen mit Hartnäckigkeit; sie sind träumerisch, schweigsam, misstrauisch, sie concentriren ihre Neigungen und die Gesellschaft belästigt sie. Sie fliehen dieselbe, ziehen die Einsamkeit vor, wo ihre Einbildungskraft und ihre Neigungen freien Spielraum haben.

Indess sind jene Zeichen, wie Ideler richtig bemerkt, schon krankhafte Symptome, mit welchen ein ursprünglicher Naturzustand (und das Temperament ist ein solcher) niemals behaftet sein kann. Im Gegentheil gelangt dieses Temperament bei ungestörter Entwickelung zu einer erhöhten Klarheit und zu tieferem Gehalt des Bewusstseins, die auf sein starkes Wirkungsvermögen zurückschliessen lassen. Nur insofern kann dies Temperament die Melancholie begünstigen, als es mehr auf innere Cultur durch Wissenschaft, weniger auf äussere That gerichtet ist, und daher am leichtesten in jenen schroffen Gegensatz zwischen dem Ideal und der kümmerlichen Wirklichkeit geräth. Indem das Gemüth ersteres festhält und sich in letzterm nicht behaupten kann, muss es nothwendig in Widerspruch mit sich gerathen, weil es doch am Ende nicht so völlig vergeistigen und von der realen Aussenwelt unabhängig machen kann, dass es seine Einbusse in letzterer nicht schmerzlich vermissen sollte. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch Esquirol's [1]) Bemerkung richtig: «Dass die Personen von melancholischem Temperament, welche zur Betreibung der Künste und Wissenschaften geneigt und bei geringem Gedächtniss, aber starken Ideen und umfassenden Begriffen, zu tief eindringenden Betrachtungen fähig, sich oft ausschliesslich mit den Gegenständen ihrer Forschung beschäftigen, und um sich ihnen mit dem grössten Eifer zu ergeben, aus der bedeutungslosen Gesellschaft sich in die Einsamkeit flüchten. Solche Individuen sind vorzüglich zur Melancholie geneigt, daher schon Aristoteles sagte, dass geniale Menschen gewöhnlich Melancholiker wären. Orpheus, Ovid, Cato, Tasso, und in neuerer Zeit Pascal, Chatterton, J. J. Rousseau, Gilbert, Alfieri und Zimmermann bestätigen den Ausspruch des Aristoteles, dessen Wahrheit er durch sein Beispiel bewies.» Ideler erinnert aber, dass man hierbei nicht vergessen dürfe, dass die Einsamkeit in solchen Gemüthern oft die stärksten Leidenschaften hervorrufe, oder sie wenigstens im höchsten Grade begünstige, da sie keine äussere hemmende Gegenwirkung erfahren, wie denn von mehreren der genannten Personen die heftigsten Ausbrüche des Ehrgeizes, der

1) A. a. O. S. 252.

gekränkten Liebe und dergl. bekannt sind. Nur die heftigsten Leidenschaften solcher Männer, z. B. Tasso's, können nach Ideler's Ansicht in Melancholie übergehen; denn wir müssen bedenken, dass bei solchen Höherbegabten das Leben wohl ein düsteres Colorit annehmen kann, dass sie aber zu reich an strebender, sich stets neu erzeugender Kraft sind, als dass sie ganz einem entgeisternden Schmerz zum Raube werden könnten. Letzterer dient ihnen vielmehr zum Sporn, sich über sich selbst zu erheben.

«Dieses Temperament, fügt Esquirol vorsichtig hinzu, gehört aber nicht ausschliesslich dem Manne von Geist an, der denselben zum Denken, zum Reden und zum guten Handeln anwendet; man findet es auch bei grossen Bösewichten. Diese, die in der Welt oft den Schreck ihrer Mitbürger ausmachen, sind nicht immer von den Qualen der schwärzesten Melancholie verschont; ihre harte, zurückstossende Physiognomie trägt den Stempel ihrer gehässigen, übelwollenden Leidenschaften. Ihre Abneigung gegen die Menschen lässt sie die Einsamkeit aufsuchen und sie fliehen.»

Es wird aber überhaupt Alles, was die Schnellkraft des Gemüths lähmt, den Ausbruch der Melancholie begünstigen. Eine gesunde Seele erträgt den grössten Schmerz, welcher sie zwar auf längere Zeit betäuben und in einen regungslosen Zustand versetzen kann, früher oder später aber von der Gegenwirkung der nur gehemmten Triebe überwunden wird, welche ihr Anrecht geltend machen und dem Verstande zu der Reflexion verhelfen, dass nicht mit einem Verlust der ganze Lebensschatz vernichtet ist, sondern dass jedes zerstörte Glück durch die Pflege zahlloser anderer Interessen ersetzt werden kann. Fehlt aber den Trieben überhaupt die Feder der Reaction, so vermögen sie sich aus ihrer erfahrenen Niederlage nicht wieder aufzurichten, sondern das Bewusstsein bleibt in der anfänglichen Täuschung befangen, dass der unersetzliche Verlust durch nichts aufgewogen werden könne, und verarmt in gänzlicher Verödung, da aus dem versiegten Lebensquell ihm keine frische Regung zuströmt. Ferner ist die Melancholie häufig die Folge eines durch Leidenschaften aller Art zerrissenen Lebens, zumal in spätern Jahren, wo das durch sie verödete und verdüsterte Gemüth nicht aus der frischen Fülle der Jugend neue Kraft mehr schöpfen kann. Daher büsst der Greis oft noch die Sünden und Ausschweifungen seines blühenden Alters mit finsterer Verzweiflung ab, weil er in *sich* keinen Trost, keine Befriedigung für den Ruin seines Lebens findet. Aber auch gehäufte Leiden aller Art, welche jeden Keim der Hoffnung knicken, den Lebensbaum wiederholt entlauben, den Menschen nie zum frohen Selbstgefühl, zum Bewusstsein eines gelungenen Strebens gelangen lassen, vermögen das Gemüth gleichsam zu erdrücken. Also harte, tyrannische Erzie-

hung, die Last unerträglicher, erschöpfender Anstrengungen ohne Hoffnung eines lohnenden Erfolges, unverschuldete Kränkungen, giftige Verleumdungen, denen die Unschuld vergebens den Schild eines unbescholtenen Bewusstseins entgegenhält, Verlust des Vermögens, Ruin des Familienglücks, Tod der Geliebten, vereitelte Hoffnungen, auf welche die Seele ihr ganzes Heil setzte, kurz die Noth mit ihren tausendfachen Schreckensgestalten, zumal wenn sie jede neue Aussaat des Fleisses zerstört, oder in öffentlichen Drangsalen des Krieges, der Pestseuchen und allgemein verbreiteten Elends sogar die Hoffnung auf fremden Beistand zerstört; alles Dies kann eine zartfühlende Seele allzuleicht beugen, wenn ihr der Glaube keinen Rettungsanker in der allgemeinen Noth darbietet, die sie und die Angehörigen zu erdrücken droht. Das Bewusstsein der Schwäche und ohnmächtigen Gegenwehr gegen das Drangsal wird dann dem Gemüth so habituell und umdüstert den Verstand dergestalt, dass nicht einmal die wirkliche Errettung aus der Noth mehr Trost gewährt; der Unglückliche hat sich dann die Ueberzeugung seines hülflosen Elends zu tief eingegraben, und hält daher die Beseitigung desselben für eine blosse Täuschung, welche seinen Schmerz nur noch vermehrt. Merkwürdig ist es, dass die Seele oft eine Reihe der schwersten Leiden standhaft erträgt, und erst nachdem ihre Kräfte erschöpft wurden, bei einem verhältnissmässig geringen Verlust die Fassung verliert. Einen solchen Fall erzählt Herodot (lib. III. cap. 14) vom ägyptischen Könige Psammenitus, welcher, vom Kambyses überwunden, es standhaft erduldete, als seine Tochter mit andern Jungfrauen Sklavendienste verrichten musste, sein Sohn mit 2000 Aegyptern mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde zum Tode geführt wurde, und erst in Verzweiflung ausbrach, als er einen von seinen Freunden als Bettler auf sich zukommen sah. Diese lehrreiche Erzählung erklärt es, dass oft die Melancholie erst nach lange überstandenen Leiden ausbricht; die Seele hatte nur dem Anschein nach ihre Fassung wieder gewonnen, siechte aber an heimlich blutenden Wunden und verlor allgemach ihre Kräfte, bis sie endlich ohne bedeutende Veranlassung in sich zusammensinkt.

Die Wirkung der deprimirenden Gemüthsaffecte wird noch verstärkt, wenn die Noth auch die Pflege des Körpers vereitelt, wenn der Betrübte in schlaflosen Nächten sich abhärmt, an Nahrung und Kleidung Mangel leidet und obdachlos dem Ungestüm der Witterung preisgegeben ist. — Es giebt ferner gewisse Krankheiten, welche selbst den stärksten und muthigsten Geist zu Boden drücken können, zumal wenn sie die freie Thätigkeit des Denkens hemmen, welches durch seine vergebliche Anstrengung, sich der Fessel zu entreissen, das Uebel nur noch ärger macht. Vor Allem gehören hierher die Stockungen im Pfortadersystem, die überhaupt in der Pathogenie der Seelenstörungen

und insbesondere in der Melancholie eine so wichtige Rolle spielen. Hieraus erklärt sich auch der ausserordentliche Nutzen der Mineralwasser und besonders des Karlsbader Brunnens bei so vielen Melancholischen, und dass die Fieber oft als heilsame Reactionen auftreten, durch welche die Natur jene Hindernisse in der Sphäre des Gangliensystems zu entfernen strebt, welches ihr auch gelingt, sobald das Unterleibsleiden nicht einen zu hohen Grad erreicht hat. Da nun aber jene Stockungen im Pfortadersystem die Folgen von geistigen Anstrengungen bei sitzender Lebensweise, von körperlichen Arbeiten, bei denen der Unterleib zusammengedrückt wird, zu sein pflegen, anderer Ursachen, der Stubenluft, unpassender Nahrung, deprimirender Gemüthsaffecte und dergl. nicht zu gedenken, so erhellt, warum sie bei Gelehrten, Büreaubeamten, Schneidern, Schustern, Webern so häufig vorkommen und ein so wichtiges Moment zur Erzeugung der Melancholie abgeben können.

Zu den schwächenden Ursachen, welche durch eine Exinanitio nervorum die Melancholie erzeugen können, gehören vorzugsweise die Ausschweifungen im Genuss der spirituösen Getränke, zumal des Branntweins, und in der Wollust, vorzüglich aber in der Onanie. Die Unglücklichen werden öfters durch das Gefühl ihres verwüsteten Lebens dergestalt gemartert, dass sie oft aus Abscheu gegen dasselbe sich den Tod geben, oder sich an allen ersinnlichen Schreckensgestalten einer geängstigten Phantasie abquälen, über welche der zerrüttete Verstand nicht zur Besinnung kommen kann [1]).

Zu denjenigen Ursachen, welche auf das häufige Vorkommen und den Charakter der Melancholie einen unmittelbaren Einfluss ausüben, gehören nach Esquirol [2]) und vielen andern Psychiatrikern auch noch folgende:

Die Jahreszeiten und das Klima. Die Gebirgsbewohner, die wenig civilisirt sind, sollen zur Melancholie incliniren, wenn sie ihr Land verlassen; meist erscheint die Melancholie als Heimweh bei solchen Individuen, während die Bewohner von Ebenen, die in der Civilisation vorgerückt sind, wenig Disposition zur Entwickelung dieser Krankheit haben. Auch die Nähe von Morästen, eine nebelige, feuchte Luft, warme und trockene Länder, zumal wenn daselbst gewisse Winde herrschen, als der Sirocco, Silano, Kamsin, prädisponiren zur Melancholie. In den Gegenden, wo die Atmosphäre brennend und trocken ist, ist auch die Sensibilität erhöhter, die Leidenschaften sind heftiger, und man findet dort mehr Inclination zur Melancholie. Sowohl die ältern Schriftsteller, als Aretäus, Prosper Alpinus, Avicenna, als auch die

1) *Ideler* a. a. O. S. 617 ff.
2) A. a. O. S. 249 ff.

neuern, welche solche Gegenden bereisten, bestätigen die Wahrheit der eben ausgesprochenen Behauptung.

Unter den Jahreszeiten wird von Hippokrates und seinen Nachfolgern der Herbst vorzugsweise als disponirendes Moment angegeben. Cabanis macht die Bemerkung, dass diese Jahreszeit für die Entstehung der Melancholie um so günstiger sei, je wärmer und trockener der Sommer war. Diese Bemerkung ward auch im Herbst 1818 in Frankreich bestätigt gefunden, und es wurden während der Monate October und November in der Salpetrière eine weit grössere Zahl von Melancholischen und besonders von Selbstmördern aufgenommen, als sonst. Trotz dieser allgemeinen Ansicht ist doch Esquirol zu glauben geneigt, dass im Frühling und Sommer, wenigstens in Frankreich, mehr Melancholische vorkommen; er vermuthet, dass dieser Unterschied von der Differenz des Klimas abhänge. «Es ist sicher, sagt Esquirol, dass die Zählungen, die vier Jahre lang in der Salpetrière gemacht wurden, diese Meinung bestätigen, die paradox erscheinen könnte, aber die ich hier dennoch anführen will, da sie durch meine nachstehenden Beobachtungen bestätigt wird. Uebrigens ist der Frühling am günstigsten zur Heilung der Melancholie, während sie gewöhnlich im Herbst und Winter exacerbirt.

Tabelle der Melancholischen in Beziehung zu den Jahreszeiten.

Auszug aus der Salpetrière.

Monat.	1811.	1812.	1813.	1814.	Total.
Januar	3	3	9	5	20
Februar	5	3	7	4	19
März	10	5	9	5	29
April	4	9	4	4	21
Mai	11	19	12	4	46
Juni	7	11	10	6	34
Juli	9	16	12	8	45
August	8	10	11	15	44
September	14	4	12	9	39
October	6	8	16	5	35
November	8	8	6	4	26
December	12	5	10	7	34

Aus dieser Tabelle geht hervor, dass während vier Jahren die Aufnahme der Melancholischen in der Salpetrière in den Monaten Mai, Juni, Juli und August stärker war, als in den übrigen Monaten.»

In Bezug auf das Lebensalter wird angenommen, dass die Krankheit am häufigsten zwischen dem fünfundzwanzigsten und

fünfunddreissigsten Jahre vorkommt. Sehr selten ist sie im kindlichen Alter, weil das Kind vor starken und dauerhaften Gemüthsbewegungen geschützt ist. Ebenso selten, wiewohl aus andern Gründen, wird sie im Greisenalter vorkommen; denn in diesem vorgerückten Alter haben die Ideen und Wünsche, ebenso wie die Leidenschaften, meist ihre Energie verloren, die Einbildungskraft schweigt und es tritt eine dauerndere Ruhe ein. Nach den in der Salpetrière angestellten Untersuchungen, deren Zuverlässigkeit auch anderweitig bestätigt ward, entwarf Esquirol folgende Tabelle in Bezug auf das Lebensalter.

Jahre.	Alter.								
	20.	25.	30.	35.	40.	45.	50.	55.	60.
1811	7	19	16	13	13	10	9	1	6
1812	8	23	16	9	15	9	12	3	6
1813	8	14	18	15	17	22	11	3	9
1814	4	8	12	10	7	7	6	4	8
Total:	27.	64.	62.	47.	52.	48.	38.	11.	29.

In Bezug auf das Geschlecht herrschte früher eine andere Ansicht, als in der neuern Zeit. Es haben nämlich Aretäus, Cölius Aurelianus und mehrere andere ältere Aerzte die Meinung geltend zu machen gesucht, dass die Frauen, vermöge der Weichlichkeit ihrer Constitution, der Beweglichkeit ihrer Empfindungen, ihrer Wünsche und vermöge des geringen Fleisses, welchen sie auf Alles verwenden, weniger als die Männer zur Melancholie disponirt seien. Indess hat sich durch fortgesetzte Beobachtungen ergeben, dass diese Ansicht keinesweges vollkommen begründet ist. Man muss nicht vergessen, dass die Reizbarkeit, die sitzende Lebensweise unserer Frauen und selbst ihre eigenthümlichen Eigenschaften, keinesweges ganz gleichgültige Momente zur Erzeugung der Melancholie sind. Ferner aber und hauptsächlich finden sich ja im weiblichen Leben so höchst wichtige Zustände: Menstruation, Schwangerschaft, Wochenbett, Nährungsgeschäft, die dem Manne ganz fremd sind. Endlich wirken die Leidenschaften der Liebe, die bei ihnen so thätig sind, die Religion, die zur wahrhaften Leidenschaft bei den Frauen wird, wenn die Liebe nicht ausschliesslich ihr Herz und ihren Geist beschäftigt, die Eifersucht, die Furcht, nicht energischer auf die Frauen, als auf die Männer? Besonders ist die religiöse Melancholie häufig bei den Frauen, zumal bei denen aus der untern Classe der Gesellschaft, beobachtet worden. Auch werden Mädchen, Wittwen und manchmal auch verheirathete Frauen zur kritischen Zeit von der erotischen Melancholie befallen. Zimmermann sagt sehr treffend: die Männer sind Narren aus Stolz, die Mädchen aus Liebe, die Frauen aus Eifersucht.

Ueber den Stand und die Lebensart als Ursache zur Seelenstörung haben wir bereits schon früher gesprochen, daher hier nur Einiges, was gerade auf die Entstehung der Melancholie Bezug hat, hinzugefügt werden soll. Ein thatenloses, geschäftloses Leben, schneller Uebergang von einem thätigen zu einem müssigen Leben, fortgesetztes Nachtwachen, das die Kräfte erschöpft, ein zu langer Schlaf, wonach mürrisches Wesen entsteht, sind lauter begünstigende Momente für die Entwickelung der Melancholie. Vorzüglich wird das Uebermaass im Studium sehr schädlich; Celsus sagt, dass es dem Menschen mehr schade, als die körperliche Arbeit, wenn es nicht durch Ruhezeit und Leibesbewegung unterbrochen wird. Ist das Studium auf einen Gegenstand gerichtet, der abstracter oder mystischer Art ist, dann lebt der Mensch in drohender Gefahr, melancholisch zu werden. Noch mehr ist das Entstehen der Krankheit zu fürchten, wenn sich zu den übermässigen Studien Fehler des Regimens gesellen, oder eine entschiedene Neigung zum einsamen Leben. Es giebt gewisse Stände, die besonders zu dieser Krankheit disponiren, weil sie die Einbildungskraft und die Leidenschaften erregen, und die, die sie ausüben, vielfachen Fehlern des Regimens aussetzen. — Solche Stände sind: Musiker, Dichter, Schauspieler, Kaufleute, die gewagte Speculationen unternehmen. Esquirol [1]) sagt: «Ich könnte mehr als 20 Schauspieler nennen, bei denen ich consultirt wurde.»

Endlich erwähnen wir noch, dass das Verschwinden oder plötzliche Aufhören irgend einer Krankheit bei Denjenigen, welche zur Melancholie prädisponirt sind, dieselbe hervorrufen. Eben Dasselbe bewirken die Krätze, Flechten, ein Geschwür, ein Exutorium, wenn diese unterdrückt werden. Man sieht an die Stelle der Lungenschwindsucht, der Hysterie, der Hypochondrie, der Epilepsie, der Manie die Melancholie treten, oder mit diesen Krankheiten abwechseln. Es ist nicht selten, dass Maniaci in tiefe Melancholie, ja sogar mit Neigung zum Selbstmorde verfallen, wenn das allgemeine Delirium und die Aufregung, welche die Manie charakterisiren, aufhören. Sie kömmt bei Einigen daher, weil sie durch ein peinliches Gefühl, welches ihnen das Andenken an ihr Delirium einflösst und welches unglücklicher Weise durch Vorurtheile erhöht wird, gequält werden, bei Andern, weil sie sich überreden, dass sie zu nichts mehr tauglich sind, oder sich überzeugen, dass sie unnütz oder ihren Verwandten und Freunden lästig, oder dass sie ein Gegenstand der Verachtung sind.

Die folgende Tabelle, welche Esquirol entworfen hat, zeigt die verschiedenen Ursachen der Melancholie in Beziehung zu ihrer Frequenz an.

1) A. a. O. S. 253.

Tabelle der Ursachen.

Erblichkeit	110
Unterdrückte Menstruation	25
Klimakterische Jahre	40
Folge der Entbindung	35
Fall auf den Kopf	10
Onanie	6
Ausschweifung	30
Missbrauch geistiger Getränke	19
Häuslicher Kummer	60
Unglücksfälle, Elend	48
Unglückliche Liebe	42
Eifersucht	8
Schreck	19
Verletzte Eigenliebe	12
Zorn	18
Total	482.

Der Typus dieser Krankheitsform ist theils intermittirend, und zwar häufiger, als bei den andern Formen, weil in den Momenten, in welchen die kranke Vorstellung verdunkelt ist, ein Erkennen der eigenen Lage möglich wird; theils, wenn die fixe Seelenfunction sich mit allen übrigen associirt und durch Gewohnheit perennirt hat, remittirend oder continuirlich. Der Verlauf ist in den meisten Fällen sehr chronisch. Vom klarsten Bewusstsein der Täuschung geht es langsam durch Intervalle des Zweifelns zur Ueberzeugung und somit zur Melancholie weiter. Dies ist meist der Fall bei der Hypochondrie, aber auch eben so oft bei Hallucinationen. Jördens konnte ein Jahr lang den Gedanken nicht los werden, dass ihn der Schlag treffen werde [1]). Ein Prediger konnte sich des Gedankens nicht erwehren, von der Kanzel ins Auditorium hinabzuspringen; er durfte deswegen nicht predigen. Nicolai und Pascal [2]) kämpften lange gegen die Täuschungen ihrer Sinne, bis sie selbe gleichsam in ihr Leben verwebten. Auch bei dem auf dem psychischen Wege entstandenen fixen Wahne geht immer eine Epoche des Schwankens und Zweifelns zwischen Wahn und Wahrheit voraus. Im weitern Verlaufe lässt der fixe Wahn den Unterschied der seit Pinel von den meisten Beobachtern angenommenen zwei Stadien: der Irritation und der Remission, schon erkennen. Im ersten Stadium muss bei heftigem innern Kampfe der Kranke der verkehrten Ueberzeugung Raum geben, und erst, wenn sie gesiegt hat, tritt der Nachlass ein. Die Melancholie pflegt in der nasskalten Jahreszeit zu exacerbiren. Selbst der ausgebildete fixe Wahn geht

1) *Moritz*, Magaz. I. 1. Heft S. 85.
2) *Ideler* II. S. 393.

manchmal in einen andern fixen Wahn, manchmal in andere psychopathische Formen über. Der Kranke z. B., welcher sich über irgend etwas Vorwürfe macht, flieht den Henker, aber später sucht er ihn, wenn er durch die Flucht keine Seelenruhe findet. Ein Verrückter im Bicêtre bildete sich ein, dass man ihn vergiften wolle, und war achtzehn Jahre lang schwermüthig. Plötzlich änderte sich das Object seines Wahnes, er ward ein grosser Herr, endlich sogar Mitregent der Welt, und nun ebenso glücklich als früher elend [1]).

Der Uebergang der Melancholie in Tobsucht ist seltener und geschieht meist nur dann, wenn man dem Kranken heftigen Widerstand entgegensetzt, oder wenn der Melancholische sehr aufgeregt ist. Dagegen ist der Uebergang in Narrheit, wenn nämlich durch immer häufigere Association der partielle Wahn zu einem allgemeinen geworden ist, häufiger. Meist findet der Ausgang in Blödsinn statt und zwar entweder mittelbar oder unmittelbar durch Erschöpfung der einseitig beschäftigten Seelenthätigkeit.

Bei der Feststellung der Prognose bleibt fast Alles der Einsicht und dem Blicke des psychologischen Arztes überlassen, der allein, aus der Krankengeschichte, den Umständen, welche die Heilung begünstigen oder hindern, aus dem Anblicke des Individuums und aus der Bekanntschaft mit seinem Charakter die Prognose zu stellen vermag. Im Allgemeinen aber wollen wir noch bemerken, dass die Melancholie in Bezug auf eine radicale Heilung in einem ungünstigen Rufe steht. Dies kommt wohl daher, weil sie grosse Neigung zeigt, in völlige Lähmung und Verödung des Gemüths überzugehen, die organische Lebensthätigkeit zu untergraben und somit die innersten Bedingungen der Heilung zu zerstören. Dass dies bei einem durchaus passiven Charakter, im vorgerückten Lebensalter, nach Ertragung der bittersten und härtesten Seelenleiden, unersetzlicher Verluste, bei der Fortdauer unheilbarer, nervenlähmender Körperkrankheiten besonders zu fürchten sei, lässt sich leicht einsehen. Indess muss man auch zugeben, dass unter entgegengesetzten Bedingungen die Prognose nicht so ungünstig ist, als sie von manchen Schriftstellern angegeben wurde; denn ist das Gemüth nur nicht an allen Lebensinteressen verarmt, hat es noch nicht alle Schnellkraft verloren, so wird es zuletzt der Selbstquälerei überdrüssig, wacht in frühern Neigungen wieder zu einem frischen Leben auf und heilt seine Wunden mit jener unversiegbar bildenden Kraft aus, welche der Seele entquillt, so lange nur ihr innerster Lebenskeim nicht tödtlich getroffen ist [2]).

Therapie. Da die fixen Wahnideen, welche sich bei den an

1) *Reil*, Rhapsod. S. 318.

2) *Ideler* a. a. O. S. 728.

Melancholie Leidenden befestigt haben, so verschieden sind nach ihren Graden, nach der Dauer, Zusammensetzung, entfernten Ursachen und der Art und Weise, wie sie auf das Begehrungsvermögen einwirken, das Interesse anziehen, die Leidenschaften erregen und die Handlungen des Kranken bestimmen, so wird auch die Auswahl der Mittel zur Bekämpfung dieser Krankheit nothwendig eine ziemlich unbeschränkte sein müssen. Weil es jedoch zu weit führen würde, wenn wir für jede Varietät ein eignes Heilverfahren angeben wollten, so müssen wir uns mehr auf ein allgemeines Heilverfahren beschränken, wobei wir jedoch, so weit es nothwendig und möglich sein wird, auch die specielle Therapie berücksichtigen werden.

Die hierher gehörenden therapeutischen Mittel lassen sich in drei Classen theilen, nämlich in diätetische, in psychische und in pharmaceutische, die wir jetzt der Reihe nach betrachten wollen. Es ist bereits von Hippokrates und den ältern Aerzten anerkannt und durch die Beobachtungen der neuern Schriftsteller bestätigt worden, dass der Zustand der Atmosphäre einen grossen Einfluss auf die Functionen der Seele fast eines jeden Menschen ausübe. Ein temperirtes Klima, ein blauer heiterer Himmel, eine angenehme Wärme, eine schöne, freundlich gelegene Landschaft sind für den Melancholischen sehr zuträglich. Dies ist auch der Grund, dass die englischen Aerzte ihre Melancholischen nach Italien und den südlichen Theil Frankreichs schicken, wenn es ihre Verhältnisse erlauben; aber auch die Aerzte anderer Länder halten einen solchen Wechsel des Aufenthaltes in vielen Fällen von Melancholie für sehr wohlthätig und empfehlen ihn daher, doch mit Berücksichtigung auf den Zustand und die sonstigen Verhältnisse des Kranken, sehr oft. Die Bekleidung muss bequem und warm sein, dabei reinlich; besondere Sorgfalt erfordert die Fussbekleidung, weil die Melancholischen oft an kalten und schweissigen Füssen leiden. Die Nahrungsmittel müssen sorgfältig gewählt sein; alle salzige, gewürzte, reizende und schwerverdauliche Speisen müssen gemieden werden. Dagegen ist frisches, gebratenes Fleisch von jungen Thieren, Früchte, vorzüglich solche, die reich an Schleimzucker sind, junge Gemüse und dergleichen zu empfehlen. Eins der vorzüglichsten Heilmittel zur Heilung der Melancholischen ist Bewegung, verbunden mit einer angemessenen Beschäftigung oder auch ohne diese. Die Bewegung kann activ oder passiv sein, je nachdem der Zustand und die Verhältnisse des Kranken dies zulassen; sie wird immer, richtig angeordnet, wohlthätig wirken. Durch das Reisen, welches auf das Vorstellungsvermögen so mächtig wirkt, indem es eine Menge immer neuer Gegenstände und Ideen der Seele vorführt, muss die Starrheit und Einseitigkeit der Ideen, sowie die Aufmerksamkeit, die bei Melancholischen so fest auf einen Punkt concentrirt ist, vernichtet werden. Diejenigen aber, welche nicht

reisen können, müssen durch Körperbewegung und Spaziergänge zu Fuss, zu Pferde oder zu Wagen, durch Feld- und Gartenarbeit, durch Beschäftigungen im Haushalte und durch die Ausübung irgend einer passenden Beschäftigung zerstreut werden. Sehr wohlthätig wirkt in manchen Fällen das Reiten, es erregt kräftig die Thätigkeit der Unterleibseingeweide, begünstigt die Transpiration und wirkt selbst auf die Aufmerksamkeit dadurch wohlthätig, dass es diese ablenkt. Eine ähnliche Wirkung erhält man durch das Fahren, wenn man dem Kranken selbst die Zügel überlässt. Auch die Jagd kann, wiewohl mit weit mehr Beschränkungen und Vorsichtsmaassregeln wegen des Gebrauches der Waffen, empfohlen werden. Die Arbeit, besonders die Garten- und Feldarbeit, ist von allen berühmten Psychiatrikern seit lange angerathen worden, und seit länger als 30 Jahren wird auch nun dieser Rath in Deutschland, Frankreich und England befolgt. Esquirol berichtet, dass in der Salpetrière sich eine grosse Anzahl von geisteskranken Frauen mit Nähen, Stricken und andern Handarbeiten beschäftigen; Andere mit Gartenarbeiten, und Mehrere werden zum Dienste des Hospitals gebraucht. Diese Beschäftigungen sollen, nach Esquirol's Ansicht, viel dazu beitragen, dass so viele Heilungen in dieser Anstalt erlangt werden. Diejenigen Individuen, die an keine Arbeit gewöhnt sind und bei denen sich unbesiegbare Hindernisse zum Reisen, zum Reiten oder Fahren darbieten, müssen durch Spiele, die den Körper ermüden, ohne den Geist aufzuregen, z. B. Kegelschieben, Billard, Ballschlagen und dergl. beschäftigt werden. Mit der Bewegung und Uebung des Körpers muss auch eine geistige Thätigkeit verbunden werden. Die wohlthätige Wirkung der warmen Bäder, vorzüglich gerühmt zur Wiederherstellung der Transpiration, die bei Melancholischen meist unterdrückt ist, wurde schon von den ältern Aerzten hinlänglich anerkannt und daher dringend empfohlen.

Bei der psychischen Cur der Melancholie kommt es meist nur darauf an, die vorherrschende fixe Idee zu beseitigen. Gelingt dies, so schwinden mit ihr zugleich alle Triebe, Begierden und unstatthaften Handlungen, die von ihr, als von ihrer Quelle, ausströmen. Sobald dieselbe auch nur in längern Intervallen schweigt, so vermindert sich ihre hervorstechende Reizbarkeit, in welcher die kranke Fertigkeit gegründet ist. Mit der Wiederkehr des normalen Kraftverhältnisses im Seelenorgan kehrt die Freiheit der Ueberlegung und die Bestimmung des Willens nach den Gesetzen der Vernunft zurück. Dadurch wird der Kranke in den Stand gesetzt, den Ungrund seiner Wahnidee aufzusuchen, oder sie als etwas Gleichgültiges fahren zu lassen, bis sie allmälig von selbst schwindet. Man muss aber eine gewisse Gewandtheit des Geistes haben, um die unzähligen Nüancen aufzufassen, welche bei der psychischen Behandlung vorkommen, und

um die passende Gelegenheit bei deren Anwendung bestimmen zu können. Bald gilt es, die widerspenstigen Entschlüsse zu besiegen, indem man in dem Kranken eine stärkere oder doch eine andere Leidenschaft erweckt, als die seine Vernunft beherrschende; man wird oft absichtlich das Gefühl der Furcht erregen müssen, um die grundlose Furcht des Kranken zu beseitigen. Bald gilt es, sein Zutrauen zu erlangen, seinen gesunkenen Muth zu erheben, indem man neue Hoffnungen in ihm anfacht. Es ist leicht einzusehen, wie nöthig und nützlich zugleich es hier besonders ist, dass man jeden Melancholischen nach einer vollkommenen Kenntniss seiner Verstandeskräfte, nach seinem Charakter und seinen Gewohnheiten behandle, damit man die fixe Idee, welche seine Vernunft beherrscht, beseitigen könne. Alle Ideen, die uns durch ihr Interesse fesseln, verbleichen oder verlöschen ganz durch die Länge der Zeit, wenn sie durch vorübergehende äussere Vorfälle und nicht etwa durch permanente Gegenstände in unserm Organismus erregt werden. In solchen Fällen kommt daher Alles darauf an, die Zeit zu gewinnen, die das Uebel zuverlässig heilt; doch muss man allerdings auch darauf achten, dass nicht bis dahin durch die überspannte Anstrengung des Gehirns anderweitige Störungen entstehen, die ihrer Natur nach unheilbar sind.

Wenn der Verlust irgend eines Gutes den Kranken fesselt, so kann die vorgespiegelte Idee eines grossen Gewinnes, oder die Gefahr, ein anderes ebenso grosses Gut zu verlieren, ihn in ein Schwanken zwischen mehreren Objecten versetzen, wodurch die Fixirung auf eins verhütet werden kann. Man hat zu mehr oder minder sinnreichen Mitteln Zuflucht genommen, um die sonderbarsten Ideen dieser Kranken zu beseitigen. Tausend Umstände können hier den Arzt leiten und ihn zu therapeutischen Indicationen den Weg zeigen. Esquirol führt aus fremder und eigner Erfahrung interessante Thatsachen an, die für viele Fälle sehr instructiv werden können: Alexander von Tralles heilte eine Frau, welche glaubte, eine Schlange verschluckt zu haben, indem er eine Schlange ins Gefäss warf, in welches sie zugleich brach. Zacutus erzählt, dass ein junger Mann, der sich verdammt glaubte, dadurch von seinem Irrthum geheilt wurde, dass man einen als Engel verkleideten Menschen in sein Zimmer führte, der ihm die Vergebung seiner Sünden ankündigte. Ambrosius Paré heilte einen Kranken, der Frösche im Bauche zu haben glaubte, indem er ihm abzuführen gab und heimlich Frösche ins Nachtgeschirr warf. Ein an Dämonomanie Leidender verweigerte hartnäckig jede Art von Nahrungsmitteln, weil er sich für todt hielt; Forestus gelang es dadurch, den Kranken zum Essen zu bringen, dass er ihm einen andern Todten vorstellte, der ihm die feste Versicherung gab, dass die Leute der andern Welt viel ässen. Alexander von Tralles erzählt, dass Philoncus einen Men-

schen, der keinen Kopf mehr zu haben glaubte, enttäuschte, indem er ihn eine bleierne Kopfbedeckung tragen liess, deren Schwere ihn endlich von seinem Irrthume überzeugte. Ein Melancholischer will nicht essen, weil hierdurch seine Verwandten und Freunde entehrt würden. Einer seiner Freunde kömmt ganz ausser Athem gelaufen an, und bringt eine Erklärung der Behörden, die ihn vor jeder Entehrung zu schützen verspricht. Der Kranke, der schon seit 14 Tagen nichts genossen hatte, isst sogleich wieder. Pinel erzählt, dass während der Zeit seiner ärztlichen Wirkung im Bicêtre, er anscheinend ein Tribunal errichtete, welches einen Melancholischen, der sich für schuldig hielt, verurtheilte. Diese List gelang, war aber nur von kurzer Wirkung, da ein Indiscreter dem Kranken sagte, dass man nur mit ihm gespielt habe. Eine Dame, die Esquirol behandelte und die verdammt zu sein und einen Teufel im Leibe zu haben glaubte, wurde durch die Drohung, kalte Bäder zu bekommen, die sie unendlich fürchtete, geheilt. Oft gelingt auch die Cur dadurch, dass man den Melancholischen überzeugt, dass keine Möglichkeit vorhanden ist, ihre Absicht zu erreichen. Es versteht sich von selbst, dass dies nur bei solchen Kranken überhaupt geschehen kann, bei denen noch eine Möglichkeit vorhanden ist, überzeugt werden zu können. — «Ich sah, sagt Esquirol, dass die Melancholie dadurch geheilt wurde, dass man eine Leidenschaft statt einer andern erregte, indem man die Eigenliebe des Kranken anregte, sie auf andere Interessen hinleitete. Ich brachte auf solche Weise einen eingebildeten Schreck zum Schweigen, und sah bei zwei oder drei jungen Melancholischen die Liebe an die Stelle der Melancholie treten. Ein vorzügliches Mittel zur Heilung der Seelenstörungen überhaupt und der Melancholie insbesondere ist eine angemessene Musik. Schon die Alten wussten den Effect der Musik auf die Gemüther so gut zu berechnen, dass sie solche in die Raserei erregende oder phrygische, und in die das Gemüth besänftigende oder äolische und lydische abtheilten. Die Musik der Alten hatte noch einen Vorzug in therapeutischer Beziehung dadurch, dass sie noch keinen Gegensatz enthielt (wodurch zwar Harmonie bewirkt, aber zugleich auch die Einheit gestört wird) und dass sie in dem blossen Tacte und in der Harmonie der Verhältnisse versirend, das Gemüth mächtiger und inniger ergriff, als die Instrumentalmusik der neuern Zeit; denn durch die Gleichförmigkeit des Tactes und der Melodie war ihnen die Möglichkeit gegeben, das Individuum ganz ins Gefühl zu versenken und ihm alle Besinnung zu rauben, und mithin auch die fixe Idee, welche seiner Melancholie zu Grunde lag. Dieses kann nun durch die Musik neuerer Zeit, bei der die Instrumente die Hauptrolle spielen und bei welcher dem Gemüthe mehr Zeit zum Reflectiren gelassen wird, in dem Grade nicht mehr geschehen.

Indess hat doch die Musik in neuern Zeiten, wenn sie zweckmässig angewandt wurde, auch wesentlichen Nutzen bei der Cur der Melancholischen gewährt. Mächtiger aber noch, als die Instrumentalmusik, wirkt der Gesang, indem er inniger zum Herzen spricht und leichter das Gemüth aufschliesst. Am besten ist es daher, wenn beide, Gesang und Musik, zweckmässig mit einander verbunden werden. Im Anfange der Cur muss die Musik in einer gewissen Entfernung und dem Kranken unerwartet angebracht werden, so dass dadurch seine Aufmerksamkeit gespannt wird und die Ueberraschung sein Gemüth tief erschüttert. Man beobachte dann genau, welche Musik vorzugsweise den Kranken afficire, und lasse diese alsdann zu verschiedenen Zeiten, abwechselnd mit anderer Musik, wiederholen, doch so, dass der Kranke nie merke, dass sie für ihn bestimmt sei. Hat die Musik den Kranken wohlthätig berührt, hat sie auf sein Gemüth einen angenehmen Eindruck gemacht, so erforsche man beim Krankenbesuche seine Meinung hierüber, indem man das Gespräch auf Musik leitet. Das Ergebniss dieser Unterhaltung muss dann den Arzt bestimmen, in wie weit fernerhin die Musik angewendet werden soll.

Ein grosses und wichtiges Heilmittel giebt auch die Disciplin, welche in jeder geordneten Anstalt stattfindet. Man muss den Kranken Gehorsam und Ehrfurcht für die Personen beibringen, die auf sie einwirken sollen, ihre Besonnenheit wecken und sie so zur Cur vorbereiten. Die Hauptperson, der Arzt, muss sich ihrer Herzen bemächtigen, bald durch Ernst und Strenge, bald durch Milde und Theilnahme an ihren Schicksalen, wenn sie durch Unglücksfälle gebeugt sind. Auf diese Weise wird er in den Stand gesetzt, entweder durch Gründe und sanfte Anmahnungen, oder durch Zwangsmittel sie anhaltend zu körperlichen und geistigen Arbeiten zu bestimmen, die ihre fixen Ideen verdrängen und Intervalle herbeiführen, in welchen jene von selbst erlöschen. Die Arbeiten müssen mit Abwechselung verbunden sein, damit der Kranke nicht zu schnell seine fixen Vorsätze mit den unwandelbaren Gegenständen, die bald ihr Interesse verlieren, verweben könne. Sie muss seinen Kräften und Neigungen angemessen sein und dadurch ihn anziehen. Zuweilen heilt auch der sinnliche Genuss von der fixen Idee, sobald diese sich auf übersinnliche Liebe bezieht, doch muss man sicher sein, dass der Kranke sich darüber keine Vorwürfe mache und auf diesem Wege in eine andere, vielleicht noch grössere Geisteszerrüttung verfalle. Esquirol bezweifelt den günstigen Erfolg des Beischlafes, insofern es sich blos um Samenentleerung handle, und schiebt die wohlthätige Wirkung, welche bei einigen Melancholischen nach dem Beischlafe entstanden war, nicht der Samenentleerung, sondern der dabei stattfindenden Gemüthsbewegung zu. «Es ist hier nicht leicht, sagt Esquirol, den Grad des Einflusses zu bestimmen, der bei diesem Acte auf das physische oder psychische

Leben des Menschen wirkt. Aëtius hat zu sehr die Vortheile des Beischlafes, den er fast als Specificum verordnet, gerühmt. Wie viele widersprechende Thatsachen kann ich diesen einzelnen seltenen Beobachtungen entgegensetzen.»

Die pharmaceutischen Mittel sind, besonders in Verbindung mit einer strengen Diät, zur Behandlung der Melancholie von grossem Einflusse; denn wenn man auch zugeben muss, dass die Krankheit oft auf psychischem Wege hervorgerufen wird, so liegen ihr doch auch oft physische Störungen zum Grunde, und es ist von den meisten Psychiatrikern anerkannt, dass die Heilung der Melancholie um so eher gelingt, je glücklicher der Arzt in der Auffindung der psychischen Functionsstörungen war. Nach Erkennung der pathologischen Erscheinungen, die zur Entstehung der Melancholie beigetragen haben, wird sich auch die pharmaceutische Behandlung richten müssen. Man vermeide hierbei streng jede Einseitigkeit, denn sie kann nur schädlich sein. Bei Unterdrückung von Menstrual- oder Hämorrhoidalfluss suche man die Secretion wieder herzustellen, bei plötzlich zurückgetretenen Hautkrankheiten wirke man auf die Haut und suche immer die veranlassenden Ursachen auf, um nach diesen den Heilplan zu bestimmen. Im Anfange der Melancholie sind Emetica und solche Mittel, die Brechen und Durchfall bewirken, oft sehr nützlich. Manchmal ist es wohlthätig, einen künstlich hervorgerufenen Durchfall zu unterhalten, wenn es die Kräfte des Kranken erlauben, da man dadurch die Natur in einem ihrer Heilwege nachahmt. Auch haben mehr oder minder reizende Lavements ihren Nutzen. Die entleerenden Mittel passen vorzüglich, nach Esquirol's Angabe, in der Melancholie, die sich durch Nonchalence und Scheu des Kranken vor Bewegung, sowie durch Trägheit der Functionen charakterisirt. Man sei aber mit der Anwendung und mit der Wahl der sogenannten auflösenden und abführenden Mittel vorsichtig; denn wenn auch die atra bilis der Alten und die Kämpf'schen Infarcten vergessen sind, so giebt es doch noch viele Aerzte, die bei der Cur der Melancholie sich im Wesentlichen darauf beschränken, mit auflösenden und abführenden Arzneien die Störungen der Functionen der Unterleibsorgane zu bekämpfen, und sich durch den günstigen Erfolg, den ein solches Verfahren im Anfange zu haben pflegt, oft zu einer beharrlichen Fortsetzung desselben verleiten lassen, bis die Vitalität jener Organe aufs äusserste geschwächt ist, und die immer wiederkehrenden Symptome eine unbezwingliche Hartnäckigkeit erlangt haben, ja bis hinzutretende Desorganisationen dem fruchtlosen Bemühen ein Ziel setzen. Hieraus ersieht man schon, dass dies Verfahren ein rein symptomatisches ist, insofern es zwar eine Zeit lang die vorhandenen Symptome beseitigt, aber nicht ihre Quelle verstopfen, nämlich nicht jene Adynamie der Unterleibsorgane entfernen kann, welche durch die fortgesetzte Anwen-

dung der auflösenden und abführenden Arzneien verschlimmert und zuletzt unheilbar gemacht wird. Andererseits ist es ebenso durch die Erfahrung begründet, dass eine zu frühe Anwendung der tonischen Arzneien zur Beseitigung jener Adynamie alle Symptome der Krankheit auf den höchsten Grad steigert und dadurch selbst dringende Gefahr herbeiführen kann. Alle Functionen der Unterleibsorgane sind mehr oder weniger auf Absonderung berechnet, theils um die zur Verdauung nothwendigen Säfte zu bereiten, theils um Auswurfsstoffe zu bilden, welche sobald als möglich aus dem Körper entfernt werden müssen, wenn sie nicht einen höchst nachtheiligen pathologischen Reiz auf ihn ausüben sollen, daher aus ihrer Anhäufung und weitern Verderbniss die schlimmsten Erscheinungen hervorgehen, welche durch angemessene Ausleerungen oft wie hinweggezaubert werden. «Jeder Literat, sagt Ideler sehr richtig, weiss es, und ich kann es aus überreicher Erfahrung an mir selbst bezeugen, dass das körperliche Wohlsein im höchsten Grade von dem ungestörten Vonstattengehen aller Absonderungen im Unterleibe abhängig ist. Nun lehrt die Erfahrung, dass alle tonischen Arzneien die Secretionen beschränken, die Hartleibigkeit vermehren, und dass sie alsdann erst Nutzen stiften können, wenn vorher durch eine hinreichende Anwendung des auflösenden Heilverfahrens alle Secretionen wieder in Gang gebracht und jene angehäuften Massen von Koth, Schleim, Blut und dergl. aus dem Körper geschafft worden sind. In vielen Fällen braucht nur der letztern Heilanzeige Genüge geleistet zu werden, und die Befolgung einer angemessenen Lebensweise reicht völlig hin, die neubelebte Thätigkeit der Unterleibsorgane in ungestörtem Gange zu erhalten. Der Arzt enthalte sich nur aller ungestümen Angriffe mit drastischen Abführungen, treibe die Ausleerungen nicht bis zur erschöpfenden Diarrhoe, bis zur anhaltenden Schwächung der Verdauung, dann wird er meistentheils keiner stärkenden Nachcur bedürfen. Nur in den hartnäckigsten Fällen, bei grossem Torpor der Eingeweide, bei phlegmatischen Subjecten ist zuweilen ein eingreifenderes Verfahren nöthig.» Der Gebrauch der Mineralbrunnen hat in der neuern Zeit wesentlichen Nutzen bei der Behandlung der Melancholie geleistet, während die von den Alten als specifisch gepriesene Wirkung des Helleborus niger und der Gratiola immer mehr der Vergessenheit anheimfallen. Dass warme Bäder zur Unterstützung der Cur viel beitragen, haben wir bereits früher erwähnt.

Den Tartar. stibiat. in kleinen, aber oft wiederholten Gaben wendet man öfters auch in der Absicht an, um auf die Einbildungskraft der Kranken, die sich für gesund halten, zu wirken. Die unangenehmen Empfindungen, welche sie dadurch erleiden, ziehen ihre Aufmerksamkeit auf ihren Zustand, überzeugen sie, dass sie krank sind, und veranlassen sie so, die nöthigen Mittel

anwenden zu lassen. Bei solchen Melancholischen, die hartnäckig alle Medicamente verweigern, wendet man in kleinen Gaben kräftig wirkende Medicamente an und giebt sie unter den Speisen oder Getränken. Die Blutentziehungen, von den Alten vielseitig zur Bekämpfung der schwarzen Galle, die sie bis ins Blut verfolgten, angewendet, sind meist schädlich. Höchstens sind locale Blutentziehungen in einzelnen Fällen anwendbar, z. B. an der Vulva, um die Menstruation wieder herzustellen, am After, um den Hämorrhoidalfluss zu ersetzen, am Epigastrium, wenn der Magen sich in einem gereizten Zustande befindet, oder am Kopfe, wenn Zeichen von Kopfcongestionen vorhanden sind. Zuweilen fehlen alle Symptome, welche eine Krankheit der Unterleibsorgane oder eine Turgescenz des Gefässsystems anzeigen. In solchen Fällen scheint das Nervensystem allein die Ursache der ganzen Störung zu sein. Lorry schilderte zuerst den Charakter dieser Melancholie und nannte sie zum Unterschiede von derjenigen, die wir vorher besprochen haben, Melancholia sine materia (nervöse Melancholie). In dieser Melancholie vermehren die entleerenden Mittel das Uebel, und es ist daher die Aufgabe des Arztes, die Sensibilität zu modificiren, die Aufregung der Nerven durch beruhigende Getränke, durch Narcotica, durch den Gebrauch der Wasserdämpfe, der Douchen, der Bäder und Begiessungen zu beseitigen. Das warme Bad muss mehr oder minder, zuweilen einige Stunden hindurch, verlängert werden. Das kalte Tauchbad ist nützlich in der durch Onanie entstandenen Melancholie. Die kalten Uebergiessungen heben den innern Krampf auf und bringen eine glückliche Entscheidung der Krankheit zuwege, indem sie eine Nervenreaction nach aussen hervorrufen. Ganz ebenso wirkt die Douche, die noch ausserdem, von einem erfahrenen Arzte angewendet, einen psychischen Einfluss auf den Kranken ausüben und ihn zwingen kann, seinen gefährlichen und ungereimten Entschlüssen zu entsagen.

In denjenigen Fällen der Melancholie, in welchen die genannten Mittel nicht ausreichten, hat man zu einigen andern, oft sehr wirksamen Mitteln Zuflucht genommen, und unter diesen steht der thierische Magnetismus oben an. Dieser bewirkt nach Heinecken[1]): eine allgemeine Verstärkung der Lebenskraft in allen Systemen der Oekonomie, ohne zu reizen. Personen, denen man auf keine Art durch stärkende Mittel zu ihren Kräften verhelfen konnte, wurden in kurzer Zeit durch den thierischen Magnetismus wieder hergestellt. Er beschleunigt den Puls und das Athemholen, bringt mehr Wärme und Röthe, ein thätigeres Gemeingefühl und Heiterkeit der Seele hervor. Appetit und Verdauung wachsen, Beschwerden bei denselben ver-

1) Ideen und Beobachtungen, den thierischen Magnetismus und dessen Anwendung betreffend. Bremen 1800.

schwinden. Die Leibesöffnung, welche vorher erzwungen werden musste, stellt sich von freien Stücken wieder ein, und der Kranke bekommt Neigung zu solchen Speisen, die ihm dienlich sind, und Widerwillen gegen die, welche ihm schaden. Er scheint vorzüglich auf das grosse Geflecht der sympathischen Nerven im Unterleibe zu wirken und durch die Sympathie desselben sich dem ganzen Systeme mitzutheilen. So befördert er auch alle übrigen Absonderungen, die Transspiration der Haut und besonders die monatliche Reinigung. Ueberall hat er hier seinen Wünschen entsprochen. Er erhält ferner die Seelenkräfte, besonders in Betreff des Gemeingefühls, so dass die Kranken eine bestimmte Vorstellung ihres körperlichen Zustandes und dessen künftiger Veränderung haben; dann kann der thierische Magnetismus durch seine sanften Reizungen jede Disharmonie in der Oekonomie heben, die localen Reactionen zu Ruhe bringen und den vorhandenen Zwist zwischen dem Nerven- und Muskelsystem wieder ins Gleichgewicht bringen. Auf diesem Wege besänftigt er die heftigsten Actionen des Nervensystems, die Actionen der Muskeln, die überspannten Lebenskräfte in der ganzen Oekonomie. Ferner leitet er die Thätigkeit der Lebenskraft von den leidenden Organen zu den weniger wichtigen hin, schafft ihnen dadurch Ruhe, Zeit zur Erholung und befreit die innern Organe von ihren Passionen; zuweilen bringt er auch schwache und starke örtliche und allgemeine Erschütterungen hervor, durch welche dann und wann sehr heilsame Revolutionen in der Oekonomie bewirkt werden, wenn der Magnetiseur sie nur gehörig leiten und zu seinem Zwecke bestimmen kann. Meistens lösen sich diese Stürme in einen behaglichen Zustand auf, werden in der Folge gelinder, bis endlich die gänzliche Genesung erfolgt; dann veranlasst er einen besondern Mittelzustand des Gehirnes, zwischen Ruhe und Thätigkeit, nämlich den magnetischen Schlaf, der in dem sogenannten Doppelschlaf mit einer ganz eignen Spannung der Seelenkräfte verbunden ist. Endlich hat er noch auf die Veränderung der Sprache, der Augen, des Gehörs, sowie gegen die Receptivität des Körpers gegen das Metallreich einen merkwürdigen Einfluss. Heinecken bediente sich des thierischen Magnetismus in der sogenannten Nervenschwäche, wo die Lebenskraft nicht mit der gehörigen Energie wirkt und der Kranke jeder Anstrengung augenblicklich unterliegt. Selbst da, wo neben der Energie auch die Reizbarkeit fehlt und der Zustand sich den Lähmungen nähert, scheint er zu passen; dann ist der thierische Magnetismus ferner wider eine exaltirte Reizbarkeit, mit Mangel an Energie, angezeigt, in welchem die normalen Reize heftige und ungewöhnliche Wirkungen, Herzklopfen, Angst, Ohnmachten u. s. w. bewirken. — Dass die Melancholie häufig mit diesen Krankheiten vereint vorkommt, ist bekannt genug, ja, auch dass sie selbst Folge dieser Krankheiten sein

kann, hat die Beobachtung gelehrt; daher dürfte wohl angenommen werden, dass der thierische Magnetismus in der Melancholie oft mit gutem Erfolge angewendet werden könne. Nach Esquirol's Versuchen mit diesem Heilmittel sind jedoch die gewonnenen Resultate nicht glänzend gewesen; es wäre daher sehr wünschenswerth, dass noch mehrere Beobachtungen hierüber mitgetheilt würden, um eine genaue Kenntniss über den Werth oder Unwerth des thierischen Magnetismus zur Heilung der Melancholie zu erlangen.

Beobachtungen.

1[1].

Eine 25jährige, früher gesunde Person führte ein leichtsinniges Leben und erzeugte zwei uneheliche Kinder. Von Noth bedrängt versank sie in Schwermuth, welche bald in Angst überging und ihr eine Neigung zum Selbstmorde einflösste. Bei Tag und Nacht sah sie sich von fürchterlichen, gespensterartigen, schwarzen Gestalten umringt, welche ihr geboten, durch Selbstentleibung ihrem Elende ein Ziel zu setzen; zuweilen nahmen jene Wahngebilde aber auch die Gestalt von Engeln an, welche ihr dieselbe Aufforderung zuriefen; ja einmal glaubte sie sogar, Gott in unendlicher Majestät und Herrlichkeit in den Wolken zu erblicken und von ihm die Versicherung zu vernehmen, dass sie nach dem Tode ins Paradies kommen werde. In grösster Angst machte sie endlich den Versuch, sich zu erhängen, riss sich jedoch aus der um ihren Hals geknüpften Schlinge wieder los, da die beginnenden Erstickungszufälle sie mit Entsetzen erfüllten. Sie kämpft noch jetzt nach längerer Zeit sowohl mit Lebensüberdruss, als mit dem Abscheu vor Selbstmord, und befindet sich daher in fortwährender Verzweiflung, welche indess mehr das Gepräge der stummen Angst als der lärmenden Unruhe an sich trägt.

2[2].

Eine brave Weberfrau, Mutter mehrerer Kinder, welche, ungeachtet ihrer Armuth, in zufriedener Ehe lebte und ihre Pflichten redlich erfüllte, musste sich der Operation eines eingeklemmten Bruchs unterwerfen, nach welcher sie an hartnäckiger Leibesverstopfung litt, muthmaasslich in Folge einer Strictur des Darms an einer Stelle, welche sie deutlich bezeichnen konnte. Verdauungsbeschwerden und Nahrungssorgen verdüsterten ihr Gemüth, und da sie zugleich ein Kind verlor, so versank sie in

1) *Ideler*, II. Th. S. 605.
2) Ebendas. S. 611.

tiefe Schwermuth. Sie glaubte Schuld an dem Tode des Kindes zu sein, da sie dessen Pflege versäumt habe, obgleich dies keinesweges der Fall gewesen war; sie verzweifelte an der Gnade Gottes und gerieth bald in eine solche Angst, dass sie sich erdrosseln wollte, wovon sie nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte. Sie klagte sich immerfort als schwere Sünderin an, jammerte und wehklagte unaufhörlich und ihre Heilung gelang erst nach geraumer Zeit, nachdem sie einen Rückfall erlitten hatte.

3 [1]).

In der Salpetrière wurde eine Frau behandelt, die seit einer Reihe von Jahren an abdominellen Schmerzen litt. Sie versicherte: dass sich in ihrem Unterleibe ein Regiment Soldaten befände. Nahmen ihre Schmerzen zu, dann ward sie heftig, schrie und wiederholte, dass sie alle Schläge empfände, die sich die Soldaten unter einander im Kampfe austheilten, indem sie dadurch verwundet würde.

4 [2]).

Eine Frau von 58 Jahren, von kräftiger Constitution, sanguinischem Temperament, hatte mit M. R., bei dem sie als Thürsteherin diente, ein Kind ausser der Ehe erzeugt. Dies war für sie die Ursache lebhaften Kummers, denn seit jener Zeit litt sie häufig an gastrointestinalen Beschwerden; sie würde eine Frömmlerin. Die Ereignisse der Revolution wirkten, im Verein mit dem Ausbleiben ihrer Regeln, so, dass sie gemüthskrank wurde. Man brachte sie in die Salpetrière, wo sie eine lange Reihe von Jahren lebte. Die Frau war klein, hatte einen kurzen, dicken Hals, einen starken Kopf und war sehr wohlgenährt. Ihre Physiognomie hatte etwas Mystisches. Sie klagte über Schmerzen im Epigastrio, welches bei der Berührung empfindlich war. Sie litt häufig an Aufstossen von vielem Gas und an Beschwerden während der Menstruation. Gewöhnlich ruhig, beschäftigte sie sich viel mit Nähen. Man nannte sie im Krankenhause Mutter der Kirche, weil sie fortwährend von kirchlichen Gegenständen sprach. Ihr Leiden schrieb sie dem Pontius Pilatus zu, den sie für den Vater ihres Kindes erklärte. Dieser Abscheuliche hatte in ihrem Bauche seinen Wohnsitz aufgeschlagen; sie bittet mich, wenn sie mir begegnet, ihn fortzujagen. Ebenso glaubt sie in ihrem Bauche alle Personen des neuen Testaments zu haben, zuweilen sogar alle aus der ganzen Bibel. Oft sagte sie zu mir: «Ich kann es nicht mehr ertragen; wann wird man endlich den Kirchenfrieden schliessen?» Nahmen ihre Schmerzen zu, so wiederholte sie mir mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit:

1) *Esquirol*, Tom. I. pag. 211.
2) Ibid.

«Heute kreuzigt man Jesum Christum; ich höre die Schläge des Hammers, mit dem man die Nägel eintreibt.» Sie glaubt auch, dass die Päpste Concilien in ihrem Leibe halten. Nichts konnte diese abenteuerlichen Wahnideen in ihr vernichten. Als man am 6. März 1816 ihre Leiche öffnete, war diese noch wohlgenährt. Ich fand am mittlern, obern Theile des Hinterhauptbeins einen Eindruck, in den man die Spitze des kleinen Fingers legen konnte, der jedoch nicht bis zur innern Tafel reichte. Das Gehirn war leicht injicirt, die Hirnhöhlen enthielten eine kleine Quantität Serum. Die Herzhöhlen waren mit geronnenem Blute erfüllt. Die Unterleibseingeweide hingen unter einander und mit den Bauchwandungen durch die Bauchhaut, die sehr verdickt war, zusammen. Es war unmöglich, die Eingeweide von einander zu trennen, so stark waren die Verwachsungen, dass sie eine feste, unzertrennliche Masse bildeten. Die Leber hatte einen grossen Umfang und dehnte sich bis zum linken Hypochondrio aus, wo sie mit der Milz verwachsen war.

5 [1]).

M., 23 Jahre alt, wird am 8. Juni 1812 nach der Salpetrière gebracht; sie ist von mittelmässiger Statur, hat schwarzes Haar und schwarze Augen. Die sehr starken Augenbrauen nähern sich der Nasenwurzel, der Blick ist zur Erde gesenkt, das Gesicht drückt Furcht aus, der Körper ist mager und die Haut braun. Man beobachtet einige scorbutische Flecke auf dem Unterleibe. Die Hände und Füsse sind stets sehr kalt, der Puls ist langsam, sehr schwach, die Verstopfung, die gewöhnlich sehr hartnäckig ist, wird manchmal durch Durchfall ersetzt. Der Urin fliesst sparsam.

M. spricht kein Wort, macht keine Bewegung, bleibt ruhig in ihrem Bette liegen. Man nimmt zu verschiedenen Mitteln seine Zuflucht, um sie zu bestimmen, Nahrung zu sich zu nehmen. Die Uebergiessungen mit kaltem Wasser haben diesen Widerwillen bekämpft. M. isst lieber, jedoch zeigt sie von Zeit zu Zeit ihren Widerwillen gegen Nahrungsmittel, obgleich mit weniger Hartnäckigkeit als früher.

Das Mädchen hat seit vier Jahren, seitdem sie in dem Hause ist, nur einige Worte fallen lassen, die zu dem Schluss berechtigten, dass sie ganz von Schreck absorbirt sei. Sie wohnte auf dem Lande und war durch Soldaten sehr erschreckt worden. Man muss sie zwingen, von ihrem Bette aufzustehen. Sobald sie angekleidet ist, setzt sie sich auf eine Bank; steht sie auf, so bleibt sie in derselben Stellung, den Kopf zur linken Seite geneigt; die gekreuzten Arme ruhen auf ihren Knien, die Augen sind stier gegen den Boden geheftet. Zur Mittagszeit

1) Ebendaselbst.

geht sie nicht, um ihre Nahrungsmittel zu holen, man muss sie ihr bringen und sie zum Essen zwingen. Hierbei verändert sie nicht ihre Lage, und bedient sich hierzu nur der rechten Hand. Wenn man sich der Kranken nähert, wenn man zu ihr spricht, wenn man sie befragt, wenn man sie ermahnt u. s. w., färbt sich ihr Gesicht leicht; manchmal wendet sie die Augen ab, nie jedoch giebt sie Antwort. Man muss ihr sagen, wenn es Zeit ist, zu Bette zu gehen; dann kleidet sie sich aus, knäult sich in ihr Bett zusammen und deckt sich mit der Bettdecke ganz zu.

Die Menstruation ist unregelmässig und sehr gering, sie ist manchmal sechs Monate lang ganz unterdrückt. Man konnte nie das Stillschweigen dieses Mädchens unterbrechen, noch ihre Abneigung gegen jede Bewegung überwinden; nie war sie wüthend. Sie starb im neunundzwanzigsten Jahre phthisisch.

Eine folgende Beobachtung Esquirol's zeigt uns die Melancholie mit andern Zeichen, als wir sie so eben gesehen. Hier schien die Melancholische von der Last der Ideen, die sie niederdrückten, überhäuft, während die in der folgenden Beobachtung durch ihren Blick und ihre Stellung die Thätigkeit und Starrheit ihrer Intelligenz und ihrer Neigungen ankündigt.

Madame X., von sehr starker Constitution, schlankem Wuchs, hatte ihre Kindheit in dem Schlosse zu Chantilly zugebracht und oft mit dem Herzog von Enghien, der damals selbst noch Kind war, gespielt. Zur Zeit der Emigration wurde X. einer Dame anvertraut, die sie bewachen und ihre Erziehung leiten sollte. Die politischen Begebenheiten wurden heftiger, das Kind litt Noth und seine Erziehung ward vernachlässigt. Bei dem Tode des Herzogs von Enghien verfällt X. in die tiefste Melancholie. Sie war damals 16 bis 17 Jahre alt, und ihre Haare wurden fast plötzlich grau. Sie wurde nach der Salpetrière gebracht, wo sie lange Jahre lebte, ehe sie starb.

X. war von hohem Wuchs, sehr mager, sie hatte viele, aber graue Haare, ihre grossen, blauen Augen waren stier. Die Kranke war nur mit einem Hemde bekleidet, und der nackte Kopf lag beständig auf dem Kopfkissen ihres Bettes; die Schenkel waren stets unter den Bauch zurückgezogen und die Füsse lagen unter den Schenkeln, die Ellenbogen waren auf die Knie gestützt, der Kopf, der nach der rechten Seite aufwärts gerichtet war, wurde durch die rechte Hand unterstützt. Während der Nacht ist die Lage der Kranken dieselbe; aber sie setzt sich auf die Matratze, stützt den Rücken gegen das Kopfkissen und legt sämmtliche Decken auf ihre Brust. Sie spricht nie; von Zeit zu Zeit murmelt sie mit leiser Stimme einige einsylbige Worte, die zu dem Glauben berechtigten, dass sie Jemanden sehe und höre. Sie antwortete auf keine Frage, sondern stiess durch eine Bewegung mit der Hand die Person zurück, welche sie frug. Sie isst wenig und die Verstopfung ist hartnäckig; sie

kriecht auf den Schenkeln fort, indem sie den Körper mit Hülfe der Arme in die Höhe hebt. Ihre Augen und ihr Blick werden nie von einem Fenster abgewendet, welches ihrem Bette gegenüber ist und durch welches sie Jemanden zu sehen oder zu hören scheint, der ihre Aufmerksamkeit fesselt. Die Schenkel und Beine sind durch diese fortgesetzte Lage zusammengezogen, und welche Versuche man auch gemacht hat, um ihre Beine auszustrecken, so ist es doch nicht möglich gewesen.

Als einen Beweis von der Willenlosigkeit und von der Ohnmacht, einen Willen auszuführen, giebt uns Esquirol folgende interessante Beobachtung: «Ein alter, durch sein Wissen sowohl, als durch seine Beredtsamkeit ausgezeichneter Beamter wird in Folge von Kummer von einem Anfalle der Melancholie mit Aufregung und selbst mit Wuth befallen. Nach einigen Monaten hört das Delirium auf, aber der Kranke bewahrt noch einige ungerechte Vorurtheile. Endlich wird er ganz verständig, aber er will nicht in die Welt treten, obgleich er sehr gut erkennt, dass er Unrecht hat. Er will sich nicht beschäftigen, noch seine Geschäfte besorgen, obgleich er sehr gut weiss, dass sie hierdurch leiden. Seine Unterhaltung ist ebenso verständig, als geistreich. Spricht man mit ihm davon, dass er reisen, oder seine Geschäfte besorgen soll, so antwortet er: Ich weiss, dass ich es thun sollte und dass ich es thun kann; Ihre Rathschläge sind sehr gut. Ich möchte Ihre Meinung befolgen; ich bin überzeugt, dass es gut sein würde; aber thun Sie, dass ich wollen kann; dieses Wollen, welches bestimmt und ausführt. Es ist sicher, sagte er mir eines Tages, dass ich nur Willen zum Nichtwollen habe, denn ich bin ganz verständig; ich weiss, was ich thun muss, aber die Kraft verlässt mich, wenn ich handeln soll.

6 [1]).

Haindorf hat die Erfahrung gemacht, dass bei geistesschwachen Individuen und bei gefühlvollen Mädchen, welche einige Zeit lang an Melancholie gelitten hatten, endlich auch Wahnwitz und Aberwitz hinzukam. «Diese Individuen pflegen dann gern die Wirklichkeit in Ideen und ihre irdischen Spiele in himmlische umzuschaffen. So kannte ich ein inniges und gefühlvolles Mädchen, welches durch eine unglückliche Liebe in die tiefste Melancholie versenkt wurde. Lange hatte der innere Drang ihres schwermuthvoll gepressten Herzens gewogt, bis er endlich zum Ausbruch kam und mit Wahnwitz und Aberwitz endigte. Sie wurde nun in eine Irrenanstalt gebracht, worin ich sie mehrmals besuchte. Anfänglich kannte sie mich nicht, und sie wusste sich auch von ihrem frühern Leben nichts mehr zu erinnern. Nach einiger Zeit wurde sie wieder ruhiger, der Sturm ihres Gemüthes hatte sich zwar

1) *Haindorf*, Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüthskrankheiten. Heidelb. 1811. S. 205.

gelegt, aber auf ihrem Gesichte ruhte noch immer ein stiller Wahnsinn, welcher, verbunden mit ihrem sonderbaren Geberdenspiele und der völligen Vernachlässigung ihres Körpers und des äussern Anstandes, auf die tiefste Zerrüttung ihres Geistes und Gemüthes hindeutete. Ihr ehemaliges Liebesspiel hatte sie, während ihres Aufenthalts in dem Irrenhause, ganz in ein himmlisches umgeschaffen, und sie war nunmehr mit der heiligen Familie auf das Naheste verwandt. Sich selbst glaubte sie Mutter Gottes, und ihren Joseph liebte sie auf das zärtlichste. Ihre Stube war ihr eine himmlische Wohnung, in welcher das Chor der ewigen Geister ihre Vermählung und ihre Göttlichkeit durch Gesänge verherrlichten. Alles, was sie umgab, hatte sie in lebendige Gestalten umgeschaffen. Ihr Ofen war ihr der Thron Gottes, die äusserste Spitze desselben die Gottheit selbst, und das den Ofen umgebende Geländer ihre dienenden Geister. Oft kniete sie ganz in Andacht hingegossen vor ihrem Throne Gottes nieder, den Blick schwärmerisch auf ihre Gottheit gerichtet, und sang zu seiner Verherrlichung die herzlichsten und andächtigsten Lieder mit dem innigsten und tiefsten Gefühle. Hatte sie ihr Gebet geendigt, so erhob sie sich mit freudigem Blicke und gestärkt mit neuer Kraft, war sie nun den übrigen Theil des Tages beschäftigt, für die mit jedem Morgen und Abend neugeschaffenen Engelein eine grosse Anzahl kleiner Wiegen und Bettchen von allerhand Zeuge zu verfertigen, womit der ganze Fussboden ihrer Stube bedeckt war. Sie erlaubte Niemandem, hart aufzutreten oder laut zu sprechen, damit ja nicht ihre Engelein, die sie durch die leisesten und melodischsten Gesänge in Schlaf gewiegt, in ihrem göttlichen Schlummer aufgestört würden. Sie war äusserst zärtlich und empfindsam gegen Alles, was lebte; liebte die Einsamkeit und wünschte immer allein zu sein. In ihren Unterredungen mit den ewigen Geistern und ihren himmlischen Verwandten kamen oft Reminiscenzen ihres frühern Lebens vor, worüber sie in Feuer der Begeisterung gerieth. Ihre Rede wurde dann lauter und verworrener, ihr Auge rollender und feuriger, und die ganze Stellung ihres Körpers, die Röthe und Aufgedunsenheit ihres Antlitzes und die Fieberbewegungen ihres Pulses verriethen die heftigste innere Gemüthsbewegung. In dieser feurigen Begeisterung, welche oft zwei Stunden anhielt, bemerkte sie Niemanden, der sie besuchte, und mit zerzaustem und zerrauftem Haare flog sie, beständig laut declamirend, von einem Winkel ihrer Stube zum andern, und achtete weder auf irgend eine Frage, noch auf eine körperliche Berührung. Endlich durch das Feuer ihrer Begeisterung aufgezehrt, setzt sie sich ermattet und erschöpft auf ihr Bette, die Hände gefaltet gen Himmel erhoben, den Kopf zur Erde gesenkt, die Augen halb geschlossen, und betet. Endlich aber, wenn sie sich von ihrer Erschöpfung wieder erholt hat, blickt sie mit einem heitern, aber doch immer

halb verworrenen Blicke den bei ihr Stehenden an und empfängt ihn freundlich und liebevoll. Sie wird nun wieder gesprächig und unterhält sich einige Zeit sehr gern; aber immer ist ihre Unterhaltung verworren, indem sie bald vom Himmlischen, bald vom Irdischen spricht und Alles unter einander mengt. Sie ist gegen ihre Aufwärterin und gegen Fremde äusserst sanft und artig, und isst und trinkt zur Stunde, wo es ihr ihre Göttlichkeit erlaubt, was ihr gereicht wird. Sie hat keine Wünsche, ausser immer allein zu sein und zu beten. Physisch ist sie wohl, ausser dass sie oft an hysterischen Anfällen leidet, wodurch sie jedesmal in Exaltation versetzt wird. So verlebt sie in regelmässigen, oft remittirenden Paroxysmen des stillen und begeisterten Wahnsinnes ihre Tage, und bis jetzt ist noch keine Heilung bei ihr geglückt. Doch ist, so lange sich noch regelmässig Fieber einstellt, nicht alle Hoffnung zur Wiedergenesung verschwunden, zumal da man weiss, dass ihre Schwester, welche an einer ähnlichen Krankheit litt und welche durch dieselben Ursachen herbeigeführt ward, durch die Gegenwart ihres Geliebten und durch eine zweckmässige Heilmethode wieder vollkommen hergestellt wurde.

7 [1]).

Wie leicht Schwermüthige traurige Ideen fixiren, wie besonders erduldeter Zwang, Strafe und Schmerz in ihnen fixe Ideen aufregt, ihren Zustand immer tiefer herabdrückt und ihre Herstellung erschwert, erweiset die nachfolgende Beobachtung.

«Ein junger schwermüthiger Leineweber war längere Zeit mit kalten Sturzbädern, dem Haarseil und mit Einreibungen der Brechweinsteinsalbe behandelt worden, welche letztere Methode man energisch in Anwendung gesetzt, und da sie auch in dieser Steigerung ganz erfolglos geblieben war, verlassen hatte. — In diesem Zeitraum lernte ich ihn kennen. Bei meinen Besuchen kam er mir, obgleich er sonst jede Annäherung gern vermied, häufig mit den Worten entgegen: «Sie sind hier als Arzt freundlich und gütig gegen Jedermann, erzeigen Sie auch mir, dem Unglücklichsten unter Allen, einen Gefallen. Lassen Sie mich bald rädern von unten auf, denn ich bin, was Sie vielleicht noch nicht ganz genau wissen, der verworfenste Spitzbube. Ich habe bei dem Herrn Meister, bei dem ich vor zwei Jahren in Arbeit stand, immer zwei Schuss (technischer Ausdruck) auf die Elle zu wenig gethan und dadurch an Arbeitslohn niederträchtigerweise gewonnen. Ich rühmte mich dessen, da es Niemand entdeckte, bei den Arbeitern; da hiessen sie mich erst im Scherz, wie es schien, einen Spitzbuben, bald aber thaten sie dies auch in allem

1) *Sinogowitz*, Die Geistesstörungen in ihren organischen Beziehungen, als Gegenstand der Heilkunde betrachtet. Berlin 1843. S. 420.

Ernst, denn sie hatten dazu volles Recht. Da versteckte ich mich und arbeitete nicht mehr, denn ich war ein gottloser Spitzbube; darauf brachte man mich hierher und sagte, ich wäre krank; aber ich war nicht krank, sondern wurde bald als Spitzbube erkannt und gebrandmarkt. Wer es nun auch nicht gleich erfährt, dass ich ein verworfener Spitzbube bin und den Galgen verdiene, der sieht es gleich an meinem Kopf, dass ich zur Strafe gezeichnet bin. Ich wollte mir schon selbst das Leben nehmen, mich aufhängen oder ins Wasser stürzen, aber das ist ein zu leichter Tod, und die ewige Verdammniss habe ich von dem allbarmherzigen Heiland doch nicht verdient; also lassen Sie mich aus Menschenfreundlichkeit von unten auf rädern, dann habe ich meine wohlverdiente Strafe erlitten und bin von meiner Sünde erlöset, ohne in die Verdammniss zu fallen, wie Diejenigen, so sich selbst ein Leid anthun.» Dabei weinte er bitterlich, ging händeringend von dannen, kehrte gewöhnlich noch einmal wieder, um nochmals recht inständig um baldige gnädige Execution zu bitten. — Kurze Zeit darauf fand er Gelegenheit, aus der Anstalt zu entweichen. Als man sich seiner auf einem öffentlichen Spazierplatze in der Nähe der Anstalt wieder bemächtigte, bat er flehentlich, wieder zum Galgen geführt zu werden, da er doch niemals als gebrandmarkt unter die Menschen kommen dürfte und sein Verbrechen zu gross wäre.

Passive abdominale Blutfülle, Hämorrhoidalleiden, bei der sitzenden Lebensweise in seinem Gewerbe, häufige Leserei theologischer Schriften, die sein erregbares Gemüth erschüttert haben mochten; das unter solchen Umständen zuweilen heftig eintretende Begehren nach Geschlechtsgenuss, daher vielleicht auch Onanie, schienen die Geistesstörung lange vorher prädisponirt zu haben. Gewissensqualen, höchst wahrscheinlich ohne alle thatsächliche Begründung, vielleicht als solche nur krankhafte Ideen vom gestörten Gemeingefühl ausgehend, während der Wechselwirkung somatischer abdominaler Leiden und geistiger Aufregung, hatten die Ideenbildung schon längere Zeit gestört, als in Folge der schmerzhaften Behandlung sich eine neue krankhafte Idee fixirte und der gesammten Ideenbildung gleichsam einen bestimmten Anhaltspunkt gab.

Der Kranke war durch Kummer und schlaflose Nächte abgemagert und schwach. Eine leichte Gabe Opium beruhigte ihn oft für einige Tage in dem Grade, dass er das sonst ununterbrochene Jammern und Wehklagen unterliess und zuweilen auf ein anderes Gespräch einging. Durch die Einreibungen der Brechweinsteinsalbe war seine Kopfhaut im Umfange mehrerer Zolle zum Theil zerstört, so dass noch mehrere Monate nach der letzten Einreibung eine vollkommene Verheilung der Geschwürsstellen nicht zu Stande kommen konnte.

Der anhaltende Gebrauch warmer Bäder, Opium in gerin-

gerer Gabe bei grösserer Aufregung, angemessene körperliche Beschäftigung in Gemeinschaft mit andern Kranken bei häufigem Aufenthalt in freier Luft, trugen zu seiner Herstellung besonders bei, so dass er nach einigen Monaten entlassen werden konnte.»

8[1]).

B., eine reizbare schwächliche Frau, mehrere Jahre in unfruchtbarer Ehe lebend, sah ihre lange genährte Hoffnung durch die Geburt einer Tochter endlich erfüllt und war darüber in die grösste Freude gerathen. Das Kind soll schwächlich gewesen sein. Bald nach seiner Geburt erkrankte es und starb, etwa acht Wochen alt. Die durch die Entbindung noch entkräftete Mutter soll darüber erst rasend, dann schwermüthig geworden und darauf in den Geisteszustand verfallen sein, in welchem ich sie, mehrere Jahre darauf, kennen lernte. Die B. war über 40 Jahre alt, von schwächlicher Constitution, blasser Gesichtsfarbe, nicht mehr menstruirt; sie verrieth bei allen Gelegenheiten kindische Furcht, war jedoch zuweilen sehr reizbar und heftig. Seitdem ihre Schwermuth nachgelassen hatte, konnte man aus ihren Aeusserungen leicht entnehmen, dass sie sich selbst für ihr verstorbenes Kind hielt, sich damit gänzlich identificirt hatte. Bald erklärte sie sich für neugeboren, bald für ein, zwei, bald für sechs, — neun Monate oder ein Jahr alt. Diese verschiedenen Angaben ihres Alters schienen mit ihrem körperlichen Befinden im Zusammenhange zu stehen. Erschien sie heiterer, so erwiederte sie, wenn man dies bemerkte, dass sie heute getauft werden sollte, oder dass sie wieder ohne Schmerzen einen neuen Zahn bekommen hätte, wobei sie auf einen ihrer mangelhaften Zähne zeigte. War sie niedergeschlagen, so waren entweder neue Zähne im Durchbrechen, oder sie hatte beim Milchtrinken zu viel Luft geschöpft, oder es hatte eine neidische Mutter sie mit einem scheelen Blick angesehen und dergl. mehr. Jeder ihrer krankhaften Empfindungen (sie litt häufig an Obstructionen) wusste sie eine analoge Kinderkrankheit unterzulegen und war aus diesem Ideenkreise auf keine Weise herauszubringen. Es gab Zeiten, in denen sie, nach ihrer Angabe, anfing, stehen und gehen zu lernen und die ersten verständlichen Laute hervorzubringen. Ueber ihre eigene Persönlichkeit schien sie bei wiederholten bestimmten Fragen zuweilen in Ungewissheit zu gerathen, und erklärte sich dann bald für die Amme, bald für die Wärterin des Kindes, dessen wahre Mutter längst gestorben wäre und ihr dieses Kind, das wäre sie eigentlich selbst, zur Pflege übergeben hätte. Hatte das Kind, nach ihren Berichten, schon mehrere Zähne bekommen und gehen gelernt, dann geschah es, dass diese wahnsinnige Frau nach einigen Tagen Uebelbefinden ihr Kind plötzlich

1) Ebenderselbe, S. 454.

wieder in die Zeit gleich nach seiner Geburt, oder in die des Zahnens zurückversetzte und dann wieder die Taufe vorbereitete, oder Läppchen für seinen Mundspeichel sammelte. In diesem ihren Kreislauf bewegten sich ihre Vorstellungen schon seit einer Reihe von Jahren. In ihren Aeusserungen sprach sich immer ihre Zärtlichkeit und Besorgniss für ihr, d. i. des Kindes, zartes Leben mit dem Muth aus, es, oder vielmehr sich selbst, gegen überall drohende Gefahr zu vertheidigen. Niemals bediente sie sich eines Gegenstandes, ihr Kind damit zu bezeichnen; oft stand sie, sich freundlich anlächelnd und sich zärtlich liebkosend, vor dem Spiegel mit schaukelnden Bewegungen und nahm dann jede Störung sehr übel auf. Nur durch Querfragen gedrängt, gab sie zu, Amme oder Pflegerin des Kindes zu sein, doch schien dieses jedesmal gegen ihre Ueberzeugung und nur, um den Fragen auszuweichen, zu geschehen.

Ihr Wahnsinn bestand Jahre hindurch und blieb, so lange ich sie zu beobachten Gelegenheit hatte, unverändert. In der Idee des verlorenen und in der Wahnsinnvorstellung wiedergewonnenen geliebten Kindes waren ihre mütterlichen Gefühle in kindliche verwandelt, ihre eigene Persönlichkeit ihr objectiv geworden. Es ward demnach eine Desorganisation im Bildungsherde der Ideen gesetzt, welche zum Wendepunkt des Ideenganges ihres weiblichen Lebens geworden, von Wahnideen des Gemeingefühls im Gebiete sexualer Lebenserscheinungen ausgegangen und von daher auf alle Geistesthätigkeiten übertragen war.»

9.

Reil erzählt folgende Fälle von fixen Ideen: «Caspar Barley, ein Dichter, Redner und Arzt, glaubte, sein Leib bestände aus Butter, mied daher das Feuer und ersäufte sich endlich, der beständigen Angst müde.» — «Ein Maler bildete sich ein, seine Glieder wären so weich, wie Wachs. Daher stand er nicht aus dem Bette auf, weil er fürchtete, er würde sein Gewicht nicht tragen können, sondern in eine ungestaltete Masse zusammenfallen.» — Ein Kranker bildete sich ein, die Welt auf seinen Schultern zu tragen, die alle Menschen zermalmen würde, wenn sie herunterfiele. — Peter Jurieu leitete seine öftern Koliken davon her, dass sieben Reiter in seinen Gedärmen eingeschlossen wären und darin Gefechte mit einander hielten. — «Der Pater Sgambari bildete sich ein, Cardinal zu sein. Der Provincial suchte ihn von diesem Wahn zu befreien; allein er antwortete ihm mit folgendem Dilemma: Entweder halten Sie mich für einen Narren oder nicht. Im letzten Fall begehen Sie ein grosses Unrecht, dass Sie mit mir in einem solchen Ton reden. Im ersten Falle halte ich Sie, mit Ihrer Erlaubniss, für einen grösseren Narren, als mich selbst, weil Sie sich vorstellen, einen Narren durch blosses Zureden von seinem Wahne überzeugen zu können.»

Friedrich Hirt, ein Schullehrer, evangelischer Confession, verfiel in seinem fünfundvierzigsten Jahre, nachdem er schon seit längerer Zeit kränklich gewesen, in Seelenstörung, ein bis dahin seiner Familie fremd gebliebenes Leiden. Obwohl er als Kind einer sorgfältigen Pflege genoss, so blieb er doch lange schwächlich und lernte erst in seinem vierten Jahre gehen; auch ward er von den Pocken hart mitgenommen. Später ward er kräftiger, lernte in der Schule leicht und gern und zeigte günstige Anlagen für wissenschaftliche Ausbildungen, wie nicht minder viel Talent für Musik. Schon in seinen Jünglingsjahren offenbarte er eine mit inniger Religiosität verbundene tüchtige Sinnesart, und ward daher auch bald zu einem Schulamt befördert, welches er mit grosser Treue und Emsigkeit verwaltete. Seit seinem fünfundzwanzigsten Jahre lebte er in glücklicher Ehe, in welcher ihm drei Kinder geboren wurden, und da er zugleich jetzt gesund und rüstig war und ein leidliches Auskommen hatte, so verlebte er seine Tage in Zufriedenheit und heiterer Thätigkeit. Nur in der jüngern Zeit hatte er begonnen, über Krämpfe im Unterleibe und mitunter über Herzklopfen zu klagen, welche Beschwerden, wie es schien, mit einem seit ein paar Jahren vorhandenen Hämorrhoidalleiden in Verbindung standen, jedoch auf keine Weise von Belang waren. — Nachdem er aber im Anfange des Jahres 1833 durch den Verlust seiner jüngsten Tochter in grosse Betrübniss versetzt worden war, nahm diese Kränklichkeit, wobei sich vorzüglich die Thätigkeit der Verdauungsorgane und der Haut gestört offenbarte, bedeutend zu, und verband sich im April desselben Jahres mit Irresein. Zuerst offenbarte sich auf mancherlei Weise eine grosse Verstimmung des Gemeingefühls, wie es der Hypochondriasis eigenthümlich ist, und indem der Kranke unter andern von Schmerzen in beiden Seiten ergriffen ward, wähnte er an Lungenschwindsucht zu leiden, wobei Niemand ihm helfen könne. Schwäche vorschützend, versah er seine Geschäfte nicht mehr, wollte keine Nahrung zu sich nehmen, brachte die Nächte schlaflos zu und klagte fortwährend, wie eine sich seiner bemächtigt habende Angst ihm keine Ruhe mehr liess.

Nachdem der Kranke den grössten Theil des Sommers in diesem Zustande, in welchem sich hauptsächlich nur immer noch eine Alienation des Gemeingefühls kund gab, zugebracht hatte, verlor sich die Vorstellung, dass er an Schwindsucht leide, und er begann wieder ohne Nöthigung zu essen, obwohl er noch immer über Schmerzen in den Hypochondrien klagte und die Nächte grösstentheils schlaflos zubrachte. Dagegen bemächtigte sich jetzt seiner plötzlich die Vorstellung, dass er die Armenrechnungen unrichtig geführt habe, und zugleich zeigte er allmälig eine grössere Reizbarkeit des Gemüths und äusserte die Absicht, sich das Leben zu nehmen. Dabei war sein Blick scheu und misstrauisch; er sah blass und aufgedunsen aus, erschien matt und schläfrig;

die Verdauungsthätigkeit blieb gestört und mit ihr die Function des Hautorgans, indem der Kranke, unveranlasst durch körperliche Bewegung, zumal nach dem Essen, stark schwitzte, wobei er immer behauptete, dass der Schweiss einen eigenthümlichen, äusserst widrigen Geruch habe, den Andere jedoch nicht so wahrnahmen, sowie man überhaupt bemerkte, dass alle Gerüche sehr stark und unangenehm auf ihn wirkten. Die lange und vielfach angewendeten Mittel leisteten nichts, und ebenso wenig fruchtete es etwas, dass man dem Kranken, zur Beseitigung der ihn beherrschenden Wahnvorstellung, als Beweise seines irrigen Urtheils, die Armenrechnungen wiederholt vorlegte und ihm zeigte, wie dieselben völlig tadellos geführt seien. Jeden Augenblick wähnte er, dass man ihn abzuholen käme, um ihn ins Gefängniss zu führen, und sprach diese Sorge unablässig mit leiser Stimme und ängstlicher Miene aus, indem sein Auge starr auf das Fenster geheftet blieb, und so brachte er auch die Nächte in dergleichen Angst schlaflos zu. Auf diese Weise verging ein ganzes Jahr, doch so, dass jene Angstempfindungen in der spätern Zeit minder lebhaft waren, obwohl der ihn beherrschende Wahn und die übrigen Krankheitserscheinungen unverändert blieben. — Jetzt, in der Mitte des August 1834, ward der Leidende endlich der Heilanstalt übergeben, nachdem das Irresein bereits anderthalb Jahre bestanden hatte. Er war damals 45 Jahre alt, ein Mann von ansehnlicher Grösse und starkem Knochenbau, aber hager, mit gebeugter Haltung des Körpers und wenig kräftiger, schlaffer Muskulatur, von sogenanntem cholerischen Temperamente und atrabilarischer Constitution. Die Farbe des etwas aufgedunsenen Gesichtes war blassgelb, die Züge desselben auf Niedergeschlagenheit und Furchtsamkeit deutend, der Blick des blauen Auges scheu, ängstlich, die Haut welk, energielos, und jetzt in der Regel trocken, das blonde Haar überall etwas spärlich stehend. — Der Brustkasten war gut gebaut, und an der Respiration war nur die Schwäche des Geräusches auffallend. Ebenso war der Choc des Herzens und das erste, sowie das zweite Geräusch sehr schwach und wenig verbreitet, der Puls klein, unkräftig und selbst an der Carotis leicht zu unterdrücken, übrigens zwischen 72 und 80 Schläge in der Minute gebend. — Der Unterleib war ausgedehnt, gross, voll, gespannt, fest; Druck fast an jeder Stelle in seinem ganzen Umfange, am meisten aber in den Hypochondrien und der Reg. lumbal. Schmerz erregend, welchen Schmerz der Kranke auch bei tiefem Einathmen und bei jeder stärkern körperlichen Bewegung zu empfinden versicherte, wobei er zugleich das Gefühl habe, als ob etwas im Leibe geschwollen sei, das ihn beenge. Dabei hatte Patient oft die Empfindung von Hunger und konnte viel essen, versicherte aber, dass ihm Nichts wohlschmecke. Auch war seine Zunge an der Wurzel belegt, der Geschmack übel, und nach den Mahlzeiten

erfolgte ein Gefühl von Vollsein mit Aufstossen und Sodbrennen. Der Stuhlgang war träger, fest und erforderte stets Nachhülfe. Auch der Urin wurde, obwohl Patient viel trank, selten, kaum zweimal täglich, gelassen und hatte eine dunkele Farbe. Am After fanden sich schwache Reste vorhanden gewesener Hämorrhoidalknoten. An der Leber war durch die äussere Untersuchung nichts Krankhaftes zu entdecken. Die willkürlichen Bewegungen waren träge und hatten baldige Ermüdung zur Folge; an den Knöcheln der untern Extremitäten fand sich etwas Oedem. Die Temperatur war kühl, die früher so starke Hautausdünstung jetzt fast unterdrückt. Der Schlaf war unruhig, mit vielen Träumen verbunden. Die Sinnesverrichtungen zeigten nichts Krankhaftes. — Die Seelenstörung gab sich noch immer durch eine grosse Scheu und ungewöhnliche Furcht, hauptsächlich aber durch die oben erwähnte, bleibende Wahnvorstellung kund, die den Kranken fortwährend, wenn auch, wie es schien, nicht ganz mehr in dem frühern Grade quälte und beunruhigte. Ueber den Grund seiner Meinung, dass er die Armenrechnungen unrichtig aufgestellt habe, befragt, wusste er nichts anzugeben und versicherte, es selbst nicht begreifen zu können; dennoch müsse er es glauben, weil er zu sicher wisse, dass er es gethan habe, obwohl er keinen Grund dazu gehabt und durchaus nicht denken könne, wie er dazu gekommen sei. — Die zu Tage liegenden Gegengründe, z. B. dass bei einer genauen Untersuchung der Rechnungen sich durchaus kein Fehler darin gefunden, liessen ihn ganz unberührt, und alle Antwort, die er darauf gab, bestand in der Aeusserung: die Folgen würden es schon ausweisen. — Neben dieser Wahnvorstellung hatte er ein überspanntes Gefühl von seinem Kranksein, welches sich in vielfachen hypochondrischen Grillen äusserte. Auch verzweifelte er gänzlich an seiner Wiederherstellung, sowie an der Rückkehr zu den Seinigen. — Für sonstige Gegenstände zeigte er eine ungeschwächte Urtheilskraft und erwies sich in seinem Verhalten durchaus anständig, zugleich willig, den hinsichtlich seiner in Bezug auf Lebensordnung, Beschäftigung und Arzneigebrauch getroffenen Anordnungen Folge zu leisten.

Für die Bestimmung des einzuschlagenden Heilverfahrens kamen vorzüglich die atrabiläre Constitution des Kranken, das im Mannesalter sich ausgebildet habende Hämorrhoidalleiden und die zurückgetretene Aeusserung dieses letztern in dem Symptome der früher bestandenen Blutungen aus den äussern Hämorrhoidalgefässen, und die Umstände, unter welchen diese Veränderung stattgefunden hatte, nämlich die Wirkung eines tiefen und anhaltenden Grames über den Verlust eines Kindes nach vielen und anhaltenden Nachtwachen und Sorgen, in Betracht. Diese Momente traten als diejenigen hervor, welche die jetzt bestehenden Anomalien in der Verdauungsthätigkeit, in den Functionen der

Haut und in denen des Nervensystems, wie sich dieselben in hypochondrischer Verstimmung und hysterischen Erscheinungen äusserten, und endlich auch mittelbar das tiefe Ergriffensein des Gemüthes und die Wahnvorstellungen erzeugt hatten.

Die nächste Berücksichtigung schien die Hämorrhoidalkrankheit und die Störung der Hautfunction zu verdienen, insofern zu erwarten stand, dass, wenn es gelingen würde, den Umlauf des Blutes in den Unterleibsorganen frei zu machen und der Blutbewegung eine mehr peripherische Stellung zu geben, die Anomalien in der Verdauungsthätigkeit, sowie in den Aeusserungen des Gemeingefühls, als grösstentheils von der Störung der Lebensthätigkeit in jenen Sphären des Organismus abhängig, ebenfalls verschwinden und auch die Seelenverrichtungen in ihren höhern Beziehungen hierauf zur Norm zurückkehren würden. — Zur Beförderung dieser Zwecke sollte Patient fürs Erste, bei einer leicht verdaulichen, doch die Verdauungsthätigkeit in etwas anregenden Kost, eine längere Zeit hindurch eine Mischung aus Tamarindenmark mit Schwefelblumen; statt dessen später: Rec. Flor. sulphur. Elaeos. citri āā ℥β Tart. dep. ℥j M. in solchem Maasse erhalten, dass täglich ein paar leichte Stühle erfolgten — jeden Abend ein Fussbad mit Königswasser nehmen —, nach Maassgabe seiner Kräfte Gartenarbeit treiben, und ausserdem im Hause auf eine sein Gemüth erheiternde Weise durch Lectüre, Gespräche und Musik beschäftigt werden, zu welcher letztern Absicht besonders die Kirchenorgel dienen sollte, die Patient auf eine vorzügliche Weise spielen konnte.

Es war Anfangs September, als mit der Ausführung des Curplans begonnen ward, und schon im Verlaufe der nächsten Monate fing der günstige Erfolg derselben an, sich zu zeigen. Zumal entsprach auch die Wirkung der Diät ganz der gehegten Absicht; der Stuhlgang ward regelmässig, der Unterleib freier, die Haut thätiger, und zugleich begann der Kranke wieder einigen Lebensmuth und sogar einige Heiterkeit zu zeigen. Er fand nun auch wieder Vergnügen an mannichfaltiger Beschäftigung, zumal mit der Musik, so dass er sich nach einiger Zeit gern dazu bewegen liess, die Orgel bei dem Gottesdienste und bei den Singübungen regelmässig zu spielen, sowie er auch am Abend auf dem Gesellschaftssaale häufig durch Klavierspiel und Gesangbegleitung zur Unterhaltung beitrug. Die grosse Angst und die mit derselben verbundenen Wahnvorstellungen traten nicht wie früher hervor, schienen jedoch nur zu schlummern. Ebenso waren die übrigen Beschwerden, wenngleich in bedeutendem Maasse gemindert, doch keinesweges gehoben. Immer noch litt der Kranke häufig an jener Vollheit und Spannung des Unterleibes, die ihm für mehrere Stunden jede Beschäftigung erschwerte oder unmöglich machte, und hiermit war auch fortwährend eine krankhafte Empfindlichkeit in der Regio hypochondriaca und lumbalis

verbunden, sowie ein, wenn auch geringer, Grad von hypochondrischer Gemüthsverstimmung. Daneben hatte sich während der letzten Zeit ein beschwerliches Jucken und Brennen am After eingefunden, welches mitunter selbst in ein lebhaftes Schmerzgefühl überging und zur wiederholten Ansetzung von sechs Blutegeln Anlass gab. Der Gebrauch der bisher gereichten innern Mittel ward übrigens jetzt bei Seite gesetzt, und statt ihrer wurden andere gewählt, die zwar denselben Indicationen, aber nach Maassgabe des schon so weit geförderten Zustandes des Kranken, der gegenwärtig eine mehr reizende und tonisirende Einwirkung vertrug, genügen sollten. Diesem nach wurden zuvörderst zweigranige Pillen aus Rad. rhei und Extr. millefol. $\overline{aa}$ verordnet, vier Mal täglich 6 bis 8 Stück zu nehmen, und diese gegen Ende Decembers mit andern aus Fel. tauri insp. ʒjjj; Thereb. venet. und Rad. zingib. $\overline{aa}$ ʒjjβ vertauscht, wovon ebenfalls vier Mal täglich 8 Stück genommen wurden. Daneben wurden die Säurefussbäder fortgesetzt, deren gute Wirkung der Kranke stets besonders pries und ihnen hauptsächlich seine jetzt so ruhigen Nächte zuschrieb; ebenso ward auch in aller Hinsicht das seitherige Regimen beobachtet, und Alles dieses mit dem glücklichsten Erfolge; denn schon zu Ende Januars ward die so lange bestandene Krankheit mit allen ihren mannichfaltigen Symptomen beseitigt, die Verdauungsthätigkeit normal, die in den Unterleibsorganen obwaltende übermässige Empfindlichkeit getilgt, die Haut in gesunder Thätigkeit, die Ernährung bedeutend gehoben, das Aussehen blühend, Lebensmuth und Heiterkeit in vollem Maasse zurückgekehrt, jede Spur von hypochondrischer Stimmung aufgehoben und jede Wahnvorstellung erloschen. So kehrte der Wiedergenesene nach einem kaum sechstehalbmonatlichen Aufenthalte in der Anstalt, lebhaft nach der gewohnten Thätigkeit verlangend, in seine Heimath und zu seinem noch für ihn offen gehaltenen Amte zurück, und er hat mir seitdem wiederholt von seinem fortdauernden Wohlsein geschrieben.

Das somatische Leiden war in diesem Falle deutlich charakterisirt und ein solches, wie es sich uns in vielen hundert andern Fällen darstellt. Worin lag aber hier der Grund, dass die hypochondrische Verstimmung und die Grillenhaftigkeit bis zum Irresein gesteigert ward, und dass sich zuletzt selbst eine Wahnvorstellung bildete, die mit der krankhaften Stimmung des Gemeingefühls und ihren vielfachen, ebenfalls permanenten Aeusserungen in gar keiner erkennbaren Beziehung stand, und neben jenen nun weit über ein volles Jahr hinaus unverändert beharrte? Wir wissen es nicht, sehen aber diese Wahnvorstellung, mit der Wiederkehr der Gesundheit in den übrigen Beziehungen, ebenfalls gewichen. — Der Erfolg der Behandlung war ausgezeichnet glücklich, und diese sogar schneller und vollständiger zum Ziele führend, als wir es in den meisten Fällen einer so ausgebildeten

Hypochondriasis sehen, indem die Besserung, einmal begonnen, ohne alle Unterbrechung rasch bis zur völligen Genesung fortschritt; — ohne Zweifel, weil das Leiden, ohne vorher bestandene Anlage, durch ein zufälliges Zusammenwirken der die Entstehung der Krankheit bedingenden Momente entstanden war.

Uebrigens sehen wir auch hier, bei der Bildung der permanenten Wahnvorstellung, sich denselben Vorgang wiederholen, wie in vielen andern Fällen. Der Kranke war schon lange in Niedergeschlagenheit und Schwermuth versunken, doch ohne dass sich Irresein in Bezug auf die Vorstellungsthätigkeit kund gab. Dann entstand zuerst der Wahn, dass er unheilbar an der Schwindsucht leide, welcher jedoch noch als der hypochondrischen Verstimmung angehörig betrachtet werden konnte. Nun aber gesellte sich zu der krankhaften Schwermuth ein dieser entsprechender Wahn, ohne alle Veranlassung, ausser allenfalls der, dass ein vielleicht früher bei der Abfassung der Rechnungen entstandener sorglicher Gedanke sich traumartig reproducirte: «Könntest du hier nicht einen Irrthum begangen haben?» Dieser unbegründete Wahn nistet gleichsam in der düstern Gemüthsstimmung und bildet sich weiter und weiter aus.

Welches nun waren hier die mit einander correspondirenden Vorgänge im Organismus und in der Seele, unter welchen der Wahn schwand? Wir wissen es nicht! Deutlich aber nehmen wir in weiten Umrissen die stattfindenden Beziehungen gegebener somatischer Zustände zu den sich darbietenden psychischen Erscheinungen wahr, und sehen diese durch jene, mittelst eines planmässig darauf hinzielenden ärztlichen Handelns, unverkennbar bestimmt werden und zur normalen Aeusserung zurückgeführt. — (Jacobi, Annalen der Irrenheilanstalt zu Siegburg, Köln 1837.)

Conrad Walker, Schreiber, aus einer ansehnlichen Stadt unfern der belgischen Grenze, hatte eben das dreissigste Jahr erreicht, als er der Heilanstalt um die Mitte des Jahres 1834, angeblich an tiefer Melancholie leidend, übergeben ward. Sein Vater war, nachdem er früher viel an Gicht gelitten, in seinem zweiundsechszigsten Jahre an Lungenschwindsucht gestorben. Seine Geschwister waren mehrentheils schwächliche Menschen; eine seiner Schwestern war an Typhus abdominalis gestorben, und eine andere war lange anhaltenden Durchfällen unterworfen gewesen. Doch hatte bis dahin Keiner aus der Familie an Irresein gelitten. Unser Patient selbst hatte die gewöhnlichen Kinderkrankheiten glücklich überstanden und bis zu seinem Mannesalter im Ganzen einer guten Gesundheit genossen. Daneben galt er für einen verständigen, braven Mann und zeigte insonderheit eine grosse Festigkeit des Charakters und viel Thätigkeit im bürgerlichen Leben. Auch lebte er seit seinem dreiundzwanzigsten Jahre in

glücklicher Ehe, war Vater von drei Kindern und hatte durchaus keine dringenden Nahrungssorgen. In seinem achtundzwanzigsten Jahre aber wurde er von einem Nervenfieber befallen, und litt, nachdem er von diesem genesen war, häufig an Congestionen zum Kopf. Später zeigte sich ein tieferes Ergriffensein des ganzen Organismus. Es stellte sich Appetitlosigkeit und nach den Mahlzeiten ein Gefühl von grosser Unbehaglichkeit in der Oberbauchgegend ein; die Stuhlausleerungen wurden träge, so dass sie sich mitunter bis zum fünften oder sechsten Tage verzögerten, und waren dann verhärtet und von mit Schleim gemischten Blutstreifen überzogen. Der Urin war dunkelgefärbt und übelriechend, die Speichelabsonderung sehr stark. Zu den Congestionen zum Kopf gesellte sich Schmerz in der rechten Seite desselben, und zugleich schien die ganze rechte Körperseite gefühlloser, als die linke. Auch der Puls war träge, die Haut trocken. Diese Krankheitserscheinungen in der somatischen Sphäre waren von nicht minder bedeutenden in der psychischen begleitet. Zuerst glaubte man nur eine vorübergehende Verstimmung wahrzunehmen. Seit etwa einem Jahre war aber eine entschiedene und fortschreitende Veränderung in seinem ganzen Wesen unverkennbar. Er wurde still, nachdenkend, weinte häufig und schien in tiefe Schwermuth versunken. Bis zum Frühjahre 1834 bildete sich dann das Uebel immer mehr aus und war nun vorzüglich durch ein allgemeines Misstrauen charakterisirt. Er hielt alle Menschen für seine Feinde, und fürchtete, zumal durch die ihm gereichten Speisen, vergiftet zu werden, so dass er selbst aus der Hand seiner Gattin keine nahm, wenn diese sie nicht vorher gekostet hatte. Mit dieser Furcht vor Vergiftung war in einem Widerspruche, wie er so oft in irren Zuständen vorkommt, der Wahn eines ihm unvermeidlich bevorstehenden nahen Todes verbunden, so dass er demselben mit jeder Stunde entgegensah. Er entzog sich nun auch gänzlich seinen Geschäften, welche er schon lange nachlässig betrieben hatte, und blieb oft ganze Tage lang im Bette liegen. Dabei erklärte er, nicht sprechen zu dürfen, und ward sehr zornig, wenn man eine Frage an ihn richtete. Selbst die Personen, die ihm früher die theuersten waren, durften sich ihm nicht mehr nahen, weil er glaubte, Alle hätten sich verbunden, ihm Kränkungen zu bereiten. Diese Verdüsterung des Gemüths nahm, ohne dazwischentretende hellere Zwischenräume, immer mehr zu, und da seine Widerspenstigkeit jedes ärztliche Einwirken unmöglich machte, so fanden sich seine Angehörigen endlich, als man den Zustand schon als hoffnungslos ansehen durfte, bewogen, ihn der Heilanstalt zu übergeben. — Der Kranke war von ansehnlicher Grösse, schlank und sehr abgemagert, so dass er nur noch 118 Pfund wog; die Haut war von gelbbrauner Färbung, unthätig, nicht ausdünstend, auf dem Rücken und den Extremitäten mit vielen Aknepusteln besetzt, im

Gesichte und stellenweise am Truncus in einem ausserordentlichen Grade fettig, schmierig und glänzend; das schwarze Haar überall sparsam stehend und auf dem Kopfe sehr fettig und struppig. Die Haltung des Körpers gerade, nur mit sehr stark nach vorn zu eingebogenem Rückgrat und dadurch vorgetragenem Bauche. Der Kopf war kugelförmig, aber mit hoher, stark gewölbter Stirn, das Gesicht lang, mit eingefallenen Wangen, blassgelblich gefärbt; der Blick der halbgeschlossenen Augen durchgehends starr auf den Boden geheftet; alle Gesichtszüge Starrheit, Regungs- und Empfindungslosigkeit ankündigend. Die Untersuchung der Brustorgane liess einen gesunden organischen Zustand der Lungen annehmen; doch war das Athmen zu frequent, und fand mit fast unmerklicher Bewegung des Brustkastens statt. Das Herz bot ebenfalls, bis auf einen geringen Grad von Hypertrophie und Erweiterung des linken Ventrikels, keine organische Anomalie dar. Der Puls an der Radialis gross, gedehnt, aber weich, und leicht unterdrückt, und ebenso verhielt er sich an der Carotis. Die Frequenz der Schläge war an verschiedenen Tagen sehr ungleich, zwischen 60 und 80 abwechselnd, doch in der Regel gering. Der Bauch ungemein ausgedehnt, elastisch gespannt, und der Ton bei der Percussion tympanitisch; die Leber etwas zu gross; ein stärkeres Betasten des Bauches in seinem ganzen Umfange keine Zeichen von zu grosser Empfindlichkeit oder von Schmerz hervorrufend. Die Absonderung des Speichels war ausserordentlich vermehrt; lange im Munde gesammelt, ward er jedesmal in grossen, trüben Massen ausgeworfen. Die Esslust war jetzt gut, und der Kranke nahm ohne Bedenken Alles zu sich, was ihm gereicht wurde; der Stuhl anhaltend sehr träge, fest, knollig, zu seiner Beförderung stets Abführmittel und Klystiere erfordernd; der Durst unbedeutend; am After einige geröthete dicke Falten und ein schlaffer Hämorrhoidalsack sichtbar. Der Urin häufig sehr dunkel gefärbt, stark riechend, selten entleert; die Temperatur über den ganzen Körper durchgehends niedrig, und die Hautausdünstung gering. Die Bewegung frei, aber träge und langsam, und der Kranke oft lange an einer Stelle bewegungslos verharrend. Keine Aeusserungen eines leidenden Gemeingefühls waren bemerklich, auch die Sinnesverrichtungen bis auf eine Schwerhörigkeit auf dem rechten Ohre normal; der Schlaf ruhig.

Hinsichtlich der Seelenthätigkeit schien der Kranke sich in einem weit tiefer gesunkenen Zustande zu befinden, als während seines Aufenthaltes in seiner Heimath. Er zeigte sich in seinem ganzen Verhalten vollkommen apathisch, stupid und willenlos. Sich selbst überlassen, sass oder stand er immer unbeweglich an einer und derselben Stelle, mit vorgebeugtem Haupte und starr auf die Erde gerichtetem Blick. Auch beharrte er, wenn man

ihn sonst eine Stellung einnehmen liess, sehr lange Zeit in derselben, bis er allmälig die gewöhnliche wieder annahm. Durch nichts vermochte man seine Aufmerksamkeit so anzuregen, dass er Theilnahme zeigte, sowie er auch auf keine ihm vorgelegte Frage antwortete, obwohl er, wenn man ihn aufforderte, irgend etwas zu thun, Folge leistete, so weit er die Aufforderung verstand, und in diesem Maasse auch, wenn man es begehrte, an körperlichen Geschäften, wiewohl äusserst langsam und träge, Theil nahm. Seine Gesichtszüge entsprachen indessen nicht ganz einem so stupiden Verhalten, sondern gewährten wenigstens oftmals den Ausdruck, als ob trübe Gedanken ihn fesselten, worüber sich auszusprechen er nicht über sich gewinnen könne, so dass man sich dann leicht zu neuen Versuchen aufgefordert fühlen konnte, ihn durch Zureden und sonstige gemüthliche Anregungen aus dieser melancholischen Stimmung, in die er versunken schien, zu wecken, wobei man sich dann aber jedesmal überzeugen musste, dass die in Anspruch genommenen Seelenthätigkeiten, wenn auch nicht erloschen, doch in einem hohen Grade unterdrückt seien. Es schien nach den geschichtlichen vorliegenden Daten keinem Zweifel unterworfen, dass der Typhus, den der Kranke vor zwei Jahren überstanden, den Grund zu der gegenwärtigen Krankheit gelegt habe, indem nach demselben eine Störung des gesunden Verhaltens in den verschiedenen Sphären des Organismus zurückgeblieben, die nicht ausgeglichen zu werden vermochte. Zugleich ergab es sich als wahrscheinlich, dass diese Störung hauptsächlich daraus hervorging, dass früher bestandene Hämorrhoiden, wovon die Spuren noch in der Gegend des Afters sichtbar waren, und deren Erzeugung, wie man vermuthen durfte, durch die sitzende Lebensart des Kranken, vielleicht bei einer ursprünglichen Anlage dazu, befördert worden war, nach dem Typhus sich nicht wieder ausbilden konnten, und dass es hauptsächlich das Nervensystem des Unterleibs sei, welches in Folge des obwaltenden Unvermögens, die frühere oder eine sonstige Ausgleichung zur Bildung eines relativen Gesundheitszustandes zu bewirken, wesentlich alterirte Functionen zeige, während die Thätigkeit des Gehirns nur secundär, theils von dem leidenden Bauchnervensysteme aus, theils durch Blutcongestionen, in Folge der nicht wieder zu Stande gekommenen Hämorrhoiden, beeinträchtigt sei. Die Gesammtheit der Krankheitssymptome zeigte sich als eine in allen Verrichtungen, sowohl in der somatischen als psychischen Sphäre, vorherrschende ausnehmende Trägheit. So in der trägen Muskularbewegung und in der oberflächlichen Respiration; in den verminderten Secretionen, mit Ausnahme der des Speichels, in Folge der Blutcongestionen zum Kopfe und der des Fettes auf der Haut, welche in der Regel nur bei Mangel an Lebensthätigkeit in diesem Organe beobachtet wird; ferner in den zurückgehaltenen Excre-

tionen, in der schwachen Blutbewegung, und endlich in der Schwächung der Vorstellungs-, sowie der Gemüths- und Willensthätigkeit.

Zufolge der von dem Krankheitszustande gewonnenen Ansicht erhielt der Kranke zuerst ein Infus. rad. arnic. und daneben abwechselnd Colocynth. pp. Extr. Gratiol. und Aloë succotr. in Pillen in solchem Maasse, dass täglich zwei bis drei Stühle erfolgten. Zugleich wurden täglich allgemeine laue Bäder und Regenbäder gegeben und der ganze Körper Morgens und Abends mit der Fleischbürste gebürstet. Zum Getränk ward ein Infus. flor. Verb. mit Crem. tartar. angeordnet, und hinsichtlich der Kost bestimmt, dass alle schwer verdaulichen Speisen vermieden und nur solche gereicht werden sollten, die als hinreichend nährend und die Thätigkeit des Darmkanals anregend angesehen werden konnten. Ausserdem ward der Kranke in dem Maasse, wie es sein Zustand gestattete, mit leichten körperlichen Arbeiten beschäftigt und zur Beobachtung eines anständigen Betragens angehalten, da er für jede anderweitige psychische Einwirkung dermalen unzugänglich war. — Obgleich aber dieses Heilverfahren bis zum Anfange des Octobers mit Beharrlichkeit angewendet ward, so blieb doch der Zustand des Patienten im Wesentlichen unverändert; denn wenn auch, zumal bei dem vereinigten Gebrauch der Aloë und der Coloquinthen, der Bauch, indem täglich mehrere ergiebige Stühle erfolgten, dünner und weicher ward, so nahm er doch bei jedem Aussetzen der Anwendung dieser Mittel sehr bald seine frühere Ausdehnung und trommelartige Spannung wieder an, und wenn auch die Haut etwas weicher und geschmeidiger und ihre Temperatur weniger niedrig erschien, so zeigte sie doch noch immer einen grossen Mangel an Lebensthätigkeit, und die Aussonderung eines öligen Fettes auf derselben, ein eigentliches Fettschwitzen, hatte vielmehr zu- als abgenommen, sowie auch das Kopfhaar von dem Fette, womit es durchzogen war, wahrhaft starrte. Die Speichelabsonderung blieb ebenfalls ganz übermässig, und die Thätigkeit des Gefässsystems ohne alle Energie, obgleich die Frequenz der Pulsschläge in der Regel bedeutender war, als früher, und von nun an nicht leicht mehr unter 80 herabkam. Auch beharrte die Ernährung beinahe auf demselben, wenn auch nicht völlig so niedrigen Standpunkte, wie bei der Aufnahme des Kranken. Im Ganzen zeigten sich die krankhaften Erscheinungen fortwährend vorzugsweise in den Organen, die in der Sphäre des den Functionen der Nutrition dienenden Nervensystems liegen, und in diesen waltete ein deprimirter Zustand ob, wodurch auch die Thätigkeit im peripherischen Theil des Nervensystems geschwächt ward. Als eine neue Erscheinung wurde jetzt eine eigne unbiegsam steife Haltung des Nackens bemerkt, und etwas später ein zuweilen sich zeigendes Zittern der obern Extremitäten und

des Kopfes, wobei das Athmen mitunter schnaubend ward, welche Zufälle aber niemals lange anhielten.

Bei der Rückwirkung des gegebenen Krankheitszustandes auf das Gehirn blieb die Aeusserung der höhern Seelenverrichtung noch immer in gleichem Maasse gehemmt, ohne dass jedoch die Fähigkeit zu derselben aufgehoben schien. Diese Befangenheit in der Aeusserung aber, verbunden mit dem fortbestehenden Anschein des noch vorhandenen Vermögens, welches die Gesichtszüge gewährten, erzeugte jenes Bild tiefer und schwermüthiger Contemplation.

Da nach allem Diesen die Indicationen der Behandlung die nämlichen blieben, die bisher angewendeten Mittel aber so wenig geleistet hatten, so wurden zwar andere gewählt, jedoch nur solche, die derselben Absicht entsprachen. Es wurden Pillen, erst aus As. foet. Rad. Helleb. alb. und Rad. zingib.; später aus Rad. Helleb. nigr. und Terebinth. ven. gereicht, und der Stuhlgang, wenn es erforderlich war, ausserdem noch durch Electuar. senn. befördert. Zugleich wurden warme Douchen auf den Unterleib angewendet und ganze Bäder mit Hep. sulph. gegeben, dabei das häufige Bürsten der Haut fortgesetzt, Streifen von Empl. canth. abwechselnd an verschiedenen Stellen den Rückgrat entlang gelegt, die Wunden aber eine längere Zeit über offen gehalten und das früher angeordnete Regimen ferner beobachtet. Da indessen durch die mehrere Monate fortgesetzte Anwendung auch dieser Mittel keine günstige Veränderung in dem Zustande des Patienten hervorgerufen ward, so wurden sie ebenfalls gegen Ende Januars bei Seite gesetzt, und man beschränkte sich darauf, den Leib theils durch Elect. senn., theils durch Extr. aloës mit Sal mir. offen zu halten und die diätetischen Vorschriften wie bisher beobachten zu lassen.

Nun aber bildete sich wenige Wochen später eine neue Krankheitsverwickelung aus, welche den Tod des Patienten unerwartet schnell herbeiführte. Mit dem 20. Februar trat nämlich ein starker Durchfall ein, der zwei Tage anhielt und wobei die Ausleerungen zum Theil schwarzes, zum Theil hellrothes Blut enthielten. Nach einer Zwischenzeit von sechs Tagen, während deren das Befinden des Kranken wie früher war, kehrte ein ähnlicher Durchfall wieder, war aber nun mit Symptomen von Darmentzündung, einem fixen Schmerz in der Nabelgegend, der beim Drucke zunahm, öfterem Erbrechen, weiss beschlagener Zunge, brennendem Durst, einem kleinen schnellen Pulse u. s. w. begleitet, und obwohl auch nun noch wieder zuweilen Remissionen des Leidens eintraten, so verschlimmerte sich der Zustand doch im Ganzen, aller dagegen angewandten Mittel ungeachtet, fortwährend, so dass der Patient mit jedem Tage dem Tode näher gebracht war und am 6. März starb. Diese letzte Periode seiner Krankheit war für den Unglücklichen äusserst leidenvoll, war aber von dem

merkwürdigen Umstande begleitet, dass er während derselben seine völlige Besonnenheit wieder erhielt, ohne dass dieselbe bis zum letzten Athemzuge weiter gestört ward, so dass das Irresein für den Schluss seines Lebens in jeder Beziehung aufgehoben schien, indem er nicht nur eine gesunde Urtheilskraft bewies, sondern auch nichts von der starren Abgeschlossenheit und Befangenheit mehr zeigte, die seinem psychischen Leiden jenes eigenthümliche Gepräge gegeben hatte.

Die Leichenöffnung ward 30 Stunden nach dem Tode vorgenommen. Die Leiche zeigte einen noch nicht sehr hohen Grad von Abmagerung; die Bauchdecken waren von blauschwarzer Farbe, obwohl die Temperatur des Locals, in welchem sie gelegen hatte, nur 5^0 R. betrug.

Kopf. Das Schädelgewölbe war ziemlich dünn, mit einigen starken Vertiefungen von den hier gelagerten pachionischen Drüsen, und an diesen Stellen die Dura mater, wie gewöhnlich, fest mit der innern Schädelfläche verwachsen. In den Proc. falciform. fanden sich mehrere drei bis vier Linien lange und eine Linie breite, scharfrandige Knochenstückchen inserirt. Die Gefässe der Pia mater waren mässig ausgedehnt, und zwischen der Pia mater und Arachnoidea, woran sich nichts Abnormes zeigte, war ein wenig Serum infiltrirt. Die Substanz des Gehirns war im Ganzen ziemlich fest und zeigte nicht ungewöhnlich viele Blutpunkte. Die Seitenventrikel enthielten nur äusserst wenig Serum. — Alle innern Theile des Gehirns waren gehörig ausgebildet und besassen den normalen Grad von Consistenz, wovon jedoch die Corp. quadrigem., der Pons varoli und die Medulla oblongata etwa eine Ausnahme machten, da ihre Consistenz ein wenig zu derb erschien.

Brust. In dem rechten Pleurasacke fanden sich etwa fünf Unzen blutiges Serum. Beide Lungen waren an der Spitze durch Fäden von organisirtem Faserstoffe an die Rippenwände angeheftet, übrigens gesund bis auf eine haselnussgrosse unerweichte Tuberkelmasse in dem obern Lappen der linken, und eine viel kleinere, incystirte, im obern Läppen der rechten Lunge. — Das Herz war von mässiger Grösse und zeigte keine andere krankhafte Abweichung, als eine geringe Hypertrophie der Wände des linken Ventrikels, mit einer gleichfalls geringen Verengerung von dessen Höhle. Beide Ventrikel waren mit grossen Massen gestockten Blutes angefüllt.

Unterleib. Die Leber war ziemlich gross, blutreich, leicht brüchig, grobkörnig, mit überwiegender rother Substanz. Die Gallenblase enthielt viele zähe, dunkel gefärbte Galle. Die Milz war von geringer Grösse und ziemlich fester Consistenz. Das Pancreas erschien ungewöhnlich fest, übrigens aber von normaler Grösse und Gestalt. Die Nieren waren derb, blutreich, fest. Die Harnblase bot nichts Krankhaftes dar. Der Magen war von durchaus nor-

maler Beschaffenheit, und an keiner Stelle des Darmkanals sah man Exsudationen oder Aftergebilde am Bauchfelle. Dagegen zeigte, zumal an dem untern Theile der durchaus blutreichen dünnen Därme, die Schleimhaut eine starke schwarze Blutinfiltration, wobei die kleinen nervösen Gefässe wulstartig auf der Schleimhaut lagen. Diese Blutinjection war in der Umgegend der Gruppen der Peyer'schen Drüsen am stärksten. Die Falten in der Nähe der Valvula coli waren vollkommen derb und zugleich von dem nervösen Blute schwarz gefärbt. — Die merkwürdigste Veränderung aber zeigten das Colon und das Rectum durch eine ausserordentliche Verdickung ihrer sämmtlichen Häute, die in den Vertiefungen drei Linien, in den wulstigen Falten aber acht Linien stark waren, so dass die Höhle des Darmes dadurch an manchen Stellen fest ausgefüllt erschien. Doch waren diese wulstigen Erhabenheiten einer solchen Zusammendrückung fähig, dass der Durchgang der Fäces nicht gehemmt werden konnte, indem die Verdickung eine sehr lockere Masse bildete und die Häute nur gleichsam aufgedunsen, zugleich aber mit Serum und Blut infiltrirt waren, welches auch beim Einschneiden aussickerte, ohne dass doch der Darm, wenn man ihn nicht mit Gewalt zwischen die Finger drückte und so von der darin enthaltenen Flüssigkeit entleerte, zusammenfiel. Auch nach solcher Auspressung blieb aber die Entartung des Gewebes gleich deutlich zu erkennen und zeigte sich als vollkommen fest und organisirt, so dass an ihrem schon längern Bestehen nicht gezweifelt werden konnte. Die Färbung des Dickdarmes war der des untern Theiles des Dünndarmes gleich. Im mittlern und untern Theile desselben zeigte aber die Schleimhaut an vielen Punkten gleichsam angefressene, vom Epithelium entblösste rothe Stellen, woraus man ein blutiges Serum ausdrücken konnte. Ueber diesen Stellen befand sich ein fest aufsitzender, grünschwarzer, nicht abzuschabender Ueberzug von Fäcalmasse. Jacobi (Annalen der Irrenheilanstalt zu Siegburg, Köln 1837.)

Obgleich diese von Jacobi mitgetheilten Beispiele, nach seinen vorwaltenten psychiatrischen Ansichten gewählt, nur als mit Melancholie verbundene Krankheiten erscheinen, so stellen sie doch jedenfalls zuverlässige Beobachtungen dar, deren der unparteiische Forscher sich bemächtigen kann, um die hervortretenden Momente zu benutzen und in Betracht zu ziehen.

Zum Schlusse wollen wir noch eine Erfahrung mittheilen, die Sinogowitz [1]) in seiner Praxis gemacht hat. «Ich erinnere mich, wie viel Mühe es mir machte, zu ermitteln, dass ein Geisteskranker von der fixen Idee beherrscht wurde, er müsse von

1) A. a. O. S. 417.

Allem, was er wolle, das Gegentheil thun. In der Heilanstalt that er, was er thun musste (sein Wille kam dabei nicht in Betracht, so erklärte er sich später), er war daher immer folgsam, anspruchslos und schien seiner Genesung nahe zu sein. Es wurde ihm nun gestattet, auf dem gemeinschaftlichen Hofe der Anstalt umherzugehen, um sein Benehmen unter Gesunden unbemerkt zu beobachten. Lange blieb dieser, sonst sehr lebhafte, junge Mann auf einer Stelle stehen, dann machte er sehr schnell drei Schritte vorwärts, diese ebenso schnell zurück; dies wiederholte er in mehreren Richtungen. Wie zufällig kam ich hinzu und fragte nach seiner Beschäftigung. Er erröthete, sammelte sich indessen und gab zur Antwort: «Ich wollte nur sehen, ob meine Schritte nach allen Richtungen gleich gross sind, und finde darin die vollkommenste Uebereinstimmung.» Dieser junge Mann war Maler, ich machte ihm nun den Vorschlag, das Andachtszimmer der Anstalt zu besuchen, um daselbst die Gemälde zu betrachten. Wir gingen. Auf dem Wege dorthin verliess ich ihn mit den Worten: «Wenn Sie die Gemälde sehen wollen, so gehen Sie nur hin, Sie werden das Zimmer geöffnet finden, denn mir fällt so eben ein dringendes Geschäft ein, das sich nicht aufschieben lässt.» — So entfernte ich mich, um ihn unbemerkt zu beobachten. Er öffnete die Thür des Betzimmers, trat schnell hinein, doch ebenso schnell wieder zurück. Als er dies zehn Mal wiederholt hatte, war ich wieder in seiner Nähe mit der Frage: «Sie versuchen wohl, ob die Thüre sich leicht öffnen und schliessen lässt?» — Nein, erwiderte er, ich wollte eigentlich in das Zimmer gehen. — «Darum blieben Sie ausserhalb?» — Ja wohl, antwortete er, und ging schnell fort, kam aber eilig wieder zurück, um in das Betzimmer zu treten. Als ich nun fragte: «Wollen Sie etwas in dem Betzimmer sehen?» — Nein, durchaus nicht, rief er, ich wollte eigentlich in das Betzimmer gehen. — Auf meinen Wunsch ging er in sein Zimmer zurück; in das Betzimmer selbst war er nicht weiter als zwei Schritte vorgedrungen.

Vor dem Eintritte seiner Geistesstörung soll dieser talentvolle junge Mann das Unglück erlebt haben, dass seine Kunstleistungen nicht in dem Maasse, wie er sicher gehofft hatte, anerkannt wurden, und dass seine lange genährte leidenschaftliche Liebe verschmäht wurde. — Man glaubte seine bald darauf bemerkbar gewordene, eigenthümliche Geistesstörung diesen aufeinanderfolgenden Gemüthserschütterungen zuschreiben zu dürfen.

VI. Wahnsinn.
Vesania. Dementia. Anoësia. Paranoia.

Die Alten behandelten den Wahnsinn als keine besondere Form. Ihre Eintheilung der Geisteskrankheiten — in Manie, Melancholie und Blödsinn — erhielt sich von Hippokrates ab durch die ganze Galen'sche Zeit des Mittelalters, und erst mit Sauvages sehen wir den Wahnsinn in den Büchern auftreten und als besondere Krankheitsart von den übrigen abgeschiedenen besprochen. Seit dieser Zeit sind die mannichfachsten Versuche gemacht worden, um den Begriff des Wahnsinns durch eine feste Definition zu begränzen; allein jedes Bemühen blieb fruchtlos und scheiterte an dem proteusartigen Symptomencomplex dieser Krankheit. Zwei Hauptgesichtspunkte sind es vornehmlich, von denen man bisher bei der Bestimmung des Wesens, der Natur des Wahnsinns ausging; einmal analysirte man die Seele auf ihre Grundelemente und bestimmte die eine oder die andere Seelenthätigkeit als Grundlage aller hierher gehörigen Krankheitserscheinungen, sodann — und dies geschah hauptsächlich in den letzten Decennien — suchte man den Wahnsinn aus seinem pathologischen Boden herauszufördern. Als Vater der erstern Richtung kann füglich Kant angesehen werden, denn seine Anthropologie [1]) giebt überall die Basis und die Eintheilung der Seelenkräfte in Geist, Gemüth und Wille, oder in Vorstellungs-, Gefühls- und Willensvermögen, hallt in jedem Compendium wieder. Daher trifft derselbe Vorwurf, welcher der Kant'schen Anthropologie überhaupt gemacht werden kann, dass sie nämlich nur Erklärungen, Umschreibungen der Worte enthalte, wie sie in der damaligen Umgangssprache gebraucht wurden, ohne gerade der Sache selbst näher zu treten, auch mit Recht diese psychologisch-psychiatrische Richtung. Die Mannichfaltigkeit, Ungleichmässigkeit und

1) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, abgefasst von *Imm. Kant.* Königsb. 1798.

Wandelbarkeit der psychischen Krankheitserscheinungen machen die Auffassung des Wahnsinns nach blossen psychologischen Momenten jedesmal zu Schanden; wir begegnen in der Wirklichkeit niemals einfachen, nur eine Seelenthätigkeit belastenden Krankheiten, die unreinen und gemischten Formen sind Regel; daher werden wir aus einem psychologischen Netze keine verdeutlichende Uebersicht gewinnen können. Aber abgesehen von diesem rein diagnostischen Standpunkte, welchen Nutzen bringt eine psychologische Bestimmung und Eintheilung des Wahnsinns der Pathologie und Therapie? Was soll der behandelnde Arzt als Heilobject mit geeigneten Mitteln angreifen? Es fehlt ihm der Grund und Boden, das Substrat. Wir geben in der unten stehenden Note die hauptsächlichsten psychologischen Bestimmungen des Wahnsinns [1]).

1) *Kant* in seiner Anthropologie sagt vom Wahnsinn Folgendes aus: „Der Wahnsinn (Dementia) ist diejenige Störung des Gemüths, da Alles, was der Verrückte erzählt, zwar den formalen Gesetzen des Denkens zu der Möglichkeit einer Erfahrung gemäss ist, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbstgemachte Vorstellungen für Wahrnehmungen gehalten werden. Von der Art sind Diejenigen, welche allerwärts Feinde um sich zu sehen glauben; die alle Mienen, Worte oder sonstige gleichgültige Handlungen Anderer als auf sich abgezielt und als Schlingen betrachten, die ihnen gelegt werden. — Ich habe nie gesehen, dass Jemand von dieser Krankheit je geheilt worden ist (denn es ist eine besondere Anlage, mit Vernunft zu rasen.) Sie sind aber doch nicht zu dem Hospitalnarren zu zählen, weil sie, nur für sich selbst besorgt, ihre vermeinte Schlauigkeit nur auf ihre eigene Erhaltung richten, ohne Andere in Gefahr zu setzen, mithin nicht sicherheitshalber eingeschlossen zu werden bedürfen.“ — Wir sehen besonders aus den letzten Bemerkungen, dass hier der Begriff des Wahnsinnes viel zu weit, auf der andern Seite aber auch zu eng gefasst ist. Danach wäre fast die ganze Welt ein Tollhaus.

Zu gleicher Zeit schrieb *Arnold*, ein Engländer, über den Wahnsinn; er theilt ihn in ideellen Wahnsinn und in Wahnsinn in Rücksicht auf Begriffe. (S. Literatur dieses Buches.) „Ideeller Wahnsinn ist, nach ihm, derjenige Zustand der Seele, in welchem man glaubt, Personen oder Dinge zu sehen, zu hören, oder sonst zu begreifen, die entweder zu dieser Zeit keine Existenz in den Sinnen, oder keine solche haben, als man glaubt, dass sie haben, oder, wenn man ja die äussern Gegenstände so begreift, als sie wirklich existiren, doch falsche Ideen von der ihnen eignen Gestalt und andern in die Sinne fallenden Eigenschaften derselben hat. — Wahnsinn in Rücksicht auf Begriffe ist derjenige Zustand der Seele, wo man äusserlich Gegenstände so sieht, hört, oder auf eine andere Art begreift, wie sie wirklich als Gegenstände der Sinne existiren, aber zugleich solche Begriffe von den Kräften, Eigenschaften, Absichten, dem Zustande der Bestimmung, Wichtigkeit, Existenz und dergleichen, der Dinge und Personen, seiner selbst oder Anderer hat, die dem gesunden Menschenverstande oder unbefangenen oder vernünftigen Menschen offenbar und oft in einem hohen Grade irrig und unvernünftig vorkommen.“ Die Verworrenheit und Unklarheit des Verfassers über den Wahnsinn konnte wohl nicht besser, als durch diese seine Definition dargethan werden.

Viel mehr verspricht die neuere Richtung, welche die Geisteskrankheiten überhaupt und daher auch den Wahnsinn auf pa-

Hofbauer (s. Literatur dieses Buches) setzt den Wahnsinn in ein Missverhältniss zwischen den Sinnen und der Einbildungskraft, das den Menschen verleitet, subjective Einbildungen für Vorstellungen wirklich empfundener Gegenstände zu halten, oder, wie er an einer andern Stelle sagt: „Der Wahnsinn ist eine Verrückung in dem Verhältnisse der Einbildungskraft zu den Sinnen. Der Wahnsinnige wird Vorspiegelungen seiner Einbildungskraft für Empfindungen, und was er empfindet, wenn es mit jenen im Widerspruche ist, für blosse Einbildung halten." Als Charakterzeichen des Wahnsinns hebt er die Dauer der Erscheinungen hervor. „Der Wahnsinn unterscheidet sich von der Phantasterei lediglich darin, dass in ihm die Verwechselung zwischen Dem, was die Einbildungskraft Einem vorspiegelt, mit Dem, was man empfindet, fortwährend, in diesem hingegen vorübergehend ist; oder deutlicher: der Wahnsinnige bleibt bei seinem Wahne, der Phantast hingegen kommt von demselben zurück, ob er gleich bei gewissen Veranlassungen immer von Neuem von demselben Wahne hintergangen wird." Dieser Anschauungsweise gemäss unterscheidet er vier Wahnsinnsformen: 1) Wahnsinn aus einem Missverhältnisse zwischen der Sinnen- und der Einbildungskraft; 2) Wahnsinn, welcher fix oder unstät ist in Bezug auf die herrschende Wahnvorstellung; 3) Wahnsinn, der in seinem Verlaufe continuirlich oder wechselnd ist; 4) vorspiegelnder und chimärischer Wahnsinn. — Wir sehen hier diese ganze Eintheilung viel mehr auf psychische Symptome, als auf durchgreifende Principien gegründet; ein Vorwurf, den ihm schon *Reil* machte.

Reil (in seinen Rhapsodien) bezeichnet die wesentlichen Merkmale des Wahnsinns damit: „Der fixe Wahnsinn besteht in einer partiellen Verkehrtheit des Vorstellungsvermögens, die sich auf einen oder auf eine Reihe homogener Gegenstände bezieht — (Definition der Melancholie nach *Boerhaave*) —, von deren Dasein der Kranke nicht zu überzeugen ist und die daher die Freiheit seines Begehrungsvermögens beschränkt und dasselbe gezwungen, seiner fixen Idee gemäss, bestimmt. Beide Merkmale, fixe Idee und subjective Ueberzeugung, dass der Wahn Wahrheit sei, gehören wesentlich zur Charakteristik dieser Krankheit; denn es giebt Fälle fixirter Ideen ohne Wahnsinn." Wir sehen hier die Melancholie mit dem Wahnsinn zusammengefasst, und *Reil* weicht daher in keinerlei Weise von den Alten ab, welche den Wahnsinn ebenfalls theils unter Melancholie, theils unter Manie abhandelten, ohne seinen Symptomen eine zusammenhaltende besondere Benennung beizulegen. „Melancholia est angor, in una cogitatione defixus atque inhaerens absque febre", sagt schon *Aretäus*.

Vering definirt den Wahnsinn als anhaltende, allgemeine oder partielle Krankheit des Vorstellungsvermögens, verbunden mit der Unfähigkeit, den Ungrund der irrigen Vorstellungen zu erkennen. Bezieht sich die Verkehrtheit auf das gesammte Vorstellungsvermögen, so nennt er diesen Zustand allgemeinen oder completten Wahnsinn, beschränkt er sich auf eine Hauptidee, so entsteht, nach ihm, der fixe Wahn, die fixe Idee. Nach den Vorstellungen der Wahnsinnigen bringt *Vering* den Wahnsinn in die zwei von *Arnold* aufgestellten Arten: 1) Ideeller Wahnsinn; 2) Wahnsinn in Bezug auf die Begriffe, und fasst beide unter dem Begriff des allgemeinen Wahnsinns zusammen, sodann betrachtet er den Wahnsinn nach seinem Verlauf, ob er anhaltend oder periodisch ist. Wir sehen auch hier keine Einheit in der Auffassung und kein Princip in der Eintheilung; letztere ist theils die *Arnold'sche*, theils die von *Hofbauer* gegebene.

thologischem Boden zu fixiren sucht. Allein die Resultate, welche auf diesem erst jüngst eingeschlagenen Wege bisher gefunden worden, sind noch so geringfügig, so vereinzelt, dass eine feste Bestimmung des Wahnsinns, aus dieser Quelle geschöpft, noch unmöglich ist. Man trifft in diesem Gebiete noch zu häufig unsichern Boden, der allgemeine Streit und Zwiespalt über die ersten Elemente der Pathologie der Geisteskrankheiten ist noch gar nicht einmal zu Ende und man kann daher vorläufig nichts Besseres thun, als zu beschreiben, wo eine Definition nicht ausreicht.

Wir werden hier diese Form nach ihrem Wortsinn nehmen, den Wahn in den Sinnen betrachten. Der Wahnsinnige wähnt irgend Etwas zu sehen und zu hören, obgleich äusserlich kein objectiver Grund zu diesen Sinneserregungen gegeben ist, oder aber er wähnt, ein Object zu sehen, wie es nach seinen Eigenschaften dem gesunden Sinne Anderer nicht erscheinen kann; und so sehen wir uns auf das Gebiet der Hallucinationen und Illusionen geführt, welche die Grundlage einer jeden zusammengesetzten Wahnsinnsform ausmachen. Beide Arten von Sinnes-

Neumann. „Die Form, sagt er, unter welcher Krankheit des Vorstellungsvermögens am häufigsten erscheint, welche von Natur selten oder nie geheilt wird, der Kunst die grösste Schwierigkeit entgegensetzt, schwer in der Erkenntniss, noch schwerer in der Erklärung ist und am leichtesten wiederkehrt, wo sie einmal stattgefunden, ist der Wahnsinn im weitern Sinne. Wir benennen mit diesem Namen die partielle Krankheit des Vorstellungsvermögens, bei welcher nur ein Theil desselben sich krankhaft äussert. Da hierdurch das ganze System der Vorstellungen des Individuums verschoben und verrückt ist, so nennen wir diese Krankheit auch Verrücktheit."

An einer andern Stelle bestimmt er den Wahnsinn im engern Begriffe: „Wir nennen den Zustand, in welchem ein Mensch bei ganz gesunden Aeusserungen der übrigen Vorstellungskräfte einen Wahn unterhält, wahnsinnig im engern Verstande. Er kann sich äussern:

1. *In der Perception.* Der Kranke hat Sinnesempfindungen, denen nichts Objectives entspricht, ohne Krankheit der Sinne.
2. *In der Erinnerungskraft.* Der Kranke glaubt ein Anderer zu sein, als er ist, trägt überhaupt Dinge als gewiss und geschehen vor, die offenbar unmöglich und ungereimt sind.
3. *In der Combination.* Der Kranke stellt Argumentationen auf und bildet Consequenzen, die theils auf ganz irrigem Princip beruhen, theils auf einer eigenthümlichen Logik, welche zwar die Form der richtigen nachahmt, doch die handgreiflichsten Gegensätze übersieht.

In dieser rein psychologischen Auffassungsweise, ohne auf die materielle Basis zurückzugehen, bleiben auch noch in das zweite Decennium dieses Jahrhunderts hinein alle Definitionsversuche des Wahnsinns; wir unterlassen daher die weitere Anführung und verweisen auf die Literärgeschichte *Friedreich's.*

störungen kommen zwar fast bei allen Geisteskrankheiten vor, allein nirgends sind sie so constant, als im Wahnsinn. Es wird daher nöthig, sie hier im Weitern zu besprechen.

Esquirol war der Erste, welcher in obiger Weise den Unterschied zwischen Hallucination und Vision feststellte; in früherer Zeit verwechselte man sie ganz und gar, aber auch noch jetzt findet man sie zuweilen unter falschen Anschauungsweisen besprochen. Wir werden sie im Folgenden getrennt behandeln.

Hallucinationen.

«Ein Mensch, sagt Esquirol [1]), der die feste Ueberzeugung einer wirklich empfangenen Empfindung hat, und zwar dann, wenn kein äusserer Gegenstand sich in der Umgebung seiner Sinne befindet, der diese Erregung erregen könnte, ein solcher hat Hallucinationen.» Die Empfindung ist allen Sinnen gemein, und daher finden Hallucinationen in allen Sinnen statt; da aber jeder Sinn seine eigne Energie besitzt, so muss dadurch, je nach dem Nerven, in dem sie auftreten, nothwendig Verschiedenheit derselben hervorgehen. Phantasmen oder Hallucinationen sind demnach Sinnesempfindungen aus innern Ursachen ohne äussere erregende Objecte, mit den eigenthümlichen Energien der Sinne; wir können alle Arten des Empfindens durch äussere Ursachen auch ohne diese haben. Die Zustände des Sehnerven, Licht, Farbe und Dunkelheit, kommen auch im Traume zu Stande, können auch Blinde erfahren. «Die äussere Natur vermag uns daher hier keine Eindrücke zu schaffen, die nicht schon aus innern Ursachen in den Nerven möglich wären, und man sieht, wie ein wegen Verdunkelung der durchsichtigen Medien von Jugend auf Blinder die innere volle Anschauung des Lichtes und der Farben haben muss, wenn die Nervenhaut und der Sehnerv des Gesichtsorgans nur unversehrt sind. Die Vorstellungen, die man sich hier und da von den wunderbar neuen Empfindungen, die ein von Geburt an Blinder durch die Operation erhält, macht, sind übertrieben und unrichtig. Das Element der Gesichtsempfindung, das Empfindbare dieses Sinnes, Licht, Farbe, Dunkel, muss diesen Menschen ebenso gut, wie den andern bekannt sein. Denkt man sich ferner, dass ein Mensch in der einförmigsten Natur geboren werde, die aller Farbenpracht entblösst wäre und ihm niemals die Eindrücke der Farben von aussen zuführte, so würde sein Sinn nicht ärmer als der jedes Menschen sein, denn das Licht und die Farben sind ihm eingeboren und bedürfen nur des Reizes, um zur Anschauung zu kommen.» (Handbuch der Physiologie des Menschen, von Joh. Müller.) Zu den innern Ur-

1) *Esquirol*, Die Geisteskrankheiten u. s. w. Ins Deutsche übertragen von Dr. *Bernhard*. Berlin 1838.

sachen, welche Hallucinationen hervorrufen, gehören aber nicht blos körperliche, wie Congestionen, krankhafte Zustände der Nerven selbst, oder in den Organen, welche einen gewissen materiellen Connex mit denselben haben oder zu ihnen in sonstiger consensueller Beziehung stehen, sondern auch reine Vorstellungen oder vorwaltende Thätigkeit der übrigen Seelenkräfte, wie Exaltationen des Gemüths, der Phantasie, Reminiscenzen aus dem frühern Leben, welche einen bedeutenden Eindruck gemacht haben. Pascal sah zu seiner linken Seite beständig einen Feuerabgrund und suchte sich gegen die Gefahr, in denselben hinabzustürzen, durch Stühle oder eine andere Schutzwehr zu schützen; scheu gewordene Pferde hatten ihn in früherer Zeit in einen Abgrund zu stürzen gedroht. — Spinello, ein Maler, sah den Teufel, den er in einer grässlichen Gestalt gemalt hatte, immer zu seiner Seite und hörte Vorwürfe, die derselbe ihm deshalb machte. Die Phantasie kann aber auch durch Abstumpfung der Sinne ein Uebergewicht bekommen und deshalb Hallucinationen hervorrufen.

Der Prediger Gabriel Gottlieb Voigt, Pastor an der Johanniskirche zu Danzig, der in seinem achtundsiebzigsten Jahre stand und bald funfzig Jahre in seinem Amte war, hatte in seinen jüngern Jahren mit vieler Anstrengung gearbeitet. Als er sich einst auf seine Weihnachtspredigt vorbereiten wollte, sah er zu seiner Rechten einen Knaben, der über seine Schultern weg über das Papier sah. Anfangs entsetzte er sich über diese Erscheinung, kehrte sich aber bald um und die Erscheinung war verschwunden. Sein rechtes Auge war seit acht Jahren dunkel und unbrauchbar geworden. (Nationalzeitung der Deutschen, 1805.)

Einen andern hierher gehörigen Fall erzählt Bonnet von seinem Grossvater: «Ich will nur so viel sagen, dass ich einen angesehenen Mann kenne, der eine vollkommene Gesundheit, Aufrichtigkeit, Beurtheilungskraft und dabei Gedächtniss besitzt, welcher mitten im wachenden Zustande, ohne den geringsten äussern Eindruck zu haben, von Zeit zu Zeit Figuren von Mannspersonen und Frauenspersonen vor sich sieht. Er sieht diese Figuren verschiedene Bewegungen machen, er sieht sie sich nähern, entfernen, verschwinden, grösser und kleiner werden, erscheinen und wieder erscheinen. Gebäude erheben sich vor seinen Augen und er erblickt alle Theile, die zu ihrer äussern Anlage gehören. Bisweilen verändern sich, dem Scheine nach, auf einmal die Tapeten in seinen Zimmern, und es ist nicht anders, als ob sie mit Schildereien überzogen würden, welche unterschiedliche Landschaften vorstellen. Ein anderes Mal erscheinen statt der Tapeten und Mobilien nichts als blosse Mauern, welche ihm blos einen Haufen roher Materialien darstellen....» Der Mann hat sich in spätern Jahren mehrmals den Staar stechen lassen.

Aus dieser Erzählung Bonnet's leuchtet ein, dass zur Wesenheit der Hallucinationen der Glaube an die Realität derselben nicht gehört. Auch Nicolai gab einen Beweis hierfür, wiewohl die Wahrnehmung für das Subject eben so wahr ist, als käme sie aus objectiven Ursachen. Erst dann, wenn den Hallucinationen objective Realität zugesprochen wird und wenn dann aus ihnen Schlüsse und Folgen als aus wahren Prämissen gesetzt werden, gehören sie in den Bereich des Wahnsinns.

Obwohl die Hallucinationen jeden Sinn treffen können, so treten sie doch nicht in allen gleich häufig und von gleicher Intensität auf. Am meisten wird das Gesicht und das Gehör afficirt — nach Marc bei zwei Drittheilen aller Hallucinirenden —, und von diesen beiden wiederum das letztere. Jedoch kommen auch im Tast-, Geruch- und Geschmackssinn Hallucinationen vor. Die Kranken fühlen Dolchspitzen, Spinnen, Raupen auf der Haut; der Eine klagt über unreine Gerüche und bittet, sie durch Räucherungen fortzuschaffen; der Andere glaubt Angenehmes zu riechen, obwohl er seit längerer Zeit, vor dem Ausbruche des Wahnsinns, des Geruches völlig beraubt war; ein Anderer schmeckt in allen Speisen Gift, Schwefel und Pech. Meistentheils finden gleichzeitig Hallucinationen in mehreren Sinnen statt, besonders ist die Verbindung derselben im Auge und Ohre sehr häufig. Eine Dame zeichnete sich im Anfange ihrer Krankheit durch ausserordentliche Aufregung aus, welche nicht blos aus der sie beherrschenden Vorstellung, verfolgt zu werden, sondern auch aus peinlichen Hallucinationen des Gehörs, Gesichts und Tastsinns entsprang. Die Unglückliche hörte Stimmen, welche sich mit ihr in unangenehme Unterhaltung einliessen, und sah auch aus den Mauern hässliche und drohende Gestalten hervortreten; ausserdem glaubte sie elektrische Erschütterungen zu empfinden, sobald sie ihren Fuss auf den Boden setzte. (Marc.)

So können unzählige Hallucinationen einen Menschen quälen, ihn fortwährend bis zur Qual verfolgen, so dass man leicht begreift, wie sie, bei häufiger Rückkehr, die anfangs noch vorhandene Reflexion gefangen nehmen, bestimmte reale Existenz im Glauben des Hallucinirenden gewinnen und so die Grundlage zum Wahnsinn abgeben können. Es bilden sich sodann Wahnideen aus, deren Sitz im Gehirn ist und die sich grösstentheils um eine vorherrschende, gewöhnlich aus dem frühern Leben entnommene Thätigkeit drehen.

Illusionen.

Illusionen oder Sinnestäuschungen sind perverse, alterirte Deutungen empfangener Eindrücke, aufgenommener Empfindungen. Sie unterscheiden sich demnach von den Hallucinationen dadurch, dass letztere nur Träume sind, da sie lediglich nur im

Gehirne vorgehen, während erstere Täuschungen über die Natur und Ursache wirklicher, durch objective Gegenstände erregter Empfindungen darstellen. Die Frucht dieser Täuschung sind Irrthümer, welche zu vernunftwidrigem Handeln, zum Wahnsinn führen. Eine wahnsinnige Frau, welche glaubte, ein Thier im Magen zu haben, zeigte auf dem Sectionstische ein Carcinoma ventriculi. Sie hatte eine Illusion über das Object, obgleich sie die Empfindung davon hatte. — Die Ursachen der Illusionen sind dreifacher Art: 1) der percipirende Nerv ist nicht in voller Integrität; 2) das Gehirn selbst ist afficirt, oder 3) das Organ, welches den Einfluss dem Nerven zuführt, hat eine Störung erfahren. Eine Hauptquelle der Illusionen geben alle exaltirten psychischen Zustände ab. Affecte, Leidenschaften, Schwung der Phantasie modificiren die empfangene Empfindung je nach dem Grade ihrer Intensität. Dasselbe gilt von den deprimirenden Gemüthszuständen. Unglück macht misstrauisch und führt zuweilen zum Menschenhass, so dass die Reden und Handlungen von dem Unglücklichen oft missdeutet werden. Auch das Temperament ist von bedeutendem Einfluss; der Sanguiniker in seiner Beweglichkeit und Flüchtigkeit wird sich dem Eindruck nicht lange genug hingeben, er wird zu schnell reagiren auf Dinge, die er so zu sagen nur mit halbem Auge angesehen und sich daher über sie täuschen.

Jedoch, obgleich bei der Illusion stets ein äusserer Eindruck, eine Sinnempfindung stattfindet, so ist doch nicht zu leugnen, dass auch innerliche Empfindungen dazu Veranlassung geben können, wie das obige Beispiel von der Frau zeigt, welche glaubte, ein Thier im Magen zu haben. Solche innere Empfindungseindrücke verhalten sich aber zum percipirenden Sensorium ebenfalls als äussere Ursachen. — Eine Kranke, welche an Dispnoe litt, hielt die Luft vergiftet. Viele Kranke glauben, dass die Speisen, welche ihnen gereicht werden, mit Erde untermischt, oder dass sie verdorben seien. Esquirol meint, dass die Trockenheit der Schleimmembran der Zunge und des Mundes die Geisteskranken auf diesen Gedanken bringt. Dass nicht alle Fälle von Illusion geradezu für Symptome eines Wahnsinns gehalten werden dürfen, ist eine unbestrittene Erfahrungssache Schwäche der Sinne oder Ungeübtheit derselben verursachen Täuschungen bei voller Gesundheit. Kinder greifen nach dem Monde, der kurzsichtige Hausfreund hält den Pudel am Fenster für den Herrn und grüsst ihn u. s. w. Sie können ihren Sitz fast in allen Sinnen aufschlagen, jedoch erscheinen auch sie, wie die Hallucinationen, in den verschiedenen verschieden häufig; nur scheint das Verhältniss umgekehrt zu sein. Eine Täuschung über einen Gegenstand ist schon eigentlich keine Sinnesempfindung, sondern mehr eine verkehrte Deutung derselben. Diese Verkehrtheit des Urtheils wird am meisten bei den Sinneseindrücken

eintreten, welche zu schwach sind, wo keine scharf begrenzte Vorstellung zu Stande gekommen ist. Diejenigen Sinne daher, welche von Natur eine klare Vorstellung des Objects zulassen, wie das Gesicht, der Tastsinn, werden daher am wenigsten Illusionen zulassen, daher wir sie am meisten im Allgemeingefühl (Hypochondrie, Hysterie), im Geruchs-, Geschmacks- und im Gehörssinn, antreffen; daher auch die so seltene Einigung über die Eindrücke und Empfindungen in den letztern Sinnen. Die häufigste Quelle der Illusionen fliesst aus dem Gehörorgan.

Ist erst durch die eine oder andere der oben angeführten Ursachen eine Illusion entstanden, so kommen auch noch andere Irrthümer als Consequenzen hinzu, und zwar in solcher Menge, dass es oft schwer ist, die primäre Illusion aus den Reden und Handlungen der Wahnsinnigen herauszufinden. Dasselbe gilt von den Hallucinationen. Marc sah in einem Krankenhause zu Paris einen schon bejahrten Mann, welchen Unglücksfälle in Melancholie gestürzt hatten. Seit mehreren Jahren hatte er nicht ein Wort gesprochen und seine ganze Beschäftigung bestand darin, die Wände seines Zimmers, sowie die Thürschwelle zu beriechen und zu belecken, ohne dass man sich die Ursache einer so seltsamen und peinlichen Beschäftigung erklären konnte, deren häufige und anhaltende Wiederholung tiefe und zahlreiche Spuren auf dem Gyps der Wände zurückgelassen hatte. «Schon mehrere Male, erzählt er, hatte ich ihn während meiner Besuche vergeblich nach der Ursache eines so seltenen Bemühens befragt, welches ebenso wohl Ekel als Mitleiden einflössen musste; als ich eines Tages, indem ich ihn zu bemerken schien, einen Wärter fragte, woher die zahlreichen und schmuzigen Flecken und Furchen kämen, welche ich auf der Mauer bemerkte. Zu unserm Erstaunen brach der Kranke sein langes, bis zu diesem Tage fortgesetztes Stillschweigen, um mir zu sagen: «Sie nennen dies schmuzige Flecken, Gruben? Sehen Sie denn nicht, dass es Orangen aus Japan sind? Welch' köstliche Früchte, welche Farben, Gerüche, welch' bewundernswürdiger Geschmack!» Der Kranke fuhr mit verdoppeltem Eifer fort zu riechen und zu lecken. Seitdem war Alles erklärt, und der arme Hallucinirende, welchen ich als einen sehr Unglücklichen beklagt hatte, war gerade umgekehrt sehr glücklich, weil die angenehmsten Hallucinationen des Auges, des Geruchs und Geschmacks ihm einen fortwährenden Genuss verschafften.

Es ist bereits oben angedeutet worden, dass Hallucinationen und Illusionen fast in allen Geisteskrankheiten — den Blödsinn abgerechnet — vorkommen können, jedoch pflegen sie in gewissen Arten derselben häufiger zu sein; im Wahnsinn sind sie immer vorhanden und deshalb musste eine weitere Erörterung derselben hier vorangehen.

Symptomatologie des Wahnsinns. Diese Form der psychischen Störung hat meist einen chronischen Verlauf und tritt charakteristisch mit Störungen der Intellectualität auf, aus welchen eine verkehrte Handlungsweise hervorgeht. Das Wahrnehmungsvermögen ist alienirt, daher Hallucinationen und Illusionen die Grundlage aller übrigen Erscheinungen ausmachen. Die proteusartige Mannichfaltigkeit der Symptome bezieht sich entweder auf eine oder mehrere Wahnideen, und es erfordert Kunst und Uebung, um sie darauf zu reduciren. Dass dabei auf Anlage, Constitution, Erziehung, Temperament und Charakter Rücksicht genommen werden muss, leuchtet von selbst ein. Selten tritt der Wahnsinn plötzlich ein; es sind fast immer Vorläufer vorhanden gewesen, welche um so mehr zu berücksichtigen sind, da sie oft die alleinige Quelle bieten, aus welcher der Arzt die Erkenntniss der prävalirenden Idee schöpfen kann. Zuweilen werden die Prodromi, wenn sie nicht stark auftreten, völlig übersehen und mancher Fall von plötzlich eingetretenem Wahnsinn mag hierher gehören. Gewöhnlich zeigt der Mensch im Stadium prodromorum — wenn man es so nennen kann — ein Abgehen von dem gewohnten Geleise seiner bisherigen Lebensbeschäftigung; es schwebt ihm eine Wahnidee überall vor und mischt sich in sein übriges Vorstellen und Handeln; seine Eitelkeit, sein Stolz, seine Narrheit weidet sich vielleicht daran, ohne sie jedoch schon für Wirklichkeit zu halten. Die Einbildungskraft jedoch belebt diese Lieblingsvorstellung; der Mann leidet in Folge an Hallucinationen und Illusionen. Diese werden festgehalten, weil sie Unterhaltung und wenigstens in der Vorstellung eine Befriedigung gewähren. Endlich fixirt sich die Einbildung, die Hallucinationen und Illusionen erhalten reale Existenz und der Wahnsinn äussert sich nun nicht mehr im blossen Vorstellen, sondern auch im Reden und Handeln. Der körperliche Zustand kann während der Zeit unverändert geblieben sein, oder auch in den einzelnen Organ-Functionen Störungen erfahren haben. Meistentheils leiden die Patienten an Obstructio alvi und bekommen ein schlechtes Aussehen, werden mager und vernachlässigen sich auch in ihrem Aeussern. In den Fällen, wo die Wahnidee sich mehr in der Sphäre der nicht deprimirenden Leidenschaften ausspricht, wenn z. B. das aus Ehrsucht hervorgegangene Verlangen eines Soldaten, General zu werden, sich mit der Wahnidee, diesen Grad erlangt zu haben, befriedigt hat, gehen dem Eintritte des Wahnsinns Congestionen nach dem Hirn vorher. Der Mensch wird lebhaft, unruhig, er zeigt einen gewissen Muth in seinen Unternehmungen, das Auge leuchtet, das sonst blasse Aussehen weicht einer lebhaftern Gesichtsfarbe. Bird will hierbei bemerkt haben, dass die Zähne und die Zunge stets reiner, die Zunge, Lippen, Zahnfleisch und das Innere des Mundes roth werden, während die Absonderung des Speichels zunimmt und endlich selbst profus wird.

Oft bleibt dieser Zustand der Aufregung für das ganze Leben und giebt sich als Excentricität, Ueberspannung, Narrheit zu erkennen; diese Zustände stehen dem Wahnsinne bisweilen so nahe, dass die Unterscheidung die grösste Schwierigkeit hat und in einzelnen Fällen sogar unmöglich ist.

Ist der Wahnsinn einmal ausgebrochen, hat die Vorstellung des Patienten reale Existenz in seinem Glauben an ihre Wirklichkeit gewonnen, so sind die Erscheinungen fast niemals mehr primär. Der Geizige, welcher das stete unerlöschliche Verlangen nach Besitz in sich trug, hat in seinem Wahnsinn denselben erlangt; er ist Herr aller Schätze der Welt, er versteht die Kunst, aus Holz Gold zu machen, er sammelt Flicken und Lumpen, aus denen er Geldbeutel macht und sie mit Millionen füllt. Wenn der Wahnsinn sich überhaupt dadurch charakterisirt, dass eine Vorstellung durch angestrengte und ausschliessliche Aufmerksamkeit auf dieselbe lebendig wird, dass sie sich in der Einbildung des Vorstellenden wirklich gestaltet und demnach Hallucinationen und Illusionen ihr reale Wirklichkeit geben, so ist es ersichtlich, dass die daraus folgenden Erscheinungen je nach der ersten Wahnidee verschieden sein müssen; für die Sache selbst aber ist diese Verschiedenheit gleichgültig; ob die secundären Symptome trauriger oder freudiger Art seien, ob sie sich als Grübeleien oder als neue Hallucinationen geben, hat gar keinen Werth. Deshalb sind alle Eintheilungen des Wahnsinns, basirt auf denselben, unhaltbar. Was nützt es, wenn ich in einem gegebenen Falle Wahnsinn mit Tollheit oder mit Melancholie diagnosticire; habe ich damit wohl mehr gesagt, als dass der Kranke sich in wahnsinniger Aufregung oder wahnsinniger Niedergeschlagenheit befinde? Ist denn überhaupt eine so stereotype Mischung der Melancholie und des Wahnsinns, des Wahnsinns und der Tollheit u. s. w. denkbar? Werden sich denn nicht die Gemüthszustände des Wahnsinnigen bald nach dieser, bald nach jener Seite neigen und dadurch demselben einen momentanen, ephemeren Ton geben? Jeder Beobachter weiss, dass die aus der bestimmten vorliegenden Wahnidee oder aus dem Complex derselben entstandene Perversität des weitern Vorstellens und Handelns sich in den verschiedensten Sphären der Seelenthätigkeiten ergehen könne. Hier sehen wir neue Hallucinationen in ganz verschiedenen Sinnesorganen entstehen, dort ist die reproductive Thätigkeit des Vorstellungsvermögens in perverser Richtung — (die Empfindung des Drucks in der Nase ruft Besorgniss für dieselbe hervor, die Sorge quält Tag und Nacht, sie erzeugt die Hallucination, als wäre sie ungeheuer gross, der Hallucinirende grübelt über ein bequemes Futteral, um sie vor Verletzungen zu schützen, über diese Grübeleien vergisst er seinen frühern Wahn, geräth aber dabei in einen andern) —, bald findet Aufregung, bald melancholischer Trübsinn statt, und so beobachten wir zuweilen solche Verände-

rungen, sogar in sehr kurzer Zeit. Wir unterlassen daher, diese bisher gewohnte symptomatische Eintheilung des Wahnsinns zu geben, weil sie nach dem bisher Gesagten zwecklos und eine blos äusserliche ist.

Ursachen des Wahnsinns. Sie sind psychischer, physischer Natur, prädisponirend, erregend, secundär oder primär. Es giebt überhaupt kaum einen Einfluss, der nicht unter gegebenen günstigen Bedingungen den Wahnsinn, wenn auch gerade nicht zu erzeugen, doch hervorzurufen im Stande wäre. Am meisten kommen hier als disponirende Momente Erblichkeit, Erziehung, Beschäftigung und Lebensart in Betracht. Marc meint, dass die erbliche Anlage an die Spitze der Ursachen des Wahnsinns gestellt zu werden verdient. Esquirol hält sie ebenfalls für die gewöhnlichste prädisponirende Ursache; jedoch ist das von ihm angegebene Verhältniss nach Ideler zu gross angenommen, wenn er sie zu $\frac{1}{6}$ in den Fällen, welche bei Armen vorkommen, berechnet. Kinder, welche vor dem Ausbruch des Wahnsinns ihrer Aeltern geboren wurden, zeigen weniger Prädisposition, als die später geborenen; ebenso verhält es sich mit den Kindern, deren Vater oder Mutter nur geisteskrank waren, im Gegensatz zu denen, wo beide Aeltern oder Anverwandte von beiden Seiten an dieser Krankheit litten. Welche Bedeutung den Leidenschaften und sonstiger Gemüthsbewegung als Ursachen des Wahnsinns zukommt, ist bereits in der allgemeinen Pathologie (1. Theil) gezeigt worden; sie geben die häufigsten Veranlassungen zum Ausbruch des Wahnsinns; oft jedoch sind gesteigerte Leidenschaften selbst fähig, in Wahnsinn überzugehen, und hierbei tritt sodann sehr häufig der umgekehrte Zustand ein; der Geizige, wenn er den ganzen Reichthum der Welt zu besitzen wähnt, wird Verschwender. Was von den Leidenschaften, gilt auch von einem plötzlichen Wechsel in den Glücksumständen des Menschen; grosse Freude, eine unerwartete Befriedigung ist dem gesunden Verstande gefährlicher, als die entgegengesetzten Unglücksfälle. Unter den vielen Menschen, die im Jahre 1720, nach ihrer Verbindung mit der Südseegesellschaft — erzählt Hale — wahnsinnig wurden, waren weit mehr Solche, die durch glückliche Zufälle schnell unermesslich reich geworden waren, als Solche, die durch diesen Handel ins Unglück geriethen. Der Mensch, der sich mit einem Male ans Ziel seiner Wünsche versetzt sieht, glaubt vielleicht nicht mehr mit bedachtsamer Ueberlegung handeln zu dürfen; er überlässt sich dem Genusse, phantasievollen Träumereien, er wirft jetzt leicht die Zügel der Vernunft ab, und mehr bedarf es zum Wahnsinne nicht. Hingegen wird der Unglückliche, welcher mit einem Male sein Glück vernichtet sieht, Muth fassen, um von vorn anzufangen. Dies nöthigt ihn zu einer Gemüthsstimmung, welche dem Wahnsinn entgegentritt; er wird in eine ruhige, kalte Ueberlegung hineinge-

rathen und in dieser behalten die Sinne ihr Recht. Jedoch kann aus dem entstandenen Unglück auch Niedergeschlagenheit hervorgehen, diese Missmuth erzeugen, welche entweder in Blödsinn oder Wahnsinn endigt. Der vorher wohlhabende Mann, der in die tiefste Armuth gestürzt ist, wird vielleicht aller Welt Schätze zu besitzen oder doch in einer Lage zu sein glauben, die er für wünschenswerther als seine vorige hält. So führen Unmuth, Missmuth, Gram und die ihnen ähnlichen Zustände des Gemüths leicht zur Narrheit oder zum Blödsinn auch von dieser Seite her.

Von den körperlichen Zuständen, welche Wahnsinn bedingen können, sind besonders Störungen in den Se- und Excretionen, Schwäche, hervorgegangen durch Extravaganzen in Venere et Baccho und Masturbation, und Störungen im Gehirne selbst hervorzuheben. Ob die Enthaltsamkeit vom geschlechtlichen Umgange ebenfalls prädisponirt, ist, trotz mehrerer Beobachtungen, die dafür sprechen, noch nicht entschieden. Was vom Einflusse des Klimas, der Lebensbeschäftigung, dem Alter hier noch zu erwähnen wäre, ist bereits in der allgemeinen Pathologie beigebracht worden, worauf wir hiermit verweisen.

Verlauf. Während des chronischen Verlaufes des Wahnsinns können, wie wir bereits oben angegeben, je nach der Verschiedenheit der Ursachen, der Constitution, des Temperaments, der Complication mit andern krankhaften Zuständen in einzelnen Organen und Systemen die verschiedensten Erscheinungen auftreten. Die Hallucinationen wechseln, springen von einem Sinn auf den andern über, oder finden in allen Sinnen statt, so dass der Wahnsinnige, welcher anfangs blos Erscheinungen hatte, nun auch sich mit ihnen unterredet, ihre Antworten hört, mit ihnen handgemein wird und sich von ihnen körperlich angegriffen glaubt. Die häufigsten Conflicte treten in der Sphäre des Nervenlebens als Convulsionen, Krämpfe, Epilepsie, Paralysen u. s. w. auf. Mit der Zeit verwirren sich die Geisteskräfte; der Kranke, welcher bisher im logischen Zusammenhange mit seiner Wahnidee blieb und, diese erste wahnsinnige Prämisse abgerechnet, in einem gewissen Grade vernünftig geblieben war, fängt an, unzusammenhängend zu antworten, es tritt Verwirrtheit ein und diese endigt gewöhnlich in Blödsinn. Einen eclatanten Beleg dafür liefert der Zustand Tasso's, den wir hier des Interesses wegen mittheilen wollen:

«Torquato Tasso glaubte mit einem guten Geist im Umgange zu stehen, dass dieser ihm sichtbar erschiene und sich über die erhabensten Dinge mit ihm unterhalte. Dieses ging so weit, dass er seinen Freund Mansi, der auch sein Leben beschrieben hat, davon durch den Augenschein überzeugen wollte. Auf die Einwendung, sagt Mansi, dass ihn seine Einbildungskraft täusche, erwiderte er: «Dies könne schlechterdings nicht der

Fall sein, weil Das, was er hörte und sähe, über seine Einsicht ginge. Die Einbildungskraft verrichte ihre Geschäfte nur mit denjenigen Eindrücken, welche im Gedächtnisse als vormals von uns erhaltene aufbewahrt würden. Aber er hätte bei seinen wiederholten und ausführlichen Unterredungen mit jenem Geiste Dinge erfahren, wovon er vorher nie gehört, nie gelesen, nie gewusst hätte, dass je ein Mensch von ihnen unterrichtet gewesen wäre. Er schlösse also hieraus, dass bei seinen Visionen wahre und wirkliche Erscheinungen irgend eines Geistes zum Grunde lägen, der sich, was auch immer die Ursache davon sein möchte, von ihm mit Augen sehen liesse.» — Wie ich mich mit ihm hierüber herumzankte, kam es einst so weit, dass er mir sagte: «Weil ich Sie nicht durch Gründe überzeugen kann, will ich Ihnen mittelst der Erfahrung aus dem Irrthume helfen. Ich will machen, dass Sie mit eignen Augen den Geist sehen, an welchen Sie auf meine Aussage nicht glauben wollen.» Ich nahm seine Anerbietung an. Gleich am folgenden Tage, wie wir ganz allein am Kamin sassen, richtete er seine Augen und zwar eine Zeit lang so unverrückt nach einem Fenster, dass er mir auf meine Anfragen keine Antwort gab. Endlich rief er aus: «Da ist er, der gefällige Geist. Ganz freundlich stellt er sich ein, sich mit mir zu unterreden. Blicken Sie ihn an, so werden Sie finden, dass ich die Wahrheit sagte.» Mit unverwandten Augen sah ich dahin. Aber so sehr ich mich auch anstrengte, sah ich nichts weiter, als die Strahlen der Sonne, welche durch die Fensterscheiben in das Zimmer drangen. Und indem ich noch immer, ohne das Geringste zu entdecken, rings um mich herum sah, hörte ich, dass Torquato Tasso mit einem Dritten eine Unterredung führte. Ob ich gleich Niemanden sah und hörte, als ihn, so waren doch seine Fragen sowohl als Antworten in solchem Tone abgefasst, desgleichen man bei wichtigen Gegenständen anzunehmen pflegt. Aus seinen Reden rieth ich die Antworten des Andern. Die Gegenstände der Gespräche waren so ausserordentlich und der Ton so ungewöhnlich, dass ich, vor Erstaunen darüber ganz ausser mir, dieselben nicht unterbrechen konnte. Diese Gespräche währten, ohne dass meine Aufmerksamkeit und meine Neugier es mich einmal merken liessen, eine beträchtliche Zeit. Nach Verlauf derselben entfernte sich der Geist, wie ich aus Torquato's Worten hörte. «So werden endlich — redete mich dieser an — Ihre Zweifel einmal verschwunden sein.» Ich bin, erwiderte ich, ungewisser als je. Ich habe viel Bewundernswürdiges gehört, aber gar nichts von Dem gesehen, was Sie mir zur Verbannung meiner Zweifel zu zeigen versprachen. Lächelnd sprach er: «Sie haben mehr davon gehört, als vielleicht» — Und damit brach er ab [1]). (Hofbauer.) Wir sehen hier Tasso

1) *Hofbauer*, Psychologische Untersuchung über den Wahnsinn.

schon als Wahnsinnigen, jedoch bleibt er noch in einem logischen Gedankenverhältniss mit der Wahnidee von seinem guten Geist; allein nach und nach wurden seine geistigen Kräfte schwächer, stumpfer, so dass er später völlig in Blödsinn verfiel und in seiner letzten Lebenszeit die Schöpfungen seines eignen Geistes nicht mehr erkannte.

Der Uebergang des Wahnsinns in den Blödsinn macht stets die Verwirrtheit. Esquirol, Marc und nach ihnen noch viele andere neuere Schriftsteller haben die Verwirrtheit als eigne Form beschrieben; wir bringen sie hier zur Sprache, weil sie nur eine Nebenform des Wahnsinns ausmacht. Verwirrt ist Derjenige, der nicht blos nach keinem Plane handelt, sondern der in seinem Thun keinem folgen kann. Esquirol hält die Verwirrtheit für eine chronische Hirnaffection ohne Fieber, die sich durch eine Schwäche aller Seelenkräfte charakterisirt. Merkwürdig ist es dabei, dass die organisch-vegetativen Functionen sich gewöhnlich in dem Grade steigern, wie die intellectuellen abnehmen. Die Verwirrten haben grosse Anlage zur Fettbildung. Calmeil spricht sich über die Verwirrtheit in folgender Weise aus [1]: «Ihre zahllosen Abarten, Störungen und Complicationen bedingen einen sehr veränderlichen Charakter und man befindet sich bei der Wahl ihrer auszeichnenden Merkmale in einiger Verlegenheit. Die Verwirrtheit ist als der letzte Ausgang aller bedeutenden Gehirnkrankheiten anzusehen, welche in ihrem acuten Stadium der ärztlichen Behandlung Widerstand leisteten, sowie aller Geisteskrankheiten und der übrigen chronischen Gehirnleiden, welche ungeheilt bleiben. Jedoch ist die Verwirrtheit nicht immer Folge einer Krankheit des Gehirns und der zu ihm gehörenden Theile; in mehreren Fällen tritt die sie veranlassende Störung plötzlich unter dem Einfluss irgend einer physischen oder moralischen Ursache ein, welche eine tiefe Erschütterung in dem Organ des Denkens hervorbringt. Zuweilen besteht dieser krankhafte Zustand in einer einfachen Schwäche des Anschauungs-, Denk- und Gefühlsvermögens, als wenn die Wirkung jener Ursache sich auf die Theile des Gehirns beschränkte, welche der Thätigkeit und Aeusserung jener Kräfte zum Grunde liegen; das Subject, mit sich selbst verglichen, reicht nicht mehr so weit mit seinem Verstande; hiermit wird eine relative und unvollständige, aber allgemeine Verwirrtheit bezeichnet. Zuweilen zerstört die Verwirrtheit gewissermaassen, und wenn man sich so ausdrücken darf, Stück vor Stück alle Werkzeuge des Denkens, der Neigungen und Gefühle, und führt den Menschen in einen an Idiotismus grenzenden Zustand, oder, wie die Spiritualisten sich ausdrücken, es scheint, dass der Körper die Seele überlebt, von welcher man jedoch noch immer einige Spuren ihres frühern We-

1) Diction. de Médecine. Tom. X. 2. édition.

sens antrifft. Dieser letzte Zustand bildet die vollständige, allgemeine Verwirrtheit, ihren höchsten Grad. Endlich ist dieselbe zuweilen partiell, und sie betrifft alsdann nur eine einzelne Seelenkraft, oder nur einige, z. B. das Gedächtniss für Zahlen, Zeiten, Orte, die Liebe, der Muth, die Vorsicht, das Bewusstsein des Rechts und Unrechts u. s. w. Diese Verschiedenheiten können sich ferner in verschiedenen Graden darbieten, und ebenso, wie die allgemeine Verwirrtheit, vollständig und unvollständig sein. Die partielle Verwirrtheit im eigentlichen Sinne ist nicht so häufig, als man es bei der Bildung gewisser sinnreichen Hypothesen voraussetzte. Bei den Verstandesstörungen giebt es eine gewisse Abhängigkeit derselben von einander, wodurch sie sich mit einander verknüpfen, ebenso, wie im physiologischen Zustande die verschiedenen Gehirnorgane in einem wechselseitigen Zusammenhange stehen. Die Verwirrtheit ist auch noch acut oder chronisch, einfach oder complicirt, anhaltend, nachlassend oder aussetzend; endlich hat man die Verwirrtheit der Greise zu einer eignen Art gemacht.» [1]) Eine Verwechselung der Verwirrtheit mit der Tobsucht, dem Idiotismus und Blödsinn ist dieser lichtvollen Auseinandersetzung kaum denkbar; selbst in dem höchsten Grade der allgemeinen Verwirrtheit erheben die Anamnestica über allen Zweifel; aber abgesehen davon kommt darauf wenig an, weil die Unterscheidung sowohl für die Therapie, wie für die forensischen Verhältnisse völlig werthlos ist. — Aus dem bisher Gegebenen geht deutlich hervor, dass die Verwirrtheit, sie mag partiell oder allgemein vorhanden sein, aus zweierlei Ursachen entstehen könne; einmal wird sie bedingt durch primäre Gehirnaffection oder durch körperliche Krankheitszustände in andern Theilen des Organismus, sodann geht sie hervor als Folge psychischer Ursachen und nimmt eine Stelle zwischen dem Wahnsinn und dem Blödsinn ein. Die senile Verwirrtheit, welche einige Autoren als besondere Varietät beschrieben haben, gehört gar nicht hierher, sondern vielmehr in die Krankheiten des Alters, welche durch functionelle Involution bedingt werden. Von den drei Varietäten, welche Esquirol aufgestellt hat:

1) Acute Verwirrtheit. — Diese Varietät entsteht in Folge von Fehlern im Regimen in Folge eines Fiebers, einer Hämorrhagie, einer Metastase, der Unterdrückung einer gewohnten Ausleerung, der schwächenden Behandlung der Manie;
2) Chronische Verwirrtheit;
3) Verwirrtheit aus Altersschwäche,

gehört daher streng genommen nur die zweite hierher; diese al-

1) Die Uebersetzung dieses Passus ist wörtlich der *Ideler'schen* Ausgabe der Geisteskrankheiten in Beziehung zur Rechtspflege von *C. C. Marc* entnommen.

lein betrachtet er als Ausgang der Manie und Monomanie; zwei Formen, welche den Wahnsinn in sich schliessen. Er sagt, der Ausgang in Verwirrtheit findet am häufigsten bei der Monomanie aus Hochmuth statt; sie ist gewöhnlich mit Paralyse complicirt. «Die Verwirrtheit, welche der Manie und Monomanie folgt, behält immer einige Spuren des primitiven Deliriums; deshalb sind auch von Zeit zu Zeit einige Verwirrte aufgeregt, wodurch ihre Fähigkeiten erwachen. Bei Andern schimmert mitten in der Verworrenheit der Ideen diejenige durch, welche während der Monomanie vorherrschend war.» Jedoch haben wir der Vollständigkeit wegen alle drei Varietäten erwähnt. Vorerst aber dürfte es nöthig sein, die allgemeinen Erscheinungen und Ursachen der Verwirrtheit genauer zu bezeichnen, ehe wir auf die Betrachtung des weitern Verlaufs des Wahnsinns zurückgehen.

Bei den Verwirrten sind die Sinneseindrücke schwach, sie fixiren sich nicht gehörig, werden, ehe sie gleichsam fest geworden, ehe sie zum Bewusstsein gekommen, von andern verdrängt. Der Grund davon liegt nicht immer in einer Schwäche der Sinnesorgane selbst, sondern weit häufiger in dem Verhältniss der Aufmerksamkeit zu dem Empfundenen. Die Aufmerksamkeit ist jedesmal gestört, daher beim Beginn der Verwirrtheit Klagen, dass sie sich nicht wie sonst concentriren können, dass sie vom Hundertsten aufs Tausendste kommen, dass sie in der Vorstellung einen Gegenstand aus ihrer Umgebung haben und mit einem Male nach China, auf die Sonne entrückt seien, ohne sich des Gedankengangs bewusst geworden zu sein. Nimmt dieser Zustand zu, so giebt sich die Verwirrung auch in ihren Reden zu erkennen; sie sprechen mit sich selbst, wiederholen unzusammenhängende Worte, fangen an zu gesticuliren, je nach ihrer ephemeren Aufregung. Das Gedächtniss nimmt nach und nach ab, sie bleiben in der Rede stecken, weil sie das Wort vergessen haben, das sie so eben noch aussprechen wollten. Die Intelligenz sinkt in völlige Atonie; die Verwirrten zeigen sodann keine Neigung mehr, sprechen keine Wünsche aus, ihre Gemüthsenergie ist erloschen, weder Freude noch Leid kann sie bewegen, sie stellen eine förmliche Tabula rasa dar. Mit dem Involutionsprocess in der psychischen Sphäre schreiten Hand in Hand auch körperliche Veränderungen. Anfangs giebt sich das Springen von einem Gedanken auf den andern in ungeregelten, ungeordneten Bewegungen zu erkennen; diese werden oft unwillkürlich, langsam, schleppend ohne Energie, unnütz auf keine Zweckerfüllung sich richtend. Zuweilen bleiben solche Unglückliche Tage, Wochen, ja Monate lang auf einer Stelle regungslos zusammengekauert sitzen, kaum dass sie durch physische Bedürfnisse zur Ortsveränderung gezwungen werden; im höchsten Grade der Verwirrtheit unterbleibt nicht selten auch diese Regung. Ihr Gesicht ist bleich, die trüben Augen sind thränenfeucht, die Pupillen er-

weitert, der Blick ungewiss, die Physiognomie ohne Ausdruck. (Esquirol.) — Siehe Krankengeschichte 4. — Was die Ursachen der Verwirrtheit betrifft, so haben wir sie bereits oben allgemein hin als physische und psychische bezeichnet. Es reiht sich an diese noch das Alter an; die Bedeutsamkeit desselben für die Genesis der Verwirrtheit zeigt folgende Tabelle, welche Esquirol aus seinen Beobachtungen in der Salpetrière und seiner Privatanstalt zusammengestellt hat.

Alter.	Zahl der Individuen, welche verwirrt waren. 1. Verwirrte Frauen in der Salpetrière von 1811—12.	2. Verwirrte beiderlei Geschlechts, welche zur reichen u. höhern Classe gehören.
15	2	1
20	4	5
25	9	14
30	14	9
35	9	8
40	13	9
45	16	12
50	20	15
55	16	4
60	16	1
65	10	1
70	11	1
87	13	1

Wir sehen die grösste Häufigkeit der Verwirrtheit von 40 bis 80 Jahren fallen. Das geringe Verhältniss in der Colonne der Reichen während dieser Jahre kommt, wie Esquirol selbst anführt, daher, dass die Zählung in einer Privatanstalt gemacht wurde, wo keine verwirrte Greise aufgenommen werden. Die häufigste Ursache der Verwirrtheit ist aber offenbar vorangegangener Wahnsinn. Unter 335 Verwirrten fand Esquirol 33, welche hierher gehören. Die Art der Verwirrtheit, welche, ähnlich dem Wahnsinn, auf einem Ueberwiegen der Einbildungskraft beruht, hat, nach Hofbauer, zuweilen in einer falsch geleiteten Erziehung einen entferntern Grund. Eine geringe Anlage zu ihr wird dadurch entweder gestärkt, oder einer stärkern nicht gehörig entgegengearbeitet. Wo Kinder oder Jünglinge zu Arbeiten angehalten werden, die entweder über ihre Kräfte gehen oder für sie zu leicht sind, wird sich immer zur Thätigkeit eine Gedankenlosigkeit hinzugesellen, welche mit der Zeit habituell werden und die Grundlage zur Verwirrtheit bilden kann.

Wir kehren nach dieser kurzen Digression zur weitern Erörterung des Wahnsinns zurück. Es übrigt noch zweier Erscheinungen, welche im Verlaufe desselben hier und da auftreten, zu

erwähnen. Der Wahnsinn ist nämlich fortlaufend oder wechselnd; in letzterem Falle treten die sogenannten hellen Zwischenzeiten ein — lucida intervalla. Die Dauer derselben ist ungleich, in dem einen Falle sind's Momente, im andern Monate, Jahre, in denen der Kranke das ungestörte Bewusstsein seiner selbst bewahrt. Die lichte Zwischenzeit unterscheidet sich von dem blossen Nachlassen der Erscheinungen, dass bei ihr ein völliges Verschwinden des Wahnsinns eintritt. Sie verhalten sich zu einander wie Remittens und Intermittens; daher auch diese Art des Wahnsinns der intermittirende genannt worden ist. Die Unterscheidung eines solchen bietet für die Therapie kein Interesse dar, von Wichtigkeit jedoch ist die Rücksicht auf die Zwischenzeiten in gerichtlich-medicinischen Verhältnissen. Es fragt sich nämlich, ob der Wahnsinnige in der lichten Zwischenzeit im Besitz vollkommen freier Vernunft und deshalb zurechnungsfähig ist? Diese Frage ist häufig aufgeworfen und vielfach ventilirt worden. Allgemeine Regeln lassen sich hier nicht geben. Jeder Fall fordert seine besondere Bestimmung, wobei zu beachten ist, wie weit die lucida intervalla von einander liegen und wie heftig der vorangegangene Anfall und welcher Art er gewesen ist. Zwei Bedingungen bezeichnen den wahren Begriff der lichten Zwischenzeit; die eine ist ihre Natur, die andere ihre Dauer. Zuweilen kann die eingetretene Ruhe täuschen und es erfordert sodann eine genaue und aufmerksame Beobachtung, ehe man sich von dem Vorhandensein der freien Vernunft überzeugen kann. Oft wechseln die lucida intervalla in einem bestimmten Typus. — Die zweite hierher gehörige Erscheinung, welche auf den Verlauf des Wahnsinns Bezug hat, ist die, dass Wahnsinnsanfälle plötzlich entstehen und ebenso schnell, wie sie kommen, wieder verschwinden, ohne dass die veranlassenden Bedingungen dazu einzusehen sind Man nennt diesen Wahnsinn den transitorischen. Die schnelle Entwickelung desselben ist so überraschend und so höchst unerwartet, dass die Fälle, welche davon verzeichnet sind, ans Wunderbare grenzen.

Ausgang. Wir haben bereits den Ausgang des Wahnsinns in Verwirrtheit oben besprochen. Gewöhnlich sind dann die Kranken unheilbar. Die Sterblichkeit ist hier weit grösser, als bei den andern Arten von Geisteskrankheiten. Die vollkommene Atonie in dem geistigen Leben bleibt nicht ohne zerstörende Einwirkung auf die vegetativen Thätigkeiten; es kommt bei den meisten zu Desorganisationen in den Unterleibsorganen und hauptsächlich zu Paralysen. Sehr selten gehen die Kranken an entzündlichen Leiden zu Grunde. Die Resultate der Leichenöffnungen bieten hier zwar mehr Mannichfaltigkeit dar, als die übrigen Arten der Geisteskrankheiten; allein trotzdem lässt sich aus diesen Befunden noch nichts Constantes herausstellen.

Tabelle der hauptsächlichsten organischen Verbildungen, welche Esquirol beobachtet hat.

	Zahl der Individuen.
Die Hirnschale dünn, aber mehr Diploe als fester Knochen	7
Die Hirnschale elfenbeinartig	5
Die Hirnschale injicirt	3
Dicker diploischer Schädel	12
Dicker elfenbeinartiger Schädel	10
Dicker injicirter Schädel	29
Unregelmässige Schädel in Bezug zu dem verschiedenen Durchmesser und zu dem Umfange der beiden Hälften der knöchernen Schädelhöhle	29
Verdickte Gehirnhäute	11
Injicirte Gehirnhäute	19
Verknöcherte Schlagadern	5
Dichtes Gehirn	15
Weiches Gehirn	29
Dichtes kleines Gehirn	12
Weiches kleines Gehirn	17
Dicke graue Substanz	5
Injicirte weisse Substanz	19
Entfärbte graue Substanz	19
Adhäsion der Membrane, welche die Ventrikel bekleidet	54
Organische Verbildung des Herzens	5
Organische Verbildung der Lunge	13
Organische Verbildung der Leber	2
Gallenconcretionen	8
Chronische und organische Verletzung des Darmkanals	24
Organische Verletzung der Vagina und des Uterus .	3.

Wir fügen hier noch seine übrigen Beobachtungen über diesen Gegenstand bei: «Bei der Leichenöffnung zeigt der Schädel unregelmässige Dimensionen, aber diese sind nicht constant. Oft ist die Stirn abgeglättet und die Stirnnaht drückt sich nach hinten; häufig ist auch die Mittellinie so verschoben und nach einer oder der andern Seite gedrückt, dass dadurch die Höhlungen des Grundes der Hirnschale unter sich ungleich werden und der Durchmesser der beiden Hälften der Basis cranii verschieden wird; zuweilen ist die Hirnschale auch zur Seite nach der Stirn- und Seitenwandbeinnaht gedrückt. Was die Dünnheit und Dickheit der Hirnschädelknochen betrifft, so fand ich die

letztere häufiger, als die erstere. Die Stärke der Knochen ist nach den verschiedenen Gegenden der Hirnschale verändert und von der Entwickelung der harten Hirnhäute, nicht von den Windungen des Gehirns abhängig.

«Die Dura mater adhärirt häufig entweder an das Gewölbe oder an die Basis der Hirnschale; zuweilen ist sie auch verdickt. Die innere Fläche der Dura mater ist mit einem Ueberzuge bedeckt, der aus verdunstetem oder in die Höhlung dieser Membranen ergossenem Blute gebildet zu sein scheint. Die Arachnoidea ist dichter, minder durchsichtig; sie ist infiltrirt und enthält in ihrer Höhlung seröse, ja sogar blutige Ergiessungen. Man findet an der Basis der Hirnschale seröse Ergiessungen, ebenso auch beinahe immer in den Ventrikeln des Gehirns. Sind dies nicht etwa die Folgen der letzten Krankheit oder des Todes?

«Die verdickte infiltrirte Pia mater hat ihre Durchsichtigkeit verloren und adhärirt an der Substantia corticalis. Die Arterien, welche sich an der Basis des Gehirns befinden, sind knorplig, ja knochig, besonders in der Verwirrtheit der Greise. Der Durchmesser der Venen ist vergrössert, sie strotzen von Blut.

«Die Circumvolutionen des Gehirns sind atrophisch, von einander entfernt, wenig vertieft, oder sie sind platt, comprimirt, klein, besonders in der Gegend des Stirnbeins. Nicht selten ist eine oder zwei der Circumvolutionen der Convexität des Gehirns deprimirt, atrophisch, beinahe zerstört, und der leere Raum ist mit einer serösen Flüssigkeit gefüllt.

«Die Corticalsubstanz ist sehr roth oder sehr gefärbt; zuweilen ist sie gelblich, sehr dick an der Fläche des Schädels, und im Uebrigen erweicht. Sie adhärirt häufig der Pia mater und reisst entzwei, wenn man diese Membran davon trennen will. Dieses ist fast immer der Fall, wenn eine Complication von Paralysis mit Verwirrtheit stattfand.

«Die weisse Substanz verliert ihre Farbe, sie ist von matterem Weiss, dicker und fester; man findet in ihrem Innern, bald in einer Hemisphäre allein, bald in beiden, Spuren von allen Krankheiten. Dies sind Narben, um welche herum die weisse Substanz verhärtet ist; es sind Bälge, welche fibröse, gelbe Ueberreste einer Blutergiessung enthalten, oder mit Serum angefüllt sind. Ich habe einmal gefunden, dass das Gehirn beinahe wie Käse von Gruyère — eine Art Schweizerkäse — aussah; dies war bei zwei Frauen der Fall, die in Verwirrtheit mit Paralysis starben. Man findet auch erweichte, sowie verhärtete Theile des Gehirns und endlich auch Spuren von allen Hämorrhagien.

«Die Adhäsionen der Membran, welche die Seitenventrikel bedeckt, sind constant; sie sind selten bei andern Ventrikeln und bedecken den Appendix, der unter dem Namen Cavitas di-

gitalis bekannt (?) ist. Beinahe immer ist dieser Appendix von dem Rest des Ventrikels durch Adhäsionen getrennt, die bald einen Ausgang, bald zwei lassen, um von dem Ventrikel bis zu dieser hintern Extremität eine Verbindung zu bilden. Häufig adhärirt diese Membran an den Theil, welcher das Corpus striatum bedeckt. Diese mehr oder minder verbreiteten Adhäsionen machen, dass die Ventrikel ihren eigenthümlichen Charakter verlieren. Man findet übrigens diese Adhäsionen auch bei vielen nicht geisteskranken Individuen. Erklären sie nicht die chronischen Kopfschmerzen, wie die Adhäsionen des Rippenfells, die Schmerzen des Thorax, die für rheumatisch gehalten werden?

«Die bald injicirten, bald entfärbten Plexus choroides enthalten fast immer seröse Sackgeschwülste in verschiedener Anzahl und Grösse. Einmal enthielten diese Geschwülste eine talgartige, ein anderes Mal eine knochige Substanz. Zweimal fand ich in jedem Ventrikel eine Hydatide von der Grösse eines kleinen Hühnereies.

«Die Glandula pinealis zeigt bei den Verwirrten, wie bei den andern Geisteskrankheiten und bei Individuen, die an irgend einer andern Krankheit gelitten haben, fast immer einige verknöcherte Punkte (Scarpa). Einmal fand ich sie so klein, wie ein Stecknadelknopf, ein anderes Mal schien sie mir ganz zu fehlen.

«Bei der Leichenöffnung der Individuen, welche in Verwirrtheit gestorben sind, findet man ziemlich oft Tuberkeln in den Lungen, Hypertrophie der Ventrikel des Herzens, Verknöcherungen der Aorta u. s. w.»

Wir unterlassen es, noch mehr Thatsachen aus der pathologischen Anatomie anzuhäufen, weil sich aus allen bisher nichts Bestimmendes für den Wahnsinn daraus erkennen lässt. Sie kommen so gut auch in andern Arten der Geisteskrankheiten, ja sogar in rein somatischen Leiden vor und sie sind nur als Producte des veränderten Blutlebens und mehr als Folgen der primären Hirnaffection der Wahnsinnigen zu betrachten. So lange der primäre Sitz des Wahnsinns im Bereiche des Gehirns nicht nachgewiesen ist, kann die pathologische Anatomie nichts nützen. Die experimentirende Physiologie, die comparative Anatomie und mechanische Knochenverletzungen von Schädel, wobei auch von vorn herein das Gehirn mit verletzt ist, können allein hier den gewünschten Aufschluss gewähren.

Sehr selten geht der Wahnsinn in eine andere Geisteskrankheit, wie in Manie, Melancholie u. s. w., ausser der genannten Verwirrtheit über. Bisweilen tritt ein maniacalischer Anfall ein, der kritisch ist und die Gesundheit herbeiführt; jedoch bleibt in der Mehrzahl der Fälle der Zustand bis ans Lebensende; die Irrenheilanstalten sind für die Wahnsinnigen mehr eine Pflege-, als eine Heilanstalt.

Therapie. Bei der so schlechten Prognose, welche der Wahnsinn, besonders wenn er lange gedauert hat — Bird meint, man müsse den Wahnsinn schnell heilen, er darf nicht erst alt werden —, stellen lässt, ist es ersichtlich, dass die Curbestrebungen meist ohne Erfolg bleiben müssen. Aber eben diese Erfolglosigkeit in der Behandlung des Wahnsinns hat die Mittel, welche gegen ihn gerichtet wurden, bis ins Unzählige vermehrt. In der neuesten Zeit ist man von dieser Ueberfülle von Arzneimitteln theilweise abgekommen und hat durch eine zweckmässige psychische Behandlung ein besseres Resultat erhalten. Nichtsdestoweniger stellt sich das Verhältniss der geheilten zu den krank zurückbleibenden Wahnsinnigen als ein sehr geringes heraus. Die Zahlenangaben, die man hier und da in Büchern findet und einen bessern Erfolg anzugeben scheinen, sind wohl grösstentheils falsch, weil die meisten von den als geheilt Entlassenen binnen Jahresfrist, ja vielleicht schon in einem Monat wiederkommen. Die so häufigen Recidive sind dabei gewöhnlich nicht mit in Rechnung gezogen. Ueberall, wo der Wahnsinn aus pathologischen Desorganisationen des Gehirns oder der adnexen Theile, der Hirnhäute, der Schädeldecke u. s. w. entstanden ist, wird alles Heilbestreben fruchtlos sein, die Narcotica werden ebenso wenig nützen, als der Helleborismus und die übrigen Purgirmittel, welche jetzt glücklicherweise bereits veraltet sind. Ihre volle Anwendung wird bald die Constitution des Kranken schwächen und zu Exanthemen und andern atonischen Zuständen Veranlassung geben. Reinlichkeit, Diät, Ruhe, abwechselnd mit zweckmässiger von der Wahnidee abziehender Beschäftigung, bleiben die einzigen Verordnungen, welche der Arzt rationaliter treffen kann, da er kein einziges sonstiges Mittel gegen den hier in Rede stehenden Morbus selbst kennt, dessen Ursachen uns bisher noch verhüllt geblieben sind. Nur wo eine dringende Indication durch Störung des Blutlebens u. s. w. gegeben ist, da schreite man mit den gegen die vorliegenden Zustände geeigneten Mitteln ein. In diesem Sinne allein kann der rationelle Irrenarzt den Apparatus antiphlogisticus, die resolvirende, ableitende und sedative Curmethode in Anwendung bringen. Wo der Wahnsinn durch reinphysische Ursachen, durch unterdrückte Se- und Excretionen, durch verschwundene chronische Exantheme u. s. w. ausgebrochen ist, werden Resolventia und Revulsoria nützen; ob die Anwendung von Reizen, wie Einreibungen mit Unguent. Tart. stib., Moxen, Glüheisen, Fontanellen, Haarseile und alle die andern Mittel, welche in die indirecte Curmethode gehören — Horn, siehe allgemeine Pathologie —, im Wahnsinn mit Nutzen geschieht, scheint sich aus den geringen Heileffecten, welche in dieser Krankheit erzielt werden, nicht zu bestätigen. Hat der Wahnsinn bereits den Uebergang in Verwirrtheit gemacht und ist diese zu ihrer vollen Höhe ausgebildet, so kann von einer ärztlichen Behandlung nicht mehr die Rede

sein. Die Pflege, die der Mensch seinem Mitmenschen schuldig ist, kommt hier allein in Betracht; sie wird sehr lästig, sobald auch das vegetative Leben zu sinken angefangen hat; denn ehe es zum Tode kommt, sinkt der Unglückliche noch unter den thierischen Zustand hinab, er fühlt selbst die thierischen Bedürfnisse nicht mehr. Es treten unwillkürliche Urin- und Stuhlentleerungen ein, der Kranke verbreitet einen Gestank, der nur durch die sorgsamste Reinlichkeit gemildert werden kann. In diesen Fällen ist ein Irrenhaus eine wahre Humanitätsanstalt.

Anhang.

A. Wahnsinn während des Wochenbettes und der Zeit des Säugens. Puerperal-Manie.

Es ist bekannt, dass alle Arten von Geisteskrankheiten, den Idiotismus ausgenommen, dessen Entstehung der ersten Kindeszeit angehört, die Neuentbundene und Nährende überfallen können. Bei weitem der häufigste Fall, der hier eintritt, ist der Wahnsinn nächst der Manie. Von 92 geisteskranken Wöchnerinnen und Nährenden, welche Esquirol beobachtet hat, litten acht an Verwirrtheit, 35 an Melancholie und Monomanie, zwei Formen, unter welche Esquirol den Wahnsinn, wie man ihn jetzt begreift, mit hineingezogen hat. Der Wahnsinn giebt sich hier folgendermaassen zu erkennen: Schon während der Schwangerschaft zeigen die betreffenden Frauen Traurigkeit; sie leiden an bösen Ahnungen, äussern eine unbegründete übertriebene Unruhe. Ihr Gesicht ist dabei zumeist bleich; Kopfschmerzen und unangenehme Gefühle im Unterleibe, besonders im Uterus, ein kleiner, schwacher, zusammengezogener Puls sind vor den Ausbrüchen des Wahnsinns fast constante Vorboten. Tritt dieser nach der Geburt oder während des Säugungsgeschäftes auf, so stellen sich der Beobachtung alle Erscheinungen eines cerebralen Erregungszustandes entgegen. Sehr leicht veranlasst das Milchfieber eine Verwechselung; jedoch bringt der Verlauf die richtige Erkenntniss. Das Fieber ist gewichen, die Wahnideen sind zurückgeblieben und dauern fort. Am häufigsten wurzeln sie im Gesichtssinne. Die Frauen sehen Flammen, in denen ihr Kind jämmerlich verbrennen muss, oder sie sehen es ins Wasser fallen und machen Anstalten, es zu retten. Vorhergegangene Zustände werden mit in diese Phantasiegemälde eingeflochten, und so sehen wir auch hier, wie beim Wahnsinn überhaupt, nicht selten ein Abspringen von einer Vorstellung zur andern. Dass der

Puls je nach der momentanen mehr oder minder erregenden Wahnidee fallen und steigen muss, liegt in der Natur der Sache und berechtigt noch keinesweges zur Annahme eines Fiebers, welches, wenn nicht andere krankhafte Zustände als bedingende Momente zugegen sind, niemals in diesem Wahnsinn beobachtet wird. Es ist für die Therapie die grösste Wichtigkeit, den Symptomen eine richtige Deutung zu geben, um so bald als möglich ins Klare zu kommen, weil die vorübergehende Zeit in den meisten Fällen unersetzlich ist.

Die Ursachen sind auch hier wiederum theils somatischer, theils psychischer Art. Zu den ersten gehören Fehler im Regimen, Erkältung — nach Esquirol am meisten zu fürchten, unter 14 Fällen von Geisteskrankheiten Neuentbundener und Nährender waren zehn durch Einfluss der Kälte verursacht worden —, Störungen im Säugungsgeschäft durch freiwilliges oder gezwungenes Entwöhnen, Unterdrückung der Lochien und der Milchsecretion. Die zweite Art der Ursachen, die psychischen, ist die häufigere; Gram, Kummer, Besorgniss wirkt bei den durch die Geburtsanstrengung herabgekommenen Frauen mit bedeutender Heftigkeit. Am schädlichsten hat sich nach Esquirol's Beobachtungen die Wirkung des Schreckens gezeigt. Von dreizehn geisteskranken Frauen, welche in Folge von psychischen Affecten erkrankten, waren elf durch Schreck wahnsinnig geworden. Dieselbe Beobachtung machte er auch in der Folge. — Als prädisponirende Ursachen sind Erblichkeit, eine ungewöhnliche individuelle Reizbarkeit und Ausbrüche von Wahnsinn bei frühern Geburten anzusehen. Merkwürdig ist es, dass nach Entbindungen von Knaben der Wahnsinn häufiger eintrat, als wenn Mädchen geboren wurden. Vornehme Frauen, welche durch ein mehr verzärteltes Leben eine grosse Reizbarkeit, eine erhöhete Sensibilität besitzen, sind dem Wahnsinn während der Geburt und im Wochenbett weit häufiger unterworfen, als arme; dagegen findet in der Entwöhnungszeit das umgekehrte Verhältniss statt, vielleicht aus dem Grunde, dass reiche Frauen zur Zeit Hülfe suchen, und es lässt sich in der That die Krankheit im Beginn coupiren.

Der Verlauf dieser Krankheit gleicht im Allgemeinen dem Verlaufe des Wahnsinns überhaupt; die Dauer jedoch ist hier viel kürzer, weil eine Entscheidung zur Besserung viel gewöhnlicher vorkommt. Die Prognose ist günstig; die Meisten werden geheilt, wenn nicht eine zu starke Prädisposition vorhanden war. Die Dauer der Anfälle ist verschieden, die meisten entscheiden sich im Verlaufe von sechs Monaten. Von 55 Heilungen, welche Esquirol beobachtete, dauerten:

4 Fälle 1 Monat,
7 Fälle 2 Monate,
6 Fälle 3 Monate,
7 Fälle 4 Monate,

5 Fälle 5 Monate,
9 Fälle 6 Monate,
15 Fälle entschieden sich in den folgenden Monaten,
2 Fälle nach zwei Jahren.

Nichtsdestoweniger wird diese günstige Prognose durch die so häufigen Recidive getrübt; die Prädisposition ist nach der Heilung geblieben, die veranlassenden Momente treten mit einer neuen Schwangerschaft, Geburt und dem wiederholten Säugen wieder ein, und so sehen wir auch den Wahnsinn wieder ausbrechen. Die Prophylaxis ist daher eine der Hauptaufgaben der ärztlichen Behandlung; am förderlichsten wäre eine neue Schwangerschaft zu verhindern, wenn es möglich ist, Mann und Frau zur Enthaltung vom Coitus oder zur Scheidung zu bestimmen. Kommt eine vollkommene Heilung nicht zu Stande, so bleiben als Residuen des Wahnsinns Nervenkrankheiten aller Art zurück; bald ist die Kranke von Convulsionen, von Krämpfen geplagt, von fixen Ideen während der übrigen Lebenszeit eingenommen, oder sie versinkt in Melancholie und Verwirrtheit, wobei paralytische Erscheinungen concommittirend auftreten.

Die Behandlung dieser Wahnsinnsfälle bietet keine Schwierigkeiten dar, sobald einmal die Diagnose klar ist. Leider aber ist es nicht selten, dass durch Uneinigkeit der behandelnden Aerzte am Krankenbette die kostbare Zeit ungenutzt vorübergeht und so den Wahnsinnsideen die Gelegenheit gegeben wird, sich im Weitern auszuspinnen und sich immer tiefer ins Gemüth einzuwurzeln. Die Hauptindicationen der Cur werden durch die somatischen Zustände bestimmt. Bei einem normal verlaufenden Wochenbett giebt sich der Rückbildungsprocess im Organismus durch die Schweiss-, Lochien- und Milchabsonderung zu erkennen. Störungen in diesen Thätigkeiten herzustellen ist von vorn herein Hauptaufgabe des Arztes; denn es ist gleichgültig, ob die Milchsecretion secundär oder primär gehemmt ist, ob die Lochien in Folge des Wahnsinns nicht mehr fliessen, oder ob der Wahnsinn in Folge des gestörten Wochenbettflusses ausgebrochen ist. In beiden Fällen ist Restitution der drei Hauptfactoren des normalen Wochenbettverlaufes unerlässliche Bedingung.

Die häufigen und grossen Aderlässe, welche man früher instituirte, weil sehr viele Fälle für reine Entzündungen der Hirnhäute gehalten wurden, hat man in neuerer Zeit mit Recht verworfen. Einige wollen sogar beobachtet haben, dass Hämorrhagie — Blutverlust — nicht selten eine Gelegenheitsursache zu dieser Krankheit abgäbe. Vielmehr scheint es nöthig, die Kräfte aufrecht zu erhalten; die Lebensenergie ist hier gewöhnlich herabgesetzt; demnach reiche man milde Nahrung und wo es indicirt ist, Roborantia. Zu heftige Purganzen bringen denselben Nachtheil; Oleum ricini, Electuar. lenit. oder Inf. senn. comp. reicht vollkommen aus, um den Stuhl zu regeln. Ist die Milch-

secretion unterdrückt, so wende man trockne Schröpfköpfe auf die Mamma an, lege das Kind häufig an die Brust, wobei auch milde Purganzen nützlich sind. Die Unterdrückung der Lochien verursacht die heftigsten Symptome. Es treten Congestionen nach dem Gehirn ein, welche in Erguss von Blut oder Serum unter der Dura mater oder auch in das Gehirn endigen können. Hier ist ein kleiner Aderlass oft unerlässlich. Ausserdem applicire man Schröpfköpfe an die innere Schenkelfläche, oder Blutegel an die Labia majora; innerlich müssen Purganzen gereicht werden. Ueber den Nutzen der Sinapismen und Vesicatore sind die Meinungen getheilt. Burns spricht sich dafür aus; die Remission nach Anwendung derselben ist, nach ihm, sehr bedeutend, wenn sie eine reichliche Absonderung erregten. «Schröpfköpfe, Vesicatore, Sinapismen, die bald an die Füsse, bald an die Schenkel, bald in den Nacken gesetzt werden, oder leicht abführende und schweisstreibende Medicin, je nach der Tendenz der Natur sind bei weitem den sogenannten heroischen Mitteln vorzuziehen.» (Esquirol.)

Oft bleibt die Krankheit stürmisch noch lange nach der Entwöhnung, in solchen Fällen rathen Einige eine neue Schwangerschaft und das Säugen an; zuweilen kann dieser veränderte Zustand des Organismus genützt haben, allein in den Fällen, welchen eine Prädisposition zu Grunde liegt, wird auch dieser Versuch ohne Erfolg bleiben.

Wir fügen hier schliesslich noch eine Wahnsinnsart an, die von vielen Autoren zu den Monomanien gerechnet wird, wohl aber nicht dorthin gehört, weshalb wir sie hier einschieben, nämlich:

b. Die Dämonomanie.

In keiner Form der Seelenstörungen spielen die Hallucinationen und Illusionen, besonders des Gesichts und Gehörs, eine so grosse Rolle, als in der Dämonomanie; keine Form spricht daher den Charakter des Wahnsinns deutlicher aus, und aus diesem Grunde lässt der Anschluss derselben an den Wahnsinn eine genügende Rechtfertigung finden.

Die Vorstellung von der Herrschaft des bösen Princips neben dem des guten hat zu allen Zeiten, unter allen Völkern und in allen Confessionen die Welt mit Dämonen bevölkert, ein Aberglaube, der sich bis in das vorige Jahrhundert hineinrang, den gesunden Sinn der Menschen wie ein Alp belastete und erst den sichtenden und erleuchtenden Fortschritten der naturwissenschaftlichen Forschungen gewichen ist. Seit der Zeit sind die Hexen und Besessenen aus der Welt verschwunden, weil der Glaube daran zu Grunde gegangen ist, wiewohl er hier und da, an vereinsamten, von der Cultur mehr isolirten Orten noch zuweilen sporadisch auftritt. Immer aber hat der Glaube an den

Teufel und dessen Einfluss auf den Menschen einen grössern Umfang gewonnen, wenn in dem Verlauf der Zeiten religiöse Parteiungen den Fanatismus erzeugten und den religiösen Rigorismus steigerten; die Zeit der Reformation ist diesen Vorstellungen nicht weniger anheimgefallen, als die krasseste Orthodoxie vorhergegangener Jahrhunderte.

«Jene in ganz Europa, im städtischen Dom, wie in der kleinsten Dorfkirche gepredigten Doctrinen, welche von der erhabenen Kanzel der Wahrheit herab in die einfachen und gläubigen Seelen leichten Eingang fanden, mussten nothwendiger Weise einen starken Einfluss üben und sehr oft noch mehr wirken, als beabsichtigt war, sobald sie in schwache oder solche Gemüther, die für Geisteskrankheiten Prädisposition besassen, eingedrungen waren. Es kann hierüber auch kein Zweifel obwalten, die Beweise für die Thatsache liegen reichlich vor, dass die Besessenen (die mit der Dämonomanie Behafteten) nichts als arme Blöde und Wahnsinnige waren, welche die Inquisitions- und Glaubensrichter, wie ein Martin del Rio, ein Jacob Spranger, in die Kerker schleppten, der Tortur unterwarfen, vor den Tribunalen verfolgten und vor dem dazu versammelten Volke, das stets an grausamen Schauspielen seine Lust hatte, auf Scheiterhaufen warfen.» (Isensee, Geschichte der Medicin.)

Symptome. Die Dämonomanen charakterisiren sich durch einen magern Körper, eine gelbe welke Haut; ihr Gesicht trägt den Ausdruck eines tiefen Leidens, die ganze Physiognomie zeigt etwas Aengstliches, Unruhiges; ihr Blick ist misstrauisch, die Stirn kraus, das Auge düster. Schlaflosigkeit ist fast immer vorhanden, sie können vor Unruhe nicht in den Schlaf kommen. Tag und Nacht sind sie fast immer, wenn es ihre Kräfte gestatten, auf den Beinen; sie laufen umher, als würden sie getrieben; wenn man sie nach der Ursache dieser Unruhe fragt, läuft die Antwort immer auf Teufel und Dämonen hinaus. Die häufigen Schmerzen, die sie zu leiden vorgeben, sind je nach dem Sitz des Teufels verschieden. Bald hämmert es ihnen im Kopfe, bedrängt die Brust, bald reisst der böse Geist in den Gliedern oder im Leibe. Sie klagen über ein inneres Feuer, welches sie verzehrt, glauben den Flammen der Hölle preisgegeben zu sein, weshalb sie auch ihr Schicksal, ihre ewige Verdammniss beklagen; jedoch weinen sie niemals. Merkwürdig sind die ausserordentlichen Störungen des Gefühls, die völlige Gefühllosigkeit bei den schmerzhaftesten Eindrücken, besonders während der Ekstase oder der Visionen. Interessant ist in dieser Hinsicht die Selbstkreuzigung des Mathieu Lovat, welche Cäsar Ruggieri, Professor der chirurgischen Klinik in Venedig, aus eigner Beobachtung mittheilt. Wir werden sie unten nachbringen. Etwas Aehnliches finden wir auch bei andern Verkehrtheiten der Menschen in einem Zustande, der an Dämonomanie grenzt; so lassen sich die Hindus aus reli-

giöser Exaltation an Haken aufhängen, über Feuer hin und her schwingen u. s. w. Ruggieri leitet die Unempfindlichkeit von einer Unvollkommenheit ihrer Nerven und von einem Mangel an Nervenflüssigkeit ab. Jedoch ist durch eine derartige hypothetische Ansicht keine Erklärung gegeben. Der Mangel an Gefühl, an Theilnahme für Andere, die völlige Vernachlässigung der Verwandten und Bekannten theilen die Dämonomanen mit fast allen Geisteskranken.

Merkwürdig ist der oft sehr penetrante Geruch der Besessenen; die Kranken leiten ihn vom Teufel ab, der seine Wohnung in ihrem Leibe aufgeschlagen habe; nach Esquirol zeigt riechender Athem einen Krampfanfall, den Ausbruch der Manie, der Hysterie an. Man findet dieses Symptom auch bei andern Nervenkrankheiten.

Mit diesen somatischen Erscheinungen verbunden treten die Hallucinationen und Illusionen auf, welche sich stets in der Sphäre des Teufels, der bösen Geister und der Hexen bewegen. Sie hören und sehen zumeist dieselben in und aus ihrer eignen Person. Die Reminiscenzen der in ihrer Jugend aufgenommenen Ammenmärchen und Hexengeschichten geben gewöhnlich die Draperie zu ihren Phantasiegemälden. Der Teufel erscheint durch den Schornstein, sie erkennen ihn am Pferdefuss, die Hexe reitet auf dem Besen oder dem Bock; nur wenn der arglistige Böse sie täuschen will, kommt er in Gestalt eines jungen schönen Mannes; bei Frauen ist letztere Hallucination sehr häufig. «Kein Zweifel, dass unsittliche junge Leute, die Schwächen jener Frauen benutzend, die Gestalt und Macht des Teufels angenommen haben.» (Esquirol.)

Die Hartnäckigkeit im Glauben der Besessenheit weicht keinem Mittel, weder der Ueberredung, noch der Drohung, und oft selbst nicht den schmerzhaftesten Strafen. Ihre Wahnsinnsüberzeugung wurzelt sich nur um so fester ein, je mehr man sich bemüht, diese ihnen zu nehmen. Eine Ueberraschung wirkt in solchen Fällen noch am meisten. «Was kann nicht Alles der Mensch ertragen, wenn seine Einbildungskraft sehr aufgeregt ist! Die spartanischen Kinder starben, von Peitschenhieben zerfleischt, in dem Tempel der Diana, ohne eine Klage laut werden zu lassen. Ein lacedämonisches Kind stahl einen Fuchs, verbarg ihn unter seiner Tunica und liess sich den Bauch von den Zähnen und Krallen des Thieres aufreissen, ohne die geringste Klage hervorzubringen, aus Furcht, entdeckt zu werden. Wie weit geht die Unempfindlichkeit bei der Hysterie, bei Convulsionen!»

Die häufigsten Complicationen der Dämonomanie sind Convulsionen und Paralysen. Erstere befallen den Besessenen zu jeder Zeit, da sie sowohl vom Organismus, als von der Einbildungskraft abhängen. Nicht selten artet die Besessenheit in Manie aus; solche Kranke sind gefährlich, sie zerstören Alles,

was ihnen begegnet; bisweilen endigt eine auf diese Weise eingetretene Manie mit dem Tode, welcher durch Apoplexie herbeigeführt wird. Die Paralyse tritt gewöhnlich nach langer Krankheitsdauer hinzu und macht sich somatisch und psychisch geltend. In letzterer Hinsicht bildet zur geistigen Lähmung, zur völligen Vernichtung der Seelenkräfte die Verwirrtheit den Uebergang. Der Ausgang ist sodann ganz derselbe, wie beim Wahnsinn.

Esquirol stellt zur Charakterisirung der Dämonomanie folgende fünf Gesichtspunkte fest: 1) die Dämonomanie ist eine Varietät des religiösen Wahnsinns; 2) ihre entferntere Ursache liegt in der Unwissenheit, in den Vorurtheilen, in der Schwäche und Wankelmüthigkeit des menschlichen Geistes; 3) sie wird durch Unruhe, Furcht, Schreck und Gewissensbisse hervorgerufen; 4) die Hallucinationen und Illusionen, die Störungen und Handlungen der Dämonomanischen hängen von falschen religiösen Ideen und von einer schrecklichen Entartung der Sitten ab; 5) die Krankheit ist seltener geworden, seitdem religiöser Unterricht, eine bessere Erziehung und Aufklärung mehr unter allen Classen verbreitet worden ist. — Die Krankheit ist erblich und vom vierzigsten bis funfzigsten Jahre am häufigsten. Grössere Disposition dazu zeigen die Frauen, welche in den klimacterischen Jahren, nach frühzeitigem Verschwinden der Menses ein Opfer dieser Verirrung werden; das günstigste Temperament ist das melancholische bei nervöser Constitution und Kleinmüthigkeit des Charakters. Es hält schwer, die Lebensverhältnisse, die die Entwickelung dieser Krankheit am meisten begünstigen, anzugeben. Wir finden unter ihren Opfern Herrscher, Gesetzgeber, Philosophen, Gelehrte, besonders aber Dummköpfe, Menschen, die seit ihrer Kindheit nur von Zauberern, Dämonen und von Dingen gehört, die die Einbildungskraft beunruhigen, quälen. Eine schlechte Erziehung, Fanatismus, das ascetische Leben, falsche, irrige Ansichten über die göttliche Gerechtigkeit, über die Verdammung, über die Hölle sind ebenso, wie das Lesen von Romanen, mystischer Bücher, mehr oder minder entfernte Ursachen dieser Krankheiten. [1])

Behandlung. Sie fällt mit der der übrigen Geisteskrankheiten zusammen. Die somatische Cur wird durch den jedesmaligen Status praesens bestimmt; nur wo eine Unterdrückung von Se- und Excretionen als nächste Veranlassung vorhergegangen, verdienen auch diese Momente eine Berücksichtigung. Empfohlen ist besonders das Vinum stibiatum in grossen Dosen, womit Albrecht [2]) einen Dämonomanen in 14 Tagen geheilt haben will.

1) *Esquirol*, Geisteskrankheiten, Band I.
2) L. c.

Krankengeschichten.

1.

a. Wahnsinn.

«Ein Russe, Krjelow, etwa 60 Jahre alt, war in dem letzten Feldzuge gegen Frankreich in unsern Militairdienst gekommen. Im Mai tödtete er in einem Anfalle von Wahnsinn zu Orchies seinen Wirth und verwundete ausserdem noch vier Personen. Zwei oder drei Tage vor der That erregte er in der Kirche allgemeines Aufsehen, indem er sich an den Hauptaltar vordrängte und, auf den Knien liegend, in höchster Angst und Beklemmung mit grossen Schweisstropfen vor der Stirn, inbrünstig betete und mehrmals das Wort «Pardon» ausrief, wobei er die Kleidung vorn aufriss und ein rothes Kreuz auf der Brust sehen liess. Nach Aussagen hatte er vorher schon begehrt, zum Geistlichen und zum Abendmahl zu gehen, auch hatte man länger schon einige Verwirrung an ihm bemerkt, er hatte z. B. seinen Tornister verkehrt umgehängt. Sein Wirth war ein kleiner Krämer, bei dem er bereits drei Wochen im Quartier gelegen hatte und mit dem er sonst zufrieden gewesen war. Ohne dass man sein Brüten und Sinnen auf eine blutige That hätte ahnen können, erschoss er ihn diesen Abend zwischen 7 und 8 Uhr. Nicht lange vor dieser Scene, wie aus den flüchtigen Skizzen der Protokolle hervorgeht, hatte er gegen einen Cameraden das Verlangen bezeigt, einem Prediger sein Inneres zu eröffnen; Jener erwiderte, er müsse wohl geträumt haben und er möge es nur gut sein lassen, worauf Kr. entgegnete: «Nein, nicht geschlafen, Bauer spreche: todtschlagen, todtschlagen.» Der Camerad, nichts Arges vermuthend, weil er immer schon ein wenig närrisch gewesen und die Kameraden oft über ihn gelacht hätten, verliess ihn und bald darauf fiel der unglückliche Schuss. Er wurde arretirt, war ruhig, gab ziemlich passende Antworten, stockte dann plötzlich, blickte, ohne ein Wort zu äussern, starr vor sich hin und schien den Faden seiner Gedanken gänzlich verloren zu haben. Wenn man auf die letzte Idee, bei welcher er abgebrochen hatte, zurückkam, schienen mit einem aus tiefer Brust sich drängenden Athemzuge seine Gedanken sich wieder anzuknüpfen. Fragte man in diesem oft wiederkehrenden Zustande, woran er denke, so zeigte er auf seinen Kopf und klagte über einen Druck hier und in der Brust. Ohne zu wissen, dass man ihn beobachtete, lag er meistens fast bewegungslos; die Augen unverwandt gegen die Zimmerdecke gerichtet. Die Aerzte bemerkten, dass er immer kalte Hände und Füsse, aber starke Hitze im Kopfe habe und die Besinnungskraft allmälig zunehme. Man suchte ihn nun über die Beweggründe zu seinem Vergehen

auszuforschen. Er erinnerte sich, dass er habe zum Prediger gehen wollen, um das Abendmahl zu nehmen, darauf sei der Corporal gekommen und mit ihm auf sein Zimmer gegangen; was später geschehen, wisse er nicht, ebenso wenig, dass er seinen Wirth erschossen habe, der ja so gut ein Christ sei, wie er selbst; wenn er es aber gethan habe, so würde es auch mit ihm bald vorbei sein. Er äusserte ferner, dass er oft grosse Unruhe in sich verspürt habe, und deshalb oft zur Kirche gegangen sei, um sich Ruhe zu verschaffen; was ihn eigentlich so beängstiget habe, wisse er nicht anzugeben; einer Schuld habe er sich nicht anzuklagen und Niemand etwas zu Leide gethan. Aus seinen Aeusserungen ging indess hervor, dass gewisse Sinnestäuschungen bei seiner bangen Stimmung mit im Spiele waren. So gab er an, er habe sein eignes Abbild neben dem der Mutter Gottes gesehen, aber in der Art, dass ihm Arme und Beine gefehlt hätten. In der Nacht hätten drei schwarze Menschen ihn aus dem Schlafe geweckt, ihn aus dem Bette zu reissen gesucht und bei ihm schlafen wollen, doch seien sie bald an der Wand wieder verschwunden, Zuletzt wären ihm bessere Bilder erschienen, seine Wirthsleute aber hätten ihm schwarze Menschenknochen zum Essen vorgesetzt. In dieser Lage, verbunden mit einer Art Heimweh nach seinem fernen Vaterlande, von seinen Cameraden oft verlacht, habe seine Beklommenheit sich vermehrt, so dass er oft nicht gewusst, was er thun oder lassen sollte, und trotz seines fleissigen Betens seien die schwarzen Gestalten doch immer wieder erschienen. Sein Kopf sei noch ganz schwer von allen diesen Plagen und er begreife nicht, warum Gott so grosses Leid ihm auferlegt. Er trug diese Angaben ernst und gefasst vor, nur ward er zuweilen durch ein Hinderniss beim Athemholen darin unterbrochen. Da er nur gebrochen Deutsch sprach, so blieb Vieles in seiner Rede undeutlich; zuweilen sprach er von Heirathen ohne Geld, von Geisterspuk in seinem Quartiere und über seinem Bette, auch von sonstigen Phantomen und namentlich von einer Erscheinung des Teufels, der ihn habe ergreifen wollen. Seine Besinnungskraft erhellte sich nach und nach bis zu dem Grade, dass er sich entsann, seinem Oberst zugerufen zu haben, er möge sich entfernen, weil er zuschiessen würde. Uebrigens kömmt eine nicht unwahrscheinliche Aussage vor, dass er schon ein Jahr zuvor einen Anfall von Seelenstörung erlitten hatte.

Nachdem er in Folge richterlicher Untersuchung für geisteskrank erklärt war, wurde er in die Irrenanstalt versetzt, in der er nach 25 Jahren starb. Er war von kräftiger Constitution, mittlerer Statur (5 Fuss 9¼ Zoll; der Querdurchmesser des Kopfes 6 Zoll 2 Linien), die Stirn eher schmal, die Augen klein, hellblau, die Pupille klein und beweglich, Gesichtsfarbe gebräunt, die Nase kurz und breit, die Backenknochen hervorstehend. Wie die ganze Gestalt hatte auch das Gesicht etwas Gedrungenes und

starke, rohe Züge mit dem Ausdruck der Geneigtheit zum Zorn; wenn der Blick nicht eben freundlich war, runzelte sich die Stirn leicht bei geringster Veranlassung. Seine Sprache war selten verständlich, nur wenige deutsche Worte radebrechte er mit der russischen Pronunciation. Lieblingswörter waren: *verflukt* und *Donnerwetter;* er sprach viel für sich, gerieth beim Reden gern in einen Eifer, dass die meist unverständlichen Worte hervorpolterten; kam ihm auch nur eine Kleinigkeit in den Weg, so fuhr er leicht auf, schimpfte und zürnte, konnte auch wohl auf Jemand losgehen und zuschlagen, jedoch auch heiter und freundlich sich geberden, zumal wenn ihm Taback gereicht oder sonst eine Freude bereitet wurde. Er liebte Musik und verfertigte sich selbst eine Art Querpfeife, die freilich nicht lieblich klang. Eine gewisse Lust zur Beschäftigung war ihm eigen, er kam in allen Dingen den Wärtern zu Hülfe, war geschickt in mechanischen Verrichtungen, flocht sehr gut in Stroh und dergl. An seinem mehr rundlichen und compacten Schädel zeichnete sich eine auffallende Erhöhung der Arcus superciliares aus; die kleinen Augen blickten hell und scharf, fest und gespannt, listig und verschlagen, aber sehr grimmig, wenn er aufgeregt und aufgebracht war. Wenngleich seine Gespräche, die er lebhaft oft für sich hielt, an Andere aber auch häufig richtete, nicht genug verstanden werden konnten, so liess sich doch schliessen, sowohl aus ihrer Weise, als seinem Handeln und Benehmen, dass er nicht völlig bei sich selbst, dass er in hohem Grade verwirrt und halb verrückt war, und dass auch sein Gedächtniss gelitten hatte. Während seines langen Aufenthalts in der Anstalt war er fast nie krank, nur zeigte sich ein flechtenartiger Ausschlag an den Beinen.

Im August des vergangenen Jahres klagte er über Schmerz im Kopfe, im Unterleibe und in den Schultern; dies Uebel verging; aber im Anfange Septembers befiel ihn eine Gesichtsrose mit starkem Fieber und sehr belegter Zunge. Sie wuchs im Gesichte, aber zog sich nun auch über den Bauch, das Scrotum und die Lenden hin. Der Puls war hart und voll und Somnolenz trat ein. Nach Verlauf von 14 Tagen trat sie wieder auf Gesicht und Kopf zurück, während zugleich die Geschlechtstheile stark angeschwollen waren. Diese Geschwulst verlor sich zwar wieder, aber es rötheten sich nun die Unterschenkel und Unterarme nebst den Händen, wobei, trotz der indicirten Mittel, das Fieber fortdauerte und manchmal stieg, auch die Respiration beengt war. Gegen Ende des Monats nahm die Neigung zum Durchfalle zu und es bildeten sich Brandblasen an beiden Füssen, sowie am linken Trochanter major, wozu sich Gangrän am Kreuzbeine gesellte, der Athem ward nun kürzer, der Puls kleiner, die Articulation zuweilen unterbrochen, die Zunge trocken, braun, rissig, wie denn auch die Haut sehr trocken war und im Ge-

sichte und an den übrigen Theilen, bis auf die Unterschenkel, abzuschilfern begann. Nachdem der Brand sich noch ausgedehnt, der Durchfall sich vermehrt und am linken Arme eine starke Geschwulst sich gebildet hatte, verfiel er in einen comatosen Zustand und starb darin den 2. October.

Section am folgenden Tage. An der noch wohlgenährten Leiche sah man über dem Rücken, um Hüften, Geschlechtstheile und Füsse die Spuren der Brandblasen, den linken Arm und Oberschenkel stark aufgeschwollen, den Bauch aufgetrieben und Stirn, Nacken und Schultern u. s. w. bläulich gefärbt. Im Bauche fand sich ziemlich viel Wasser, das Netz war normal, der Darmkanal ebenfalls, die Leber von gewöhnlichem Umfange, mehr gelb gefleckt, mürbe und blutreich; die Gallenblase mit gelber, dünner Galle gefüllt; die Milz gross, von stahlgrauer Farbe, auch mürbe; die rechte Niere gehörig, die linke verändert, gelblich gefleckt, wie die Leber. Ein Hauptleiden zeigten die Nebennieren, sie waren wie Beutel und ihre innere Substanz ganz aufgelöst; die rechte war mit der Leber verwachsen. Die Malacie, in Verein mit der Gangränescenz in Folge des allgemeinen Erysipelas, konnten wohl nur als Hauptursachen des Todes betrachtet werden. — Die rechte Lunge, bis auf einen Zoll der untern Spitze (?), ganz frei, schwarz gesprenkelt, aussen und innen sehr dunkelfarben, mit einzelnen kleinen Steinen im Parenchym; die ebenfalls nicht angewachsene linke Lunge enthielt in der obern Spitze einige kleine Knötchen. Beide Brusthöhlen waren fast bis zur Hälfte mit blutigem Wasser angefüllt; der Herzbeutel, bedeckt mit starkem Fettpolster, enthielt etwa drei Unzen Blutwasser; das Herz war etwas schlaff und sein Inneres missfarbig, wie ich es öfter bei sehr verbreiteter Gangränescenz antraf. Diese graubläuliche Missfarbe erstreckte sich bis in die Aorta hinein, und an deren Bogen, sowie zum Theil an den Klappen, nahm man anfangende Verknorpelung, ja selbst Verknöcherung wahr, so auch in der mehr als gewöhnlich verengten Bauchaorta, wo gegen die Bifurcation hin die Knochenansätze sich vermehrten. In der Carotis cerebralis und sonst noch in ein paar Hirngefässen sah man hin und wieder eine kleine Knorpelstelle, so dass sich überhaupt ein beginnender Verhärtungsprocess im Gefässsystem kund gab. Das genau präparirte Bauchgangliengeflecht war dem Ansehen und Verlaufe nach gut und kräftig, besonders zeichnete sich das rechte Nervennetz im Zwerchfelle in Gemeinschaft mit dem rechten N. phrenicus durch Fülle und Reichthum der Fasern aus.

Die Charakteristik des Gehirns wird hier weitläufiger ausfallen, weil mich bei der genauesten Untersuchung die Absicht leitete, dadurch eher auf irgend eine nationale Verschiedenheit aufmerksam zu werden.

Am Schädelgrunde hatte sich etwas Wasser ergossen. Das

Hirn von normaler Gestalt im Allgemeinen erstreckte sich nicht völlig so weit über dem kleinen her, wie ich es gewöhnlich wahrnahm; dies liess sich auch dem innern Schädelgewölbe absehen, das hinterwärts oberwärts etwas flacher erschien. Nebst einem geringen Reste der harten Haut hatte das Gehirn das beträchtliche Gewicht von vier Pfund und zwei Drachmen Apothekergewichts, obwohl es dem äussern Ansehen nach eher zu den Hirnen mässigen Umfangs zu rechnen war. Eine geringe Verwachsung der Dura mater neben dem Lungenblutleiter mit einer Gruppe der wenig vergrösserten Pacchioni'schen Granulationen war zwar vorhanden, wie sie sehr häufig vorkommt, aber ohne Trübung zwischen den Windungen umher; auch war, ausser einer straffern, festern Beschaffenheit der Gefässe, bis etwa auf die Gegend des Chiasma keine besondere hypertrophische Anlage der Hirnhäute wahrzunehmen.

Das Aeussere des ganzen Hirns bot nichts Ungewöhnliches dar, nur die Nerv. trigemini schienen relativ etwas kleiner zu sein; ob dies national sei, lasse ich dahingestellt sein. In den Plex. chor. fanden sich einige kleine Wasserbläschen, keine weiche Nuclei mehr und wenig Sand enthaltend, die Wände der Seitenhöhlen etwas röthlich gefärbt, beide Hinterhörner verwachsen, das linke fast ganz, das rechte ein wenig über die Hälfte, so dass noch ein Theil des Colliculus zu sehen war; der Onyx in den innern Windungen konnte als hinreichend gelten. Das Gewölbe war fest, die Schenkel hatten eine gute Faserung, die Fasern des Psalteriums aber durch die Wucherung des Plex. medius nicht unbeträchtlich gelitten. Das rechte Corp. striatum sah man ein wenig ans Septum verwachsen, die mässig starken Ammonshörner hatten eine schöne Form mit prallen Wellenerhöhungen, die weichen Grenzgürtel eine reichliche Faserung; rechts war das Glabellum leidlich gut, links aber geschwunden, dagegen aber die linke Scala triangularis minima besser als die rechte; das Epithelium umher etwas verdichtet und verhärtet, die Garben und Plumulae hatten gelitten, keine vollständige Ausführung und Zahl. Eigenthümlich war, was nur selten nach meiner genauen Beobachtung vorkommt, dass zwischen dem Septum und Corp. striat. sich noch eine reiche und schöne Fortsetzung von Fasern befand, welche mit dem Glabellum jeder Seite in Verbindung standen. Dieses Gebildes musste ich um so mehr erwähnen, da es nach meinen Ansichten mit einer besondern Anlage zu mechanischen Fertigkeiten in Zusammenhang zu bringen ist, wofür auch die Gall'sche Hypothese spricht, worüber aber hier sich weiter auszubreiten der Ort nicht ist.

Die weiche, hellgraue, wenig Sand enthaltende Zirbel, mit wucherndem Gefässgewebe umhüllt, war oben mit dem Plexus medius verwachsen, an dem sie von ihrer Commissur getrennt hängen geblieben; ob sie erst bei der Manipulation ganz sich ab-

gelöst habe, ist unentschieden. An der Glandula pituitaria zeigte sich nichts Abweichendes, die weisse Substanz war etwas gelber und weicher; die sogenannte weiche Mittelcommissur war vorhanden (sie fehlt nicht selten), das Fulmen gut, auch das Trigonon pendulum hinter der Zirbel nur mehr zusammengezogen, wie auch die darunter liegende Trabecula; die Schnur fehlte (was gar häufig der Fall ist), der Conus trat noch ziemlich hervor, Systrum und Polychord zeigten keine besondere Verschiedenheit, die gabelförmigen Leitchorden waren lückenhaft, besonders auf der rechten Seite, wo man statt vier oder fünf nur deren zwei bemerkte; auch durch einen Zwischenraum, wo das Epithelium etwas verhärtet sich zeigte, waren sie nicht in so genauer Verknüpfung mit den Fasc. tripartiti, deren Fäden nicht genug individualisirt und gesondert erschienen, mehr in einander verschmolzen waren. Diese Deformität oder blosse Abweichung möchte auf die dumpfe und undeutliche Articulation der Sprache zu beziehen sein, welche dem Kranken eigen war, jedoch meine ich, durch Beobachtung geleitet, hier mehr vielleicht eine national verschiedene Anlage der Sprache zu finden. — Die an der untern Fläche des Segels nun folgende Ramification bot eine mehr grob organisirte Figur dar, hatte an jeder Seite eine gewöhnlich nicht vorkommende Nebenabtheilung, an den Hintersegeln war nichts zu tadeln. An der Oberfläche des Vordersegels war die wohlgestaltete Lingula, bis auf das vorderste Glied verwachsen, das Segel selbst davor ziemlich fest und die Tela filipendula von reicher, aber verworrener Faserung, während die Conductores laterales nur aus wenigen und vereinzelten Fasern bestanden, keine stark hervorragenden Bündel bildeten. Die den N. trochleares zunächst angehörende Faserabtheilung war verhärtet, mehr membranartig verdickt.

Der Fortsatz der acustischen Nerven in der Rautengrube zeigte sich in wohlgefaserten Bündeln, auch war an jeder Seite ein Klangstab vorhanden, an den Ch. verticillatae et volubiles nichts auszusetzen, die Scala rhythmica jedoch etwas matt und lückenhaft, die Faserung in den Gruben vor den Oliren leidlich erhalten. Bei später wiederholter Untersuchung fanden sich innerhalb der C. striata und Umgegend kleine Löcher, ockergelb gefärbt, wie Rostflecke. Ob diese Durchlöcherung erst während des längern Liegens in Branntwein entstanden sei, ist zwar zweifelhaft, doch nicht wahrscheinlich, weil wohl in diesem Falle eine veränderte Blutthätigkeit angenommen und jene Perforation durch eine Stockung und Hemmung verursacht werden kann.

Der Schädel war eher von kleinerem Umfange, auch in der Phase des Antlitzes und darin verschieden von der deutschen Normalform; das obere Knochengewölbe war dünn, ohne Diploe, sehr fest und compact in allen Theilen, vorzüglich aber zeichneten sich die Arcus superciliares durch auffallende Hervorragung

aus, wie schon erwähnt wurde.» (Bergmann, Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. I. Heft 2.)

2.

«D...., Dr. der Medicin, von hohem Wuchs, starker Constitution, sanguinischem Temperament, hatte einen sehr starken Kopf, eine sehr bedeckte Stirn, die von einer Seite mehr hervorsprang, als von der andern. Er hat blaue Augen und ein geröthetes Gesicht, ist heftig und eigensinnig. Er gehört der phlogistischen Schule an und begnügt sich nicht, diese Disciplin durch seine Rathschläge und seine Schriften zu verbreiten, sondern er stellt vielfache Versuche an, lässt sich selbst von Zeit zur Zeit zur Ader, hält eine sehr strenge Diät und badet sich sehr häufig. Er hatte mehrere seiner Collegen zum Duell herausgefordert, die bei einer Consultation nicht dieselben medicinischen Ansichten hatten.

In seinem sechsunddreissigsten Jahre (August 1822) litt er an Paralyse des einen Auges, wozu sich ein vorübergehendes Delirium gesellte.

Im achtunddreissigsten Jahre (September 1824) entstand bei ihm nach einer heftigen Unterredung, die bei einer Consultation stattfand, plötzlich Delirium und Aufregung. Als er nach Hause zurückgekehrt war, will D. seiner Frau, seinen Kindern, seinen Bedienten zur Ader lassen und macht an sich selbst einen Aderlass von mehreren Pfunden. Jetzt traten Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, vollständige Verwirrung der Ideen und Hallucinationen ein. Acht Tage darauf wird D. nach Charenton geführt. Bei seiner Ankunft ist er in sehr grosser Aufregung und fortwährend geschwätzig. Der Kranke behauptet, alle Welt zu kennen; behandelt die Dienstboten mit Ergebenheit. Er leidet an Hallucinationen des Gehörs und Gesichts; er hat das Bewusstsein seines Zustandes und urtheilt richtig. Gegen Ende des Monats wird er wüthend und droht, alle Die, die sich ihm nähern, zu tödten.

Im vierzigsten Jahre (October 1826) glaubt D., dass ein Kranker des Hauses seine Frau beleidige; er wird wüthend, stürzt sich auf ihn und verwundet ihn stark.

Im einundvierzigsten Jahre (April 1827) erlitt er mehrere Anfälle von intermittirenden Fiebern, die ihn zu beruhigen schienen, ohne jedoch sein Delirium zu vermindern.

Als ich die Aufsicht über Charenton bekam, hatte sich der Zustand D.'s noch nicht geändert. Sein physisches Aussehen war sehr gut. Als er mich zum ersten Male sah, schien er sehr zufrieden mit mir und bezeigte mir viel Zutrauen. Aber obgleich er immer dieselbe Empfindung gegen mich behalten hatte und behauptete, viel Achtung vor mir zu haben, so konnte ich ihn nicht dazu bestimmen, ein ordentliches Regimen anzunehmen und Arzneimittel zu gebrauchen, die seinem Zustande angemessen

waren. Ich wünschte lebhaft seine Heilung und widmete ihm eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Nichts zerstörte seine Hallucinationen, und durch nichts konnten seine übertriebenen ärztlichen Ideen unterdrückt werden. Er bat mich oft, ihm zur Ader zu lassen, und er wurde durch meine Verweigerung, die ich immer mit Gründen unterstützte, nicht entmuthigt. Seine Bitten wurden während des Sommers 1827 immer lebhafter. Endlich gab ich seinem Wunsche nach, hoffte hierdurch das Zutrauen des Kranken noch mehr zu gewinnen und dadurch Herr seiner Vernunft zu werden. Wir waren Beide übereingekommen, dass man ihm vorzugsweise nur ein wenig zur Ader lassen solle.

Der Aderlass wurde eines Tages im Monat October gemacht. Kaum hatte sich der Chirurg entfernt, so nimmt D. die Aderlassbinde ab, lässt sein Blut frei laufen, so dass er damit ein ganzes Nachtgeschirr, einen zinnernen Topf anfüllt und sich noch eine grosse Menge auf dem Fensterbret seines Zimmers befindet. Da er fühlt, dass seine Kräfte abnehmen, so legt er sich aufs Bett, wo er auch noch eine Menge Blut verliert. Der Wärter kommt, da er ein klägliches Geschrei hört, herbei und findet den Kranken fast ohne Leben auf dem Bett ausgestreckt. Die Assistenzärzte, von diesem Vorfall benachrichtigt, finden den Kranken ohne Puls, ohne Respiration, die Augen eingefallen, die Glieder schlaff und glauben, dass er todt sei. Nichtsdestoweniger macht man anfangs trockene, dann aromatische und geistige, später reizende Frictionen auf verschiedenen Theilen des Körpers und hüllt den Kranken in Wolle ein. Nach langen und mühsamen Anstrengungen ist die Respiration wieder zu hören, der Puls wieder zu fühlen. Nachdem man sich noch einige Stunden bemüht, scheint der Kranke wieder aufzuleben; er spricht einige Worte, aber er ist stimmlos. Nach und nach stellen sich die Kräfte des Kranken wieder her; er kann sprechen, die Sinne stehen ihren Functionen wieder vor, mit Ausnahme der Augen; der Kranke bleibt blind. Erst nach einigen Tagen kann D. von Dem, was er empfindet, Rechenschaft geben. Er erklärt, dass er sich bis auf eine geringe Schwäche wohl befinde. Er zeigt kein Bedauern über den Verlust des Gesichts und versichert, dass es sich wieder herstellen wird. Das Delirium hat, ungeachtet des Schwächezustandes, der mehrere Monate anhielt, und ungeachtet der Blindheit keine Modification erlitten. Die Hallucinationen haben dieselbe Energie und denselben Charakter und er wird unaufhörlich durch dieselben aufgeregt.

Der Kranke unterhält sich immerwährend mit Personen, die er weder sieht noch hört. Gewöhnlich ist er zufrieden und glücklich, lacht laut auf und bezeugt seinen Beifall durch Händeklatschen u. s. w. Er beklagt sich nie über seine Lage; er ist sehr reizbar geblieben und stets bereit, bei dem geringsten Widerstande in Zorn zu gerathen. Alle Functionen der Ernährung

gehen gut von statten, jedoch schläft er nur sehr wenig. Dieser Zustand dauert ohne grosse Verschiedenheit sieben Jahre lang.

In seinem zweiundvierzigsten Jahre (1828) leidet er an einem Catarrhus intestinalis; er hat sehr reichliche Schleimausleerungen, die ihn sehr schwächen. — Im neunundvierzigsten Jahre (Juni 1835) in der Nacht bekam der Kranke einen Schlagfluss. Bei dem Morgenbesuche fand ich die Lippen nach links stehend, die Sensibilität sehr geschwächt. Man muss stark die Haut kneifen, um einen Schmerz hervorzubringen. Der Kranke hört kaum, spricht undeutlich, die Augen sind thränend, der Puls ist stark, frequent, unregelmässig, die Haut warm. Der Kranke befindet sich in einem soporösen Zustande, speiet oft und leidet an Verstopfung. Dieser Zustand war nicht von langer Dauer. Von dieser Zeit an ist die Intelligenz geschwächt, der Kranke weniger heiter, er hört und versteht schwer; erkennt nicht mehr so gut der Stimme nach die Personen, die sich ihm nähern. Er liegt stets auf dem Bette und es mangelt ihm jeder Trieb der Selbsterhaltung. Er hat wenig Appetit und verweigert manchmal, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen; die Verdauung geht schlecht von statten, der Kranke ist abgemagert und leidet an Durchfall, aber die Hallucinationen und das Delirium dauern fort. — Im funfzigsten Jahre (16. März 1836), nachdem mehrere Tage die Kräfte sehr abgenommen und der Durchfall stattgefunden hatte, geschehen die Ausleerungen unwillkürlich. Der Kranke bleibt regungslos in seinem Bette liegen, man hört ihn nicht mehr in seinem Bette sprechen. Er ist gestorben.» (Esquirol, Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medicin u. s. w.; ins Deutsche übertragen von Dr. W. Bernhard.)

3.

Patient, ein lebhafter, sanguinischer Mensch, verfiel mehr und mehr in den Zustand arterieller Aufregung und sein Hirn wurde immer tiefer primär leidend, zu Zeiten in der Art, dass die Reizung einer Entzündung bedeutend nahe stand. Alles erschien dem Patienten, insofern es ihn betraf oder auf ihn sich bezog, grossartig, Alles war hier exaltirt, übertrieben —, er war reich, vornehm, gelehrt, geistreich und witzig —, Nichts taugte, was seiner Grösse nicht huldigte; jeder Umstand regte den Kranken auf und verschlimmerte seinen Zustand; dann wurden die Pulsationen seines Herzens oft so kraftvoll, so derb, eben wie der Puls in den Karotiden an Kraft, Derbheit und Fülle den in den Radialen überwog, aber an Schnelle trat selten eine Mehrung der Pulse ein, und kräftig und mächtig und langsam werden somit auch die Hirnbewegungen sich haben verhalten müssen. Strafen und ein unfreundliches Benehmen brachten den Mann, der sich eben dem vierundzwanzigsten Jahre näherte, in einen Zustand, der an Tobsucht grenzte. Güte und Geduld mit sei-

nen Extravaganzen machten ihn angenehm und ruhig; er ist nicht genesen —, sein Tod erfolgte langsam und zögernd, wie immer da, wo er vom Gehirn stattfindet.

Patient war Dichter —, man sagt, nicht ohne Beifall einst. Mit dem Kranken befreundet, theile ich ihm die Kunde von dem Tode eines Mannes mit, der Vielen berühmt gilt; dem Kranken gleichfalls —; nach einer Stunde sendet er mir Folgendes:

Todten-Feier
von
L. E. N. N.

1. Habt Ihr schon den Balsam eingeschlossen,
In den engen, ungelenken Schrank? —
Hungern schon des Winters weisse Raben?
Die da flogen; als er in die Erde sank.
Der des Todes Leben lebend unverdrossen,
Ungetrübter Wein im Ja und Nein der Becher trank.

2. Ist er in ein tiefes Grab gemauert,
Schliesst des Gitters Zwielicht sein Gebein? —
Oder sprosst aus Blumen, Erde halb erhaben,
Einsam Kreuz, das Wetter Sturm umschauert? —
Schrift von weiser Zunge spricht sie golden von dem Stein:
„Du, wie er, wie bald, o! Geist, wirst Rest der Elemente sein.“

3. Hat er wartend, wie in Ahnen Halle,
Da ihm Tod der Todten zu den Füssen liegt,
Edel aufrecht sein Gebeine hingestellt? —
Wartend, dass der Himmel Wort erschalle.
Dass die Frucht, die anders, ungezählt, der Sichel fällt,
Aufwärts, aus der Hülsen, unerniedrigt, in die Heimat fliegt.

4. Ob Er athmet; ob Er schauet; ruht er unermüdlich?
Reife der Gewöhnung, Jünger, bin ich tief verwaist,
Mag ich vor mir selber sitzen? — Eil' ich in der Irre?
Trauer wend' ich nordwärts; Klage send' ich südlich.
Vogel in den Lüften schwirre; Sturm um Staub, in welkem Laube, wirre.
Dass im Todes Zorn des Rehe Frieden ewig neu sich Werde Zürnen preist.

—— Gebt mir einen Becher voll der dunkelrothen Reben;
Und des Wortes Hauch geleite, gutes Wort dich, wo wir wohnen.
Tauml' ich nach dem Trunke: „Nennt es selig in dem Raume schweben.“
Trauben Krone! Horch und schaue, wie Wir dich entthronen.
Die, an Wand und Stock gebunden, Sonne weiss und roth empfingest;
Wie du nun, aus Wunden, golden frei in meinen Adern klingest.
Wo wir munter rasch bewegend wohl bekannten Wald durchdrungen,
Wald und Vogel, jedes fliegend, Tag und Nachtens singen. —

Dieses Product ist, wie man gestehen wird, hinreichend wunderlich und das um so mehr, da der Schluss mit Wein und Reben für die Todtenfeier als ein Trost dasteht, der im Uebermaass der Güte gar bald gereicht wird. — Auch in ärztlicher Beziehung ist dieser Schluss von Wein und Reben von Interesse; hier ist kein Springen der Gedanken, wovon man wohl spricht und selten mit Recht, sondern etwas Anderes: «Patient wurde durch Aerger, Widerspruch, körperliche Arbeiten, heisse Witterung ebenso, wie durch die geistige Anstrengung, während des Schreibens seiner Poesien, oder indem er blos nachdachte, stets aufgeregter und dies desto ärger, wenn man der aufregenden Ursache nicht Einhalt that. Sein so nerviles Arteriensystem, seine empfindlichen Nerven geriethen mehr und mehr in Aufruhr und während dann der Kopf glühte, fühlte Patient, was er klagte, in seinem Innern grosse Wärme, und die hat ihn oft belästigt. Als Patient jene Verse von 1 bis 4 geschrieben, da war er aufgeregt, und ist es hier zu verwundern, wenn er in seiner dichterischen Phantasie an Wein dachte, der ihn in Glut versetzt? — Er wählte ein Bild, und wenn es unpassend gestellt ist, so wollen wir das um so mehr entschuldigen, denn Patient war überselig, als er sein Product vollendet hatte, und seine Aufregung war eine freudige. — Mit jenem Gedichte gab mir der Dichter ein Schreiben, adressirt an die Redaction einer belletristischen Zeitschrift: «Ich wünsche, sagt er, den Druck von beiliegenden Gedichtungen. Getreuen Abdruck. — Sei es, ohne Aufschub, in auch sonst günstigen Blättern, wenn die zuerst gemeinte Redaction die Aufnahme weigert.»

Er fährt also fort: «Ist für ein Musenalmanach, ein Taschenbuch noch Zeit und Raum da; so wollen Sie den Versen, nöthigen Falls, auch in Solchem ein Unterkommen finden. — Wünschten die Verwandten, die nähern Bekannten des Verewigten, einen Einzel-Meiner, einen vorläufigen Abdruck; so sei auch dieses Ihrer Anordnung anheimgestellt. — Jedenfalls sei der Becher würdig des Geistes, die Urne der Manen. Will Wer dieses Fragments abgerundete Töne, ich dichte solche Gottendienste sonst umsonst, honoriren: so sei der gute Zahl-Mann. — Zugleich auf meine Entlassung (Befreiung) bedacht. — Ich möchte das Werkchen gerne selbst besorgen und herausgeben. Nach solchen Geschäften, ohne Schimmel in dem alten guten Witz.»

Liest man dieses Schreiben, diese Verse, so wird man an Pinel erinnert, der von Wahnsinnigen spricht, wo nur in der Aufregung das Tolle liegt, und so ist es nur zu oft und das mahnt uns daran, dass wir Aerzte nur in der reinsten Güte solche Unglückliche zu behandeln haben, wenn wir heilen wollen; ist es nur zu oft der Fall, dass eine Erweiterung der Kopfblutgefässe und ihnen entsprechende, bereits oft von mir bezeichnete Anomalien hier stattfinden, so richten wir mit Arzneien selten

etwas aus und Liebe und Güte ersetzen die hier unnütze Digitalis, den meist schädlichen Aderlass, während sie das letzte und meist so gefährliche Heilmittel einer Unterbindung der Karotiden am ehesten unnöthig machen, wenn sonst dieses Heilmittel je zulässig ist.

Unser wahnsinniger Dichter war so gütig, mir noch die folgende Probe seines Talents mitzutheilen, welche ich den Lesern dieser Schrift nicht vorenthalten darf:

«Das Einsehen, und die Humanität,» sagt der Dichter, «die mir an Ew. — gerühmt werden, mögen mich, bei der Freiheit dieses schriftlichen Ausspruches, der Verlegenheit einer Etiquette entledigen. Die sonst gehörige, frei- und lieb-strenge, Beobachtung dieser Gebührlichkeit, würde das Gesindel, von welchem ich (einzeln und allein, für Mich) beobachtet bin, anreizen, aus seinen Schranken noch ärger überzutreten. Meine Vorstellung, so gut und so sehr ich mich, unter angedeuteten Verhältnissen, aussprechen mag, ist diese: Seit fünf viertel Jahren bin und werde ich eingeschlossen. Schriftlich und mündlich habe ich Klage geführt. Man fährt aber fort, mich zum Essen zu rufen und zu Bette zu führen.» — Nachdem Patient sich noch bitter beklagt, schliesst er also: «Mit folgenden Versen, einer Einleitung, verpflichteter Anmerkung, hoffe ich darzuthun, Was für ein Geist des Lebens seither und noch von Tag zu Tag mir innwohnt. Damit zugleich: Was an Ew. — nun dieser Genius gerechtigt. Das Werk soll sich ankündigen, also:

Das Carneval - Chartag - Ostern -
Kreuz - Holz - Hammer - Glocken - Klang
von
N. N.

Zur Vignette: «Guitarre, Violin, die beiden Masken und Posaune.
(Das Künstler Auge hohl befangen staune.)

„Jeder höret gern den Schall an,
der zum Ton sich rundet."
W. v. Göthe.

Wer trifft Was von Worte Schwall an,
Der nicht Er Geschwulst der Worte mundet? —
Hat der Klänge Sänger All - Mann
Je mit Ton von Ton zu Ton gestundet?

Klugheit nimmt die Pfeile all an
Die der Vater weise ring gebundet. —
Hab ich guter Vers - und Welt - Galan,
Jemand jemal je verwundet? —
Eh' Ihr mich zu A - B - C - und D - geschändet. —
Ob der süssen Töne Denker je gesundet? —
Hat des Glocken - Spieles - Klang ein Klänge - Fänger je erkundet?

„Und so mag des Lebens Erz - Klang
Durch die Seele dröhnen.
Teufel! Rath! mir wird nicht bang
Diesem Spruch zu fröhnen;
Ohne Rath und Chorgesang -
Meine Braut zu krönen;
Aller Zeiten alle Zeit lang
Schlang und Teufel in den Staub zu höhnen.
In dem Staub muss Schlang und Teufel stöhnen.

Also mag sich Weisheit,
Güte, neu versöhnen;
Alter sich in Jugend Zorn verschönen.

— — — Doch leg ich ebenbürtig meine warmen Tatzen
O! Herrin in Dein Wappen.
Ew.
N. N.

In dem Briefe, welcher das wunderliche Gedicht begleitet, klagt Patient über seinen Aufenthalt in einer Anstalt für Geisteskranke, und wir verzeihen das an einem Kranken, der in seiner Exaltation sich für so gross anschaut, recht gerne, sehen aber auch, dass die Liebe und Geduld, welche Chaptal und Pinel für solche Unglückliche fordern, um so gerechter ist, da ein guter Rest von Verstand durch all' den Unsinn hindurchschimmert, und wie gross auch der Hochmuth dieses Wahnsinnigen ist, so lesen wir nur mit dem tiefsten Mitgefühl jene, wenn auch stolze Frage:

„Ob der süssen Töne Denker je gesundet?"

So wunderlich der Titel des Manuscripts ist, das Patient noch besitzen wollte, so liegt in der wunderlichen Sprache doch gewiss einiger Sinn, indem z. B. zur österlichen Zeit in katholischen Kirchen keine Glocken geläutet werden und man mit Holz und Hammer die Gemeinde zur Kirche ruft; vielleicht dachte unser Dichter auch an die Juden, welche ein Hammerschlag in die Kirche ladet. — Wie unsinnig also die Leistungen unseres Dichters immer auch sein mögen —, wir werden es nie verkennen können, dass im Hintergrunde dieser wahnsinnigen Exaltation die vernünftige Seele durchschimmert, und wir erkennen, dass selten nur die Strenge und Härte, wohl immer aber Geduld, Güte und Liebe da herrschen müssen, wo solche Unglückliche weilen.

Mit den Worten des Herrn v. Lenhossek schliessen wir diese Mittheilung: « Wer das menschliche Gemüth genau erforscht durch Selbstprüfung und durch tief eingreifende Beobachtung Anderer erkannt hat, und wer sich in diesem Felde des menschlichen Wissens hinlängliche Erfahrung und Gewandtheit zu verschaffen wusste, dem steht das grosse und wichtige Geheimniss zu Gebot: « Wie er den Traurigen und Betrübten zu trösten, den Niedergeschlagenen aufzuheitern, den Furchtsamen zu ermuthigen, den Verzweifelnden aufzuheitern, den Erzürnten zu besänftigen habe. » Wahrlich! es

giebt keine Stellung im Leben, wo wir jene Wahrheit «Homines nulla re ad deos proprius accedunt, quam salutem hominibus dando» mehr und besser realisiren können, als in der eines Arztes bei Geisteskranken; es ist nicht möglich, dass man meine Ansicht verwerfen könne! Zum wiederholtesten Male sage ich mit Dr. Görgen zu Wien, dass es leicht ist, das Zutrauen des Gemüthskranken zu erwerben und selbst das des bösartigsten, wenigstens in so weit, als man ihm wohlthut und ihn in Ruhe lässt.» (Notizen aus dem Gebiete der psychischen Heilkunde, gesammelt und dargestellt von Friedrich Bird. Berlin 1835.)

4.

P. J. D., ein Kaufmann, 29 Jahre alt, von heiterem Charakter, hatte gegen eine Blennorrhagie eine grosse Menge Mercur genommen. Im achtundzwanzigsten Jahre erleidet er einen beträchtlichen Verlust im Handel und wird dadurch traurig. Einige Monate später werden ihm seine Geschäfte gleichgültig und er vernachlässigt sie; auch wird er gegen seine Familie, besonders gegen seine Mutter, eingenommen. D. verliert den Appetit, er schläft, verweigert Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, aus Furcht, vergiftet zu werden; er läuft immer umher, um seine vermeinten Feinde zu entdecken und zu entlarven. Bis jetzt charakterisiren die Aenderungen des Charakters, die veränderten Leidenschaften, die Vernachlässigung des Geschäfts und die Furcht vor Gift das Delirium, worauf heitere und ehrgeizige Ideen folgen. Der Kranke begeht alle möglichen Fehler im Regimen. Plötzlich beklagt er sich vier Monate später, im Mai 1836, über heftigen Kopfschmerz, legt sich Ruhe, Stillschweigen und eine sehr entgegengesetzte Diät auf und die Sprache scheint ihm schwer zu fallen. Am 8. Juni 1836 wird er nach Charenton gebracht; er geht nicht, ist mager, steht bei seinem Bette aufrecht und hängt den Kopf. Die Arme hängen herab, sein Blick und seine Physiognomie sind unbeweglich. Es scheint, als sei ihm Alles, was ihn umgiebt, fremd; er antwortet auf die an ihn gerichteten Fragen und Beileidsbezeugungen nicht. Er weigert sich hartnäckig zu essen, die Verstopfung wird durch zwei abführende Klystiere gehoben und es gehen braune, harte und trockne Stoffe ab. Am 9. Juni wird der Kranke wider seinen Willen in ein Bad getragen; er bleibt zwei Stunden darin und isst mit Appetit, nachdem er es verlassen. Das Gesicht belebt sich, die Physiognomie wird beweglich. Den 10. ist der Kranke aufgeregt, er beklagt sich über seine Verwandten, besonders über seine Mutter, verlangt seine Freiheit, spricht unaufhörlich, schreit, geht hastig umher, stösst Alles um, was ihm in den Weg kommt, und drückt seine Gesinnung gegen seine Familie durch Beleidigungen aus, indem er sagt, sie wolle ihn langsam zu Tode quälen. Befindet er sich auf dem Hofe, so lacht er laut auf, geht mit

grossen Schritten umher, schreit, heult u. s. w. Hält man ihn an, gelingt es Einem, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, so sagt er, seine Feinde kommen, um ihn zu quälen. Er hört und sieht sie überall, des Nachts, sowie bei Tage, und besonders macht er seiner Mutter Vorwürfe. Nach und nach wird der Kranke ruhiger, nach einigen Tagen bewilligt man ihm mehr Freiheit, er hat weder Hallucinationen, noch bringt er seine Vorurtheile mehr vor. Seine Unterhaltung ist folgerecht, aber er bleibt isolirt, zerstreut sich nicht und begeht bizarre Handlungen. Zur Tafel der Reconvalescenten zugelassen, isst er mit Gefrässigkeit, oder er isst nicht und trinkt den ihm gereichten Wein mit einem Zuge aus. Er lacht laut oder scheint von einigen Ideen eingenommen zu sein, die ihn beschäftigen. Zu Ende August erscheint die Aufregung wieder. D. läuft umher, lacht, singt, reibt sich die Hände, hält unzusammenhängende Reden und klagt von Neuem seine Familie und seine Mutter an. Er isst nicht und trinkt viel Wasser. Von dieser Aufregung geht der Kranke in einen ganz entgegengesetzten Zustand über. Er hängt den Kopf, die Augen sind stier und trübe, die Unempfindlichkeit für äussere Gegenstände ist vollständig. Man muss ihn des Morgens ankleiden und er bleibt, wo man ihn hinstellt. Ein reichlicher Schleim fliesst aus dem Munde und aus der Nase, die Verstopfung ist hartnäckig, der Urin geht unwillkürlich ab, und er will keine Nahrungsmittel geniessen. D. schliesst die Kinnbacken, wenn man ihm etwas Flüssiges eingeben will; man muss ihn beim Schlafengehen entkleiden und er bleibt in dem Bette in derselben Lage, wie ihn die Diener gelegt haben. Dabei beobachtet er ein absolutes Stillschweigen, das durch nichts gebrochen werden kann, und magert sehr schnell ab. Einige Bespritzungen des Gesichts mit kaltem Wasser scheinen den Kranken zu erwecken; seine Gesichtsfarbe, Augen und Physiognomie beleben sich, er verlangt Nahrungsmittel und isst mit Gefrässigkeit. Allein dieses Mittel, wie später Douche, werden ohne Erfolg angewandt und D. verfällt in Stupor, woraus ihn nichts retten kann.

Auf diese Weise zeigte sich abwechselnd ein Zustand von melancholischer Manie (?) und tiefem Stupor. Zuweilen gelingt es, den Kranken zum Essen zu bewegen, indem man ihn anredet und heftig dazu auffordert. Weigert er sich Anfangs, es zu thun, so ist jeder neue Versuch vergeblich. Zuweilen reicht er auch, wenn man sich ihm nähert, die Hand, sagt einige Worte und hört auf zu antworten, besonders wenn man von seiner Lage mit ihm spricht. In den kurzen, lichten Augenblicken spricht D. gern und heiter. Fragt man ihn dann, was zur Zeit des Stupors um ihn vorging, so antwortet er: «In diesem Zustande ist meine Intelligenz null und nichtig; ich denke nicht, sehe und höre auch nichts; wenn ich sehe und die Dinge ab-

schätze, dann schweige ich, da ich nicht den Muth zu antworten habe. Dieser Mangel an Activität kommt daher, weil meine Empfindungen zu schwach sind, um auf meinen Willen einen Einfluss zu üben.» Bemerkenswerth ist noch der grosse Widerwille, mit dem er von seiner Krankheit spricht. Fragt man ihn darüber, so weicht er den Antworten listig aus; antwortet er, so ist es lakonisch und giebt dem Gespräche eine andere Wendung; fragt man aber fort, so schweigt er, senkt den Kopf und verfällt wieder in Stupor, oder er verlässt die Fragenden, ohne ein Wort zu sagen. Dieser Kranke brachte den Winter und einen Theil des Frühjahrs abwechselnd in Aufregung und Stupor zu. Man brachte ihn zu seiner Familie zurück, war aber genöthigt, ihn nach zwei Monaten wieder nach Charenton zu führen, wo er am 9. August 1837 in einem Zustande von vollkommenem Stupor ankam. (Esquirol, Geisteskrankheiten, übersetzt von Bernhard.)

5.

Théroigne de Méricourt, eine berüchtigte Buhlerin, war im Luxemburgischen geboren. Sie hatte einen mittelmässigen Wuchs, kastanienbraunes Haar, grosse, blaue Augen, eine bewegliche Physiognomie, einen lebhaften, ungezwungenen, zierlichen Gang.

Dieses Mädchen, nach Einigen aus einer achtbaren Familie, nach Andern von einer Buhlerin abstammend, spielte während der ersten Jahre der Revolution eine beklagenswerthe Rolle. Sie war damals 28 — 30 Jahre alt.

Sie gab sich den verschiedenen Chefs der Volkspartei preis, denen sie bei den einzelnen Aufständen wichtige Dienste leistete, und trug besonders am 5. und 6. October dazu bei, das flandrische Regiment zu bestechen, indem sie in die Reihen desselben feile Dirnen führte und an die Soldaten Geld austheilte.

Im Jahre 1790 wurde sie nach der Provinz Liége gesandt, um das Volk zum Aufstande zu bewegen; sie war damals mit einem militairischen Range bekleidet. Sie machte sich unter dem rasenden Pöbelhaufen bemerklich, welcher am 5. und 6. October 1790 nach Versailles abgeschickt wurde. Man führte sie nach Wien und sperrte sie in eine Festung ein. Der Kaiser Leopold wünschte sie kennen zu lernen, unterredete sich mit ihr und liess sie im December desselben Jahres in Freiheit setzen. Sie kehrte nach Paris zurück und zeigte sich von Neuem auf dem Schauplatz der Revolution. Sie machte sich auf den Terrassen der Tuilerien, auf den Tribunen bemerklich, haranguirte mit Kühnheit das Volk, um dasselbe zum Moderantismus und zur Constitution zurückzuführen. Diese Rolle konnte ihr nicht lange Zeit zusagen. Bald bemächtigten die Jacobiner sich ihrer und man sah sie, die rothe Mütze auf dem Kopfe, einen Säbel an der Seite, eine Lanze in der Hand, ein Heer von Weibern comman-

diren. Sie nahm einen bedeutenden Antheil an den Ereignissen des Septembers 1792. Obgleich es nicht erwiesen ist, dass sie selbst bei den Ermordungen thätig gewesen sei, so erzählt man sich doch, dass sie sich in den Hof begab und einem Unglücklichen, welchen man vor das Tribunal des Gefängnisses schleppte, den Kopf mit ihrem Säbel abhieb. Man behauptet, dass dieser einer ihrer frühern Liebhaber gewesen sei.

Als bei der Einsetzung des Directoriums die Volksversammlungen geschlossen wurden, verlor Théroigne den Verstand; sie wurde nach einem Hause des Faubourg Saint Marceau gebracht. Man fand unter den Papieren des Saint-Just einen Brief von ihr unter dem Datum des 29. Juli 1794, in welchem sich schon Spuren von Verstandesverwirrung zeigten.

Im November 1800 wurde sie nach der Salpetrière geschickt; im folgenden Monate brachte man sie nach dem Irrenhause Petites-Maisons, woselbst sie sieben Jahre zubrachte. Als die Administration der Hospitäler die Geisteskranken aus Petites-Maisons entfernen liess, kehrte Théroigne am 7. September 1807 nach der Salpetrière zurück. Sie war damals ungefähr 47 Jahre alt.

Bei ihrer Ankunft daselbst war sie aufgeregt, beleidigte, bedrohte alle Menschen, sprach nur von Freiheit, vom öffentlichen Wohlfahrtsausschuss, von Revolution u. s. w. und beschuldigte jeden Nahenden, ein Gemässigter, ein Royalist zu sein u. s. w.

Im Jahre 1808 besuchte ein Mann von hohem Range, welcher als Parteichef früher eine Rolle gespielt hatte, die Salpetrière. Théroigne erkannte ihn, richtete sich auf dem Stroh ihres Bettes, auf welchem sie gewöhnlich lag, in die Höhe, überschüttete den Besucher mit Beleidigungen, indem sie ihn beschuldigte, die Volkspartei verlassen zu haben, ein Gemässigter geworden zu sein, über den ein Verhaftsbefehl des öffentlichen Sicherheitsausschusses bald die verdiente Strafe verhängen werde.

Im Jahre 1810 wurde sie ruhiger und fiel in einen Zustand von Verwirrtheit, in welchem noch einige Spuren ihrer herrschenden Vorstellungen durchblickten.

Théroigne duldete keine Kleider an sich, nicht einmal ein Hemde. Alle Tage, am Morgen und Abend und mehrere Male des Tages, überschwemmte sie ihr Bette, oder richtiger, das Stroh ihres Bettes mit mehreren Eimern Wasser, legte sich nieder und bedeckte sich im Sommer mit ihrem Bettlaken, im Winter mit ihrem Laken, sowie mit der Bettdecke. Sie gefiel sich darin, baarfuss in ihrer mit Steinen gepflasterten und mit Wasser überschwemmten Zelle auf und ab zu gehen. Bei der strengsten Kälte änderte sie hierin nichts. Niemals konnte man sie bewegen, sich in einem Hemde niederzulegen, oder sich einer Decke zu bedienen. Während ihrer drei letzten Lebensjahre gab man ihr einen grossen Hausrock, von welchem sie fast niemals Ge-

brauch machte. Wenn es fror und sie nicht Wasser genug bekommen konnte, zerbrach sie das Eis und schöpfte das darunter befindliche Wasser, womit sie sich den Körper und vorzüglich die Füsse benetzte.

Obgleich sie in einer kleinen, finstern, sehr feuchten Zelle ohne alles Geräth lebte, befand sie sich doch sehr wohl; sie behauptete, mit sehr wichtigen Dingen beschäftigt zu sein, lächelte bei Annäherung von Personen; zuweilen antwortete sie kurz abgebrochen: Ich kenne Sie nicht, und verhüllte sich in ihre Decke. Selten giebt sie eine richtige Antwort; oft sagt sie: Ich weiss nicht, ich habe es vergessen. Wenn man in sie dringt, wird sie ungeduldig und spricht vor sich mit leiser Stimme; sie unterbricht ihre Redesätze mit den Worten: Glück, Freiheit, Comité, Revolution, Schurken, Decrete, Verhaftsbefehle u. s. w. Vorzüglich ist sie gegen die Gemässigten erbittert.

Sie wird böse, wenn man ihr hinderlich ist, vorzüglich wenn man sie abhalten will, Wasser zu schöpfen. Einmal biss sie eine ihrer Mitkranken mit solcher Wuth, dass sie ihr ein Stück Fleisch abriss. Der Charakter dieser Person hatte also ihren Verstand überlebt.

Sie geht fast gar nicht aus ihrer Zelle und bleibt gewöhnlich liegen. Wenn sie heraustritt, ist sie nackend, oder nur mit einem Hemde bekleidet; sie thut nur wenige Schritte, am häufigsten geht sie auf allen Vieren, streckt sich auf der Erde aus und mit starrem Auge rafft sie alle Speisereste auf, welche sie auf dem Pflaster findet, um sie zu verzehren. Ich habe gesehen, wie sie Stroh, Federn, trockne Blätter, aus dem Koth aufgelesene Fleischstücke und dergl. verschlang. Sie trank das Wasser aus den Gossen, während man die Höfe reinigte, und obgleich jenes Wasser schmuzig und mit Unrath überladen war, so zog sie doch dieses Getränk jedem andern vor. Ich wollte sie zum Schreiben bewegen; sie schrieb einige Worte, konnte aber niemals einen Satz zu Stande bringen. Niemals hat sie eine Spur von Hysterie gezeigt. Alles Schamgefühl scheint bei ihr erstorben zu sein; sie ist gewöhnlich nackend, ohne in Gegenwart von Männern zu erröthen.

Als ich sie im Jahre 1816 zeichnen liess, gestattete sie dies; sie schien an der Beschäftigung des Malers kein Interesse zu haben.

Ungeachtet dieser Lebensweise, welche Théroigne zehn Jahre führte, war sie reichlich und regelmässig menstruirt; sie ass viel, war nicht krank und hatte keine Schwäche erlitten.

Einige Tage vor ihrem Eintritt in die Krankenabtheilung hatte sich ein Ausschlag über den ganzen Körper gebildet; sie wusch sich nach alter Gewohnheit mit kaltem Wasser und legte sich auf ihr durchnässtes Bett, worauf die Knoten verschwanden.

Sie blieb nun im Bette, ass nicht und trank Wasser. (Marc. Einundfunfzigste Beobachtung.)

6.

M. N..., 51 Jahre alt, von gallicht sanguinischem Temperament, dickköpfig, kurzhalsig, von bluterhitztem Antlitz, war im Jahre 1812 Präfect einer grossen Stadt Deutschlands, die sich gegen die Nachhut der fliehenden französischen Armee empörte. Die Unordnung, welche dieses Ereigniss veranlasste, die Verantwortlichkeit, die auf dem Präfecten lastete, verwirrte seinen Verstand; er glaubte sich des Hochverraths angeklagt und entehrt. In diesem Zustande schnitt er sich mit einem Rasirmesser in den Hals; als er wieder besinnlich wird, hört er Stimmen, die ihn anklagen. Von seiner Wunde geheilt, vernimmt er dieselben Stimmen, überzeugt sich, dass er von Spähern umgeben sei und glaubt, dass seine Dienstboten gegen ihn denuncirt hatten. Tag und Nacht wiederholte ihm diese Stimme: dass er seine Schuldigkeit nicht erfüllt habe, dass er entehrt sei und nichts Besseres thun könne, als sich umbringen. Diese Stimmen sprechen abwechselnd in allen Sprachen Europas, die dem Kranken geläufig sind, nur eine dieser Stimmen wird weniger deutlich vernommen, denn sie bedient sich der russischen Sprache, die der Kranke weniger geläufig, als die andern spricht. Durch diese Stimmen hindurch unterscheidet er sehr genau diejenige einer Dame, die ihm wiederholt zuspricht, Muth zu fassen und Vertrauen zu haben. Zuweilen versteckt sich M. N..., um besser zu hören und zu verstehen, indem er sich an die Personen wendet, die er im Gespräch mit sich glaubt; er hält sich für überzeugt, dass seine Feinde vermöge verschiedener Mittel im Stande wären, seine geheimsten Gedanken zu errathen und ihre Vorwürfe, Drohungen und übeln Nachrichten bis zu ihm hin gelangen zu machen. Ausserdem urtheilt der Kranke vollkommen richtig und seine geistigen Vermögen sind unbehelligt (?). Er folgt einer Unterhaltung über verschiedene Gegenstände mit demselben Geist, mit derselben Kenntniss und Leichtigkeit, wie vor seiner Krankheit. In sein Vaterland zurückgekehrt bringt M. N... den Sommer 1812 in einem Schlosse zu und nimmt viele Besuche an; interessirt ihn die Unterhaltung, so hört er die Stimmen nicht; verliert die Unterhaltung an Interesse, so hört er die Stimmen unvollkommen, verlässt die Gesellschaft, zieht sich in die Stille zurück, um besser zu vernehmen, was diese verrätherischen Stimmen verkünden; alsdann wird er unruhig und bekümmert. Im darauf folgenden Herbst kommt er nach Paris; dieselben Erscheinungen quälen ihn auf der Reise und werden nach seiner Ankunft noch heftiger. Die Stimmen wiederholen ihm: «Tödte dich, du kannst deine Entehrung nicht überleben.» — «Nein! nein! antwortet der Kranke, ich werde meinem Dasein

ein Ziel zu setzen wissen, wenn ich gerechtfertigt sein werde; meine Tochter soll kein entehrendes Andenken erben.» — Er geht zum Polizeiminister, der ihn mit Wohlwollen aufnimmt und zu beruhigen sucht, aber kaum auf der Strasse wieder angekommen, quälen ihn die Stimmen von Neuem.

Ich wurde eingeladen, den Kranken zu besuchen; ich fand ihn spazierend auf dem Hofe des Hotels, worin er mit seiner einzigen Tochter wohnte. Sein Gesicht war erhitzt, von gelblicher Farbe, sein Betragen unruhig, seine Augen umherschweifend. Ich wurde höflich aufgenommen, bekam indess auf alle meine Fragen keine andere Antwort als diese: «Ich bin nicht krank.» Den Tag darauf dieselbe Aufnahme.... Er sagte mir: «Ich brauche weder einen Arzt, noch einen Spion.» Unruhe den Tag hindurch. M. N... führt seine funfzehnjährige Tochter zu einem seiner Freunde; Abends grössere Unruhe, Verschlimmerung, Schlaflosigkeit, Durst, Verstopfung. M. N... geht früh nach der Polizeipräfectur, erklärt dort: dass er seine Tochter in einer Pensionsanstalt untergebracht habe, dass er keineswegs seinen ergrimmten Feinden, die ihn aufregen, sich zu tödten, nachgeben werde, bis er sich vollkommen gerechtfertigt hätte; dass er sich als Gefangener einstelle und ohne Aufschub vor Gericht gestellt werden müsse. An demselben Tage wurde der Kranke meiner Obhut übergeben.

Länger als einen Monat blieb M. N... auf seinem Zimmer, ohne es zu verlassen; er schlief nicht, ass sehr wenig, wollte Niemand annehmen und ging mit grossen Schritten, wie ein sorgenvoller Mensch, unruhig umher. Schlägt man ihm Mittel vor, so antwortet er mit einem ironischen Lächeln. Seine Höflichkeit ist ausserdem angemessen, seine Unterhaltung geordnet, sehr geistreich und zuweilen heiter; aber er verräth niemals sein Geheimniss; er scheint sehr beschäftigt und besonders misstrauisch gegen die Leute, die ihn bedienen. Während der Unterhaltung ist er zerstreut, zuweilen hält er inne, um aufzuhorchen, und antwortet kurz, mit Verdruss, zuweilen sogar mit Heftigkeit den angeblichen Stimmen. Nach etwa zwei Monaten scheint er zu wünschen, dass ich meine Besuche verlängere; ich nehme Gelegenheit, die Stimmen, die ihn verfolgen, Schwätzer zu nennen; dies Wort wirkt, und er selbst bedient sich desselben, um damit diese entsetzliche Zudringlichkeit zu bezeichnen. Ich gehe darauf ein, mit ihm über seine Krankheit und die Veranlassungen seines hiesigen Aufenthalts zu sprechen. Er erzählte viele Besonderheiten über Alles, was er seit langer Zeit empfunden hätte; er scheint mehr auf meine Auseinandersetzungen zu achten und meine Einwürfe zu überlegen; doch weist er meine Meinung über die Ursachen seiner Stimmung zurück und erinnert mich daran, dass man in Paris eine sogenannte unsichtbare Frau gezeigt habe, zu der man sprach, die dann aus der Entfernung antwor-

tete. «Die Physik, sagte er, hat solche Fortschritte gemacht, dass man vermöge gewisser Maschinen im Stande ist, die Stimmen sehr weit hin zu versetzen.» — «Sie haben 100 Lieues mit der Post und auf dem Steinpflaster gemacht, das Geräusch des Wagens hat doch wohl die Schwätzer verständlich zu werden gehindert ...» — «Ja, ohne Zweifel, aber vermöge ihrer Maschinen hörte ich sie doch sehr deutlich.» — Die neuen politischen Ereignisse, die Annäherung der fremden Armeen gegen Paris scheinen ihm Fabeln, nur erfunden, um ihn über seine Meinung auszuforschen. — Plötzlich, inmitten einer unserer Unterhaltungen, sagte er mir, indem er die Stimme erhob, in feierlichem Tone: «Da Sie es so wünschen, hier mein Glaubensbekenntniss. Der Kaiser überhäufte mich mit Wohlthaten, ich diente ihm mit Eifer und Hingebung, ohne Fehl an meiner Pflicht und Ehre, das schwöre ich; man mache nun mit mir, was man will.» Nach einer langen Unterhaltung gegen Ende März 1814, lade ich Herrn M. N... ein, mich zu besuchen, um sich durch eine Ansicht meiner Büchersammlung zu überzeugen, dass ich Arzt sei; er schlägt's ab, aber drei Tage darauf, da er glaubte, mich unvorbereitet zu erfassen, schlägt er mir vor, sogleich in mein Cabinet zu kommen; ich nehme es an. Nachdem er lange meine Bücher gemustert hatte, sagte er: «Wenn diese Bücher nicht ausdrücklich meinetwegen hierher gestellt sind, so ist diese Bibliothek die eines Arztes.» Einige Tage später wurde Paris belagert; der Kranke blieb der Meinung, dass dies keine Schlacht, sondern nur ein Exercitium im Feuer wäre. Der König war proclamirt, ich gebe dem Herrn M. N... Zeitungen mit dem Wappen Frankreichs, er liest sie und giebt sie mir mit den Worten zurück: «Man hat diese Zeitungen für mich gedruckt.» Ich entgegne: dass dies nicht allein sehr kostbar, sondern auch sehr gefährlich wäre; doch auch das überzeugt ihn nicht. Um ihn zu überführen, lade ich ihn ein, einen Spaziergang in Paris zu machen; er lehnt es ab. Den 15. April: «Gehen wir aus?» sagte er mir plötzlich und unaufgefordert. Wir gehen sogleich in den Pflanzengarten, woselbst sich eine Menge Soldaten in Uniformen von allen Nationen befanden. Wir hatten kaum 100 Schritte gemacht, als M. N... mir den Arm lebhaft drückte und sagte: «Wir wollen zurück, wir haben deren genug gesehen. Sie haben mich nicht getäuscht; ich war krank, ich bin geheilt.» Von diesem Augenblick an schwiegen die Schwätzer, oder lassen sich nur des Morgens bald nach dem Aufstehen hören. Mein Convalescent entäussert sich derselben durch die kürzeste Unterhaltung, durch die unbedeutendste Lectüre, durch einen Spaziergang, und hiernach beurtheilte er diese Erscheinung, wie ich sie selbst beurtheilte. Er betrachtet sie als ein Phänomen in den Nerven und spricht seine Verwunderung darüber aus: wie er so lange Zeit ein Spielball derselben sein konnte. Er willigt ein,

Blutegel anzulegen, Fussbäder zu nehmen und einige Flaschen abführenden Mineralbrunnen zu trinken. Im Monat Mai wohnt er auf dem Lande und bleibt völlig gesund, trotz der Bekümmernisse, die er erleidet, trotz dem, dass er das Unglück hat, seine Tochter zu verlieren. Im Jahre 1815 kehrte M. N... in sein Vaterland zurück, wohin ihn Dienstverhältnisse abriefen. (Esquirol.)

b. Puerperal-Manie.

7.

Madame B..., 25 Jahre alt, von einem Vater abstammend, der an Kopfschmerzen litt, welche er vertrieb, indem er Eis auf den Kopf legte, ist sehr nervös, hat eine sehr lebhafte Einbildungskraft und einen sehr heftigen Charakter. Die Wissenschaften und Künste, die die Basis ihrer Erziehung ausmachten, trugen zur Verwirrung ihrer Leidenschaften noch mehr bei. Im vierundzwanzigsten Jahre schloss Madame B... eine Vernunftheirath; ihr Mann begiebt sich zur Armee. Madame B... begeht einige Unvorsichtigkeiten, wird hierüber von ihren Aeltern und Freunden mit Bitterkeit getadelt. Ein junger Mann von angenehmem Aeussern bezeugt ihr seine Aufmerksamkeit; sie verliebt sich in ihn und verlässt nach einem Kampfe von einigen Wochen ihre Wohnung, zieht zu ihrem Geliebten, wo sie verschiedenartigen Kummer leidet. Sie wird schwanger; ihre Schwangerschaft wird durch Unruhe, Eifersucht und den Wunsch, ihrem Geliebten zu gefallen, durch die Furcht, heftig krank zu werden, und endlich durch Gewissensbisse gestört; nichtsdestoweniger wird sie glücklich entbunden. Am zweiten Tage nach ihrer Entbindung giesst sie in ihr Zimmer und in ihr Bett parfümirtes Wasser, verlässt ihr Lager und geht ungeachtet der Kälte baarfuss im Zimmer umher. Am dritten Tage spricht sie unverständig, am achten steht sie in innigem Verhältniss mit ihrem Geliebten, am neunten zerstört sie Alles bei sich, spielt mit ihrem Geliebten, als wenn er ein Kind wäre, und giebt ihrem Säugling wenig Milch.

Am vierzehnten Tage wird Madame B... nach dem Hospitale geführt, welches auf sie einen sehr lebhaften Eindruck macht. Ihre Vernunft verliert sie gänzlich; sie zerreisst Alles und wird wüthend. Die fortwährende Sorgfalt, die sie auf ihr Kind verwendet, ist für Beide mehr schädlich, als nützlich. Sie bringt 24 Stunden, ganz nackt, unter einer Treppe verborgen zu. Die Kranke wird mir am neunundzwanzigsten Tage ihrer Krankheit am 11. März 1800 anvertraut.

Das Gesicht ist bleich, die Augen umherirrend, der Ton der Stimme rauh, der Athem beschleunigt, die Brüste welk, die

Aufregung anhaltend. Die Kranke hat die lächerlichsten Wünsche, macht die obscönsten Vorstellungen; sie hat ein unwiderstehliches Bedürfniss, Alles zu zerreissen, und spricht viel. Die Haut ist warm, feucht, die Kranke zeigt keine Unruhe um ihr Kind.

Am einundzwanzigsten Tage nach der Entbindung werden Bäder, Lavements und beruhigende Getränke verordnet. Am zweiundzwanzigsten Tage tritt Schauder, Aufregung, Hass gegen gewisse Personen ein; die Kranke schreit, klagt; sie hat schreckliche Träume, leidet an entsetzlicher Furcht und glaubt, dass man sie tödten und vernichten wolle. Am dreiundzwanzigsten Tage erfolgt der Tod des Kindes, ohne dass die Kranke sich darüber betrübt; die Lochien haben nicht aufgehört zu fliessen. Am achtundzwanzigsten Tage erscheint die Menstruation und fliesst bis zum dreiunddreissigsten. Seit der Zeit ist die Kranke ruhig, hat Schlaf, aber delirirt. Am neununddreissigsten Tage kehrt die Vernunft wieder. Ihr Geliebter macht ihr einen Besuch und die Aufregung stellt sich an demselben Tage wieder ein.

Am achtundvierzigsten Tage nach dem Ausbruch der Krankheit ist B... ruhig; es erfolgt ein neuer Besuch, worauf Aufregung, Schlaflosigkeit folgen. Die Aufregung, sowie das Delirium haben den höchsten Gipfel erreicht. B... schwelgt mit ihrem Geliebten, obgleich er abwesend ist; sie glaubt, dass er sich in ihrem Zimmer und selbst in ihrem Bette befinde. Oft hält sie während des Tages die Wolken für ein Luftballon, ruft laut Garnerin aus, da sie mit ihm eine Reise nach dem Monde machen will. Oft ruft sie laut nach ihrem Manne, ihrem Vater, ihrer Mutter; sie zerreisst Alles und bleibt oft nackt. Am einundsechszigsten Tage kehrt die Menstruation zurück, hört aber am folgenden Tage zu fliessen wieder auf. Am siebenundsechszigsten Tage wurde ein kaltes Bad und die Douche verordnet. Die Kranke macht heftige Anstrengungen, um aus dem Bade zu springen. Beim Herauskommen aus demselben ist sie äusserst schwach, zittert am ganzen Körper, ihre Stimme ist geschwächt. Eine halbe Stunde darauf wollte die Kranke ihr Bett verlassen und essen. Diese Behandlung dauert bis zum 3. Mai fort, wo man die Bäder wegen der erscheinenden Menstruation aussetzte.

Am vierundsiebzigsten Tage, den 10. Mai, hört die Menstruation auf. Am fünfundsiebzigsten Tage ist die Kranke ruhig, schweigsam, macht Zeichen, die nichts bedeuten. Am sechsundsiebzigsten Tage wird ein warmes Bad und die Douche verordnet. Am siebenundsiebzigsten Tage tritt Ruhe und Schlaf ein. Am achtzigsten Tage wird von Neuem die Douche verordnet, die Kranke verweigert hartnäckig sich auszukleiden. Am zweiundachtzigsten Tage tritt auf einige Stunden die Vernunft ein; darauf bleibt die Kranke bis zum vierundneunzigsten Tage ruhig, hat aber wenig Schlaf.

Am zweiundneunzigsten Tage der Krankheit, am 2. Juni,

stellt sich ein Hämorrhoidalfluss ein. Am 3. Juni: Aufregung, ausserordentliche Beweglichkeit, obscöne Vorschläge, Geschrei. Am 5. Juni wird aufs Neue die Douche verordnet. Am 9. Gefrässigkeit. Am 11. erscheinen die Regeln wieder; die Kranke ist ausserordentlich aufgeregt und geräth durch die geringste Kleinigkeit in Zorn. Am 16.: die Regeln hören auf, es tritt wieder Ruhe ein. Am 19. weint Madame B..., hat das Bewusstsein ihres Zustandes und wünscht geheilt zu sein. Am 30. Ruhe, Thränen, Schlaf.

Am einhundertundfünfundzwanzigsten Tage, am 1. Juli, hysterische Ohnmacht. Am 4. Juli: Ruhe, Vernunft; nichtsdestoweniger zerreisst die Kranke Alles und beleidigt Die, die sie bedienen. Am 6. allmäliges Rückkehren der Vernunft, hysterische Ohnmacht, Besuch ihres Geliebten. Am 8. Ohnmacht, fieberhafte Aufregung, welcher Schauer vorangeht. Am 12.: das Fieber hält an und zeigt alle Symptome eines Schleimfiebers mit abendlichen Paroxysmen und häufigen hysterischen Ohnmachten; die Vernunft kehrt allmälig wieder zurück. Am 13.: die Menstruation erscheint wieder, fliesst reichlich und hört am 15. auf; das Fieber hält an und jetzt spricht die Kranke nicht mehr irre, zerreisst nichts und isst mässig. Man spricht mit ihr über ihre Lage in Beziehung zu ihrem Manne. Am 21: Sie hat eine heftige Kolik, Ohnmacht. Am 24.: Reichlicher Urin, der einen weissen Bodensatz absetzt. Seit dem 8., wo das Fieber ausbrach, gebrauchte man ein stärkendes Regimen, leichte tonische Mittel. Am 26.: Das Fieber, welches alle Zeichen eines continuirlichen Schleimfiebers hatte, hat sich zu einer Febris intermittens tertiana umgeändert, den ganzen Herbst und einen Theil des Winters angehalten. Im folgenden Frühling hört das Fieber auf, die Kranke nimmt an Stärke zu und kommt allmälig zu ihrer Heiterkeit und gewöhnlichen Lebhaftigkeit zurück. Sie wurde von ihrem Manne geschieden, verheirathete sich mit ihrem Geliebten und wurde Mutter von zwei Kindern, die sie mit der grössten Sorgfalt nährte und erzog. Später verfiel Madame B... in das grösste Unglück, erlebte vielen häuslichen Kummer, ohne dass ihre Vernunft im geringsten gestört wurde. (Esquirol.)

c. Dämonomanie.

8.

A. D..., 46 Jahre alt, war ein Dienstmädchen von mittlerem Wuchse, kastanienbraunen Haaren, braunen, kleinen Augen und brauner Hautfarbe. Sie war mässig stark, sehr nervös und obgleich sie religiös erzogen war, hatte sie dennoch viel Eigenliebe. In ihrem vierzehnten Jahre erschien die Menstruation, die sich nachher nur gering und unregelmässig zeigte.

D... hatte sich in einen jungen Mann verliebt, mit dem

sie sich nicht verheirathen durfte. Sie wurde traurig, melancholisch und glaubte sich von der ganzen Welt verlassen. Die Menstruation verschwand und erschien nicht wieder. Sie wurde ausserordentlich fromm, that das Gelübde der Keuschheit und weihte sich Jesu Christo. Kurze Zeit darauf sündigt sie gegen ihr Gelübde, sie wird von Gewissensbissen geplagt, glaubt, dass sie verdammt, dem Teufel übergeben sei und erleidet alle Qualen der Hölle. So vergehen sechs Jahre, worauf sie durch Thätigkeit, Zerstreuung zur Vernunft und zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen wieder zurückgeführt wird.

Im vierzigsten Jahre wird sie von einem neuen Geliebten verlassen; sie erneuert ihr Keuschheitsgelübde und verbringt ihre Zeit mit Beten. Als sie eines Tages auf den Knien lag und die Nachahmung Christi las, trat ein junger Mann in ihr Zimmer und sagte, dass er Jesus Christus sei, dass er komme, um sie zu trösten, und dass, wenn sie sich ihm überlassen wolle, sie den Teufel nicht mehr zu fürchten habe. Sie unterliegt, glaubt sich zum zweiten Male in der Gewalt von Dämonen und empfindet alle Qualen der Hölle und der Verzweiflung. Man schickte sie nach der Salpetrière, wo sie fast immer liegen blieb, Tag und Nacht seufzte, wenig ass, unaufhörlich klagte und ihr Unglück Jedem erzählte.

Sie wird im sechsundvierzigsten Jahre in die Krankenabtheilung der Salpetrière gebracht. Sie war ausserordentlich mager, ihre Haut erdfarben, ihr Gesicht entfärbt, convulsivisch verzerrt, ihre Augen matt und stier; ihr Athem übelriechend, ihre Zunge trocken, rauh, mit weissen Punkten besäet. Sie verweigert, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, obgleich, wie sie sagt, sie von Hunger und Durst geplagt wird. Sie leidet an Schlaflosigkeit; der Puls ist klein, schwach, der Kopf ist schwer, im Innern sehr brennend, äusserlich wie mit einem Strick zusammengezogen. Sie leidet an sehr schmerzhaften Zusammenziehungen der Kehle, rollt die Haut des Halses unaufhörlich mit ihren Fingern, drängt sie nach dem Brustbein zu und versichert, dass der Teufel sie ziehe, zusammenschnüre und sie verhindere, etwas zu verschlingen. Die Muskeln des Unterleibs sind sehr angespannt, die Kranke ist verstopft und hat auf dem Rücken der rechten Hand und am linken Fusse eine scrophulöse Geschwulst.

Der Teufel hat ihr eine Schnur vom Brustbein bis zur Scham gezogen, wodurch sie verhindert wird, aufrecht zu stehen. Der Dämon ist in ihrem Körper, brennt, kneift sie, beisst ihr ins Herz und zerreisst ihr die Eingeweide. Sie ist von Flammen umgeben und mitten im Feuer der Hölle. Niemand wird ihr glauben, aber ihre Qualen sind unerhört, schrecklich, ewig; sie ist verdammt und der Himmel kann kein Erbarmen mit ihr haben.

Die Kräfte der Kranken vermindern sich; sie sieht Nieman-

den, der sich ihr nähert, der Tag kömmt ihr nur als Schein vor, in dessen Mitte Gespenster und Dämonen umherirren, die ihr Betragen tadeln, ihr drohen und sie misshandeln. Sie verweigert alle Tröstungen; der Beistand eines Predigers ist unnütz, die Hülfe des Arztes wird nicht angenommen. Eine ähnliche Krankheit wurde noch nie gesehen; die Menschen können hierzu nichts thun, sie bedarf einer übernatürlichen Macht. D... verflucht den Teufel, der sie brennt und martert, und verflucht Gott, der sie in die Hölle gestürzt hat.

Es ist Marasmus eingetreten. Die untern Extremitäten sind nach dem Unterleib gezogen; die Kräfte verfallen gänzlich, obgleich die Kranke behauptet, dass sie nicht sterben könne. Die Zunge wird braun, die Hitze brennend, die Respiration erschwert, der Puls ist klein, zusammengezogen. — Die Füsse sind angeschwollen, es tritt unregelmässiger Frostschauer ein, während die Kranke brennend heiss ist. Die Kranke seufzt tief.

Am 6. Juni: Es tritt ein wässeriger Durchfall ein, die Füsse sind geschwollen; die Zunge ist schwarz, die Haut erdfarben, der Puls sehr klein, frequent. — Am 15. Juni tritt Sprachlosigkeit und sehr schnelles Athemholen ein; der Puls ist kaum noch zu fühlen; die Kranke seufzt viel, hat noch dasselbe Delirium, die feste Ueberzeugung, nicht zu sterben. — Am 22. Juni erfolgt der Tod um 7 Uhr Abends. D... konnte seit zwei Tagen sich nicht bewegen und nicht mehr das Geringste zu sich nehmen.

Am 24. Juni wurde die Section gemacht. — Die Abmagerung war allgemein, die Füsse geschwollen und auf dem Heiligen und Schwanzbein waren Brandschorfe. Der Schädel war dick, injicirt; der sichelförmige Umschlag der Dura mater war gerippt (réticulé) und nach vorn zerrissen. Auf der Basis der Hirnschale fanden sich seröse Ergiessungen, in der Zirbeldrüse einige verknöcherte Punkte. Das grosse und kleine Gehirn war weich, und die graue Substanz des Gehirns blass. Die beiden Seitenventrikel und der dritte Ventrikel enthielten viele seröse Flüssigkeit; der Plexus choroideus war blass und mit mehreren kleinen Blasen bedeckt. Die Lungen waren tuberculös, überall mit der Pleura verwachsen. In dem Herzbeutel, der mit dem rechten Herzohre und mit der Spitze des Herzens verwachsen war, fand ich Serum. Das Netz war atrophisch und dem Peritonäum gleich mit kleinen schwarzen Punkten besäet. Alle Unterleibseingeweide adhärirten unter einander und bildeten nur eine Masse von bräunlichem Ansehen. Die mesenterischen Drüsen waren sehr entwickelt; einige waren wie Haselnüsse gross und mit Fettwachs umgeben. Die Gallenblase enthielt wenig Galle; die Milz war breiig und von der Farbe der Weinhefe; die Schleimhaut des Darmkanals war an mehreren Stellen exulcerirt und die Schleimhaut der Blase geröthet. (Esquirol.)

9.

Vor etwa zwei Jahren, erzählt Marc [1]), machte ich bereits die Mittheilung, dass ein Venetianer in einem Anfalle der Schwermuth sich selbst gekreuzigt habe. Ich hatte die blosse Erwähnung davon in einem deutschen medicinischen Journale gefunden, und bedauerte, nicht die Einzelheiten angeben zu können. Da der Dr. Ruggieri bei seiner Anwesenheit in Paris ein Exemplar der überaus seltenen Schrift mitgetheilt hat, in welchem er die Umstände dieses seltenen Ereignisses schildert, so beeile ich mich, nähere Auskunft darüber zu geben.

Matthieu Lovat, 46 Jahre alt, stammte von armen Aeltern ab. Mit schwerer Feldarbeit in einer abgelegenen Gegend beschäftigt, vernachlässigten sie, wie man leicht denken kann, die Erziehung ihres Sohnes. Da der junge Mensch sah, dass der Priester und sein Vicar allein von den Feldarbeiten befreit waren und dass sie in einem hohen Ansehen standen, so fasste er den Entschluss, Priester und dadurch der Vorzüge theilhaftig zu werden, nach denen er ein so grosses Verlangen trug. Dennoch stellte die Armuth seiner Aeltern der Ausführung seines Vorsatzes unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; er sah sich genöthigt, das Handwerk eines Schusters zu erlernen.

Dies Hinderniss seiner Wünsche muss als die vornehmste Quelle seines unglücklichen Geschicks angesehen werden. Er wurde finster und schweigsam, Anfälle von Betäubung, ein Hautausschlag, welchen Ruggieri für das Pellagra hielt, traten bei der Annäherung jedes Frühlings ein. Dennoch hatte Matthieu Lovat noch nichts Auffallendes gethan, er zeichnete sich blos durch einen musterhaften Lebenswandel und durch übertriebene Frömmigkeit aus.

Im Monat Juli des Jahres 1802 schloss er sich in eine Stube ein und vollzog mit Hülfe eines schlechten Schusterkneifs die vollständige Amputation seiner Geschlechtstheile, welche er aus dem Fenster warf. Man behauptete, es sei aus Verdruss darüber geschehen, dass ein junges Mädchen, in welches er verliebt war, seine Neigung mit Verachtung zurückgewiesen habe; aber der moralische Zustand dieses Menschen berechtigt vielmehr zu der Voraussetzung, dass es in der Absicht geschah, den Verführungen des Fleisches Widerstand zu leisten. Wie dem auch sei, Lovat hatte nicht versäumt, schon vorher alle Mittel bereit zu halten, welche er am geeignetsten für seine Heilung hielt. Er legte sie auf die Wunde und bedeckte sie mit alter Leinwand

1) Geisteskrankheiten in Beziehung zur Rechtspflege von *C. C. Marc*, übersetzt von *Ideler*. Band 1, einundsechszigste Beobachtung.

und zerhackten Kräutern, denen die Bauern seines Dorfs eine blutstillende Kraft zuschrieben. Diese wenigen Mittel, so schwach sie auch waren, brachten bei dem Kranken in kurzer Zeit eine so vollständige Heilung zuwege, dass er niemals die geringste Unbequemlichkeit dabei empfand, den Urin zurückzuhalten oder zu entleeren.

Ein solches Ereigniss konnte nicht lange unbekannt bleiben. Matthieu Lovat erlangte bald eine Art von Berühmtheit in seinem Dorfe; aber sie hatte für ihn traurige Folgen; der bittere Spott, womit Alle den neuen Origenes überschütteten, wurde ihm unerträglich; er hielt sich eingeschlossen in seinem Hause, welches er am 13. November verliess, um sich nach Venedig zu begeben, woselbst ein jüngerer Bruder von ihm lebte, welcher ihm eine Stube bei einer Wittwe verschaffte. Er blieb daselbst, arbeitete mit Fleiss bei einem benachbarten Schuster, ohne bis zum 21. September des folgenden Jahres die geringste Spur von Wahnsinn zu verrathen. Um diese Zeit machte er den Versuch, sich mitten auf der Strasse della Croce di Bivi an ein Kreuz zu heften, welches er aus dem Holze seines Bettes verfertigt hatte. Man überraschte ihn in dem Augenblick, als er einen Nagel in seinen linken Fuss hineintrieb, welche wahnwitzige Handlung die Wittwe, bei welcher er bis dahin gewohnt hatte, veranlasste, ihn von sich zu weisen. Nichts konnte den Lovat bewegen, sich über den Beweggrund seiner That zu erklären. Er äusserte blos gegen seinen Bruder, der 21. September sei ein Festtag des Matthäus, seines Schutzheiligen, dass er aber nicht mehr darüber sagen könne.

Matthieu Lovat verweilte hierauf noch einige Zeit in seinem Dorfe und kehrte dann nach Venedig zurück, woselbst er beim Schuster Morzani in Dienst trat. Im Monat Mai 1805 verliess er seinen Laden, und um dem Orte näher zu ziehen, woselbst er später arbeitete, miethete er in den ersten Tagen des Juli eine Wohnung in dem dritten Stockwerk eines Hauses, welches in der Strasse del Monache Nr. 2888 gelegen war.

Kaum hatte er sich in seiner neuen Wohnung eingerichtet, als die alten Ideen einer Kreuzigung wieder bei ihm erwachten. Es verging kein Tag, an welchem er nicht an dem Geräthe seines Märtyrerthums arbeitete, und wo er nicht daran dachte, sich die nöthigen Hülfsmittel dazu anzuschaffen. Da er vorhersah, dass es nicht leicht sein würde, sich ganz unverrückbar an das Kreuz zu befestigen, so verfertigte er ein Netz von Bindfaden, welches ihn für den Fall festhalten konnte, wo er von jenem herunterfallen würde. Er band die untere zusammengezogene Oeffnung unterhalb der Querleiste fest, welche zur Stütze seiner Füsse dienen sollte, und heftete die andere Oeffnung an die beiden Enden des Querbalkens, welcher die Arme des Kreuzes bildete, so dass dies Netz einer Tasche glich. Aus

der Mitte des obern Endes des angehefteten Netzes ging ein starkes Seil hervor, welches ebenso, wie ein anderes, an der Vereinigungsstelle beider das Kreuz bildender Holzstücke geknüpftes sehr stark an einem Balken befestigt wurde, welcher sich innerhalb des Zimmers über dem Fenster befand, dessen Lehne sehr niedrig war. Die Länge dieser beiden Seile gestattete es, das Kreuz wagerecht auf den Boden des Zimmers zu legen.

Nachdem diese grausamen Vorbereitungen beendigt waren, setzte Matthieu Lovat sich eine Dornenkrone auf, von welcher drei oder vier Stacheln in die Haut der Stirne eindrangen; ein weisses Tuch, um die Weichen und Hüften gebunden, verhüllte den verstümmelten Theil, der übrige Körper blieb nackt. Lovat steckte seine Beine in das Netz des Kreuzes, und indem er sich auf demselben in sitzender Stellung erhielt, nahm er einen der Nägel, deren Spitzen abgeplattet und wohlgeschärft waren und trieb ihn durch die innere Fläche der rechten Hand, indem er den Kopf des Nagels auf den Boden schlug, welcher dadurch bis auf die Hälfte seiner Länge durch die Hand drang. Die auf die Querleiste gestellten Füsse, der rechte über dem linken, wurden daselbst durch einen 15 Zoll 5 Linien langen Nagel befestigt. Mit seiner schon verwundeten Hand führte er die Hammerschläge, während die linke Hand den Nagel senkrecht hielt. Letzterer durchbohrte seine Füsse und traf das in der Querleiste angebrachte Loch, in welches wiederholte Hammerschläge ihn tief genug hineintrieben, um ihn hinreichend zu befestigen. Lovat band sich hierauf um die Mitte seines Körpers fest an das Kreuz. Hierauf brachte er sich mit dem Schusterkneif eine Querwunde zwei Zoll unterhalb des linken Hypochondriums bei (er hatte vergessen, dass es die rechte Seite sein sollte), ohne jedoch irgend einen innern Theil zu verletzen. Endlich durchbohrte er die linke Hand auf dieselbe Weise, wie die rechte.

Lovat hegte jedoch das Verlangen, sich dem Volke gekreuzigt zu zeigen. Dies fing er auf folgende Weise an. Er hatte das Kreuz wagerecht auf den Boden gelegt, so dass der untere Theil desselben über die sehr niedrige Brüstung des Fensters reichte. Indem er sich gewaltsam auf den Rücken der ersten Fingerglieder jeder Hand stemmte, da die Nägel ihm keine andere Bewegung gestatteten, so schnellte er in mehreren Absätzen seinen Körper und das Kreuz in die Höhe, welches bei jedem Stoss weiter nach Aussen getrieben wurde, und brachte es zuletzt dahin, dass das ganze Gerüst überschlug und mit Hülfe der Stricke ausserhalb des Fensters hängen blieb. Hierauf versuchte Lovat, indem er beide Arme aufhob und ein wenig rückwärts bog, die Nägel, welche seine Hände durchbohrten, in die Löcher zu bringen, welche er an den Enden des Querbalkens vom Kreuze angebracht hatte. Es scheint, dass ihm dies nur mit der linken

Hand gelungen ist; denn als er um 8 Uhr Morgens bemerkt wurde, fand man nur letztere an das Kreuz geheftet, während der rechte Arm ausserhalb des Netzes am Körper herabhing.

Nachdem man ihn vom Kreuze losgemacht hatte, brachte man ihn in sein Bett. Ein Wundarzt wurde aus der Nachbarschaft herbeigerufen; er liess die Füsse in Wasser stecken, brachte einen Charpiebausch in die Wunde am Hypochondrium, welche, seiner Angabe nach, nicht penetrirend war, und entfernte sich, nachdem er eine Herzstärkung verordnet hatte. Der Zufall führte fast unmittelbar darauf Herrn Ruggieri in die Nachbarschaft, und da er die ausserordentliche Thatsache bewahrheiten wollte, von welcher er unterrichtet war, so begab er sich, in Begleitung des Wundarztes Paganoni, zu Matthieu Lovat. Er fand ihn noch mit den Füssen im Wasser, aus denen nur wenig Blut geflossen war. Der Kranke antwortete auf keine Frage, seine Augen waren geschlossen, der Puls convulsivisch, das Athmen erschwert; überhaupt erheischte sein Zustand die schleunigste Hülfe. Der Verwundete wurde zu Wasser nach dem kaiserlichen klinischen Institute gebracht, welches unter Ruggieri's Direction stand. Während seiner Ueberfahrt sprach er zu seinem Bruder Angelo, welcher ihn begleitete und seinen Wahnwitz beklagte, nur die Worte: Ach, ich bin sehr unglücklich. Nachdem er in das Hospital gebracht worden war, bestätigte eine neue Untersuchung der Wunde das Angegebene. Man erkannte, dass die durch die Hände getriebenen Nägel in die flache Hand eingedrungen, aus dem Rücken derselben herausgetreten und zwischen den Mittelhandknochen, ohne sie zu verletzen, hindurchgedrungen waren; dass der die Füsse verwundende Nagel zuerst den rechten zwischen dem zweiten und dritten Mittelfussknochen am hintern Ende und hierauf den linken Fuss zwischen dem ersten und zweiten der genannten Knochen durchbohrt hatte; der letztere war entblösst und verletzt. Auch erkannte man, dass die Wunde des Hypochondriums nicht penetrirend war. Letztere wurde daher per primam intentionem geheilt, ohne dass eine Bauchnaht nöthig gewesen wäre. Es reichte hin, den Kranken in eine angemessene Lage zu bringen, welcher überdies sehr ruhig war und mit der grössten Bereitwilligkeit alle Verordnungen Ruggieri's befolgte.

Erweichende und beruhigende Mittel, ein wenig frisches, süsses Mandelöl und Kataplasmen aus Brotkrumen mit Milch wurden auf die verwundeten Extremitäten gelegt. Man beschränkte sich darauf, innerlich einige Unzen eines herzstärkenden, mit Opium versetzten Tranks und eine schwache Limonade zu reichen. Man liess den Kranken keine sehr strenge Lebensweise befolgen, und es ereignete sich im Laufe der Krankheit kein bemerkenswerther Zufall, ausser einem leichten Meteorismus, welcher bald trockenen Fomentationen wich. Am fünften Tage trat die Eiterung der Wunde an den Extremitäten mit einer geringen

Röthe ihrer Ränder ein. Am achten Tage war die Wunde des Hypochondriums völlig geheilt.

Der stets finstere Kranke sprach mit Niemandem; seine Augen waren fast beständig geschlossen. Wiederholt von Ruggieri über den Beweggrund seiner Kreuzigung befragt, gab er zur Antwort: Der Stolz der Menschen müsse bestraft werden, und er müsse am Kreuze sterben. Er war dergestalt davon überzeugt, der Wille Gottes habe ihm das Märtyrerthum der Kreuzigung aufgelegt, dass er den Gerichtshof davon in Kenntniss setzen wollte, um dem Verdachte vorzubeugen, den sein Tod auf unschuldige Personen hätte werfen können. In dieser Absicht hatte er schon lange vor seinem letzten wahnwitzigen Streiche seine Ideen auf ein Stück Papier geworfen, welches Ruggieri noch besitzt. Während der ersten Tage seiner Anwesenheit im Hospital hatte sich der Kranke über keine Schmerzen beklagt; aber als Ruggieri ihn am Morgen des achten Tages befragte, ob er während der Nacht geschlafen habe, erwiderte er, dass die heftigen Schmerzen in der linken Hand und in den Füssen ihn daran verhindert hätten und dass er noch viel leide. Die übrigen Antworten waren sehr richtig; aber am folgenden Tage sank er in seine Träumerei zurück, so dass man nur mit Mühe ein Ja auf die Frage erhalten konnte, ob er die Nacht geschlafen habe und von seinen Schmerzen befreit sei.

Ruggieri hatte es stets beobachtet und seine Zuhörer darauf aufmerksam gemacht, dass, wenn der Kranke seine lichten Stunden hatte, er an den Stellen seiner übrigens geheilten Wunden mehr oder minder starke Schmerzen, je nach dem Zustande der getroffenen Theile, empfand. Diese lichten Stunden benutzte auch der Arzt, um von dem Kranken die mitgetheilten Nachrichten über sein Verfahren bei seiner Kreuzigung einzuziehen.

Kaum fing Lovat an, sich seiner Hände zu bedienen, als er auch das Gebetbuch nicht weglegte. Die Wunden waren während der ersten Tage des August vollständig geheilt; hierauf wollte er das Hospital verlassen, um nicht, wie er sagte, sein Brot ohne Arbeit zu geniessen. Man verweigerte ihm seine Entlassung; er brachte einen Tag ohne Nahrung zu, und da er sah, dass man ihm seine Kleider vorenthielt, floh er im Hemde, wurde jedoch sogleich von einem Wärter zurückgeführt und am 20. August 1805 in das Irrenhaus zu Sct. Servolo gebracht.

Die ersten acht Tage nach seiner Ankunft daselbst war er gelassen und folgsam, aber bald fing er an, alle Nahrung zu verweigern. Vergebens versuchte man es mit Gewalt und Ueberredung; er blieb sechs Tage, ohne einen Tropfen Wasser zu geniessen; man nahm seine Zuflucht zu ernährenden Klystieren. Am Morgen des siebenten Tages wurde er durch Zudringlichkeit eines andern Wahnsinnigen bewogen, einige Nahrung zu geniessen. Hiermit fuhr er 14 Tage lang fort, auf welche Zeit

abermals ein elftägiges Fasten folgte, so dass man wieder ernährende Klystiere anwenden musste, von denen jedoch täglich nur eins gereicht werden konnte. Während dieser elf Tage hatte er keine Ausleerung, abgerechnet, dass er einmal zwei Pfund Urin liess. Ungeachtet dieser Störungen schien sein körperlicher Zustand nicht zu leiden, da seine Kräfte und sein äusseres Ansehen gleich blieben. Es fand eine mehrmalige Wiederholung des strengen, kurze oder längere Zeit fortgesetzten Fastens statt, welches jedoch niemals länger als zwölf Tage dauerte. Gegen den Monat Januar traten die Erscheinungen der Lungenschwindsucht auf, sie wurden jedoch mit angemessenen Heilmitteln beseitigt und der Kranke schien wieder hergestellt zu sein, bis man im März eine neue Manie an ihm beobachtete, welche darin bestand, dass er sich der Sonnenhitze, ohne sich zu bewegen, so lange aussetzte, bis die Epidermis des Gesichts sich in Schuppen abblätterte und man mehrmals genöthigt war, ihn mit Gewalt an einen schattigen Ort zu bringen.

Am 2. April fühlte sich Matthieu Lovat unwohl, die Symptome der Brustkrankheit entwickelten sich von Neuem mit Schnelligkeit, die Lungen füllten sich mit Schleim an und der Kranke erlag am Morgen des 8. nach einem kurzen Todeskampfe.

10.

M., 49 Jahre alt, hatte auf dem Lande als Wollspinnerin gelebt und oft Hexengeschichten gehört. Ihre Menstruation erschien im funfzehnten Jahre ohne Beschwerden. In ihrem siebenunddreissigsten Jahre erkennt sie, als sie sich gerade verheirathen wollte, dass sie ihr Bräutigam hintergehen will. Sie will nichts mehr von ihm wissen und verheirathet sich ein Jahr später mit einem Andern. Der, den sie verlassen hat, droht sich zu rächen und verwünscht sie zu allen Teufeln. Ein Mann aus ihrem Dorfe, der für einen Hexenmeister galt, verschrieb seinen Körper für sie dem Teufel, woran sie auch fest glaubte.

Im vierzigsten Jahre hört ihre Periode auf und von nun an fingen ihre Gedanken an, sich zu verwirren, jedoch auf eine für Fremde unmerkliche Weise. Zugleich stellten sich Kopfschmerzen ein. Im zweiundvierzigsten Jahre kehrt sie von einem langen Spaziergang zurück, ist ermüdet und legt sich unterwegs hin, um auszuruhen. Kurze Zeit darauf empfindet sie im Kopfe eine Bewegung und ein Geräusch, das dem eines Spinnrades ähnlich ist. Sie erschrickt darüber, setzt aber ihren Weg fort. Unterwegs wird sie von der Erde sieben Fuss hoch gehoben; als sie nach Hause kömmt, kann sie weder essen noch trinken. Sie erinnert sich der vier Jahre vorher gemachten Drohung und zweifelt nicht mehr daran, dass sie behext sei. Viele Mittel werden angewandt. M. betet, verrichtet neuntägige Andachten, macht Wallfahrten; sie trägt auf dem blossen Leibe eine Stola, die ein

Geistlicher ihr gegeben hatte; Alles ist vergebens. Der Teufel und seine Qualen verlassen sie nicht mehr und drei Jahre nachher wurde sie in die Salpetrière geführt.

Sie war sehr mager, ihre Haut erdfarben, brennend, der Puls schwach, klein, der Kopf hatte eine hängende Stellung, das Gesicht war geschwollen, die Stirn gerunzelt; die Augenbrauen vermischten sich für Augenblicke mit den Falten der Stirn und verloren sich in den Haaren. Der Unterleib war hart, stark, und die Kranke legte immer die Hand auf denselben. Sie versichert, dass sie im Uterus den bösen Geist in Gestalt einer Schlange habe, der sie weder Tag noch Nacht verlässt, obgleich ihre Geschlechtsorgane nicht so, wie die der übrigen Frauen gebildet sind. Sie klagt über eine Zusammenschnürung der Kehle, empfindet das Bedürfniss, zu gehen, und leidet mehr, wenn sie daran verhindert wird. Sie geht langsam und spricht leise über ihren Zustand, den sie beklagt. Sie isst und trinkt im Geheimen und urinirt und geht heimlich zu Stuhle, um besser zu überzeugen, dass sie nicht ein Körper, sondern eine Erscheinung, ein Bild sei: «Der Teufel hat meinen Körper geholt, ich habe keine menschliche Gestalt mehr. Es giebt nichts Schrecklicheres, als lebendig zu erscheinen und doch nicht dieser Welt anzugehören. Ich brenne; mein Athem haucht Schwefel aus. Ich esse nicht, ich trinke nicht, weil der Teufel alles dies nicht nöthig hat. Ich fühle nichts und man kann mich in ein irdisches Feuer setzen, ohne dass ich verbrennen werde. Ich werde Millionen von Jahren leben, da Alles, was auf Erden ist, nicht sterben kann. Wenn dies nicht wahr wäre, so hätte die Verzweiflung mich schon lange dazu getrieben, mir das Leben zu nehmen.»

Nichts kann sie aus ihrem Wahne reissen. Die Unglückliche sagt Denen, die an der Wahrheit ihrer Rede zweifeln, Injurien; sie nennt Die, welche ihr widersprechen, Hexen und Dämonen. Besteht man auf seinem Widerspruche, so wird sie zornig, ihre Augen treten aus dem Kopfe, sie wird roth und wild. Dann sagt sie: «Sehen Sie diese schöne Gestalt! Sagen Sie, ist es die einer Frau oder die eines Teufels?» Sie schlägt sich mit starken Faustschlägen vor die Brust, behauptet, unemfindlich zu sein und kneift stark ihre Haut, um es zu beweisen. Ich stach sie mehrere Mal mit einer Nadel, ohne dass sie es zu empfinden schien, aber sie empfand den heftigsten Schmerz, sobald ich es that, ohne dass sie es erwartete. Uebrigens ist diese Frau ruhig, nicht böse, spricht über alle andere Dinge, sobald man sie von ihren Ideen abziehen kann, verständig. Sie wurde unter dem Vorwande, sie vom Teufel zu befreien, sie zu entzaubern, drei Mal magnetisirt. Ich habe nicht die geringste magnetische Einwirkung auf sie verspüren können. (Esquirol.)

11.

H..., eine Kaufmannsfrau, wurde erst in ihrem einundzwanzigsten Jahre menstruirt. Sie litt an Kopf- und Kolikschmerzen und war Mutter von drei Kindern. Sie las während ihrer letzten Schwangerschaft im sechsunddreissigsten Jahre die Apokalypse, Gespenster- und Zauberbücher, und wurde durch diese Lectüre oft erschreckt. Ihre letzte Niederkunft war schwierig gewesen, sie litt nachher mehrmals an Ohnmachten und glaubte von Zeit zu Zeit Flammen zu sehen. Im siebenunddreissigsten Jahre nahm sie für einen Verwandten Geld auf. Der Schuldner, beunruhigt, bedroht sie; sie geht in den Garten hinter ihrem Hause, von dieser Schuld beunruhigt, spazieren. Der Teufel erscheint ihr und schlägt ihr vor, ein Papier mit Blut aus dem kleinen Finger der linken Hand zu unterzeichnen und verspricht ihr dafür das Geld, welches sie schuldig ist. Nach einigen Debatten unterschreibt H... ihre Verzichtleistung auf Gott und ihre Hingebung an den Teufel. Sogleich zittert die Erde unter ihren Füssen und in ihrer Umgebung, ihr Haus wird von einem Wirbelwinde umgeben, der es erschüttert und das Dach wegnimmt. In diesem Augenblicke verschwindet der böse Geist, nimmt ihren Körper mit fort und lässt nur ihr Ebenbild zurück. Sie versichert, dass alle ihre Nachbarn von dieser Begebenheit erschreckt gewesen wären. Ihr Körper ist mit dem Teufel fort und ihr Ebenbild ist versucht, sich ins Wasser zu stürzen, sich zu erwürgen. Der Teufel treibt sie zu verschiedenen Missethaten an; sie fühlt sich von dem Feuer der Hölle umgeben, sie hat sich in einen Sumpf geworfen und brennt nachher desto mehr. Sie sagt, dass sie kein Blut habe und dass sie ganz unempfindlich sei. Ich durchstach die Haut ihres Armes, ohne dass sie einen Schmerz davon zu empfinden schien. «Ich werde, sagte sie, so lange auf Erden bleiben, bis gelehrte Menschen das Mittel erfunden haben, den Teufel zu bezwingen und meinen erschaffenen Körper wieder auf die Erde zurückzubringen. Alles, was ich sage, wurde mir durch meinen Körper gelehrt, der nicht mehr ist und der vor meinem Unglücke auf dieser Erde war.»

Diese Frau ist sehr mager, ihre Haut sehr braun, verbrannt, die Physiognomie drückt Gram und Verzweiflung aus, ihr Gesicht ist gerunzelt, zusammengezogen; sie geht ruhig spazieren, indem sie strickt, vermeidet ihre Gefährtinnen, hält sich nicht für krank und seufzt über den bejammernswerthen Zustand, den nichts ändern kann. Sie ist ruhig, erträgt Widerspruch und hat ein grosses Verlangen, gesund zu werden. Indem ich dieser Hoffnung schmeichelte, willigte sie ein, sich vier Mal magnetisiren zu lassen, ohne dass der Magnetismus die geringste Wirkung auf sie hervorbrachte. (Esquirol.)

VII. Blödsinn und Kretinismus.

***Fatuitas* Auct.; *Stupiditas* Sauvages; *Amentia* Vogel; *Moria c. amnesia* Swediaur; *Anoia et Apathia* Ploucquet; *Begriffs- und Willenlosigkeit* bei Heinroth; *Imbécillité, Idiotisme, Idiotie* nach Pinel und Esquirol; *Morosis* nach Linné; *Dementia innata* nach Cullen und Fodéré; *Fatuity* bei Mason Good; *Persönlichkeitsschwäche* bei Ritgen; *Stultitia* bei Eschenmayer; *Idianoia, Thiersinn* bei Lippich; *Infirmitas* bei Flemming.**

Wir können dem Leser, der über diese Fülle von Namen erschrecken möchte, nicht schnell genug den Trost zurufen, dass die vielen Unterscheidungen, die man in dieser Begriffsbestimmung gemacht hat, sich nur auf verschiedene Ursachen und Grade beziehen; das Ganze der Erscheinungen stellt sich doch immer als Dasselbe dar.

Definition. Wir verstehen unter Blödsinn im weitesten Sinne des Wortes die vollkommene Aufhebung der Geisteskräfte, sie mag nun als letztes Stadium und höchster Grad aus der Melancholie, aus der Manie oder aus einer andern Form von Geistesstörung sich entwickeln, oder von vorn herein in Folge der gar nicht zur Ausbildung und Reife gelangten psychischen Vermögen auftreten. — Im letztern Falle haben wir es oft mit Individuen zu thun, welche auch in ihrer physischen Organisation von der normalen Beschaffenheit menschlicher Bildung so sehr abweichen,

dass sie mehr einen Gegenstand naturhistorischer Forschung, als einer eigentlichen ärztlichen Behandlung ausmachen; wir haben es mit dem Kretinismus zu thun.

«Die Natur, sagt Troxler, schafft keine ursprünglich krankhafte und im Innersten zerrüttete Menschenarten. Die Menschenracen sind nur dem Klima zugebildete Verschiedenheiten des einen Geschlechts, und dieses pflanzt sich auch durch Mischung in Veränderungen fort, welche selbst nach ewig feststehenden Naturgesetzen geschehen. Der Mensch ist als Kaukasier und Mongole, als Aethiope und Amerikaner und auch als Malaye gleich normal und gesund. Was wir aber Kretinismus nennen, das zerstört den Gattungscharakter und hebt die Naturbestimmung auf, darum ist er auch weit mehr als Krankheit und in seiner Unheilbarkeit schlimmer als der Tod, in seiner höchsten Ausbildung ärger, als was immer mit der so oder so gedeuteten Erbsünde Böses oder Gutes an Seele oder Leib des Menschen gekommen sein mag. Nur die Entstehung des Menschen durch Missgeburt und seine Wesenumwandlung durch Hundswuth kommt dem Kretinismus einigermaassen gleich; einigermaassen nur, denn das kopflos geborne Geschöpf kann nicht leben, und der vergiftete Unglückliche muss sterben; aber der Kretin oder die Kretine lebt in einem Zustande unter dem Tode elend fort.»

Der Blödsinn in dem von uns aufgestellten Gattungsbegriffe bietet zwei Species dar, von denen die eine der Idiotismus oder die Idiotie, die andere Blödsinn in engerer Bedeutung oder Imbecillität genannt wird.

Der erstere besteht in einem Mangel an Entwickelung der Geisteskräfte, welcher bedingt ist entweder durch einen angeerbten oder angeborenen Fehler, oder durch ein jener Entwickelung entgegentretendes Hinderniss, welches in den ersten Jahren der Kindheit stattgefunden hat. Der Blödsinn in engerer Bedeutung dagegen, den wir der Kürze wegen Imbecillität nennen wollen, ist die Folge eines Hindernisses der Entwickelung der Geisteskräfte, welches nach den ersten Lebensjahren eintrat, als das Kind sich schon einige Kenntnisse erworben hatte.

Der Idiotismus und die Imbecillität geben sich nicht immer in dem nämlichen Grade zu erkennen. Bei ersterem ist jedoch der gänzliche Mangel an Geisteskräften in der Regel weit auffallender, als bei letzterem, weil nämlich bei diesem das Hinderniss im Gebrauch der Geisteskräfte weit später eintrat, daher denn auch einige unter diesen durch Uebung einen Grad von Entwickelung erlangen konnten, welche beim Idioten nicht möglich ist, da bei letzterem das Hinderniss schon mit der Geburt oder wenig später eintrat.

a. Der Blödsinn in engerer Bedeutung oder die Imbecillität.

Die Blödsinnigen sind fast von normaler Organisation und besitzen sowohl intellectuelle Fähigkeiten, als auch Begehrungsvermögen, jedoch in geringerem Grade und in beschränkterer Ausbildungsfähigkeit, als der vollkommen entwickelte Mensch, so dass sie selbst bei der besten Erziehung nur bis zu einer gewissen Stufe der Vernunft und einem sehr engen Kreis von Kenntnissen zu gelangen im Stande sind. In der Regel sind sie einer dauernden Aufmerksamkeit unfähig, ihre Empfindungen sind schwach und flüchtig, ihr Gedächtniss ist unsicher und ihr Wille kraftlos; sie können die Dinge mit einander verbinden und vergleichen, nicht aber sich zu allgemeinen und abstracten Begriffen erheben. Der Sprache sind sie gewöhnlich nicht beraubt, und selbst die Stummen unter ihnen drücken ihre Gedanken, Wünsche und Bedürfnisse durch Physiognomie und Gesticulation deutlich aus. Sie können oft lesen, schreiben, ja treiben sogar Musik und mancherlei mechanische Künste, allein sie bringen es nicht zur Vollkommenheit und gleichen in ihrem ganzen Wesen grossen Kindern, welche durch sich selbst nichts sind und in allen ihren intellectuellen und moralischen Richtungen nur fremden Antrieben folgen. Bei dem geringen Grade ihrer Sensibilität macht ihnen der Verlust von Aeltern, Freunden und Pflegern keinen Schmerz, wiewohl Manche sich sehr dankbar und für Hass oder Liebe auf kurze Zeit empfänglich zeigen. Sie richten ihr Auge auf Etwas, was sie interessirt, sehen aber darum nicht; hören scheinbar zu, verstehen aber in der That nichts. Sie antworten zwar richtig, aber nur wenn man nicht zu viel fragt und keine Antworten verlangt, die ein Nachdenken voraussetzen. Gewöhnlich mit sich zufrieden, sprechen sie von sich mit grosser Selbstgefälligkeit und sind dabei listig, boshaft, zänkisch, aber ohne Muth und ohne Widerstand. Diese Varietät hat vermöge der Beweglichkeit der Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Handlungen einige Aehnlichkeit mit der Manie (die Wuth und die excessive Kraftäusserung natürlich abgerechnet), und man hat sie «Fatuitas» im engern Sinne des Wortes genannt. Sie vergleichen die Eindrücke, welche sie behalten, erlangen Erfahrung, indem sie ihrem Gedächtniss es einprägen, in welcher Weise jedes Ding, jede Sache gewöhnlich auf sie eingewirkt hat. Sie lernen sprechen, zuweilen selbst die Zahlzeichen und die Buchstaben des Alphabets kennen, aber selten die Laute auf eine deutliche und geregelte Weise articuliren. Einige zählen bis zehn, zwanzig, dreissig, ohne über diese Zahlen hinaus ihre Kenntniss des Rechnens erweitern zu können. Einige beschäftigen sich mit feinen Handarbeiten und zeigen eine Geschicklichkeit, ja ein entschiedenes Talent für mechanische Künste. Ja es giebt auch Imbecille, bei denen einige geistige Fähigkeiten vorherrschen und deren Intelligenz theilweise

sogar einer hohen Entwickelung fähig ist. Diese haben für gewisse Dinge einen entschiedenen Geschmack und eine grosse Neigung für Alles, was mit diesen Dingen in Verbindung steht, eine grosse Geschicklichkeit und ein treffliches Urtheil. Solche partielle Blödsinnige waren es gewöhnlich, welche durch ihre jovialen Manieren, ihre Fröhlichkeit, ihre pikanten Antworten und ihre witzigen Scherze bei grossen Herren und selbst Königen zur Belustigung und Zerstreuung dienten, und der Hofnarr sogar ein bedeutendes Amt wurde, wenn auch nicht geleugnet werden kann, dass dasselbe oft von sehr Klugen verwaltet wurde.

Da nun die Blödsinnigen der Intelligenz nicht ganz beraubt sind, so haben sie auch der Entwickelung ihrer geistigen und empfindenden Kräfte entsprechende Wünsche und Leidenschaften, welche sie nicht selten zu schlechten Handlungen verleiten. Sie stehlen aus Gefrässigkeit, um sich Putzgegenstände zu verschaffen, oder aus irgend einem andern Grunde; sie verlieben sich, ergeben sich der Onanie und suchen den geschlechtlichen Umgang mit Eifer, sobald der Reproductionstrieb sich in ihnen entwickelt hat. So war in der Salpetrière eine Blödsinnige, welche für eine geringe Besoldung die groben Hausarbeiten besorgte und, so oft sie etwas verdient hatte, einen Arbeiter aufsuchte, um sich ihm hinzugeben; nicht mehr aber zu ihm ging, nachdem sie schwanger geworden war. Die Blödsinnigen sind nicht frei von Handlungen der Rache und selbst der Bosheit, welche um so gefährlicher sind, je weniger man darauf gefasst ist, und, weil sie mehr oder weniger des wahren Gefühls beraubt, ihre Handlungen mit deren Veranlassungen nicht in Uebereinstimmung zu bringen wissen, und weil sie den Folgen derselben weder vorbeugen, noch sie vorher berechnen können. Im Allgemeinen haben oft die Imbecillen einen gewissen Grad von Sensibilität und Intelligenz, sind der Erziehung nicht ganz unfähig und besitzen sogar sittliche Regungen, sich selbst aber überlassen, sinken sie mehr und mehr herab, der geringe Ueberrest ihrer geistigen Fähigkeiten geht verloren, und nach einigen Jahren ist aus dem Blödsinnigen ein vollständiger Idiot geworden.

Es giebt andere Blödsinnige, die nur eine geringe Zahl von Empfindungen und Ideen und wenig Gedächtniss haben. Ihre Sprache ist beschränkt, sie unterscheiden die Personen, mit denen sie leben, sie lieben ihre Verwandten, sind für die Pflege erkenntlich, die man ihnen angedeihen lässt. Sie sind zornig, diebisch, eigensinnig, zänkisch; das Sehen von Personen andern Geschlechts macht auf sie Eindruck und regt sie auf. Sie können auch einigermaassen gebildet werden; man kann durch Sorgfalt den Theil der Sensibilität und Intelligenz, womit sie begabt sind, entwickeln, aber diese Bildung erstreckt sich nur auf die gewöhnlichsten Dinge im Leben. Die Gewohnheit und Nachahmung haben einen grossen Einfluss auf ihre Ideen, Neigungen

und Handlungen, und geben ihrer Lebensweise eine Art von Regelmässigkeit, die man mit Unrecht für die Wirkung der Vernunft halten würde. Sie sorgen für ihre Bedürfnisse, können sich ankleiden, verschaffen sich ihre Nahrung und können die gewöhnlichen Arbeiten im Innern des Hauses verrichten.

Die Blödsinnigen sind im Allgemeinen furchtsam und gehorsam. Schlechte Menschen missbrauchen nur zu oft diese Eigenschaften und bedienen sich dieser Unglücklichen, um Feuer anzulegen oder ein Verbrechen zu begehen, indem sie dieselben einschüchtern, oder sie durch eine Belohnung, die ihren Sinnen oder ihrem Appetit schmeichelt, locken.

b. Idiotismus, Idiotie.

«Die Idioten, sagt Calmeil, obgleich mit einer menschlichen Gestalt begabt, stehen wegen des gänzlichen Mangels an Verstand, an leidenschaftlichen Gemüthsbewegungen, ja an instinktmässigen Regungen, sogar noch hinter den dümmsten und einfältigen Thieren zurück. Viele Idioten sterben schon in einem frühen Alter, ungeachtet der sorgfältigsten und aufopferndsten Pflege; mehrere können nicht einmal saugen und leben von Milch, welche man tief in ihren Mund einflösst; mehrere können nicht einmal essen, sondern verhungern im Ueberfluss, ohne von den Speisen Gebrauch zu machen, welche sie in der Hand haben. Die ekelhafteste Unreinlichkeit umgiebt stets diese Unglücklichen, welche mit der Sprache der andern Menschen unbekannt bleiben und selten so weit kommen, durch sinnliche Zeichen ihre einfachsten Bedürfnisse auszudrücken. Einige Idioten stossen aus ihrer Kehle mehr oder weniger seltsame Laute. Pinel beaufsichtigte eine Idiotin, welche auf gewisse Weise das Blöken eines Schafs nachahmte. Ich kenne eine Idiotin, welche zuweilen Stunden, Tage lang ein scharfes Geschrei ausstösst, welches man in einiger Entfernung für das eines wilden Thieres halten könnte. Ein Eindruck, welcher das Ohr heftig erschüttert, lässt eine Secunde später keine Spur im Gehirn zurück. Das Auge blickt die Gegenstände an, ohne dass es dem Gehirn möglich wäre, die Gestalt, Eigenschaften und Abstände derselben aufzufassen; die stärksten Gerüche reizen kaum das Geruchsorgan. Man hat Idioten gesehen, welche gleichgültig Holz, Leder, Excremente verschlangen, ohne den geringsten Unterschied zwischen diesen Dingen und den wohlschmeckendsten Speisen zu bemerken. Esquirol gab einer Idiotin Aprikosen, welche ohne Unterschied das Fleisch und die Steine derselben verschlang. Einige zerkratzen sich die Haut bis aufs Blut und verrathen nicht den geringsten Schmerz. Die Idioten sind, ohne selbst eine Vorstellung von der Geschlechtsverschiedenheit zu haben, der schamlosesten Onanie ergeben. Die Epilepsie und die Lähmung einer Seite des Körpers begleiten sehr oft den Idiotismus. Einige Idioten, denen es un-

möglich ist, aufrecht zu stehen, oder zu gehen, bringen ihr ganzes Leben in einem Lehnstuhl oder im Bette zu. — Die dumme Physiognomie der Idioten, ihr schmuziges und zurückstossendes Aeussere geben den Ausdruck des Herabgesunkenseins der Menschengattung auf die tiefste Stufe. Die Idioten haben ein plattes, breites Gesicht, einen grossen Mund, eine sonnenverbrannte Gesichtsfarbe, dicke, herabhängende Lippen, schwarze, cariöse Zähne, schielende Augen und einen stumpfen Blick. Der Kopf hängt herab, schwankt nach rechts und links auf dem kurzen, dicken Halse, welcher zuweilen eine unverhältnissmässige Länge hat. Die Taille ist plump, oft ungestalt; die Wirbelsäule weicht nach vorn, hinten oder zur Seite ab. Der Bauch ist schlaff, die schwere Hand hängt auf die Hüften herab. Die Beine sind ungeschickt, die Gelenke unförmlich, gleichsam angeschwollen. Die Bildung der Knochen ist fehlerhaft, die Hautfarbe erdbraun, safrangelb, kupferig. Der Urin, Koth, Speichel und der aus den Mundwinkeln fliessende Schleim verbreiten einen Mäusegeruch, einen Gestank, den man durchaus nicht vertilgen kann. Ein Weltmann, tief bewegt durch den Anblick einiger Idioten, rief aus: «Es giebt menschliche Thiere.»

Obgleich dieses Bild schon hinreichenden Stoff abgiebt, um einen Begriff von dem entsetzlichen Zustande zu haben, den die Idioten darbieten, so ist es doch noch mangelhaft im Vergleiche zu den Zeichnungen, welche Esquirol mit gewohnter Meisterhand entwarf.

Mit der Schilderung der Idiotie sind wir auch zu den niedrigsten Stufen der menschlichen Intelligenz gelangt. Hier sind beinahe keine intellectuellen und psychischen Fähigkeiten vorhanden; nicht etwa, dass sie zerstört worden wären, nein, sie haben sich nie entwickeln können. Bei den Idioten steht der Mangel der Intelligenz und Sensibilität häufig mit den Fehlern der Organisation in Beziehung. Es sind nur Spuren von Intelligenz da, und der Instinkt beherrscht die Fähigkeiten, ja sogar die Sprache fehlt. Nur ausnahmsweise findet man diese oder jene Fähigkeit entwickelt und ein natürliches Geschick zu gewissen Dingen.

Die Idioten sind oft rhachitisch oder scrophulös; ihr Kopf, entweder zu gross oder zu klein, ist schlecht geformt, der Hinterkopf ist abgeplättet und im Verhältnisse zum Gesichte klein. Es dürften nur wenige Ausnahmen vorkommen, bei denen ein hervorspringender Bildungsfehler der Schädelwandungen gänzlich fehlte. Gall lässt nicht einmal diese Ausnahmen gelten, indem er sagt [1]: «Wenn man diese Köpfe unmittelbar über dem obern Augenhöhlenrande und über der Protuberanz des Hinterhauptbeins misst, so findet man eine Peripherie von 11 bis 13 Zollen.

1) *Gall*, sur les fonctions du cerveau, Tom. II.

Wenn man von der Nasenwurzel bis zum hintern Rande des Hinterhauptloches misst, so findet man 8 bis 9 Zolle. Sie enthalten daher eben so viel Gehirn, wie der Kopf eines neugeborenen Kindes, d. h. ein Viertel, ein Fünftel oder ein Sechstel der Gehirnmasse eines Erwachsenen, welcher im Besitz aller Geisteskräfte ist. Der vollständige Gebrauch der Verstandeskräfte ist schlechterdings unmöglich bei einem so kleinen Gehirn, und es findet in einem solchen Falle ein mehr oder minder vollständiger Blödsinn statt. Noch niemals hat eine Ausnahme von dieser Regel stattgefunden.» Dessen ungeachtet versichert Esquirol, dessen ebenso fortgesetzte als genaue Messungen der Schädel von Idioten gleichfalls in Erwägung gezogen zu werden verdienen, dass es kein directes und bestimmtes Verhältniss zwischen den Organisationsfehlern und den verschiedenen Abstufungen der Sensibilität und Intelligenz bei den Idioten giebt; dass man jedoch einräumen müsse, dass, je beträchtlicher die Missgestaltung erscheine, um so stärker auch die Missverhältnisse der Sensibilität und Intelligenz sich aussprechen.

Die Züge des Gesichts der Idioten sind unregelmässig, die Stirn ist kurz, schmal, beinahe spitzig, auf der rechten Seite mehr hervorspringend, als auf der linken. Die Augen sind convulsivisch, schielend, von ungleicher Grösse, die Lippen sind dick. Der weit gespaltene, halb offene Mund lässt den Speichel ausfliessen; das Zahnfleisch ist schwammig. Die Fehler der Bildung oder der Symmetrie der Sinneswerkzeuge zeigen schon genügend, dass die Sinne unvollkommen sind. Die Idioten sind taub, halbtaub, oder sie hören schlecht; sie sind stumm oder articuliren schwer einige Sylben. Ihre Stummheit hängt von der Taubheit, von der schlechten Bildung der Sprachorgane und davon ab, dass sie nicht im Stande sind, die Bewegungen nachzuahmen, die zur Articulirung von Tönen nothwendig sind. Einige stossen ein mehr oder minder durchdringendes, dumpfes oder heiseres Geschrei aus. Eines Auges beraubt, sehen sie schlecht oder sind blind. Der Geschmack und Geruch ist auch nicht besser, denn sie unterscheiden die Eigenschaften der salzigen oder riechenden Körper gar nicht. Sie wälzen sich auf den stinkendsten Schmuzhaufen herum.

Auch das Gefühl, weit entfernt, die andern Sinne zu berichtigen oder zu ersetzen, ist unsicher. Die Arme der Idioten sind ungleich lang, contrahirt, atrophisch; die Hände sind unförmlich, gewunden, dünn; die Finger sind krumm, bewegungslos; die Haut ist derb, runzlich und unempfindlich. Die Idioten halten die Arme und Hände schwankend, gleichsam convulsivisch; sie zeigen eine grosse Unbeholfenheit beim Anfassen eines Gegenstandes, können den angefassten Gegenstand nicht festhalten, sondern lassen ihn bald wieder aus den Händen fallen. Ihr Gang ist schwerfällig und schwankend, so dass sie leicht straucheln

und hinfallen. Es giebt auch Solche, die in der einmal ihnen gegebenen Stellung unverändert verharren. Beim Gehen selbst wird weder ein Ziel oder eine Absicht wahrgenommen, denn ihre Fortbewegung ist planlos.

Bei der schwachen Entwickelung der Sinne werden natürlich die Empfindungen auch nur unvollkommen aufgefasst; die Intelligenz kann sich nicht nach Aussen verbreiten. Die äussern Sinne, die in keiner Beziehung zur Welt stehen, können ihre Empfindungen nicht berichtigen; die Erziehung kann so vielen Nachtheilen nicht abhelfen, weil die Idioten ganz verschieden von den Blinden, Tauben und Stummen sind, bei denen die übrigen Sinne bis auf einen gewissen Punkt die fehlenden ersetzen. Die Ideen, welche der Mensch durch die Sinne empfängt, deren die Blinden oder Taubstummen beraubt sind, fehlen diesen gewiss; da aber die Intelligenz nicht verletzt ist, obgleich einige ihrer Werkzeuge fehlen, so übt sie ihren Einfluss ganz aus, um allgemeine Schlüsse ziehen und Ideen abstrahiren zu können. Deshalb kann man auch die Blinden, die Taubstummen durch verschiedene Mittel aufmerksam machen; sie sind einer Erziehung fähig, während das Gegentheil bei den Idioten stattfindet. Diese sind keiner Aufmerksamkeit fähig, können ihre Sinne nicht lenken, sie verstehen, aber hören nicht, sie sehen, aber nehmen nicht wahr. Da sie keine Ideen haben, an nichts denken, so haben sie keine Wünsche; sie gebrauchen keine Zeichen, sie sprechen nicht. Die Sprache ist Dem unnöthig, der nicht denkt, der keinen Wunsch hat. Man kann von ihrer Sprachfähigkeit auf die Grösse ihrer Intelligenz zurückschliessen. Sie stossen einige schlecht articulirte Töne, ein Geschrei oder ein langes Gebrüll aus, welches sie unterbrechen, um die Lippen zu bewegen, als wenn sie lachen wollten. Sprechen sie jedoch einige Worte, so knüpfen sie kaum einen Sinn daran. Einige haben nur einen Laut für Freude und Schmerz. Dennoch giebt es einige Idioten, die, wie die Kinder, durch Gewohnheit sich eine handelnde, ja sogar articulirte Sprache bilden, die aber nur Denen verständlich ist, mit welchen sie stets zusammen leben. Diese Sprache drückt nur die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens und die Naturtriebe, die die Idioten nicht durch sich selbst befriedigen können, aus. Die Idioten sind stumm, weil sie nichts zu sagen wissen; Die, welche eine Gebehrdensprache haben, besitzen nur eine geringe Anzahl von Pantomimen als Zeichen für ihre instinktartigen Bedürfnisse. Handeln die Idioten, so machen sie Alles verkehrt; man erkennt sie an der Unordnung, dem Linkischen und der Langsamkeit ihrer Handlungen. Die Intelligenz bleibt bei ihnen so, wie sie in ihrem Entstehen, oder zu der Zeit war, als ihre Entwickelung stehen blieb.

Die Functionen der Verdauung sind bei den Idioten gewöhnlich gut; sie essen viel und sind sogar bisweilen gefrässig.

Indessen verrathen sie manchmal gar nicht das Bedürfniss, zu essen und scheinen nur dann erst Hunger zu fühlen, wenn sie zufällig Nahrungsmittel erblicken. Zuweilen muss man ihnen, um sie zu ernähren, die Nahrungsmittel in den Mund, ja sogar bis in den Rachen bringen. Die Entleerung der Excremente geschieht unwillkürlich; ohne Rücksicht auf den Ort und die Umgebung entledigen sich die Idioten der natürlichen Bedürfnisse. Die Menstruation ist bei den weiblichen Idioten reichlich und regelmässig.

Es giebt auch Idioten, die nicht einmal die instinktartigen Bedürfnisse fühlen; diese Unglücklichen stehen noch unter dem Thiere, das doch Instinkt für seine Erhaltung und Reproduction hat; sie fühlen weder Schmerz, noch Freude, weder Hass, noch Liebe; es sind nicht zur Reife gekommene Wesen, Missgeburten, die einem nahen Tode geweiht wären, wenn die Zärtlichkeit ihrer Verwandten oder das öffentliche Mitleid nicht über ihre Existenz wachte.

Wunderbar ist die Mittheilung Esquirol's, dass die meisten Idioten mit Leichtigkeit singen und die Melodien behalten; ja Esquirol versichert sogar, dass beinahe alle idiotischen Kinder, bei denen er consultirt wurde, einige Melodien oder wenigstens einige musikalische Strophen mehr oder weniger gut sangen, obgleich ihnen die Sprache fehlte.

Einige Idioten haben sehr sonderbare Launen, sie haben mit einer aufgezogenen Maschine Aehnlichkeit, die immer dieselben Bewegungen hervorbringt; bei ihnen nimmt die Gewohnheit die Stelle der Intelligenz ein. In der Salpetrière befand sich eine Idiotin, die, sobald sie aufgestanden war, sich auf das Ende einer und derselben Bank setzte und sich hier hin und her wiegte, indem sie dabei die Schultern heftig gegen die Wand stiess. Dieses Wiegen geschah anhaltend und regelmässig, zuweilen aber rascher, stärker, dann stiess sie ein dumpfes Geschrei aus. Auf diese Weise brachte sie ihre Tage hin, der Witterung ausgesetzt und jedem äussern Eindrucke fremd. In dem Hospitale zu Poitiers lagen in einem Gemache zwei kleine Idioten auf Stroh, von denen der eine immerwährend lachte, der andere dagegen unaufhörlich weinte.

Die Idioten zeigen manchmal eine grosse körperliche Unempfindlichkeit, obgleich sie ihrer Sinne mächtig sind. Man hat Beispiele, dass sich diese Unglücklichen zerbissen, zerfetzten, die Haare ausrauften, ohne dass sie Schmerzen dadurch zu fühlen schienen. Es giebt welche, die die Füsse erfrieren, ohne dass sie darauf achten. Eine Idiotin, die schwanger geworden war, wurde, ohne zu wissen, was mit ihr vorgehe, entbunden, und wollte sogleich ihr Bett verlassen, indem sie behauptete, dass sie gesund sei. Diese Unglücklichen sind so unempfindlich und in einem solchen Zustande thierischer Dummheit, dass sie

die Ursache ihres Schmerzes nicht errathen und nicht unterscheiden können, ob die Ursache in ihnen ist, oder von aussen herkommt. Sie haben so wenig Gefühl ihres eigenen Selbst, dass sie nicht wissen, ob der leidende Theil ihnen gehört, daher verstümmeln sie sich auch öfters ohne irgend eine Veranlassung. Wenn sie krank werden, klagen sie nicht, sondern bleiben liegen, rollen sich zusammen, ohne den geringsten Schmerz zu verrathen, ohne dass man die Ursachen und den Sitz des Uebels entdecken kann, und sie sterben, ohne dass man ihnen hätte Beistand leisten können. — Nach Esquirol's Erfahrungen lassen sich über die Idiotie folgende Schlüsse behaupten:

Die Idiotie hat unzählige Varietäten in Bezug auf Sensibilität, intellectuelle und moralische Fähigkeit.

Einige Idioten haben Geschick, Neigungen, beinahe alle, selbst die stummen, singen und behalten Melodien.

Obgleich keine directe und constante Beziehung zwischen den Fehlern der Organisation und den verschiedenen Abstufungen der Sensibilität und Intelligenz der Idioten stattfindet, so kann man doch nicht in Abrede stellen, dass, je bedeutender die organischen Missbildungen sind, um so stärker die Mangelhaftigkeit der Sensibilität und der Intelligenz ausgedrückt ist.

Der Kopf hat bei der Idiotie weder eine bestimmte Grösse noch Form; dennoch aber muss man gestehen, dass die Idioten die kleinsten und missgestaltetsten Köpfe haben. Obgleich es Idioten mit grossen Köpfen giebt, so sind die Formen, sowie das Volumen des Kopfs, nichts weniger als untrügliche Zeichen der Empfindung und intellectuellen Fähigkeit.

Die Erziehung der Idioten, welche nur eine Nachahmung ist und sich auf die nothwendigsten Bedürfnisse des thierischen Lebens erstreckt, ist kein hinreichendes Zeichen, um die vorzüglichsten Varietäten der Idiotie zu charakterisiren.

Da die Sprache, dieses wesentliche Kennzeichen des Menschen, das ihm gegeben ist, um seine Gedanken auszudrücken, das Zeichen ist, welches am beständigsten mit der intellectuellen Fähigkeit der Idioten im Verhältniss steht, so giebt sie den hauptsächlichsten Grund zur Bestimmung der Varietäten der Idiotie an.

Im ersten Grade des Blödsinns ist die Sprache leicht, im zweiten fällt die Sprache schwerer, die Wortmasse ist mehr beschränkt.

Der Idiot des ersten Grades kann nur einige Worte *und* sehr kurze Sätze sprechen. Der Idiot des zweiten Grades articulirt nur einzelne Sylben und stösst Geschrei aus. Im dritten Grade der Idiotie endlich sind weder Sprache, noch Sätze, weder Worte, noch einzelne Sylben vorhanden.

Die verschiedenen Grade des Idiotismus und des Blödsinns haben die Aufmerksamkeit der meisten Schriftsteller über Psy-

chiatrie in Anspruch genommen. Sie bemühten sich, dieselben zu definiren, für sie eine Nomenclatur und bestimmte Merkmale aufzustellen. So hat Hofbauer z. B. fünf Grade des Blödsinns und drei der Dummheit aufgestellt. Pinel betrachtet den Idiotismus zwar als eine angeborne Krankheit, welche sich als eine intellectuelle und moralische Nullität darstellt, aber in drei sehr verschiedene Unterarten zerfällt:

1) Die Verthiertheit (abrutissement), gänzlicher Verlust des menschlichen Charakters; keine Empfindung, kein Gefühl körperlicher Bedürfnisse findet mehr statt.

2) Stumpfsinn (stupidité), wo man noch einige Wahrnehmungen, wenigstens einiges Gefühl der körperlichen Bedürfnisse antrifft.

3) Die Einfalt (bêtise), welche sich von den beiden vorigen Zuständen dadurch unterscheidet, dass noch einige Spuren von Verstand, und namentlich die Möglichkeit der Sprache, vorhanden sind.

«Diese drei Grade bilden den Idiotismus, welcher, obgleich angeboren und unheilbar, doch noch einiger Verbesserung, ja fast einer Erziehung fähig ist.

4) Der Blödsinn hat einen entgegengesetzten Charakter, denn er befällt Personen, welche die Vernunft besassen, und er wird stets schlimmer.»

Man kann hieraus leicht ersehen, dass die Kennzeichen des Idiotismus und des Blödsinns, wenn beide den höchsten Grad erreicht haben, ungefähr dieselben sein werden.

Aetiologie. Die Ursachen der Idiotie, fast immer von örtlicher und physischer Beschaffenheit, verhindern die normale Entwickelung der Organe und lassen sie nicht zu einem Zustande gelangen, der sie zu den intellectuellen Manifestationen fähig macht. Hierher gehören namentlich die Einwirkungen des Bodens, des Wassers und der Luft, die Lebensweise der Mütter, gewisse der Scrophulosis günstige Oertlichkeiten und Gebirgsländer. Nicht selten findet man in derselben Familie mehrere Idioten, oder wohl auch einen Idioten mit anderartig geisteskranken Geschwistern. Als mehr erregende Ursachen lassen sich heftige Gemüthsbewegungen der Mutter während der Schwangerschaft, mechanische Kopfverletzungen des Kindes, Convulsionen und epileptische Anfälle betrachten; und auch den Wasserkopf, sowie Encephalitis und Meningitis hat man die Idiotie erzeugen sehen. — Hieraus folgt, dass die Idiotie entweder mit dem Kinde bereits geboren, oder erst später erworben ist. Im ersten Falle haben die Neugebornen einen auffallend grossen und auch umgekehrt sehr kleinen Kopf, können kaum die Brust nehmen und saugen überhaupt schlecht, sind mager, von fahler Farbe, lernen sehr spät, zuweilen erst zur Pubertätszeit, bleiben mehr oder minder sprachlos. Im zweiten Fall dagegen kommen die Kinder gesund zur Welt, entwickeln sich körperlich und geistig ganz regelmässig, sind lebhaft und reizbar, von brennender Ein-

bildungskraft, hellem Verstand und grosser Geistesthätigkeit. Da aber die physischen Kräfte nicht im gleichen Verhältnisse zunehmen, so tritt früher oder später eine Erschöpfung und ein geistiger Stillstand ein, wozu bisweilen auch irgend eine zufällige Ursache, welche die Entwickelung der Organe und der Geistesfähigkeiten stört, mitwirken kann.

Der angeborne, durch ursprüngliche Bildungsfehler bedingte Idiotismus kann natürlich nicht als eine in das Gebiet der Medicin fallende Krankheit betrachtet werden, und wir wollen nur im Allgemeinen einige Bemerkungen über die Anomalien hinzufügen, welche man am Schädel dieser Idioten gewöhnlich findet.

Der Schädel der Idioten zeigt gewöhnlich Fehler in der Bildung, sein Volumen aber und seine Form sind eben so verschieden, wie bei den vollkommen geistig gesunden Menschen. Eine bestimmte Schädelform lässt sich demnach für den Idiotismus nicht angeben, da sie bei diesem ebenso viele Variationen, als bei dem geistig gesunden Menschen zeigt.

Die zahlreichen Untersuchungen, welche über die Bildung des Kopfes angestellt worden sind, hatten das Volumen, die Form der Hirnschale und die Gesichtszüge zum Gegenstande. Hippokrates hatte schon einen zu kleinen Kopf als eine Ursache des Idiotismus bezeichnet; Willis beschrieb das Gehirn eines Idioten, welches noch nicht einmal die Hälfte des normalen Umfanges hatte, und in der Brown'schen Sammlung zu Amsterdam befindet sich ein ähnliches Gehirn, nebst mehreren überaus kleinen Schädeln. Pinel gab das Bild eines Idiotenschädels, der durch seine Missbildung sich auszeichnete, und Richerand citirt in seiner Physiologie mehrere Beispiele von mangelhaft entwickelten Schädeln bei Idioten. Die Beschreibungen dagegen, welche Prochaska, Malacarne und Ackermann von Schädeln und Gehirnen bei Idioten gegeben, unterscheiden sich ungemein von einander. Nach Cuvier deuten die Verhältnisse zwischen dem Schädel und dem Gesicht auf eine bestimmte Stufe der Intelligenz hin, so dass ein kleiner Schädel bei einem grossen Gesicht einen niedrigen Grad intellectueller Fähigkeit voraussetzen lässt. Andere interessante Beobachtungen und Vergleichungen findet man in den Werken von Foville, Parchappe, Lelut, sowohl in Beziehung auf die Form, als auf den Umfang des Schädels; allein die Ergebnisse sind so weit von Uebereinstimmung entfernt, dass noch sehr viel zu thun übrig bleibt, und man höchstens die aus einer Summe von Beobachtungen sich ergebenden Durchschnittszahlen der Schädelmasse als einen ziemlich festen Anhaltspunkt betrachten kann.

Esquirol besitzt eine grosse Anzahl von nach dem Tode gegossenen Büsten und Schädeln von Idioten. Gewöhnlich ist der Scheitel des Schädels eingedrückt, der Durchmesser von der Stirn nach dem Hinterhaupte ausgedehnt und die Seitenwandbeine

gegen die Sutura temperalis abgeplattet, wodurch die Stirn einiger Idioten beinahe spitzig erscheint. Die Abplattung des Hinterhaupts, die des Scheitels, die Ungleichheit der rechten und linken Hälfte der Schädelhöhle sind die constantesten Erscheinungen und vielleicht die besten Zeichen für Die, welche eine Aufklärung dieser Krankheitszustände suchen.

c. Kretinismus; Kretins.

Man hat die Kretins als eine Abart der Idioten bezeichnet, und sie können allerdings als die Gebirgsidioten angesehen werden, wiewohl sie vor den gewöhnlichen auf dem flachen Lande sich durch eigenthümliche Erscheinungen unterscheiden. Jene Geschöpfe, die man in der Schweiz und in der gelehrten Welt Kretine nennt, werden im ehemaligen salzburger Lande Fexen, und in den tyrolerischen, oberkärnthnerischen und obersteyerischen Thälern Lapp, Tölpl, Trottl, Drutsch, Dost, Depp genannt. — Diese Ausdrücke — gleichbedeutend — umfassen eine ganze Gattung kranker Menschen, welche vom Blödsinn bis zur vollendeten Stupidität, vom schwer verständlichen wortarmen Lallen bis zum vollständigen Sprachmangel, vom starken, nicht missgestalteten Körper bis zum verzerrten Krüppel, vom beweglichen starken Knochenbaue bis zum beinahe unbeweglichen, deformen menschlicher Pflanzenthiere, das nur mehr frisst, säuft, schläft und Excremente auswirft, hinauf- oder hinabsteigt.

Der Uebergang vom vernünftigen, gesunden Menschen bis zum tiefsten Kretin geschieht ohne Sprung, und von jeder der einzelnen Stufen finden sich lebende Exemplare in den Thälern neben und unter einander; man erkennt auch deutlich, dass der leichtere Grad von Kretinismus weit näher der normalen Gesundheit, als den tiefsten Formen des Kretinismus stehe.

Nach Maffei's [1]) Erfahrungen und Beobachtungen über den Kretinismus stellen sich nachstehende allgemeine Behauptungen heraus.

1) Der Kretin ist weder eine besondere Menschenart, noch Menschenabart, oder Pariakaste, denn als solche mangelt ihm das Fortpflanzungsvermögen von Individuen sui generis.

2) Der Kretinismus ist eine Krankheit, ein Zustand, der sich vom gesunden Sein und dem normalen Zustande des menschlichen Individuums mehr oder weniger entfernt.

3) Der Kretinismus erscheint nicht in allen Gegenden, Ländern, wie andere allgemeine Krankheitsformen, z. B. die Lues, Scirrhus, Caries, Tabes u. s. w., sondern er wird nur an gewissen Orten, in gewissen Lagen und unter bestimmten Localitätsverhältnissen beobachtet. Sein Erscheinen ist von endemi-

1) Der Kretinismus in den norischen Alpen. Erlangen 1844.

schen Einflüssen und Ursachen abhängig, d. h. der Kretinismus ist eine endemische Krankheit.

Man hat hier und da nur diejenigen Blödsinnigen zum Kretinismus rechnen wollen, welche einen lymphatischen Habitus, die grobe, breite Körperform und das träge, torpide Wesen haben. Von dieser Art trennte man den Blödsinn mit feinem, schwächlichem Habitus, bedeutender Reizbarkeit und Beweglichkeit, mit mehr oder weniger atrophischem Knochensystem und difformem, häufig in allen Dimensionen zu kleinem Schädel. Andere nannten die erstere Form endemischen oder Alpenkretinismus, die letztere sporadischen Kretinismus (Schönlein). Allein beide Formen sind nicht so bestimmt von einander geschieden und Rösch [1]) versichert, dass er vielfach gemischte Formen und Uebergänge beobachtet habe. Was aber das sporadische und endemische Vorkommen betrifft, so soll es allerdings wahr sein, dass der Blödsinn mit dem lymphatischen Habitus und dem Torpor aller Thätigkeiten und Thätigkeitsäusserungen die gewöhnlichste Form in denjenigen Gegenden ist, in welchen die Entartung des Menschen endemisch beobachtet wird, während der Blödsinn mit dem nervösen Habitus und der Reizbarkeit mehr sporadisch vorkommt; allein die letztere Form kommt doch auch in kretinischen Gegenden, Orten und Familien neben der erstern vor, während die lymphatische, torpide Form auch hier und da sporadisch angetroffen wird.

4) Man findet, nach Maffei's Behauptung, die Kretins nur in gebirgigen Gegenden, namentlich in den Thälern derselben, und zwar vorzüglich, ja beinahe ausschliessend an dem Fusse der höchsten Gebirgsketten und Züge. Demnach ist der Kretinismus ein endemisches Leiden der Thäler, deren Umgebungen und deren adnexen, secundären Formationen.

5) Nicht in allen Gebirgsgegenden der Art wird das Leiden in gleicher Menge angetroffen, in manchen Thälern dieser Gebirge findet sich kaum eine Spur davon, und in manchen andern erscheint es in auffallender Anzahl. Es müssen also Erzeugungsursachen bestehen, die den einzelnen Thälern in bald grössern, bald geringern Antheilen eigen sind.

6) In jenen Thälern, wo dieses Leiden häufig gefunden wird, erscheint es aber wieder nicht gleich häufig in jeder Familie, in jeder Haushaltung, sondern in einzelnen Häusern und Ansiedelungen öfter, als in andern. Man muss demzufolge annehmen, dass in diesen Thälern noch örtlichere, von der Lage der Ansiedelungen oder der Lebensweise der Ansiedler abhängige Ursachen vorhanden sein müssen, welche das Entstehen dieses Leidens befördern und begünstigen.

1) Neue Untersuchungen über den Kretinismus. Erster Band. Erlangen 1844.

7) In jenen Familien, welche Kretins besitzen, finden sich aber neben und unter ihnen vollkommen gesunde Kinder, und die vorhandenen Kretinen selbst sind nicht alle in gleichem Grade von dieser Krankheit ergriffen; es müssen somit Entstehungsmotive vorhanden sein, welche sich innerhalb der engsten Kreise eines Familienlebens befinden und der Erzeugung und ersten Erziehung des Kindes nahe stehen.

Der Kretinismus hat verschiedene Grade und Abstufungen. Es giebt Kretins, welche sich dem schwachköpfigen Taubstummen, ja dem gewöhnlichen in seiner körperlichen und geistigen Ausbildung sehr vernachlässigten Menschen nähern, und es giebt welche, die dem Pflanzenthiere näher stehen, als der Säugethiergattung, aus welcher sie hervorgegangen sind.

Es ist eine vergebliche Mühe, diese verschiedenen Abstufungen genau zu bestimmen, sie genügend kennbar von einander zu sondern, indem die Uebergänge von einer Stufe zur andern oft unmerklich sind, und jeder Kretin durch gewisse Symptome seine Individualität behauptet und zur Schau trägt. Fodéré hat sich eine rühmliche, doch keineswegs erspriessliche Mühe gegeben, indem er ein Fortpflanzungs-, ein Erblichkeitssystem mit Classen und Stufen aufgebaut, dem nichts Anderes fehlt, als die wahre Begründung.

Beschreibung des Kretinismus.

Es ist eine von den meisten Schriftstellern, vorzüglich von Saussure, Fodéré und Rösch angegebene und vollkommen bestätigte Thatsache, dass der ganzen Einwohnerschaft der Gegenden, in denen der Kretinismus herrscht, ein eigner trauriger Stempel aufgedrückt ist. Am meisten jedoch fällt der Unterschied natürlich da auf, wo die kretinischen und nicht kretinischen Orte nahe genug bei einander liegen. — Die Bewohner kretinischer Orte zeichnen sich nämlich aus durch eine niedrige und breite Statur, einen schlaffen, mehr fetten, als muskulösen, wenig elastischen Habitus, eine feste abgelebte Haut, breite Gesichtszüge, einen matten Blick, eine Langsamkeit und Trägheit der Bewegung im Leiblichen wie im Geistigen, eine gleichgültige oder trübe Gemüthsstimmung, ein gedrücktes Wesen in allen Lebensäusserungen. Der Organismus entwickelt sich überall und nach allen Theilen langsamer und erlangt nicht die Vollendung wie da, wo der Kretinismus gar nicht oder nur sporadisch vorkommt, auf den Bergen und Hochflächen [1]).

1) *Rösch* a. a. O. S. 131.

Verkümmertes Wachsthum.

Die kretinischen Individuen zeichnen sich mit sehr wenigen Ausnahmen durch eine in die Augen fallende mangelhafte Ausbildung und Verkümmerung des ganzen Körpers aus, hauptsächlich beruhend auf einer zurückgebliebenen Entwickelung der Knochen und Muskeln. Dies verkümmerte Wachsthum wird als besondere Form des Kretinismus angegeben, wo ausser demselben keine bedeutende Gebrechen, namentlich in der Sphäre des psychischen Lebens, sich zu erkennen geben. Die Knochen sind grob gebildet, kurz und dick; die Maschen des Knochengewebes sind grösser, die Markhöhlen weniger vollkommen. Zuweilen sind die Knochen der Extremitäten so verkürzt, dass eine zwergartige Bildung sich darstellt. Nur wenige Kretinen haben eine bedeutendere Grösse. Durchschnittlich messen die männlichen $4\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$, die weiblichen einen halben Schuh weniger. Die Mittelgrösse, gerade diejenige, welche die vollendetste, schönste Formenbildung zulässt, wird am seltensten bei den Kretins gefunden. Meistentheils, namentlich aber im Gebirge, sind die Kretins dick, mit kurzem Halse, breiter Brust und starken Gelenken versehen. Ihre Körperform entbehrt beinahe durchaus jener schönen symmetrischen Form, die an gesunden Körpern, sie mögen gross oder klein sein, auf den ersten Blick sichtbar wird. Fast durchgehends finden sich an ihren Körpern einzelne Theile, welche merklich von der Norm abweichen, bald sind diese verkürzt, verbogen oder verlängert, verdickt u. s. w. Kleine Verbiegungen der Extremitäten, der Rippen, der Wirbelsäule, kommen oft vor. Doch gerade diese so häufigen, nicht grossen Unregelmässigkeiten und Deformitäten, welche sich überdies so selten auf beiden Körperseiten gleichen, sind es, welche die Gestalt des Kretinen in der Regel so unangenehm und widrig machen, und bei genauerer Untersuchung kommt man zu der Ueberzeugung, dass es eben nicht der fehlerhafte Bau der einzelnen Theile, sondern deren Disproportion zu einander sei, welche eine Körpergestalt erzeugt, die man ungestaltet, widrig, schwerfällig und deform nennen darf.

Der Kopf des Kretins ist meist grösser, als es das Verhältniss seines übrigen Körpers fordert. — Am Kopfe selbst besteht häufig ein Missverhältniss zwischen Schädel und Gesicht. Die Haltung des Kopfes hängt ungemein sehr von dem Zustande ab, in welchem sich der Eigenthümer desselben befindet. — Im Zustande der Ruhe senken ihn die Meisten etwas nach der Brustgegend herab, oder sie halten ihn etwas nach rückwärts und lehnen ihn an jene feste Fläche an, an welcher sie sitzend Platz genommen haben. Im Zustande der Aufmerksamkeit, des Zornes, der Angst, im Ausbruche der Wildheit halten ihn die Meisten völlig aufrecht. Gleiche Verhältnisse finden beim Gehen statt;

beim Laufen aber wird der Kopf stets mehr oder minder vorgeschoben.

Beinahe bei allen Kretins ist der Haarwuchs etwas spärlich und kurz, die Haare selbst sind stark, steif, struppig und wie zerrauft. Es lässt sich nicht verkennen, dass ein grosser Theil dieses Haarbestandes der gänzlich mangelnden Cultur und Pflege derselben zur Last falle, indess haben die Kretinenköpfe doch an sich selbst steiferes und struppigeres Haar, als die übrigen Bewohner der nämlichen Gegenden.

Die behaarte Schädelhaut ist oft verschiebbar, lockerer aufliegend; bei sehr Vielen ist der unterliegende Schädel holperig, gegen das Hinterhaupt zu uneben und wie knopfig; namentlich findet man diese Erhöhungen in der Gegend der Suturen.

Dieselbe grobe, unregelmässige, breite Bildung zeichnet auch den Schädel und das Gesicht aus, wovon grösstentheils die eigenthümliche Bildung der Physiognomie abhängt. Das Hinterhauptbein steht kapselartig hervor, der ganze Hinterkopf ist breit, der Schädel fällt flach nach hinten ab, die Verknöcherungspunkte der Seitenwandbeine bilden Ecken, der Vorderkopf ist schmal, die Stirn kurz. Die Jochbogen stehen hervor, desgleichen der Oberkiefer; die Wangen hängen herab, die Nase ist kurz, breit, aufwärts gestülpt, ihre Wurzel breit und satteltief, der Mund ist gross, die Lippen dick gewulstet, die Zähne sind schlecht, mit Weinstein überzogen, ungleich und stehen unregelmässig; die Zunge ist dick, zuweilen stark gefurcht, der Unterkiefer ist vorgeschoben, breit; die Augenlider sind gedunsen, klein geschlitzt, ein- und abwärts gegen die Nase convergirend, Pupillen weit, häufig Schielen eines oder beider Augen, matter, stierer Blick; Ohren gross, abstehend, Gesichtsfarbe bleich, gedunsen, schmuzig, Haut welk; die Farbe der Haare, sowie der Iris, ist verschieden, die Iris ist häufig grau, öfters aber auch rein blau oder braun, die Augenbrauen sind fast immer dünn, ebenso der Bart; die Haare an den Geschlechtstheilen fehlen oft fast gänzlich. Die Haut am ganzen Körper ist bleich, trüb, welk, faltig, weit, schlotternd, die Nägel sind dick, kolbig, trüb; die Haltung ist schlecht, sowohl wegen des schon geschilderten Knochenbaues, als auch wegen der Schlaffheit und Unkräftigkeit der Muskeln; daher die hängenden Arme, die schlotternden, vor- und einwärts geneigten Knie, die Trägheit aller Bewegungen. Gewöhnlich ist der Hals sehr kurz. Die zwergartig gebildeten kretinischen Individuen haben selten einen bedeutenden Kropf, gewöhnlich haben sie keinen. — Der Kropf ist überhaupt nicht als ein überall zum Kretinismus gehöriges Uebel zu betrachten, denn es giebt einerseits sehr viele Menschen, welche mit einem Kropf behaftet und gleichwohl sehr entfernt von kretinischer Entartung sind, und andererseits haben auch nicht alle kretinischen Individuen einen Kropf.

Dagegen berichtet Rösch [1]), dass er den Kretinismus nirgends als eine häufigere Erscheinung angetroffen habe, wo nicht auch zugleich der Kropf als ein sehr verbreitetes, entschieden endemisches Uebel beobachtet werde, und zwar so, dass in dem Maasse, in welchem die Entartung der Schilddrüse allgemeiner und grösser, auch die mangelhafte Entwickelung und Entartung der ganzen Organisation, d. h. der Kretinismus, häufiger und mächtiger sich darstellt. Dieses Gesetz erleidet nur da zuweilen eine scheinbare Ausnahme, wo man eine gar zu kleine Bevölkerung vor sich hat, welche keinen genügenden Schluss erlaubt. Ferner, wenn es auch wahr ist, wie wir bereits angeführt haben, dass nicht alle Kretinen einen Kropf haben, und dass häufig gerade die Kretinen höchsten Grades, welche das Bild des vollendetsten Kretinismus darstellen, keinen Kropf haben, so ist es doch gewiss, dass die meisten Kretinen sich durch eine mehr oder weniger bedeutende Anschwellung der Schilddrüse auszeichnen, und dass diese Anschwellung und Entartung der Schilddrüse und des sie umgebenden Halszellgewebes gar häufig eine der ersten Erscheinungen in der Entwickelung der kretinischen Entartung des Individuums ist, ja dass öfters Kinder, welche nachher Kretinen werden, mit dem Kropf geboren werden. Es kann daher mit Recht der von Troxler sogenannte Alpenkropf als erste Andeutung kretinischer Entartung nicht nur im Allgemeinen, sondern selbst bei den einzelnen damit behafteten Individuen als ein wesentlich zum Kretinismus gehöriges Uebel betrachtet werden.

Die Genitalien der Kretinen sind gering entwickelt, häufig ganz im kindlichen Zustande verharrend; beim männlichen Geschlecht sind die Hoden klein, ebenso der Penis; beim weiblichen Geschlecht fehlt der Mons veneris, die Haare fehlen gänzlich oder sind sehr unbedeutend; die Brüste sind wenig entwickelt; der Geschlechtstrieb fehlt in der Regel ganz. Nach Maffei's Beobachtungen zeigten sich die Sexualorgane bei männlichen Kretinen verschieden gestaltet. Bei einigen sah das Membrum virile wie ein verlängerter Cylinder aus, ohne ausgesprochene Form der Eichel, lang herabhängend. Bei dem grössern Theile aber fand er dieses Organ zwar ebenfalls hängend, aber unausgebildet, von kindlicher Form und Grösse. Ebenso wie bei den Erstern das grosse Scrotum, hängt bei den Zweiten das kleine erschlappt herab. Erectiones membri sah Maffei bei vollkommenen Kretinen niemals. Die Menstruation erscheint selten regelmässig, fliesst nur die wärmere Jahreszeit hindurch und fehlt bei Manchen ganz.

Athmen und Verdauung sind gut; bei tieferem Kretinismus bemerkt man jedoch häufig ein rasselndes Athmen, als spielten Schleimflocken in den Bronchien auf und nieder. Bei ältern Sub-

1) A. a. O. S. 131.

jecten erscheinen häufig die Zeichen von Herzbeutel- und Brustwassersucht. Je mehr der Körper in seiner Ausbildung verdorben oder zurückgeblieben ist, desto schwächer ist die Brust, das Geschrei und das Athmen des Kretins.

Der Bauch ist mit wenigen Ausnahmen bei allen Kretinen mehr oder weniger gross, aufgebläht, meist weich und vorstehend; er ist mehr oder minder Hängebauch. Der Umfang des Bauches wechselt gar sehr, je nachdem er mit Nahrungsmitteln gefüllt oder leer ist; denn der Kretin, namentlich der tiefer stehende, verzehrt so viele Speisen, als er zu fassen im Stande ist, und erst die Völle seines Magens erwirkt Das, was man Sättigung nennt. Der Kretin kann dem Reize der vor ihm liegenden Speisen, sie zu verschlingen, so lange nicht widerstehen, bis nicht im Magen materieller Raum fehlt, sie zu beherbergen. Es ist wahr, dass manchmal ältere Kretinen, wenn sie lange gehungert haben und plötzlich in die Lage kommen, sich zu sättigen, die eben genossenen Speisen erbrechen und hierauf wieder den Magen mit Nahrung versehen, jedoch ist dieses eine seltene Erscheinung und findet vorzüglich ihre Ursache in der Hast und Gier, mit der sie unter diesen Verhältnissen essen, und in der Grösse der genossenen Stücke, welche sie ungekaut und unverkleinert hinunterwürgen.

Die untern Extremitäten werden selten vollkommen ausgestreckt, sondern sind meist sowohl im Pfannengelenk, als auch im Knie- und Fussgelenke mehr oder minder gebogen, wodurch die Ferse etwas zurückgestellt und die Knie nach vorwärts geschoben werden. In vielen Fällen, namentlich bei jenen Kretinen, die wenig Bewegung machen, sind die Extremitäten mager und die schlappe Muskulatur entbehrt der gewöhnlichen schönen Formen. Bei vielen Kretinen sind die Arme noch abgemagerter, als die Füsse, weil sie ebenso wenig als die Füsse, ja oft noch weniger als diese, in Gebrauch gezogen werden, weswegen sie häufig verlängerter sich ausnehmen, als letztere.

An dem Baue des Kretinen-Körpers, in seiner Totalität betrachtet, bemerkt man mit äusserst wenigen Ausnahmen ein mangelndes normales Verhältniss der einzelnen Theile zu einander. Die Gestalt und Länge der Füsse passt häufig nicht zum Baue des Stammes, der grosse Kopf scheint dem kleinen Leibe nicht zu gehören, und der grosse Bauch scheint die magern Füsse kaum zu drücken. Es hat den Anschein, als seien die einzelnen Theile zu verschiedenen Körpern gehörig und auf bizarre Weise hier zusammengekommen. Und doch ist es nicht die Verkrüppelung der einzelnen Theile, die dem Kretinen-Leibe eine so unangenehme widrige Form giebt, es ist vielmehr die ungeregelte Zusammenstellung derselben. «Mir begegnete es nicht etwa einmal, sagt Maffei, dass ich, um die Ursache des widrigen Eindruckes eines solchen Geschöpfes zu finden, die einzelnen Theile

seines Körpers in genaue Betrachtung zog, und keinen hinlänglichen Grund für mein so bestimmt ausgesprochenes ekelndes Gefühl entdecken konnte; wenn ich aber den Unglücklichen in seiner Totalität beschaute, so wurde mir die Ursache hiervon klarer. Ich erkannte, dass ich eine Gestaltung vor mir erschaue, in welcher kein Funke von Schönheit, kein regelmässiges Verhältniss der einzelnen Theile zu einander, keine Zweckmässigkeit in der Zusammensetzung derselben, im Baue des Körpers zu entdecken sei, wodurch sich mir unwillkürlich die Ueberzeugung aufdrängte, dieses Geschöpf da vor mir sei kein ausgebildeter, kein rechter Mensch, es sei nicht im Stande, Das zu denken, Das zu thun, was ein gesunder Mensch denke und thue, und es besitze weder die geistigen, noch körperlichen Fähigkeiten, die man an jenen Individuen findet und finden soll, welche man Menschen nennt.»

Gerade so, wie mit den Theilen, welche die Körperform bestimmen, verhält es sich mit jenen Organen, welche die Vermittelung zwischen der Aussen- und Innenwelt zu besorgen haben, d. h. mit den Sinnesorganen; denn beinahe niemals sind die Sinnesorgane sämmtlich gleichmässig ausgebildet; meist ist ein Sinn bevorzugt, während ein anderer verkümmert ist. Bei scharfem Auge ist oft das Gehör schwach, und umgekehrt. Die meiste Ausbildung geniesst noch das Auge, nächst diesem das Gehör und der Geschmack, weniger ausgebildet ist der Geruch und am wenigsten ist der Tastsinn bedacht. Auch kann derselbe nicht bedeutend sein, da die Hände, als die Organe desselben, roh gebaut, mit einer dicken Haut an den Flächen derselben belegt sind. Ausserdem werden die Hände nur als Ergreifungs- und Festhaltungsmittel angewendet, da der Kretin nur selten in der Lage sich befindet oder genöthigt wird, durch den Tastsinn Erfahrungen zu machen.

Die Kraft der Stimme richtet sich nach dem Baue des Brustkastens und die Stärke und Art der Töne nach den Empfindungen, die die Kretinen ausdrücken oder deutlich machen wollen. Bei heftigen Regungen steigern sich die Töne zum Geschrei, das Geschrei zum Geheule und dieses nicht selten zum Gebrülle. Es giebt Kretinen, welche beinahe stets leise in sich hineinmurmeln, andere, welche, gleichsam als wollten sie sprechen, häufige und mannichfache Töne von sich geben. Diese Töne sind oft für die gleichen Ereignisse die nämlichen, manchmal ganz verschiedene. Da der Kretin die Töne anderer Menschen und Thiere hört und sie bisweilen im Gedächtnisse behält, so ahmt er nicht selten diese Töne mit mehr oder weniger Glück nach und bedient sich derselben, um verständlich zu werden. Die Art und Weise, wie dies geschieht, hängt von der Stufe des Leidens, auf welcher der Kranke steht, von seiner Erziehung, Lebensweise und Umgebung ab. — Die Kretins mit grosser breiter Zunge stossen

sämmtliche Töne lallend hervor und lassen überhaupt ungern Töne laut werden.

In Bezug auf die Beschäftigung und Arbeit dieser Unglücklichen lässt sich nur im Allgemeinen behaupten, dass diese ihren körperlichen und geistigen Fähigkeiten angemessen sind.

Fast ohne Ausnahme lieben die Kretins Ruhe; sie sind in ihren Bewegungen langsam und zeigen wenig Geschick. Sich selbst überlassen meiden sie jede Arbeit, jede Anstrengung, brüten stets vor sich hin, schlendern planlos im Hause herum, legen sich im Freien oder in den Stuben nieder, tändeln mit verschiedenen Gegenständen und müssen zu jeder Arbeit angehalten werden. Alle Arbeiten, welche sie vornehmen sollen, müssen ihnen vorgemacht werden, so lange, bis sie dieselben nachmachen können, und stets muss ein verständiger Mensch an ihrer Seite sein, von dem sie erfahren und ersehen können, was und wie sie etwas zu arbeiten haben.

Sämmtliche Kretinen lieben den Schlaf; sie schlafen viel; sie träumen auch, so weit man aus ihren Bewegungen und Lauten, die man während des Schlafes an ihnen bemerkt, hieraus die Vermuthung auf einen stattfindenden Traum ziehen darf. — Die Lagerstätte scheint den meisten Kretinen ziemlich gleichgültig zu sein; sie schlafen im Freien, auf dem Grase, auf dem Heu, auf einer Bank so ruhig und gut, wie im Bette. Beim Erwachen sind sie immer etwas schlaftrunken und bedürfen einiger Zeit, um völlig zu erwachen. Sie haben einen sehr festen Schlaf, und es bedarf bedeutender Anstrengung der Angehörigen, um sie zu erwecken.

Taubstummheit. Die Uebelhörigkeit und das Stammeln oder Lallen der meisten kretinischen Individuen steigert sich in verschiedenen Abstufungen bis zur ausgebildeten Taubstummheit, und es ist hierbei merkwürdig, dass in der Regel um so weniger geistige Unfähigkeit vorhanden, je vollkommener die Taubstummheit ist, obwohl es auch an taubstummen Subjecten, die zugleich blödsinnig sind, nicht fehlt, abgesehen natürlich davon, dass Taubstummheit an und für sich schon, um so mehr, wo kein Unterricht stattgefunden hat, eine mächtige Beschränkung der geistigen Ausbildung mit sich bringt. Diejenigen Individuen, welche blos übel hören und lallen, sind fast immer stumpf oder blödsinnig, und es fehlt nicht allein an der Schärfe des Sinnes, sondern an der Fähigkeit des Gehirns, während es bei den vollkommen tauben und in Folge der Taubheit sprachlosen Individuen nicht an dem Gehirne und an der Fähigkeit, Das, was mit den Sinnen erfasst wird, zu begreifen, sondern allein an dem Gehörorgane fehlt. Die kretinische Taubstummheit zeichnet sich in der Regel durch den eigenthümlichen, leukophlegmatischen Habitus der grossen Mehrzahl der kretinischen Individuen aller Grade und Formen in denjenigen Gegenden aus, in welchen der

Kretinismus zu Hause ist. Die Sprachorgane sind in der Regel nicht völlig normal gebildet, insbesondere findet man fast bei Allen eine dicke, fleischige, schwerbewegliche Zunge, tiefes, herunterhängendes, wulstiges Gaumensegel, dicke und verlängerte Uvula, hypertrophische Mandeln. Sehr häufig sind diese Subjecte mit einem Kropf behaftet, welcher jedoch selten eine bedeutende Grösse erreicht und oft nur als einfache Hypertrophie der Schilddrüse erscheint. Ausser denjenigen von Geburt, wenigstens von frühester Kindheit auf ohne vorausgegangene Krankheit taubstummen Subjecten, mit grobem, leukophlegmatischem Habitus giebt es aber auch einzelne solche taubstumm geborne Individuen, welche weder diesen, noch irgend einen andern auffallend von dem gewöhnlichen, normalen abweichenden Habitus haben, demungeachtet aber nicht wohl vom Kretinismus getrennt werden können, weil sie hauptsächlich in denselben Orten und Familien angetroffen werden, in welchen der Kretinismus in verschiedenen Graden und Gestalten zu Hause ist.

Die taubstummen Kretinen sind launig, eigensinnig, misstrauisch, werden leicht gereizt und gerathen in eine Wuth, die sie nicht bemeistern können. Durch gute Behandlung lassen sie sich leicht besänftigen. Oft wiederholte Reizung und Misshandlung aber macht sie rachsüchtig, heimtückisch und wirklich bösartig. Dr. Guggenbühl berichtet, dass der Charakter der kretinischen Taubstummen in Bündten meist ein sehr heimtückischer, arglistiger sei; sie sind zum Zorne geneigt und sehr eitel. «Gewiss, fügt Guggenbühl hinzu, ist die Vernachlässigung, welche diesen Unglücklichen bis dahin noch immer zu Theil ward, eine grosse Sünde, die sich öfters traurig rächt.» Nachdem wir nun die verschiedenen Eigenschaften und körperliche, sowie geistige Gebrechen der Kretinen in Kürze angegeben, wollen wir noch zur Vervollständigung der Beschreibung und zur schnellern Auffassung der Symptome des Kretinismus ein lebendiges Bild, welches Berchtold-Beaupré gezeichnet hat, übergeben.

«Wer ist» — fragt der genannte Schriftsteller — «diese triste Creatur, welche die Menschengestalt in ihrem hässlichsten und niedrigsten Ausdrucke wiedergiebt? Ich sehe einen Kopf von ungewöhnlicher Form und Grösse, eine gequetschte und aufgetriebene Figur, mit dummem Blick, mit triefenden, hohlen, matten Augen, mit dicken, herabhängenden Augenlidern, mit platter Nase. Die Gesichtsfarbe ist bleifarbig, die ganze Haut schmuzig, welk, mit Flechten besetzt. Eine dicke Zunge hängt über feuchte, bläuliche Lippen herab. Der immer offene, mit Speichel gefüllte Mund lässt Zähne sehen, an denen die Fäulniss nagt. Die Brust ist schmal, der Rücken krumm, der Athem keuchend. Ich sehe wohl Arme und Beine, aber die Glieder sind kurz, unförmlich, abgemagert, starr, ohne Kraft, ohne Brauchbarkeit. Die Knie sind dick, einwärts gekehrt, die Füsse

platt. Ein grosser Kropf hängt traubenartig längs des Halses herab, der Bauch unter ihnen wie ein Bettelsack; seine Häute sind so schlaff, dass sie die Eingeweide nicht in ihrer Höhle zu halten vermögen. Dieses ekelhafte, blöde Wesen hört nicht, spricht nicht; nur dann und wann lässt es einen heisern, wilden, unarticulirten Laut vernehmen. Kaum, trotz seiner Gefrässigkeit, ist es fähig, sich zu ernähren. Nur Ein Trieb scheint es manchmal aus seiner gewohnten Dumpfheit aufzuregen; es ist der geschlechtliche Instinkt in seiner viehischen Rohheit. Man möchte auf den ersten Anblick dies elende Geschöpf für einen gigantischen Polypen halten, der einem Menschen ähnelt; denn es bewegt sich kaum, es kriecht mit der mühevollen Langsamkeit eines Ai. Und doch ist es — der König der Erde, aber entthront und erniedrigt; es ist ein Kretin.»

Aetiologie. Ueber die Ursachen des Kretinismus findet eine mehr oder weniger bedeutende Meinungsverschiedenheit statt, die wir, um eine genügende Uebersicht zu gewinnen, dem Wesentlichsten nach mittheilen wollen.

Nach Malacarne ist die Ursache des Kretinismus in dem fehlerhaften Bau des Schädels und des grossen und kleinen Gehirns begründet, und hiervon soll die vergrösserte Schilddrüse durch Hinderung des feinen Blutumlaufs die Schuld tragen.

Carbonières giebt die Missbildung und Verkleinerung der Gehirnorgane und Abstammung von kretinösen Aeltern als Ursachen an.

Bei Fodéré ist der Kretinismus eine Erbkrankheit mit erblichen Entwickelungsstufen und besonderer Härte des Gehirns.

Ackermann erklärt den Kretinismus für die ausgebildetste Form der Rhachitis; als Erzeugungsursache der Rhachitis giebt er die mit Wasserdünsten angefüllte Luft an, und als nächste Ursache des Kretinismus den durch Ackermann bekannt gewordenen und vielbesprochenen Eindruck des Hinterhauptbeines am Schädelgrunde, welchen Maffei keinesweges als constante Erscheinung gefunden hat.

Während Iphofen die mangelnde oder geschwächte Lebenskraft als Ursache des Kretinismus beschuldigt, giebt Schiffner einer nicht normalen Bildungskraft, welche auf das erste Fötusleben einwirkt, ätiologisches Gewicht.

Knolz geht von der Ansicht aus, der Kretinismus sei eine Nerven-, eine Seelenkrankheit, und ihre Erzeugungsursache sei eine mangelhafte Schädel- und Gehirnbildung bei vorherrschendem Gangliensysteme.

Nach Neumann beruht die Ursache der Kröpfe und des Kretinismus auf jenem Wasser, welches in felsigen Betten fliesst, in die keine Sonne scheint und auf welche dauernd der Schatten der Berge und Felsen lastet.

Gugger in Enns sucht die letzte Ursache des Kretinismus

in einer fehlerhaften Beschaffenheit des arteriellen Blutes, und zwar theils in zu geringer Quantität, theils in zu weniger Ausbildung des arteriellen Charakters derselben.

Troxler betrachtet den Kretinismus von einem sehr generellen Standpunkte aus und theilt ihn in vier grosse Classen. Als die nächste Ursache giebt er die tiefe innere Verletzung des organisirenden Principes an, von welcher sowohl die Bildung des leiblichen Lebens, als alle Wirksamkeit des Seelenwesens abhängt.

Nach Rösch, welcher ein sporadisches und ein endemisches Vorkommen des Kretinismus annimmt, erhält das Individuum die Anlage zum sporadischen Kretinismus mit der Zeugung durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht; durch Schwächlichkeit der Aeltern im Allgemeinen und besonders durch einen, wenn auch nur niedrigen Grad des Kretinismus selbst, womit die Aeltern behaftet sind; durch eine schlechte Verfassung der Aeltern während des Actes der Zeugung, insbesondere durch Zeugung im trunkenen Zustande; durch üble Einflüsse auf die Mutter während der Schwangerschaft, namentlich deprimirende Gemüthsaffecte, Kummer, Schreck, plötzliche oder auch andauernde Beschäftigung der Einbildungskraft mit auffallenden Erscheinungen, insbesondere der Erscheinung von Kretinen selbst. Hier und da entwickelt sich die Anlage schon vor der Geburt zur wirklichen Entartung und die Kinder werden als Kretinen geboren. In der Regel aber fangen die Individuen erst nach der Geburt an, in der Entwickelung, insbesondere des Nervensystems, zurückzubleiben und zu entarten. Je stärker die angezeugte und angeborne Anlage eines Individuums zum Kretinismus ist, desto geringerer, je schwächer, desto stärkerer, schädlicherer Einwirkungen auf den gebornen Menschen bedarf es, um die Entartung herbeizuführen. Solche, die Anlage weckende Einwirkungen sind schlechte Behandlung der Kinder vom zartesten Alter an, insbesondere schlechte Ernährung, Unreinlichkeit, schlechte Bekleidung und Wohnung, Vernachlässigung der sich entwickelnden Seele, Krankheiten. Diese schädlichen Einwirkungen und Vernachlässigungen afficiren die Organisation um so eher und um so tiefer, je jünger die Individuen sind, daher wird der Anfang der Entartung gewöhnlich bald nach der Geburt bemerkt, seltener nach Ablauf des ersten Jahres oder noch später, bis zur Pubertät hin, sehr selten erst mit Vollendung der Pubertät und des Wachsthums.

Der endemische Kretinismus kommt nach Rösch nur in gewissen Gegenden und Orten vor, welche nach einer bestimmten Lage abhängige klimatische Eigenthümlichkeiten haben, die sowohl auf die Erzeugenden, als auf die Erzeugten schädlich und schwächend einwirken, also ebenso die Anlage bedingen, als die Entartung selbst hervorrufen. Die klimatischen Eigenthümlichkeiten sind mehr oder weniger eingeschlossene, feuchte und

warme Luft mit mehr oder weniger grossem und schnellem Wechsel der Temperatur in Thälern und Vertiefungen bis zu einer gewissen Höhe über das Meer hinauf. Schlechtes, namentlich hartes, gypshaltiges Trinkwasser, das zwar sehr häufig als die Hauptursache beschuldigt wird, ist hierbei von untergeordneter Bedeutung.

Auch da, wo der Kretinismus endemisch herrscht, wird er viel häufiger in höhern Graden angetroffen, wo die erst genannten, das Leben der Erzeuger schwächenden und die Entwickelung der Erzeugten hindernden Einwirkungen und Verhältnisse vorhanden sind. Daher fallen überall vorzüglich die Kinder der ärmsten, unwissendsten, vorurtheilsvollsten, gleichgültigsten Aeltern der Entartung anheim [1]).

Viele neuere Schriftsteller über Kretinismus suchen die Ursachen desselben ausserhalb des genannten Leidens, ausgehend von der richtigen Ansicht, dass die Ursachen des Kretinismus nicht in den Producten desselben liegen können, nicht mit ihm entstehen, d. h. in ihm selbst sein, sondern sich ausserhalb desselben befinden und schon vor ihm vorhanden sein müssen, um ihn erzeugen zu können.

Diese Ursachen müssen sich in den Umgebungen des Kretins, im weitesten Sinne des Wortes, finden lassen, in jenen äussern Verhältnissen und Einwirkungen, denen der menschliche Organismus ausgesetzt ist, d. h. sie müssen ausserhalb des Kretins liegen. Keinesweges aber soll hierdurch geleugnet werden, dass die ersten Wirkungen der Ursachen des Kretinismus, die ersten Producte derselben, schnell genug wieder zu Ursachen fernerer Krankheitsproductionen secundären Charakters werden können und wirklich werden, welche Producte erster und zweiter Abstammung in ihrem Gesammtüberblicke das Bild des Kretinismus geben, und zu seinen unzähligen Graden und Abstufungen das Meiste beisteuern.

Verfechter dieser eben angeführten Ansicht: dass nämlich die Ursachen des Kretinismus ausserhalb desselben zu finden seien, haben sich in der neuesten Zeit mehrere gefunden: Dürr beschuldigt als erzeugende Ursache «den kalten, feuchten Boden, kalte, feuchte Wohnungen, dumpfe, dunkle Stuben, gypshaltiges Wasser, fehlerhafte Erziehung und Ernährung der Kinder, fehlerhafte Lebensweise der Aeltern und Vorhandensein des Kropfes bei den Aeltern.»

Zschokke zu Aarau erkennt den Kretinismus als eine chronische Krankheit der Gesammtbevölkerung eines Ortes oder einer Gegend, entstanden durch das Zusammenwirken örtlicher, tellurischer, atmosphärischer und häuslicher Schädlichkeiten.

Müller, im hessischen Neckarthale, hält die endemischen

1) *Rösch* a. a. O. S. 220.

Verhältnisse zur Erzeugung des Kretinismus für sehr wichtig, wenn auch nicht für die alleinige Ursache. Das so oft zur Erzeugung des Kretinismus beschuldigte Wasser spricht er, für seinen beobachteten Bezirk wenigstens, von dieser Schuld frei. Als genetische Momente führt er an: «Zeugung von Kindern durch kretinöse Aeltern oder während der Trunkenkeit; Aufziehung und Leben der Kinder in feuchten, dumpfen, mit den Ausdünstungen von Menschen, Thieren und Vegetabilien fortwährend überfüllten Wohnungen; enorme Unreinlichkeit, beispiellose Vernachlässigung der Verpflegung und Erziehung der Kinder, schlechte Kost; diese Causalmomente müssen mit den endemischen Verhältnissen in Verbindung stehen, um, nach Müller's Ansicht, den Kretinismus erzeugen zu können.

Guggenbühl gesteht der Einwirkung der endemischen Einflüsse die vorzüglichste Erzeugungsursache des Kretinismus zu, und dringt demgemäss auf Entfernung der Kranken aus den Regionen dieser äussern Einflüsse.

Heyfelder erkennt den Kretinismus als ein endemisches Leiden an und leitet ihn von localen Ursachen her.

Maffei endlich spricht sich sehr entschieden dahin aus, dass die endemischen Verhältnisse, welche er unter dem Namen «Endemie» begreift, die vorzüglichste, ja einzig wesentliche, unerlässliche, apodiktisch nothwendige Erzeugungsursache des Kretinismus sei. — Endemie nennt er hier das Convolut aller endemischen Einflüsse einer bestimmten Gegend. — «Diese endemischen Einflüsse sind beinahe zahllos und die Kenntniss derselben und ihrer Ineinanderwirkung ist die Aufgabe, um die Genesis des Kretinismus zu erkennen und Andern erkennbar zu machen, und hier fühle ich so klar, dass Jener Recht hat, der da sagte: Ars longa, vita brevis.»

Unstreitig hat Maffei das Verdienst, seine Beobachtungen über den Kretinismus mit vielem Fleisse und grosser Treue angestellt zu haben, und wir glauben seinen Angaben, so oft sie auch von denen anderer Schriftsteller abweichen mögen, getrost folgen zu dürfen. Von vorzüglicher Wichtigkeit bleibt für Maffei die Erkenntniss, dass der Kretinismus seine Erzeugungsursache nicht in sich, noch in einem seiner Producte, sondern vielmehr ausser sich habe. Was nun die andern zur Erzeugung des Kretinismus angeschuldigten Verhältnisse und Momente betrifft, so wollen wir diese kurz mit den nöthigen Bemerkungen angeben.

Was zunächst die Lebensweise der Aeltern betrifft, so ist nicht zu leugnen, dass diese einen directen Bezug zur Genesis der Kretine dadurch erhalte, dass selbige in einer Gegend leben, wo das Uebel endemisch ist, und einer indirecten dadurch, dass ihre schlecht genährten, ermatteten Körper wegen schlechter Lebensweise nur schlechte, abgemattete Kinder erzeugen, welche leichter den endemischen Einflüssen unterliegen. Nichtsdestowe-

niger giebt es auch Kretinen in denjenigen Familien, in welchen sich kein Bezug auf die verschiedensten Lebensweisen und Beschäftigungen der Aeltern entdecken liess. Es finden sich Kretins bei grossem Mangel und bei grossem Ueberfluss, bei hoher Reinlichkeit und bei grossem Schmuz; bei Milch- und Mehlnahrung wie beim Fleischgenusse, bei Wasser, bei Bier und bei Branntwein trinkenden Aeltern; in dem Schoosse von Bauern- und Handwerkerfamilien. Dort, wo der Wein das tägliche, gewohnte Getränk der ganzen Familie ist, fand Maffei den Kretinismus nicht.

Bedeutenden Antheil an der Entwickelung und Fortbildung des angeborenen und die Erzeugung des nach der Geburt entstandenen Kretinismus nimmt aber die Lebensweise der Kinder, namentlich deren Nahrung, Pflege, Bewegung, Aufenthalt, Umgebung und dergl. Hier nimmt unstreitig die Ueberfütterung der Kleinen mit Speisen bei grosser körperlicher Ruhe derselben den ersten Platz ein.

In Bezug auf die Erblichkeit des Kretinismus als Ursache desselben herrscht ein entschiedener Widerspruch zwischen den Schriftstellern. Fodéré, Müller in Hirschhorn, Zschokke und Rösch huldigen der Erblichkeit dieses Leidens. Letzterer spricht unumwunden seine Meinung dahin aus, dass es für Denjenigen, der eine Anzahl von Orten und Familien, in welchen der Kretinismus vorkommt, kennen gelernt und in dieser Beziehung untersucht hat, keiner besondern Nachweisung bedarf, um die Erblichkeit des Kretinismus zu finden. «Auf jeder Seite meiner Reiseprotokolle sind Beweise für die Vererbung des Kretinismus in gewissen Familien verzeichnet. Ich sah unglückliche Familien, in welchen alle Glieder, wenn auch nicht förmliche Kretinen sind, doch einen mehr oder weniger auffallenden Anstrich von Kretinismus haben. In andern Familien sah ich einzelne Individuen mitten unter der kretinischen Blutsverwandtschaft frei von diesem traurigen Uebel. Es sind mir in verschiedenen Gegenden des Landes Familien vorgekommen, welche in drei und vier auf einanderfolgenden Generationen, so weit eben die Ueberlieferung in der Familie hinaufreicht, oder aus Notizen in den Kirchenbüchern erhellt, kretinische Individuen hatten. Die Entartung steigert sich in der Regel intensiv und extensiv mit jeder Generation; zuletzt stirbt die Familie aus. Es sind mir Beispiele zahlreicher Familien in verschiedenen Orten bekannt geworden, die zuerst dem Kretinismus anheimgefallen, dann ausgestorben sind. Die kretinischen Familien sind sehr oft solche, in denen sich die Scrophelsucht einheimisch gemacht hat und entweder die lymphatische oder die nervöse Constitution vorherrscht, andere, in denen der Kropf zu Hause ist. Uebrigens mag eine weisse Haut mit hellen Haaren und heller Iris oder eine dunkle Haut mit

dunklen Haaren und dunkler Iris vorherrschen» [1]). Dagegen widerspricht Maffei, als Vertheidiger der andern Partei, welche die Erblichkeit verwirft, diesen angeführten Beobachtungen und Behauptungen auf entschiedene, doch, wie wir glauben, nicht vollkommen begründete Weise; denn wenn Maffei sagt, man müsse, wenn man die Erblichkeit des Kretinismus als Ursache desselben annehmen will, schlechterdings ein erstes Paar Kretine annehmen, und ferner, wenn man eine Steigerung durch fortgesetzte Generation annehme, man genöthigt sei, diese Steigerung des Kretinismus, diese Verschlechterung des menschlichen Fötus, des menschlichen Kindes, ins Unendliche fortschreiten zu lassen, so finden wir in beiden angeregten Behauptungen noch keinen Grund, der gegen die Annahme einer Erblichkeit genügend oder zureichend wäre. Giebt man nämlich überhaupt zu, dass die Erblichkeit die Ursache irgend einer Krankheit werden könne, so wird man unbekümmert darüber, ob es ein erstes Paar gegeben habe (was, beiläufig gesagt, schwer zu ermitteln wäre), der täglichen Erfahrung und Beobachtung folgen, welche uns lehren, dass die Erblichkeit in gewissen Krankheitsformen eine evidente Ursache abgebe. Was aber die zweite Behauptung Maffei's betrifft, nach welcher die Annahme einer Steigerung durch fortgesetzte Generation ins Unendliche führen müsse, wodurch, da der Kretinismus bereits ein Paar tausend Jahre bestehen mag, endlich Zoophyten und Schleimthiere von ähnlichen menschlichen Müttern hätten geboren werden müssen, so bemerken wir, dass die menschliche Organisation nur bis zu einer gewissen Höhe krankhaft entartet werden könne, und wenn diese Höhe erreicht ist, so tritt die Ruhe ein, sie möge nun in der Gestalt des Todes oder des Stillstandes auftreten, gleichviel, über jene Höhe hinaus geht die Metamorphose nicht. Demnach braucht es auch nicht dahin zu kommen, dass menschliche Mütter Zoophyten und Schleimthiere gebären, wenn man eine Steigerung durch fortgesetzte Generation annimmt.

Wohl alle Schriftsteller, mit Ausnahme des Dr. v. Gugger zu Enns, haben den Kretinismus nur in Gebirgsgegenden, nie auf dem flachen Lande gesehen. Die höchsten Gebirgsstöcke der Erde sind es, die in ihren Abdachungen, Thälern, Schluchten und Gräben dieses Leiden beständig ans Licht fördern. Als bekannte Wohnorte des Kretinismus sind zu nennen: die Anden, Cordilleras, die Pyrenäen, die Schweizer- und Tyroler-Alpen, die norischen Alpen, die Karpathen und die Himalajagebirge in Butan und Tibet. In diesen Gebirgszügen finden sich die Kretine aber nicht blos in den von den Centralkämmen herabsteigenden Thälern und Geländen, sondern sie verbreiten sich sowohl in deren beiderseitigen Kalkformationen, als auch in den hierauf fol-

1) *Rösch* a. a. O. S. 192 und 193.

genden Sandsteingebilden bis zu deren völliger Verflachung. Saussure versichert, er habe über eine Höhe von 3000 pariser Fuss keine Kretine mehr gefunden, und Ackermann erklärt die Höhenlage des Genfersees für die gewöhnlichen Wohnorte der Kretinen und will 40 Klaftern höher schon keine mehr gefunden haben.

Maffei behauptet, dass der Kretinismus nur in den Gebirgen vorkomme und in einem bestimmten Causalnexus zu denselben stehe. Derselbe fand auch das Vorkommen des Kretinismus durch eine bestimmte Höhenlage beschränkt; über 3400 pariser Fuss und unter 1300 pariser Fuss fand er keine Kretine mehr. In diesem Raume aber traf er sie in hohen und niedrigen, engen und weiten Thälern, in schattigen Gräben und an schönen, sonnigen Hügeln und Geländen, in grössern und kleinern Wohnungen, in hölzernen und steinernen Häusern.

Wohnungen, welche in engen Thalschluchten liegen, Mangel an Licht und Wärme haben, von einer feuchten, mit Wasserdünsten gefüllten Luft umgeben sind, wirken übel, und besonders wenn diese Einflüsse lange und ununterbrochen dauern, sehr schädlich auf die Gesundheit der Bewohner, namentlich jene des jüngern Alters, ein; sie fördern das Entstehen so mancher Leiden und selbst die Ausbildung des Kretinismus, doch ob sie letztern erzeugen oder begründen können, ist nicht erwiesen. Auffallend bleibt es wenigstens, wenn man die genannten Momente als Erzeugungsursache annehmen will, dass der Kretinismus niemals in den dumpfen, elenden Hütten der Bewohner der Sümpfe und Meere des Flachlandes, bei den Uferbewohnern der Seen und grossen Ströme gefunden wird, während andererseits Beobachtungen vorliegen, nach welchen die sonnigste, hellste und trockenste Lage der Wohnungen das Entstehen des Kretinismus nicht zu verhindern vermochte.

Das Trinkwasser in den Gebirgen, gleichviel ob aus dem Centralzuge oder aus den anliegenden Formationen, welches aus Quellen kommt, scheint nicht selten die Eigenschaft zu besitzen, Drüsenleiden, Kropf und Knochenleiden hervorzubringen. Ja, das Volk beschuldigt allenthalben das Trinkwasser als Ursache des Kropfs und des Kretinismus, und diese Meinung des Volkes ist zur herrschenden Ansicht auch der Gebildeten geworden, und selbst die Mehrzahl der Aerzte hat sie adoptirt. Fragt man aber nach der nähern Beschaffenheit dieser unheilvollen Brunnen, so findet man nicht dieselbe Uebereinstimmung, weder unter dem Volke, noch unter den Gelehrten. Eine Ansicht jedoch, die so allgemeinen Eingang gefunden hat, scheint nicht ganz unbegründet sein zu können. Nichtsdestoweniger geht aus den Untersuchungen von Maffei und Rösch hervor, dass es kein Wasser gebe, welches Kretinismus hervorbringe. Rösch sucht für die allgemein verbreitete Ansicht eine Erklärung und fügt hinzu: «Das Volk sah ein, die Ursache des Kropfs (und des Kretinis-

mus) müsse in allgemeinern Verhältnissen, in einem allgemeinen, alle Menschen berührenden Agens zu suchen sein, und da griff es denn natürlich gleich zum palpabelsten der allgemeinen Agentien, die auf jeden Menschen einwirken, zum Wasser. So erklärt sich die Vox populi, welche das Wasser zur Ursache des Kropfs und der Simpelhaftigkeit macht, ganz einfach.»

Der Kretinismus und auch der Kropf hat in der neueren Zeit in den meisten Orten ab-, in einigen zugenommen, während der Gehalt der Trinkwasser sich in der Regel nicht verändert hat. Es geht also daraus hervor, dass die Beschaffenheit des Trinkwassers wenigstens nicht zu den wichtigern oder wohl gar wichtigsten Momenten zur Erzeugung des Kropfs und der Entartung der menschlichen Organisation gehört. Doch muss man zugeben, dass ein schlechtes Trinkwasser, namentlich ein seines Luftgehaltes beraubtes, sogenanntes lahmes, fades, laues Cisternenwasser, als der Verdauung hinderlich, mangelhafte Entwickelung und Entartung um so mehr begünstigen wird, je weniger lebenskräftig die durch andere Schädlichkeiten geschwächten, den Keim zur Entartung in sich tragenden Naturen sind. — Scropheln und Rhachitis sind im Gebirge überhaupt selten, und verschwinden immer mehr, je mehr sich der Boden hebt. In jenen Thälern, wo der Kretinismus häufig ist, verschwinden sie beinahe völlig. Diese beiden Leiden scheinen einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die Erzeugung der Kretine durch die daran kränkelnden Aeltern auszuüben; jedenfalls vermehren sie die Empfänglichkeit der Kinder hierfür ungemein. Wärme und Kälte der Thäler zeigen keinen grossen Einfluss auf die Kretinenerzeugung; jedoch ist es unleugbar, dass, wie die Gegend offener, wärmer und niedriger wird, die Kretine seltener werden. In sehr hoch gelegenen, flachen, kalten, sehr windigen Thälern finden sich nur selten Kretine, ebenso wie sie in jenen Gegenden nicht mehr zu treffen sind, wo alljährlich die Traube reift.

Die Gesammtwirkung aller endemischen Einflüsse, die Endemie, ist nach Maffei's Ansicht die vorzüglichste, ja einzige genetische Ursache des Kretinismus. Alle übrigen noch bestehenden Ursachen erhalten Ton und Farbe von ihr, und erst von ihrem Einflusse die Möglichkeit, die Kraft, zur Erzeugung des Kretinismus beitragen zu können. Selbst die sogenannten organischen Bildungsfehler erhalten erst in der Sphäre der Endemie in Bezug auf Kretinismus die ihnen zukommende Bedeutung, und nur unter Festhaltung dieses Verhältnisses ist es richtig, den angeborenen Kretinismus einen endemisch-organischen Bildungsfehler zu nennen. — Alle denkbaren Erzeugungsursachen des Kretinismus sind ausser Stande, ein kretinöses menschliches Geschöpf zu erzeugen, wenn sie ausserhalb der Endemie in Thätigkeit sich befinden. Wiederholen wir nun am Schlusse die ver-

schiedenen Ursachen, welche zur Erzeugung des Kretinismus beitragen, so finden wir zuerst:

Endemische Ursachen; dies sind solche, welche in der Natur und Beschaffenheit, in dem Bestehen und Leben einer gewissen, mehr oder weniger grossen Gegend der Erde stetig und unveränderlich existiren und fortwährend thätig sind, und zweitens

Occasionelle, d. h. solche Ursachen, welche den Einfluss der erstern möglich machen, vermitteln, herbeirufen, verstärken, und welche in allen jenen Verhältnissen und Ereignissen niedergelegt sind, welche mehr oder minder der Willkür der Bewohner dieser Gegenden oder dem Zufalle anheimgegeben wurden und zur Classe der endemischen Einflüsse nicht gezählt werden können.

Zu den vorzüglichsten endemischen Ursachen rechnet Maffei den eigenthümlichen Bestand, das eigentliche kosmische Leben der grossen Alpenzüge der Continente; die körperliche Bildung der Bewohner, deren Arbeiten und Beschäftigungen, deren Nahrung und Getränke, deren ganze Lebensweise, sowohl als Kind, Knabe, Jüngling, Mann, Gatte, Vater und Mutter, die Lebensweise der Aeltern im weitesten Sinne des Wortes, die Familienkrankheiten, sämmtlich insofern dieselben von der Gegend bedingt sind, den Aufenthalt in diesen Gegenden, deren Höhe, die Höhe der Gebirge, die Tiefe der Thäler, Lage und Gestalt der Wohnungen, die Pflanzen und Thiergattungen, die Dünste, Winde, das Wasser der Gebirge, aus Quellen und Bächen, die Formation der Gebirge, ihr Steigen und Fallen, die Art und Mächtigkeit ihrer Lagerungen, ihre Luftzüge, Regen, Nebel, Gewitter, Stürme, ihre Kälte, ihre langen schneereichen Winter, ihre kurzen heissen Sommer und dergl.

Als Gelegenheitsursachen betrachtet Maffei alle nicht von der Beschaffenheit und der Natur der Gegend abhängigen Einflüsse, alle hiervon nicht abhängigen Leiden, die sogenannten Dyskrasien im engern Sinne des Wortes und das ganze grosse Reich der Erziehungsinfluenzen, sammt den Entwickelungskrankheiten der Kinder. Hierher gehört auch Nahrung, Getränke, Pflege, Wohnung der Kinder und grossen Menschen, insofern dieselben nicht von dem Charakter der Gegend abhängig sind.

Mögen nun die übrigen Ursachen entfernte oder erzeugende sein, gleichviel; jedenfalls gewährt es eine grosse Beruhigung, dass man mit Gewissheit weiss, dass die Anzahl der Kretins seit 40 Jahren nach und nach in den Alpen und den Pyrenäen sich vermindert habe. Man schreibt diese Verminderung dem Austrocknen der Sümpfe, der Urbarmachung des Landes und endlich der bessern Lebensart zu, welche die Alpenbewohner angenommen haben, indem sie arbeitsamer und in ihren Genüssen mässiger geworden sind. Fodéré versichert, dass die Vorsicht, die Kinder auf hohen Gebirgen zu erziehen, die Industrie, der Handel, der Gebrauch des Kaffees mächtig dazu beigetragen haben,

die Zahl dieser Unglücklichen zu vermindern. Vielleicht thut die Aufklärung, die bis in diese Gegenden ebenfalls gedrungen ist, auch hierbei das Ihrige. Haben doch die schweizer Culturfreunde die Vertilgung dieses traurigen Uebels zum Lieblingsgegenstande erhoben, seitdem der Dr. Guggenbühl aus Glarus mit unermüdlichem Eifer sich der Lösung dieser Aufgabe gewidmet hat. Unter seiner Leitung ward ein Kretinen-Hospital auf dem Abendberge im Berner Oberland eröffnet, da Versetzung in höhere Alpengegend, ehe das Uebel zu weit vorgerückt ist, als das wirksamste Heilmittel sich bewährt hat.

Behandlung der blödsinnigen und der kretinischen Individuen.

Leider lässt sich über die Behandlung eines Zustandes, wie ihn der Blödsinn darstellt, nicht viel sagen; nichtsdestoweniger aber kann man das Schicksal der Blödsinnigen bis zu einem gewissen Punkte verbessern, indem man ihren Gewohnheiten, ihren Handlungen eine gute Richtung giebt und sie an eine Arbeit gewöhnt, die dem armen Blödsinnigen Nutzen bringt, dem reichen aber zur Zerstörung dient. Die Idioten erfordern besonders eine sehr aufmerksame und strenge häusliche Pflege.

Diese Unglücklichen, die, sich selbst überlassen, ein Opfer der Zerstörung werden, bedürfen einer sorgsamen Pflege. Man gewöhne sie an eine passende Lebensart; überwache mit menschenfreundlicher Strenge ihre Schwächen und Gebrechen.

Im Allgemeinen muss die Behandlung des Blödsinns sich nach seinen Graden richten oder diesen angemessen sein, daher Erregung der Seelenthätigkeit und Befreiung der gebundenen Hirnorgane die erste Stelle einnehmen werden. In den ersten zwei Graden werden, nach Umständen, der häufige Genuss freier Luft, des Sonnenlichtes, mindestens ein luftiges, lichtes Zimmer, kräftige Nahrung, physische Reizmittel: Meerrettig, Senf, Pfeffer, Elektricität, Galvanismus, Friction des Kopfes, geistige Einreibungen, Tabaksschnupfen oder Niesemittel, Douche, — mehr aber die psychischen Reize: Uebung der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, endlich auch des Verstandes, die vom Gemeingefühl anfangen und allmälig bis zu sittlichen Ideen steigen müssen, zur Heilung anzuwenden sein. Hier, wo es sich um gewaltsames Emporrütteln zur Aufmerksamkeit und Spontaneität aus dumpfer Betäubung handelt, könnte noch am meisten von Reil's Veranstaltungen, den Kranken in scheinbare Gefahren zu verwickeln, aus denen er sich helfen muss, Gebrauch gemacht werden. Ferner ist hier der Nachahmungstrieb sehr zu nützen, und man kann die Unglücklichen durch Arbeit und Ordnung endlich doch, wenn auch nicht in den normalen, mindestens in einen Zustand mechanischer Wirksamkeit versetzen, der ihrer körperlichen Ge-

sundheit wohlthätig ist, und in ihnen ein für die Gesellschaft doch nicht ein ganz unbrauchbares Mitglied erziehen.

Aber selbst auf der letzten Stufe der Entartung, im Kretinismus nämlich, haben ältere Erfahrungen [1]), vorzüglich aber die aufopfernden Bemühungen Dr. Guggenbühl's, die tröstliche Lehre gegeben, dass man nicht, wie es lange gewähnt wurde, alle Hoffnung aufzugeben und die Hände in den Schoos zu legen habe.

Durch die Erfahrung aufmerksam gemacht, dass die Entartung nur in gewissen Bezirken und Lagen und namentlich in den tiefen Thälern vorkomme, versuchte man zuerst in Wallis die Entartung der Kinder zu verhüten oder selbst zu heilen, indem man dieselben sehr früh auf die Berge schickte und hier in gute Pflege gab. Die Resultate dieser Vorsichtsmaassregel bestanden in der Erfahrung: dass auf diese Weise im Thale geborne Kinder, bei denen die Entartung schon begonnen hatte, nach mehrjährigem Aufenthalt auf den Bergen besser wurden und zu ganz gedeihlicher, körperlicher und geistiger Entwickelung gelangten. Diese Idee wurde nun im Grossen dadurch realisirt, dass der schweizerische Arzt Dr. Guggenbühl, im Jahre 1841 die durch ihn gegründete Anstalt auf dem Abendberge bei Interlaaken im Canton Bern eröffnete. In der That können nur in einer solchen Anstalt die Individuen, welche die Anlage zur Entartung mit zur Welt bringen und bei denen diese selbst schon begonnen hat, vor gänzlicher Entartung bewahrt und zur ordentlichen Entwickelung ihres menschlichen Wesens gebracht werden, hier, wo sie, statt der feuchten, nebeligen, wechselnden, drückenden Thalluft die frische, trockene, gleichmässige, leichte Bergluft athmen, während sie zugleich, statt in elenden Hütten, in Schmuz sich selbst überlassen und schlecht genährt fortzuvegetiren, in zweckmässiger Wohnung rein gehalten, gut genährt, sorgfältig behandelt und geistig geweckt werden. Der Arzt, der eine solche Anstalt zu leiten hat, wird bemerken, ob und in wie weit eine ärztliche Behandlung im engern Sinn durch pharmaceutische, chirurgische oder andere Mittel eintreten muss, ob namentlich nicht solche Mittel gegen die mit der Entartung so nahe verwandte und oft verbundene Scrophelsucht und ihre verschiedenen Formen anzuwenden seien, wie z. B. der Leberthran oder die Jodine, oder die kürzlich so sehr empfohlenen Nussblätter u. s. w.

Es versteht sich, dass die Kinder in dem zartesten Alter, oder von dem Augenblicke an der Anstalt übergeben werden müssen, wo die ersten Spuren der Entartung bemerkbar werden. Wenig Hoffnung bleibt da, wo nicht nur die Anlage, sondern auch die Entartung selbst schon angeboren ist, wo entschiedene Hirnarmuth schon mit der Geburt durch bedeutend zu geringen

1) *Wenzel*, Ueber den Kretinismus. Wien 1802. S. 156 u. ff.

Umfang des Schädels sich kund giebt; doch darf man auch in diesem Falle nicht verzweifeln. Durch eine zweckmässige Behandlung von dem zartesten Alter an kann auch angeborne Entartung oder Hirnarmuth noch einigermaassen verbessert, zum wenigsten gänzliche Entartung bis zu jenen Zerrbildern, die wir oben angegeben haben, verhindert werden.

Beobachtungen.

I. Den Blödsinn charakterisirende Beobachtungen.

1.

M., 37 Jahre alt, gehört einer sehr reichen Familie an. Als seine Mutter schwanger war, erlitt sie lange Beunruhigungen und lebhafte Affecte. Der Kopf des M. zeigt nichts Bemerkenswerthes; er hat einen starken Haarwuchs, seine Augen sind klein und ausdruckslos, seine Physiognomie hat etwas Schwankendes, Ungewisses und Trauriges. Seine Organe entwickelten sich viel später, als bei andern Kindern. Kaum konnte er im vierten Jahre laufen, im fünften einige Worte vorbringen; im sechsten sprach er. Keiner Aufmerksamkeit fähig, war er ausserordentlich heftig; er lernte erst sehr spät lesen und schreiben, aber nie konnte er fliessend lesen, noch einen Brief schreiben, so kurz er auch sein mochte, noch war er im Stande, Das zu behalten, was er las. Man versuchte vergebens, ihn eine mechanische Kunst lernen zu lassen, dagegen lernt er ein wenig Musik, singt einige Arien, aber sein Repertoir ist sehr beschränkt. Da er ausserordentlich furchtsam ist, so wagte er es bis ins achtzehnte Jahr nicht, allein das väterliche Haus zu verlassen. Seit der Zeit läuft er auf gut Glück in die Felder, spricht viel, ist sogar geschwätzig. Er gebraucht häufig ein Wort für ein anderes; immer vergnügt, lacht er ohne Beweggrund; einen Theil des Tages bringt er sitzend oder liegend zu, und nur durch Anstrengung setzt er sich in Bewegung; ist er einmal im Laufen, dann weiss er nicht mehr anzuhalten. Nie hat er sich über die gewöhnlichsten Ideen erheben, nie Entwürfe bilden können, sondern er lebt in den Tag hinein. Er ist unfähig, ein Geschäft zu verrichten, eine Unternehmung zu leiten. Obgleich 37 Jahre alt, ist doch seine Intelligenz, trotz aller Mühe, die man sich zu ihrer Entwickelung gegeben hat, geringer, als die eines zehnjährigen Kindes. Zur Zeit der Pubertät zeigte sich bei ihm keine diesem Alter eigenthümliche Leidenschaft. M. lebt auf dem Lande und denkt nicht daran, dass seine Lebensweise angenehmer sein könnte. Wie weit seine Intelligenz sich erstreckt, wird man am besten durch folgenden Zug sehen: Sein Arzt rieth ihm an, ein Pferd zu besteigen, und alle Tage bestieg M. eine

Stunde lang ein Pferd im Stalle seines Vaters, ohne zu ahnen, dass ihm der Arzt einen Spazierritt angerathen habe. Durch Zufall wurde die Art und Weise entdeckt, auf welcher er den Anordnungen seines Arztes nachkam. (Esquirol.)

2.

R.., 19 Jahre alt, hat einen besonders regelmässig geformten Kopf; die Stirn ist hoch und breit, die Protuberantiae frontales sind sehr entwickelt, der Gesichtswinkel nähert sich 90 Graden; die Haare sind dick und schwarz, die Augen gross und blau, die Nase ein wenig abgeplattet, die Zähne sind schön und regelmässig. Die Backen sind voll, die Physiognomie ist angenehm, doch wenig ausdrucksvoll; die Haut weiss und sanft, die Glieder sind gut entwickelt. die Messung des Kopfes während des Lebens ergab:

Umfang	0,497
Von der Nasenwurzel bis zum Hinterkopfe	0,363
Durchmesser von vorn nach hinten	0,181
Durchmesser von einer Schläfe zur andern	0,146
Summa	1,187.

Diese Kranke sitzt gewöhnlich mit übereinander gelegten Knien, die Hände unter der Schürze, unaufhörlich die Schultern bewegend, indem sie dieselben hebt und senkt. Sie ist physisch gesund, hat guten Appetit; sie ist sogar gefrässig und darüber besorgt, was sie zu essen bekommen wird. Sieht sie ihre Gefährtinnen essen, so weint sie und fordert sich etwas. Als sie bei ihren Aeltern war, entlief sie, rannte zu einem Kuchenbäcker und biss das erste beste Stück Kuchen an. Auch lief sie zu einem Gewürzkrämer, nahm Flaschen mit geistigen Getränken fort und warf sie zur Erde, wenn man sich zu trinken weigerte. Der Gang dieser Blödsinnigen ist langsam; nähert man sich ihr, so erhebt sie den Kopf schwer, dreht die Augen auf die Seite, um zu sehen, wer sich ihr nahet; sie versteht Alles, was man ihr sagt; sie hat auch etwas Gedächtniss und erzählt einige Dinge, die sie im väterlichen Hause gesehen hat. Sie antwortet richtig, langsam, indem sie mit dumpfer Stimme schnarrt. Sie thut wenig Fragen, verlangt aber ihre Mahlzeiten, Toilettengegenstände, Puppen u. s. w. Sie singt einige Melodien, kennt den Werth des Geldes, zählt und bewahrt es auf, um Naschwerk und Spielzeug dafür zu kaufen. Sie ist vergnügt, wenn sie ihre Mutter besucht, erkenntlich gegen die Dienstmädchen, liebt die Puppen, mit denen sie spielt, hebt aber nichts auf und lässt es allenthalben liegen.

Die blödsinnige R.. ist furchtsam, erschrickt vor dem geringsten Geräusch. Trägt sie elegantere Kleider, so ist sie entzückt und zeigt sich Jedermann. Voll Eitelkeit ist sie sehr em-

pfänglich für Schmeicheleien, und lächelt beglückt, wenn man ihre Gestalt lobt. Sie ist arglistig und eigensinnig; häufig lässt sie den Urin ins Bett, dann vertheidigt sie sich und sagt, dass die Dienstmädchen es gethan hätten. Sie verabscheut ihre Stubengefährtin, die schlecht gekleidet und stumm ist. Man hat sie dabei überrascht, als sie Stecknadeln in die Wunde eines Vesicators, welches ihre unglückliche Gefährtin trägt, steckte. Sie kennt die Buchstaben und kann einige Worte lesen. Wenn sie schreiben sieht, nimmt sie Federn, als wollte sie auch einen Versuch machen. Nie hat die Mutter ihr gut nähen, stricken und die Wirthschaft führen, noch minder correctes Lesen und Schreiben beibringen können. Obgleich sie sich allein ankleidet, so verlangt sie dabei doch den Beistand eines Dienstmädchens. Sie gefällt sich bei Männern, lächelt, wenn sie dieselben sieht, und läuft ihnen nach. Obgleich sie 19 Jahre alt ist, so fehlt doch noch immer die Menstruation. Als die Mutter mit diesem Mädchen schwanger war, hatte sie einen heftigen Schreck. Das Kind kam schwach auf die Welt, dennoch wuchs es bis zum zweiten Jahre, dann aber stockte die Entwickelung der Organe. Sie lief erst im vierten Jahre; ihre Intelligenz entwickelte sich noch langsamer, sie sprach erst gegen das siebente Jahr. Diese Blödsinnige hat nicht mehr Verstand, als ein Kind von sieben bis acht Jahren. Augenscheinlich ist es, dass R.. in günstigeren Verhältnissen die Stufe von Bildung erhalten hätte, die ihr gestattete, in der menschlichen Gesellschaft zu leben. (Esquirol.)

3.

Die folgende Beobachtung beweist, dass nicht alle Blödsinnige der psychischen Sensibilität beraubt sind und dass sie melancholisch werden können.

Ein Mädchen, Namens V., von hohem Wuchse, das braune Haare, blaue Augen, ein geröthetes Gesicht, eine stiere Physiognomie hatte, kam im Mai 1811 in die Salpetrière. Das Mädchen war damals 22 Jahre alt. Seit ihrer frühesten Kindheit bemerkte man, dass die Entwickelung der Intelligenz mit der der Organe nicht gleichen Schritt hielt. Sie lernte nicht deutlich sprechen, noch sonst etwas Anderes. Im vierzehnten Jahre erschien die Menstruation. V. wuchs sehr stark, sie litt dabei an Convulsionen, besonders zur Zeit der Menstruation, obgleich diese sehr reichlich war. Bei ihrer Aufnahme ins Hospital sah sie äusserlich ganz gesund aus, konnte aber nicht auf die einfachsten, gewöhnlichsten Fragen antworten; doch strengte sie sich an und machte Zeichen, dass sie verstehe, und stiess ein Geschrei aus, das zuweilen eine Viertelstunde dauerte. Sie ass und schlief viel; zuweilen gingen die Ausleerungen unwillkürlich von statten; sie konnte sich nicht ankleiden, legte aber auch nichts

an einen unrechten Ort; dabei war sie sanft und gehorsam. Aus der Bewegung um sie her schloss sie, dass es Zeit zum Aufstehen, zum Schlafengehen und zum Essen sei. Sie fand ihr Zimmer sehr gut, wenn sie von Spaziergängen zurückkam. Mit einem Worte, sie hatte Intelligenz für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, aber auch nicht mehr. Nie war sie zornig, fühlte aber manchmal Langeweile. Im Juli 1812 wurde V. von einer ihrer Gefährtinnen geschlagen, worüber sie sich so härmte, dass sie weder essen, noch Wasser trinken wollte. Sie magerte sehr ab, es bildeten sich skorbutische Flecke, sie wurde schwächer, im September bettlägerig und brach Blut aus. Sie verweigerte, irgend ein Arzneimittel oder Nahrung zu sich zu nehmen, wurde von einem schleichenden Fieber befallen und starb im October 1812.

Bei der am folgenden Tage vorgenommenen Leichenöffnung fand ich den Schädel voluminös und dick, die Stirn sehr hervorspringend, der Gesichtswinkel hatte mehr als 70 Grad, die Medianlinie der Gehirnhöhle war gekrümmt, die Dura mater adhärirte sehr an die Hirnschale, die innere Seite der Arachnoidea war mit einer Pseudomembran bedeckt, die der Blutfaser glich; in der leicht injicirten Höhle der Arachnoidea war eine seröse Ergiessung. Das Gehirn fand ich sehr dicht, die graue Substanz entfärbt, die weisse Substanz injicirt. Die Membran, welche die Seitenventrikel bekleidet, adhärirte an mehreren Stellen. Es befanden sich seröse Bälge in dem Gewebe des Plexus choroideus; die Pedunculi des kleinen Gehirns ganz nahe an dem ringförmigen Fortsatz waren desorganisirt; ihre Substanz war hier in der Breite von zwei bis drei Linien, und in der Tiefe von sechs bis sieben Linien grau. Die Glandula pinealis schien knorpelig; das kleine Gehirn war dicht. Das Peritonäum war besonders in der Beckenhöhle mit kleinen, schwarzen Punkten besäet. Das Colon ascendens und das Coecum waren äusserlich röthlich, während ihre Schleimmembran eine bräunliche Farbe hatte. Die Gallenblase enthielt dicke, körnige und sehr braune Galle. Das Hymen schloss den Eingang der Vagina; die Eierstöcke waren sehr injicirt. (Esquirol.)

4.

Ein Blödsinniger, berichtet Haindorf[1]), der in der Anstalt zu Salzburg sich befand, schien für keine Furcht empfänglich zu sein; man wollte versuchen, ob er beim Anblick eines Menschen, der einen wieder erwachenden Todten vorstellen sollte, nicht erschrecken würde. In dieser Absicht legte sich ein Hausknecht, in Leinwand gehüllt, auf eine Bank. Dem Blödsinnigen gab man den Auftrag, den Todten zu bewachen. Er wich nicht von seiner

1) A. a. O. S. 45.

Seite. Sobald aber der vermeinte Todte einige Bewegungen machte, ermahnte ihn der Blödsinnige gleich zur Ruhe; und da Jener, ungeachtet der Ermahnung, sich doch aufzurichten wagte, holte er schnell seine Axt, hieb ihm zuerst die Füsse ab, und da dieser nun um Hülfe schrie, hieb er ihm auch den Kopf ab. Nach geschehener That blieb er ruhig und kalt, ging nicht vom Platze und schien von dem Schrecklichen der That nichts zu empfinden. Als man ihm Vorwürfe machte und ihn zur Verantwortung zog, antwortete er ganz kaltblütig und empfindungslos: der Todte hätte ja nur dürfen ruhig bleiben, so würde er ihm nichts gethan haben.

Auch ein Beispiel von einem sehr hohen Grade der Thierheit eines Blödsinnigen, den Haindorf im Irrenhause zu Würzburg sah, mag hier Platz finden.

Von seinen Aeltern, seiner Geburt und Jugendgeschichte konnte Haindorf, trotz aller Mühe, nichts erfahren, was Sicherheit oder Zuverlässigkeit gewähren könnte. Nach der Aussage des dortigen Wahnsinnigenwärters soll der Vater des Blödsinnigen ein Büttner gewesen sein, was auch aus den Gesten des Blödsinnigen so ziemlich wahrscheinlich wurde. Seine Mutter soll nach dem Tode des Vaters mit dem taubstummen Sohne bettelnd im Lande umhergezogen sein, um sich und ihr unglückliches Kind auf diese Art zu nähren. Zuletzt aber soll der Sohn der Mutter entlaufen sein, sich mehrere Jahre im Walde aufgehalten und als ein Wilder von Wurzeln und Kräutern sich lange genährt haben. So viel ist sicher, dass er wirklich ganz verwildert und ohne Sprache auf den Rhöngebirgen aufgefangen, und von dort aus in das Juliushospital gebracht wurde. Hier läuft er nun zur Winters- und zur Sommerszeit beständig ohne Empfindung von Kälte und Hitze, den Leib blos mit einem leinenen Kittel bedeckt, in dem Spitalhofe umher, ohne dass seine Gesundheit auch nur im Geringsten davon afficirt würde. Am liebsten treibt er sich in einem Kreise herum, innerhalb welchem er bald Gras ausrupft, Steine zusammenträgt, sie wieder wegwirft, und so ist er, ohne Zweck und ohne Ziel, fortwährend beschäftigt. Die Muskeln seines ganzen Körpers zucken während dieser Bewegungen immerfort, und sobald man ihn die Bewegung im Kreise untersagt oder das Sammeln und Wiederwegwerfen der Steine verbietet, so fängt er an, sich bald an diesem, bald an jenem Theile des Körpers zu zupfen, wie an der Nase, an dem Ohre u. s. w., scharrt mit seinen blossen Füssen unaufhörlich den Boden, so dass diese, ganz mit Schwielen bedeckt, völlig den Pferdehufen gleichen. Untersagt man ihm auch diese Bewegung mit den Füssen und hält man ihn gewaltsam fest, so dass er in der Bewegung seines Körpers kein freies Spiel mehr hat, so wird er, ungeachtet seiner grossen Furchtsamkeit, die so weit geht, dass ihn selbst das kleinste Kind zu scheuchen

vermag, ganz wild und zornig, und sucht sich durch Gewalt wieder in Freiheit zu setzen. Sobald er nun wieder losgelassen wird, so fängt er auch gleich sein Laufen im Kreise und seine eigenen Gesten wieder an. Er isst und trinkt Alles, was ihm gereicht wird, mit einer thierischen Begierde und wählt sich immer dasselbe Plätzchen zum Essen und zum Ausruhen. Häufig pflegt er auch an einem Stücke Holz zu nagen, wovon er oft Mehreres zerkaut und hinunterschluckt. Er scheint bei diesem Genusse äusserst zufrieden und vergnügt. Sprechen kann er gar nicht, und sobald man ihn laut anredet oder ihn scharf mit dem Auge fixirt, läuft er davon und verbirgt sich, wie ein scheuer Vogel; doch kommt er bald wieder zum Vorschein, damit er von Neuem seine Bewegung beginnen kann. Man bemerkt an ihm keinen besondern starken Geschlechtstrieb, auch treibt er keine Onanie. Die Gewohnheit vertritt bei ihm die Stelle des Instinkts, so dass er zur gewöhnlichen Zeit auf Alles, z. B. auf Essen und Trinken, Aufstehen und Schlafengehen sehr pünktlich wartet. Die verzerrten und wilden Züge seines Gesichts, verbunden mit seinen aufgeworfenen Lippen, seine blendendweissen Zähne und sein todtes, ausdrucksloses, halbverdrehtes Auge, in dem man selten den Augenstern wahrnimmt, verrathen den höchsten Grad der Wildheit und Thierheit. Seinen Mund zieht er fortwährend parallel mit seinem verdrehten Auge in einen schiefen Winkel zusammen, und das zwar bald nach dieser, bald nach jener Richtung, so dass auch dieser, sowie seine übrigen Glieder, keinen Augenblick in Ruhe ist. Sein Kopf ist im Verhältniss zu seinem übrigen Körper sehr klein und nach hinten zu bemerkt man auch an demselben einen senkrechten Abschnitt. Seine Sinne sind noch grösstentheils ungeschwächt und sein Gehör scheint sogar auf Kosten des Gesichts erhöht zu sein, denn auch der leiseste Ton vermag ihn in Schrecken zu setzen.

Ausser diesem Unglücklichen bemerkte Haindorf noch zwei andere Blödsinnige, bei denen auch die äussere Agilität ungemein erhöht war. Der Eine von diesen strickte beständig mit seinen Händen, und das so lange, bis das Blut hinunterlief, und wenn man es ihm nicht bei Strafe untersagte und ihm die Hände festhielt, so hörte er, ungeachtet seine Hände schon vom Blute trieften, mit dem Fingerstricken nicht auf. Die Häute seiner Hände hatten durch dieses beständige Wiederaufreiben der zugeheilten Narben eine ungemeine Dicke erlangt, so dass sie theilweise wie verknöchert aussahen. Dieser Blödsinnige läuft auch beständig im Spitalhofe umher, murmelt ohne Unterlass unverständliche Worte vor sich hin und vergönnt seinen Lippen keinen Augenblick der Ruhe. Er ist einer der stärksten Onanisten, und alle Mittel, ihn von diesem Laster zu entwöhnen, sind bis dahin vergebens angewandt worden. Sein Aussehen ist ganz ka-

chektisch und seine Physiognomie verräth die grösste Stupidität. Die Andere, ein taubstumm gebornes Mädchen, war auch fortwährend in einer solchen zwecklosen Beweglichkeit begriffen und liess sich diese Bewegungen durchaus nicht untersagen. Wendete man Gewalt bei ihr an, so gerieth sie in Wuth und man hatte alsdann für ihr Leben zu fürchten. Liess man sie aber ungestört ihr Spiel forttreiben, so beleidigte sie Niemanden.

Reil hat auch dieselbe zweck- und rastlose Beweglichkeit an einer alten Frau bemerkt, welche in ihrem ersten Lebensjahre, in Folge der Pocken, ihren Verstand verloren hatte. Sie lallte beständig wie ein Kind, und spielte unaufhörlich mit Schlüsseln und sonstigen Klapperzeugen.

Haindorf, der noch mehrere solche Blödsinnige, die von einer eisernen Nothwendigkeit der Bewegungen beherrscht wurden, im Narrenhause zu Strasburg sah, sucht den Grund dieser zwecklosen Beweglichkeit in dem Lebensprocess des Individuums, welcher, nachdem das Hirnleben fast Null geworden, sich einseitig in das System der willkürlichen Bewegung geworfen und dieses revoltirt hat.

II. Den Kretinismus charakterisirende Beobachtungen.

1.

C. M. von S., 36 Jahre alt, 5′ hoch, blödsinnig, träge, grobgebildet, breit, mit langem Leib, kurzen untern, etwas längern obern, dicken, massigen Extremitäten, ohne Kropf, von gelblicher Hautfarbe, mit grobgebildeter, blatternarbiger, stupider Physiognomie, grossem Kopf, entwickelten Geschlechtstheilen. Die Augen sind tiefliegend, Iris grau, Haare schwarzbraun, Bart sehr schwach, Ohren gross, abstehend, breite Backenknochen und Kiefer, breite Nase, grosser Mund, gute Zähne, Stirn etwas niedrig, sonst gut geformt, Hinterhaupt kapselartig vorspringend, der Kopf in der Circumferenz und in allen Dimensionen von der Norm wenig abweichend, nur die Grösse des Schädels ist etwas zu gering. Mit dem andern Geschlecht will C. nichts zu thun haben und auch von Onanie ist nichts bekannt. Der Gang ist der eines Kretin, schwer, tappig, mit etwas vorwärts geneigtem Leibe, vor- und einwärts gebogenen Knieen, hängenden Armen. Zuweilen schlägt er, wenn er irgend wohin geschickt wird, einen kurzen, höchst gleichförmigen Tritt an, in welchem er fortläuft, bis er am Ziele ist, ohne rechts oder links zu schauen. Das Kind gedieh von früh an schlecht, bekam spät Zähne, fing erst im siebenten Jahre an zu gehen, wurde später zur Schule geschickt, jedoch bald wieder entlassen, weil man sah, dass er durchaus unfähig war, etwas zu begreifen. Er hört und spricht gut, hat Gedächtniss und Einbildungskraft. Sein Urtheil erstreckt sich nur auf die einfachsten Dinge aus der

Sinnenwelt. Er ist gutmüthig; wenn er aber gereizt wird, so verfällt er in heftigen Zorn, schimpft ganz gewaltig, ohne jedoch anzugreifen. Wendet man sich mit einer Frage an ihn, die er zu beantworten im Stande ist, so verzieht er den Mund zum Lachen, ohne zu antworten, und erst durch wiederholtes Abfragen erhält man eine ganz kurze, gewöhnlich nur bejahende oder verneinende Antwort. Hier und da macht er selbst auf einen sich gerade darbietenden Gegenstand aufmerksam, namentlich auf Thiere, besonders Hunde, die er fürchtet. Er geht gern mit Thieren um und ebenso mit jungen Kindern. Er versah im Hause seines Bruders, bei dem er sich aufhält, die Stelle einer Kindermagd mit Treue und Sorgfalt, und trug die Kinder mit bewunderungswürdiger Geduld halbe Tage lang im Arme herum. Er wird im Hause, einem Wirthshause, oft dazu gebraucht, an Wagen gespannte Pferde, die vor das Haus gestellt werden, zu hüten, und da bleibt er immer getreulich auf seinem Posten und hält die Pferde am Zaum; wie aber eins nur mit dem Kopfe schüttelt, wird er böse und schimpft heftig auf dasselbe. Er macht die Stimmen einiger Thiere, besonders der Katzen, ziemlich gut nach, und sucht die am Hause Vorübergehenden zu necken, indem er aus einem Versteck hervor die Stimme des Thieres erschallen lässt. Sieht der Vorübergehende auf, so lacht er aus vollem Halse. Er lässt sich zu mechanischen Verrichtungen, wie Wasserpumpen, Misttragen, oder zum Ausschicken in bekannte Häuser gebrauchen, wobei aber Alles sehr träge und gemessen hergeht. Dauert ihm das Geschäft zu lange, so wird er unwillig, schimpft ohne Wahl der Ausdrücke in einem fort und arbeitet nur aus Furcht vor Schlägen weiter. Er ist sehr anhänglich an die Seinigen und war es besonders an seinen nun verstorbenen Bruder und Versorger. Als dieser einmal bedeutend krank war (er litt am Delirium tremens) und von mir ärztlich behandelt wurde, kam er oft des Tages mehrere Male über die Strasse in mein Haus, schlich die Stiege herauf in die Küche und wartete da, bis er Jemand vom Hause sah, den er dann fragte: was seit (sagt) nu der Dokter vom Bua (Bruder)? Oft küsste er den «Bua» im Bett, und als man ihm sagte, der Bua müsse nicht sterben, sprang er auf, bei ihm etwas Ungewöhnliches, und erzählte allen Leuten: «Der Bua dar net steerba.» Er isst viel und wählt dann nicht sehr. Den Kaffee aber liebt er besonders, und auch Bier und Branntwein trinkt er gern. Reicht man ihm ein Glas, so trinkt er es leer, ohne abzusetzen. Bekommt er einmal zu viel, so macht er einige Sprünge und schläft dann bald ein. Krank war er, so lange ich ihn kenne (13 Jahre), niemals. Beide Aeltern waren wohl organisirt; der Vater, schwächlich, starb an Wassersucht nach vorhergegangenen, langjährigen Verdauungsbeschwerden von Leberverhärtung und Gelbsucht. Die Aeltern waren vermögliche Bauersleute. Der älteste, schon genannte Sohn

starb nach langem Siechthum, 42 Jahre alt, am Schnapstrunk, der zweite ist unser C., dann folgen vier Schwestern, von denen noch zwei am Leben sind, beide verständig genug, von untersetzter Statur, pastos. Die jüngere ist hübsch gebildet; die ältere mit plumper, gemeiner Physiognomie, bedeutenden Drüsenanschwellungen am Halse, hat von zwei Männern schwächliche, scrophulöse und rhachitische Kinder. (Rösch.)

2.

J. S. aus S., wo sich einige Kretinen geringerer Grade und mehrere hirnarme Subjecte finden, Tagelöhner, gesund und wohlgebildet, erzeugte mit seinem ebenfalls gesunden und wohlgebildeten Weibe sechs Kinder, von denen jetzt noch das älteste, ein Jüngling von 17 Jahren, und das jüngste, ein Mädchen von 9 Jahren, am Leben sind. Der noch lebende Knabe ist gesund, wohlgebildet und verständig; das zweite Kind starb zwei Tage nach der Geburt, angeblich an Schwäche; das dritte starb, drei Jahre alt, an Wassersucht, die sich allmälig unter vielen Keuchen ausgebildet hatte; das vierte starb, 33 Wochen alt, an Harnsteinbeschwerden, das fünfte, sieben Jahre alt, am Croup; das sechste und letzte, ein Mädchen Namens B., von der Wiege an blödsinnig, jetzt 10 Jahre alt, beschäftigt uns hier. Der Vater ist blutsverwandt mit drei Müttern hirnarmer Individuen in demselben Orte. Ein Bruder der Mutter leidet an Atrophie des Rückenmarks. Die Leute sind nicht sehr arm, thätig und fleissig, ihre Lebensweise ist geordnet. Die Mutter ging mit der B. sechs Wochen schwanger, als ihr Mann, der sie sehr liebte, nach kurzem Krankenlager am Tetanus starb. Die Frau wusste zu dieser Zeit selbst noch nicht gewiss, dass sie schwanger war. Sie grämte sich ausserordentlich über den Tod ihres Mannes, ass lange Zeit sehr wenig und erst gegen Ende der Schwangerschaft stellte sich wieder einiger Appetit ein. Es fiel der Frau auf, dass sie bis zur Geburt hin fast nie und nur äusserst schwache Bewegungen des Kindes fühlte, und sie äusserte sich darüber mehrmals gegen ihre Mutter. Das Kind kam zur rechten Zeit wohlgenährt zur Welt, die Mutter bemerkte aber gleich, dass es so einen besondern, gegen die Stirne hin sich zuspitzenden Kopf habe, ohne indessen hierbei etwas Arges zu denken. Das Neugeborne schrie drei Tage und Nächte ohne Aufhören fort, hierauf fiel es in einen Schlaf, der fast ununterbrochen drei Wochen fortdauerte, so dass man es immer zum Trinken und Essen wecken musste. Nach Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses schlief das Kind sogleich wieder ein und fort. Auch fernerhin bis zum Ablauf des ersten Jahres schlief es ausserordentlich, und jetzt noch schläft sie anhaltender und öfter, als Kinder ihres Alters zu thun pflegen. In den ersten drei bis vier Wochen magerte das Kind ab, so dass die Mutter meinte, es werde aus-

zehren, allein, nachdem das fortwährende Schlafen aufgehört hatte, fing es an zu gedeihen und Fleisch zu bekommen. Es wurde zwei Jahre alt, bis die ersten Zähne ausbrachen, lernte erst nach Ablauf des dritten Jahres gehen und ging dann oder lief vielmehr so, dass sie in der einmal begonnenen Richtung fortlief, bis sie fiel, oder eine Wand, oder ein anderes Hinderniss ihre Schritte aufhielt; sie konnte nicht Halt machen. Jetzt noch ist der Gang unsicher, vorwärts schiessend, mit übergebeugtem Oberleib, fast horizontalem Nacken und wieder aufwärts stehendem Kopf. Sie erhielt vier Jahre lang Muttermilch, daneben Brei und wurde wahrhaft gemästet. Jetzt isst sie mit den Ihrigen Brot, Milch, Kartoffeln u. s. w., wobei sie das Schmackhaftere vorzieht. Der Appetit war nie besonders stark gewesen. Um das dritte Jahr erschienen Achores, welche über ein halbes Jahr anhielten, später Drüsenanschwellungen mit darauf folgender Otorrhoe aus beiden Ohren; später einmal vorübergehend stellte sich ein asthmatischer Zustand ein, von Blutüberfüllung der Lungen, wogegen ich Einiges verordnete. Ein Jahr darnach, im vierten Lebensjahre, wieder Achores mit angeschwollenen Drüsen am Halse, von denen eine sich öffnete und viel Eiter ergoss. Erst vor Kurzem flossen die Ohren wieder eine Zeit lang. Ausserdem war und ist namentlich gegenwärtig die Gesundheit des Mädchens ganz gut, der Körper ist ungemein wohlgenährt. Die Extremitäten sind dick, fleischig. Die Vorfüsse stehen ein wenig nach Innen und das Mädchen geht zum Theil auf dem äussern Rand des Fusses, was früher noch in höherem Grade der Fall gewesen war. Die untern Extremitäten sind im Verhältniss zum Leibe zu kurz; die Haut ist rein, weiss, das Aussehen des Gesichts blühend, die Gesichtszüge sind ziemlich regelmässig, Mund und Nase normal, Nasenwurzel nicht tief, Zunge etwas dick, Zähne gut, Augen häufig blinzelnd, nicht schielend, Iris hellbau, Haare reichlich, dunkelbraun, weich. Verhältnissmässig zum Schädelgewölbe ist das Gesicht zu breit, die Stirne ist niedrig, schmal, der Hinterkopf ziemlich platt, der Umfang des Schädelgewölbes zu gering. Die Mutter behauptet, dass die Kleinheit des Kopfes früher verhältnissmässig viel auffallender gewesen sei, wie sie an der Weite der dem Kinde passenden Hauben bemerkte. Circumferenz des Kopfs 16″ 5‴, Querdurchmesser 4″ 5‴, Längendurchmesser 5″ 3‴, Durchmesser vom Kinn zum Scheitel 7″ 4‴, Höhe des Körpers 4′ 1″ 2‴. Das Mädchen lernt seit zwei Jahren einzelne Worte articuliren, die Stimme ist eine kreischende Bassstimme. Gehör und Gesicht sind gut. Seit einiger Zeit ist sie nicht mehr unfläthig. Sie spielt mit jüngern Kindern und ist gern in ihrer Gesellschaft, gewöhnlich ist sie freundlich und patscht in die Hände, wenn man sich mit ihr abgiebt; ist man ihr nicht zu Willen, so wird sie sehr zornig, schreit und droht. Sie horcht auf, wenn man in ihrer Nähe singt oder

ein Instrument spielt, läuft der Musik nach, bleibt horchend dabei und bezeugt ihre Freude darüber. Sie kennt die Ihrigen und die Nachbarn ihres Hauses, ist dankbar für empfangene Wohlthaten, ist ängstlich, klagt und schreit, wenn ihre Mutter krank ist. Auch hier ist eine angeborne mangelhafte Bildung des Schädels, ähnlich derjenigen der hirnarmen Subjecte, doch in geringerem Grade. Das Gesicht ist breit, die Zunge dick, wie bei der grobkretinischen Bildung, übrigens ist die Gesichtsbildung nicht so abschreckend plump, wie bei der letztern gewöhnlich, die Extremitäten sind dick, kurz, wie bei der genannten Bildung, und das ganze Ansehen des Kindes hat mehr das Plumpe, Stupide der endemisch am häufigsten vorkommenden Entartung, als das Gracile der sogenannten Affen- oder Katzenköpfe. Das Mädchen, das ich täglich vor Augen habe, erregt in mir immer die Vorstellung einer Fleischmasse, geformt wie ein Mensch, aber ohne den lebendigen Odem, den Gott den Menschen eingeblasen hat. Wir haben hier einen offenbaren Uebergang von der Hirnarmuth zu dem Blödsinn mit ausgebildeter, grobkretinischer Entartung. (Rösch.)

Kretin höchsten Grades von 41 Jahren.

3.

M. J. von R., 41 Jahre alt, hat vom Vater her, der gesund und gehörig ausgebildet war, mehrere gesunde und gutgebildete Geschwister; die Mutter, die ebenfalls gesund und gehörig gebildet gewesen sein soll, hat nur dieses einzige Kind geboren. Als junges Kind hatte M. viel Gichter, durch welche Hände und Vorfüsse bleibend verdreht worden sind. Die rechte Hand im Carpus möglichst gegen die Ulnarseite des Vorderarmes hin und zu einem Knäul zusammengezogen, ohne alle Bewegung, blau, kalt sich anfühlend; die linke Hand ist weniger, doch auch ein wenig flectirt und schwer beweglich, ebenfalls, wie überhaupt die Extremitäten, kalt sich anfühlend und von blauem Aussehen. Der Puls ist sehr klein und langsam. Die Grösse ist kaum über drei Schuh. M. konnte nie gehen und sitzt seit Jahren den Tag über stets in einem Kindersessel. Der mehr einem Schweins-, als Menschenkopf ähnliche Kopf sitzt schief nach vorn gestreckt auf einem kurzen Hals ohne Kropf; die Brust ist enge und schmal, Unterleib voll, Geschlechtstheile haarlos, Hoden sehr klein, die Grösse von Erbsen kaum übersteigend; Penis klein, die Vorhaut hinter die Eichel zurückgestreift, von Erectionen und freiwilligen oder unfreiwilligen Samenergiessungen wurde nie etwas bemerkt. Extremitäten kurz, dünn, mager. M. hört nicht und bringt keinen articulirten Laut hervor, er brummt nur oder grunzt vielmehr wie ein Schwein, wenn er ein Bedürfniss andeuten will. Manchmal wird dieses Grunzen sehr laut und dauert

Stunden lang an, wobei M. sehr unruhig ist und am Körper herum deutet; die Halbschwester, welche ihn füttert, meint, er habe dann Gliederschmerzen, und versichert, dieses laute und anhaltende Grunzen stelle sich vorzüglich bei nasser und kalter Witterung ein; M. stiert immerfort vor sich hin; hat ein finsteres und wahrhaft viehisches Aussehen, lacht nie, spielt nicht, beschäftigt sich lediglich auf keine andere Weise, als mit Verschlingen der ihm gereichten Nahrung. Er isst in der Regel oft und viel, ohne Unterschied, was man ihm reicht, doch zieht er süsse Dinge und Kaffee vor, auch geistige Getränke trinkt er, wie es scheint, gern. Man muss ihn füttern wie ein Wochenkind. Er kann nur Halbflüssiges und sehr Weiches schlucken. Festes spuckt er wieder aus, und ganz Flüssiges, wenn es nicht ganz langsam eingegossen wird, wird durch die Nase wieder ausgeworfen. Er verdaut anscheinend ohne Beschwerden, hat aber immer Verstopfung und häufig steht es acht bis zehn Tage an, bis eine harte, kugelartige Oeffnung erfolgt; der Athem ist ein wenig keuchend, sonst geht die Respiration gut von statten. Ober- und Unterkiefer sehr weit vorstehend, Mund gross, rüsselähnlich; Zähne klein, schlecht, kariös, stehen nicht vertikal, sondern schief vorwärts, viele fehlen; Zunge dick, blau, zwischen den Zähnen stehend und die untern bedeckend. Aus dem Munde kommt ein höchst stinkender, ekelhafter Geruch. Nase stumpf, breit, Nasenlöcher weit geöffnet, Nasenwurzel sehr breit und flach, Augenlider gedunsen, klein geschlitzt, das obere Augenlid beutelartig über den Augapfel herabhängend und denselben halb bedeckend, Iris graugrün, Pupille mässig weit; Ohren gross, vom Kopfe abstehend. Stirne ganz flach, zum Scheitel zurückgehend, zuckerhutförmige Zuspitzung des Schädels gegen den Scheitel hin, hinten vollkommene Abplattung mit breiter Basis des Hinterhauptbeins. Der Kopf ist mit einem trockenen Grinde überzogen, aus welchem hier und da einige kurze, trockene, spröde, röthliche Haare sprossen. Einzelne Haare von derselben Farbe stehen auch um das Kinn, an den Schläfen und Backenbeinen, sonst kein Bart. Circumferenz des Kopfes unter der Norm. (Rösch.)

Kretin höchsten Grades von 16 Jahren aus einer kretinischen Familie.

4.

C. N., 16 Jahre alt, von R., Sohn wohlgebildeter, vollsinniger, verständiger Aeltern, welche 14 Kinder gezeugt haben, von denen neun am Leben sind, ältere und jüngere, als der hier angeführte Kretin höchsten Grades. Die ältern sind gut, die jüngern haben alle einen schlaffen kretinischen Habitus, etwas verkümmertes Wachsthum und nähern sich dem Stumpfsinn. Die

Mutter erzählte, dass sie in der Schwangerschaft mit dem C. nur selten und nur schwache Bewegungen des Kindes empfunden habe, dass dasselbe neugeboren ganz blau ausgesehen, einen hochaufgetriebenen Hals gehabt und schwer gekeucht habe, sehr schlaff und welk gewesen und auch geblieben sei; von Anfang kein Gedeihen und Wachsthum gehabt, erst spät und unregelmässig Zähne bekommen, im achten Jahre nothdürftig gehen gelernt, im neunten aber es schon nicht mehr gekonnt hätte, auch von da überhaupt elender geworden sei. Derselbe ist höchst blödsinnig, taubstumm, etwa 3′ hoch, mit verhältnissmässig grossem und dickem Kopf, dünnen, halbflectirten Extremitäten, die Finger lang und sehr beweglich, so dass sie in einen rechten Winkel mit dem Rücken der Hand gebracht werden können, Haut kühl, welk, leichenhaft, ohne Spur von Blutfärbung, Geschlechtstheile ganz unentwickelt, die Hoden kaum bohnengross, Gesicht finster, stupid, breit, plump, abschreckend hässlich, die blaue Zunge zwischen den schlechten Zähnen, Iris dunkelbraun, Haare schwarz, reichlich, keine Spur von Bart. C. nimmt fast nichts zu sich als Milchkaffee, leidet meist an Verstopfung, und wenn diese überhand nimmt, so versetzt die Mutter den Kaffee mit einer grössern Menge von Cichorien, wodurch Abführung bewirkt wird. Er hat beinahe kein anderes, als das Bedürfniss der Nahrung, wird böse, wenn man ihm nicht genug giebt oder ihn am Essen hindert, er schreit dann, zerschlägt, was ihm in die Hände kommt, und stösst sich den Kopf an die Wand oder an die Rückenlehne des Kindersessels, in dem er die meiste Zeit über sitzt. Die Stirne ist schmal und niedrig, das Hinterhaupt breit, unten vorstehend; Circumferenz des Kopfes nicht unter der Norm. (Rösch.)

Kretine höchsten Grades von 21 Jahren aus einer kretinisch-epileptischen Familie.

5.

Ein vermöglicher Bauer in V. zeugte mit seiner Frau sieben Kinder, von denen fünf leben, die alle einen kretinischen Habitus haben und stumpf- oder blödsinnig sind. Das schlimmste ist das fünfte, ein Mädchen von 21 Jahren, etwa 3′ hoch, fett, höchst schlaff, die Haut unlebendig, von schmuzig weisser Farbe, unfähig, zu gehen, zu stehen, selbst nicht sicher hinter dem Tische auf der Bank sitzend, so dass sie oft auf die Seite fällt; Geschlechtstheile ganz unentwickelt, Hände und Füsse kurz, kolbig, ungeformt, kein Kropf, rüsselförmiger Mund, sehr schlechte Zähne, scheussliche Physiognomie, zurücklaufende Stirne, bedeutend vorspringendes Hinterhaupt, borstiges, trockenes Haar, Augenlider roth, eng geschlitzt, ödematös, der Körper überall kalt sich anfühlend, fast ohne Empfindung. Das Mädchen ist taub,

sprachlos, ohne Spur von Intelligenz, schreit oft Stunden lang heftig und erhebt dann wieder, ohne äussere Veranlassung, ein lautes, kreischendes Gelächter, begehrt Nichts, als Nahrung, die ihm in den Mund geschoben werden muss. Der Vater ist untersetzt, übrigens gut gebildet, vollsinnig, verständig, desgleichen die Frau. Eine im Hause verheirathete Schwester des Mannes, eine grossgewachsene, hübsche, verständige Frau, die einen ebenso gut gebildeten Mann hat, gebar sechs Kinder, welche alle leben; vier sind gut, das zweite Mädchen hat einen Höcker, ist verständig; das jüngste Mädchen, sechs Jahre alt, ist in hohem Grade rhachitisch, in der geistigen Entwickelung zurückgeblieben, ohne gerade blödsinnig zu sein. Ein Bruder der Frau und des Vaters der geschilderten Kretine hatte die fallende Sucht. Die Ahne dieser drei Geschwister mütterlicher Seite hatte einen epileptischen Bruder; ferner ist eine noch lebende Enkeltochter eines zweiten Bruders dieser Ahne epileptisch und die Tochter einer Schwester derselben ist blödsinnig. Also Epilepsie, Rhachitis, Blödsinn, Kretinismus in verschiedenen Formen in einer Familie. (Rösch.)

Scrophulös-kretinische Familie.

6.

Chr. S. aus S. und sein Weib, Beide wohlgebildet, vollsinnig und mit den gewöhnlichen Geistesgaben, früher ziemlich vermöglich, durch schlechte Haushaltung und Branntweintrinken an den Bettelstab gekommen, so dass sie nun seit 10 Jahren die elendeste Wohnung im Dorfe, eine kleine, rauchige, einstöckige Hütte, bewohnen. Die Kinder wurden immer höchst unreinlich gehalten; die Nahrung besteht fast allein aus Kartoffeln; die Kleidung ist unzureichend; die Schlafstätte der Kinder unter dem Dach. Das erste Kind, eine Tochter, 19 Jahre alt, hat einen bedeutenden Höcker und leidet zugleich an scrophulöser Augenliderentzündung. Sie ist vollsinnig, verständig. Das zweite Kind, ein Knabe, litt an einer weissen Kniegeschwulst, welche, vernachlässigt, so weit kam, dass zur Rettung des Lebens die Amputation im zehnten Lebensjahre vorgenommen werden musste. Der Knabe erholte sich jedoch sehr gut, starb aber zwei Jahre nachher in einer Anstalt zur Rettung sittlich verwahrloster Kinder an Lungenentzündung. Das dritte Kind, ein Mädchen von 14 Jahren, leidet an scrophulöser Ophthalmie und Drüsenanschwellungen am Halse. Ein viertes Kind starb früh an Abzehrung. Das fünfte, ein Knabe von sechs Jahren, wollte von der Wiege aus nicht gedeihen, bekam spät Zähne, sieht sehr stupid aus, das Gesicht breit, fett, gedunsen, schmierig, die Lippen dick, die Nase breit, aufgestülpt, die Augenlider gedunsen, die Augäpfel halb bedeckend, die Winkel blassroth, triefend, Iris schwarz-

braun, Augen schielend, der Kopf nicht zu klein, ohne auffallende Abnormität. Der Knabe ist durchaus blödsinnig, ging bis vor Kurzem auf allen Vieren und fängt erst jetzt an, mit Unterstützung auf den Beinen allein zu gehen. Er hört nicht gut, und giebt nur durch einige den Aeltern allein verständliche Laute seine Bedürfnisse zu erkennen. Der Knabe hat von frühester Kindheit an fast immer Diarrhoe. An Brust und Bauch befinden sich mehrere grosse Narben von Abscessen, welche vor mehreren Jahren hier aufgebrochen waren. Ich verordnete den Leberthran, der drei Monate lang fortgebraucht wurde, aber seinen schlechten Lebensverhältnissen konnte ich eben das Kind nicht entnehmen. Nach Verlauf dieser drei Monate konnte der Knabe allein gehen, er hatte weniger Diarrhoe, merkte mehr auf, allein weiter entwickelte er sich nicht; die Diarrhoe stellte sich wieder ein und der Knabe starb ein Jahr später unter vermehrter Diarrhoe und gänzlichem Mangel an Appetit, zuletzt schlummersüchtigem Zustande. Die Leiche wurde 22 Stunden nach dem Tode von mir geöffnet; Fäulniss war noch nicht eingetreten, Todtenflecke, beinah keine Todtenstarre, der ganze Leib rund, fett und ausser den wenigen Todtenflecken auf dem Rücken durchaus weisse Farbe der Haut. Nach Lostrennung der Haut im Gesicht, am Hals und an andern Stellen überall eine Menge von Fett, dagegen sehr dünne, blasse, weiche Muskulatur, die Lymphdrüsen am Halse alle angeschwollen, bis zu der Grösse einer Bohne, die Sublingual- und Submaxillardrüse vergrössert, mit einigen harten Körnern, übrigens nicht degenerirt, mit weissem Safte erfüllt, der sich ausdrücken lässt, die Thyreoidea normal, Nerven und Gefässe des Halses nicht abnorm, die Zunge dick und breit, Uvula fast fehlend, Schlund eng, Kehlkopf nebst Stimmritzenbändern ohne Abnormität, die Schleimhaut desselben blass geröthet, die Lungen sind allenthalben mit dem Rippenfell, dem Zwerchfell und dem Herzbeutel verwachsen, durchaus der Luft zugänglich, die Bronchialzweige, so weit man sie verfolgen kann, durchaus blass kirschroth gefärbt, mit schleimiger Flüssigkeit erfüllt; dem Stamme und den grössern Zweigen hängen bis zu ihrem Eintritt in die Lungen eine Menge von schwarzblauen Drüsen bis zur Bohnengrösse von fast knorpelartiger Consistenz an. Der Herzbeutel enthielt etwa eine Unze serösblutiger Flüssigkeit, das Herz ist blass, sonst nicht abnorm, der linke Ventrikel ist voll von halbgeronnenem schwarzen Blut, der rechte leer. Der sympathische Nerv zeigt nichts Auffallendes. Die Leber ist blutvoll. Die Gallenblase mit dunkelgelber, syrupartiger Galle halbgefüllt, die äussere, seröse Haut mit Serum infiltrirt; Milz normal, nicht erweicht; Magen mit dünner, weisser, geronnener Flüssigkeit halbgefüllt, die Schleimhaut vom Blindsack aus fast die Hälfte des Magens gegen den Magenmund hin einnehmende punktirte und gestreifte Röthe; das Pankreas ohne Abnormität, Duodenum

und obere Hälfte des Jejunum ebenfalls ohne Abnormität, in der zweiten Hälfte des Leerdarms ist die Schleimhaut da und dort streifig geröthet, diese Röthe ist im Ileum häufiger und bedeutender, mehrere Drüsenstellen sind stärker markirt, da und dort ist die Schleimhaut bedeutend verdünnt, hin und wieder finden sich kleine, runde Erosionen derselben. Die Röthe der Schleimhaut ist am stärksten, wo mehrere Spulwürmer beisammen liegen, besonders an einer Stelle, wo zwölf in einem Knäul und in Schleim gehüllt, das Lumen des Darms ganz ausfüllen. Im ganzen Darmkanal finden sich 41 meist sehr grosse Spulwürmer, wovon 38 im Jejunum und Ileum, drei im Magen. Der ganze Dünndarm ist mit einer serös-schleimigen, geronnenen Flüssigkeit erfüllt. Auch auf der Schleimhaut des Coecum sind rothe injicirte Stellen und die Drüsenplatten treten stark hervor mit erweiterten Mündungen der einzelnen Drüsen. Die Schleimhaut des Dickdarms bis zum Mastdarm hat da und dort gefaltete, gefurchte Stellen, wie Narben von frühern Geschwürchen; am Ausgang des Rectum stark punktirte Röthe. Die Drüsen des Mesenteriums sind beinahe sämmtlich beträchtlich vergrössert, bis zur Grösse einer Haselnuss, aussen blassröthlich, beim Durchschnitt fleischroth mit Blutpunkten, nicht degenerirt. Ganglion solare und der ganze Sympathicus ohne in die Augen fallende Abweichung. Grosses und kleines Gehirn nebst der Medulla oblongata und ihrer obersten Fortsetzung in das Rückenmark gleichmässig erweicht, ganz besonders aber die Sehhügel; die Windungen des grossen Gehirns flach, das Mark hin und wieder roth punktirt, auf dem Boden der Ventrikel schöne rothe Zeichnungen; die Nervenursprünge zeigen ebenfalls eine bedeutende Weichheit, selbst der Nervus opticus. Die Ventrikel enthalten kein Wasser. Pia mater stark injicirt, Dura mater allenthalben sehr fest mit der Hirnschale verwachsen. Das grosse Gehirn mit seinen Anhängen wiegt 2 Pfund 6 Drachmen 10 Gran, das kleine Gehirn $5\frac{1}{2}$ Unzen. Die Circumferenz des präparirten Schädels beträgt 15″ 5‴ (Württb.). Derselbe fällt auf durch seine schiefe Form, indem die linke Seite vorsteht, die rechte zurücktritt. Die Knochen sind dünn, in den Nähten befinden sich viele Ossa vormiana. Die Zähne in beiden Kiefern stehen sehr ungleich und unregelmässig. (Rösch.)

H... A... Fex. Männlicher Kretin.

7.

Dieser Kretin, im Jahre 1811 beiläufig 30 Jahre alt, das einzige Kind nicht armer Kleinhäusler, hat zur Mutter eine kleine, etwas buckelige, mit einem Kropfe versehene Frau, welche aber, übrigens sehr beweglich, gelenkig und verständig, ihrem kleinen Hauswesen bis in ihr hohes Alter gut vorstand. Da sie sich spät

verehelichte, so gebar sie auch ihr Kind erst in einem Alter von 35 bis 37 Jahren. Ihr Gatte, der bereits hinübergegangen war, als ich die Familie kennen lernte, soll ein sehr guter kleiner Mann, auch bereits bei Jahren gewesen sein. Er verdiente als Tagelöhner nicht viel, da er für stärkere besser bezahlte Arbeiten zu schwach und überhaupt etwas langsam war. Die Wohnung dieser Leute, ein kleines hölzernes Haus mit niedrigen Stuben und kleinen Fenstern, liegt in der Fläche unfern der Salza in der Mitte einer dichten Baumgruppe, vom Hausgarten umgeben, beiläufig 1540 pariser Fuss über der Meeresfläche. Die Nebel der Salza, die im Spätherbste, Frühlinge und Winter lang und schwer auf dem Strome liegen und aus dem Gebirge herauswallen und das feuchte von jeder mittlern Flusshöhe mit Ueberschwemmung bedrohte flache Uferland erhalten die Behausung in einer steten Kühle und einer meist feuchten Atmosphäre. Die Nahrung dieser Familie besteht und bestand beinahe durchaus in Milch- und Mehlspeisen, welche ihnen zwei gut genährte Kühe und ein kleiner Acker liefern. Die Kost war und ist gut, d. h. wo möglich fett, und das gewöhnliche Getränk, nebst Wasser, die süsse Milch. Die Beschäftigung der Mutter besteht, nebst Besorgung der Kühe, des kleinen Hauswesens und des Stalles, in zeitlicher Aushülfe bei Bestellung der Aecker, in Spinnen und der Milcharbeit.

Dieses einzige Kind wurde mit besonderer Liebe gepflegt und erhielt, nachdem selbes bald von der Brust entwöhnt wurde, die sorgsamste Pflege und nach ihrer Meinung die beste Nahrung, nämlich Mehlbrei mit fetter Milch gekocht, mit Beisatz von Butter und fette süsse Milch zum beliebigen Getränke. Der Erzählung der Mutter gemäss kam selbes nicht besonders gross, aber fett und rund zur Welt. Kein Fehler im Bau des Körpers wurde bemerkt; es sah gut aus, die Wangen waren voll, es ass gern und mit Appetit, erbrach sich häufig, schlief gern und viel und hatte lange offene Fontanellen. Der Knabe war stets sehr ruhig, schrie wenig, weinte wenig und machte überhaupt der Mutter wenig Sorge. Aber unmöglich war es ihm, das Sprechen und Gehen zu lernen; es stand nicht auf den Füssen und konnte kein vorgesprochenes Wort nachsprechen, so viel Mühe man sich auch gab. Sein gegenwärtiger Zustand machte sich ganz von selbst, sagte mir die Mutter. Sie erinnert sich keiner Krankheit, keines Stosses, keines Falles, den der Kleine erlitten hätte. Er dauert seit seiner ersten Jugend und hat sich seit Jahren um gar nichts mehr geändert. Auch als Knabe war er gutartig; nicht zornig, nicht boshaft, er liess sich geduldig, ohne Sträuben, putzen, reinigen, waschen, hin- und herlegen, entkleiden, anziehen und was man Alles zu thun für nöthig fand. Er spielte wenig mit dem ihm gereichten Spielzeug, schlief auch als Knabe viel und wuchs auf ohne alle gesellige Berührung mit Andern,

und lebt noch immer in jener Stube, in die er in seinen ersten Lebenstagen einzog. Ausser Stande, zu gehen, trägt ihn die Mutter an schönen Tagen vor das Haus, wo er an eine bestimmte Stelle hingesetzt wird und sitzen bleibt, bis man ihn wieder zurückträgt. — Sein Bette ist gut und genugsam mit Federn ausgestattet, da er, so lange er lebt, an ein warmes Lager gewöhnt wurde. — Seine gegenwärtige Lebensweise und Körpergestalt ist folgende. Er sitzt auf einer mit Polstern belegten Bank in der vordern Ecke der kleinen Wohnstube zu ebener Erde, am dort stehenden Tische, mit dem Gesichte gegen das Fenster gekehrt, welches, im Sommer geöffnet, ihm gestattet, mit unaussprechlicher Ruhe sämmtlicher Muskeln, Stunden lang hinauszuschauen auf eine nicht ferne Seitenstrasse und auf die angrenzenden Fluren.

Wenn man ihn flach niederlegt und ausstreckt, misst er drei pariser Fuss in der Länge. Da er weder gehen noch stehen kann, sitzt er den ganzen Tag auf einer weichen Unterlage oder er liegt mit leicht angezogenen Füssen im Bette, in welcher Stellung er auch einschläft. — Der behaarte Kopf ist gross, so dass er dem grössten Manne genügen könnte, der Haarwuchs ist nicht reich, die Haare dunkelbraun, etwas struppig; der Hals ist kurz, aber gerade, weder nach vorn oder nach den Seiten ausgebogen, aber mit zwei Kröpfen geziert, wovon der eine die Grösse von zwei Männerfäusten, der andere jene von einer Männerfaust erreicht.

Der Brustkorb ist ziemlich breit, aber flach; die Rückenwirbelsäule, übrigens unverletzt, scheint an einem kleinen Ausbug nach rechts zu leiden; das Becken ist breit, aber nicht tief, und selbes sowohl als der ganze Rumpf überhaupt erscheinen wie in ihren Theilen verschoben und ungleich. Die Arme und Füsse sind zart, abgemagert, anscheinend, besonders erstere, etwas verlängert. — Die Knochen derselben sind dünn, die Knorren nicht aufgetrieben. Die untern Extremitäten nach aussen gebogen, und beide Füsse nähern sich der Klumpfussform, mit einwärts schauender Sohlenfläche. — Der Bauch ist gross, angebläht, teigartig, ohne Knoten oder Knöpfe; die Genitalien sind klein, wie bei einem achtjährigen Knaben gestaltet, wie eingeschrumpft; der hierher gehörige Haarwuchs fehlt ganz und im faltenlosen Hodensacke fühlen sich zwei sehr kleine, weiche, die Hoden vorstellende Körper. Die verbogene Gestaltung der untern Extremitäten dürfte zum Theil von der besondern Stellung des Körpers abhängen, da er mit ziemlich geradem Oberleibe meist auf seinen halbuntergeschlagenen, aufgezogenen Füssen sitzt. — Verwachsungen an den Fingern und Zehen finden sich nicht. Die Muskulatur ist völlig erschlafft, an einzelnen Theilen wie geschwunden, von den Verdickungen der Schenkel und Waden ist nichts zu sehen und der etwas auswärts stehende Gesäss-

theil gleicht einer abgeplatteten Fläche, in deren Mitte sich — beinahe ohne alle Vertiefung — die Mastdarmöffnung befindet. — Die Oberhaut des ganzen Körpers hängt wie zu weit über denselben; sie hat durchaus eine schmuzige weisse Farbe und keine Elasticität. Die Brust und Lenden und das Becken sind nicht gleichförmig an beiden Seiten gebaut und erscheinen wie mit Ecken versehen, wenn man sie von oben nach unten genau befühlt; da aber die Rückenwirbelsäule doch so ziemlich gerade gebaut ist, so wird ihm eine aufrechte sitzende Stellung möglich. Indessen liebt er gar sehr, sich nach vorwärts zu lehnen, und bedient sich seiner Arme, um selbe, auf den vorstehenden Tisch oder die Fensterbrüstung auflehnend, als Stütze seines Stammes zu verwenden. — An dem knöchernen Schädel, dessen Bedeckung verschiebbar ist, fühlt man über das ganze Gewölbe hin viele knopfige Unebenheiten. Am Hinterhauptbeine erscheint keine befremdende Form, oder ein auffallender Eindruck, oder auffallende Erhöhung; ich fand auch am ganzen Körper keinen Knochenauswuchs oder Verwachsung zweier Knochen, z. B. der Rippen oder eines Gelenkes.

Ich sagte oben, dass der Schädel dieses Kretinen gross sei —, hier füge ich bei, dass das Gesicht desselben noch grösser ist. — Es ist bei weitem der voluminöseste Menschenkopf, den ich je gesehen habe. Dieser ungeheure unförmliche Kopf sitzt auf einem Kinderleib, und wie beide an und für sich schon missgestaltet sind, so trägt dieses Grössen-Missverhältniss noch ein Bedeutendes zur Verunstaltung dieses menschlichen Wesens bei. — Unter dem oben weiten, etwas abgeplatteten Kopfe steigt das mehr breite als lange Gesicht herunter, schmuzig weiss gefärbt, ohne die geringste Spur einer Wangenröthe, an der Höhe der Jochbeine und der Wangen mit einer ins Gelbbraune ziehenden Färbung belegt. Die Documente völliger Apathie und Verstandesmangel liegen auf seinem starren Gesichte ausgebreitet. Nicht das Bild der thierischen Wildheit oder Rohheit wird durch seinen Anblick hervorgerufen, sein Gesicht spricht gar nichts aus, weil nichts auszusprechen vorhanden ist; Alles ist wie leblos, wie erstarrt, und wäre der Mund nicht, der sich manchmal bewegt, so könnte dieses Antlitz für eine jeder Deutung unfähige Maske gelten. — Die Stirn ist sehr breit, an den Schläfenbögen mit einem scharfen Winkel zurücktretend, im Verhältniss zu ihrer Breite niedrig, nicht eben unförmlich auf- und rückwärts steigend, mit wenig ausgebildeten Stirnhügeln und mehreren tiefen furchigen querlaufenden Falten belegt. — Die Nase kurz, mit geplatteter Wurzel, ohne tiefen Nasenbug, ist eine kurze, rothe Stumpfnase, mit nicht kleinen, sehr sichtbaren Oeffnungen. Die Augen stehen nicht besonders weit von einander ab, sind klein, blassgrau, mit wulstigen, angeblasenen Augendeckeln gut zur Hälfte bedeckt. Die verflachten Augenbögen sind spärlich be-

haart. Die Backen, sehr gross und stark, bilden mit ihren schlappen Haut- und Muskelbekleidungen zwei polsterige Erhabenheiten, die sich von den vordern Schläfengegenden hängend bis zum Unterkiefer herabziehen. Der Mund ist gross, die Lippen schlapp, blass, die obere nicht eben unförmlich gebildet, die untere etwas grösser und wenig hängend, auch nicht überstülpt und rüsselartig verlängert. Der Mund ist meist geöffnet, die vordern Zähne, meist zerbrochen, erscheinen als unförmliche gelbe Stücke mit der Richtung nach vorwärts, die hintern sind mit einer sehr dicken, nicht besonders festen, käseartigen Weinsteinmasse überzogen und passen nicht auf einander. Die Farbe der Mundhöhle und des Zahnfleisches ist nicht lebendig roth, sondern etwas verbleicht; die Zunge nicht übermässig dick, aber sehr breit und verlängerter als nöthig; sie ist mit leichtem weissen Schleime überzogen und liegt meist unbeweglich mit ihrer Spitze zwischen den beiden Zahnreihen. — Aus dem Munde fliesst oder sickert mehr oder minder dünner Speichel. Der beinahe stets hängende Unterkiefer ist nicht übermässig robust gebaut, aber weit ist er und wie eckig geformt. Er hat beinahe gar keine Spitze, die Rundung desselben ist verflacht und am untern Rande hängt ein schwammiges, gedunsenes Unterkinn. Er steht etwas vor, und wenn er geöffnet wird, erscheint die Mundhöhle in ihrer vollen Weite und Grösse. — Dieser gewaltige Kopf mit seinen polsterigen Wangentheilen und Unterkinn scheint auf den beiden Kröpfen wie auf einem Postamente zu sitzen, indem nur selten eine kräftigere äussere Einwirkung eine bedeutendere Seitenbewegung desselben hervorzubringen im Stande ist.

Der Sinn seines Gesichtes ist schwach, denn nur ein stärkeres Licht scheint ihm empfindlich, und die Bewegung der Augen ist langsam. Uebrigens sieht er die ihm nahe liegenden Gegenstände gut und kündet dies durch die entsprechenden Bewegungen an. Es ist möglich, dass er auch in der Ferne gut sehe, aber man kann es nicht erfahren, da er kein Zeichen hierüber abgiebt. — Das auf sein Gesicht scheinende Sonnenlicht erträgt er lange, bis er zu erkennen giebt, das es ihm unangenehm sei; indessen kennt er die Ruthe, mit der die Mutter ihn in seltenen Fällen zu mahnen genöthigt ist, schon in ziemlicher Entfernung und wird schnell unruhig und zeigt Furcht; das Gehör scheint ebenfalls schwach zu sein, indem er nur starke Töne, Donner, heftiges Brausen des Windes, starkes Geschrei zu vernehmen scheint. Der Geschmack ist bestimmtest schwächer, als die benannten Sinnesorgane, indem er ohne Auswahl die ihm vorgesetzten Speisen zu sich nimmt und nur die ihm unbekannten zurückweist. Branntwein verursacht ihm Brennen, was aus seinen Gebehrden zu schliessen sein dürfte, indem er ihn unter Verzerrung des Mundes schnell ausspuckt. Wie sein Geruch beschaffen

sei, lässt sich schwer bestimmen, da er beinahe nie ein Zeichen seines Vorhandenseins von sich giebt. — Das Organ des Tastens scheint er nicht zu besitzen, indem er nie eine Handlung verübt, welche das Bestehen desselben verräth; dass er aber Empfindung habe, geht daraus hervor, dass er den Schmerz von Schlägen, Streichen, Stössen sehr deutlich fühlt und äussert; die Kälte hasst er, die Wärme liebt er und erträgt sie in starken Graden ohne Schaden und Beschwerde. Gegen geringe Eindrücke zeigt er sich sehr gleichgültig, und ich selbst sah ihn nicht einmal, sondern öfters Mückenstiche in grosser Menge ohne Bezeigung von Schmerz oder Unbequemlichkeit ertragen, was unmöglich von der ihm angebornen Lethargie allein herrühren kann. Er ist ungemein träge und Feind aller Bewegungen, die er, wenn er doch welche mit dem Kopf, Armen oder dem Stamme machen muss, ungemein langsam verrichtet, wobei ich keinesweges seine grosse körperliche Unbehülflichkeit als vorzügliches Motiv anerkennen will. Er ist ausser Stande, ohne fremde Beihülfe die Speisen zum Munde zu führen, theils wegen Ungelenkigkeit der Arme, theils weil er nie nöthig hatte, es zu erlernen. — Die Muskelkraft seiner obern sowohl, als untern Extremitäten ist sehr gering; nur sehr leichte, ungewichtige Dinge kann er anfassen, halten und heben, er kann weder stehen noch gehen, auch mit Hülfe Anderer nicht, was ihm schon wegen der Missgestaltung seiner Füsse nicht wohl möglich ist; übrigens sind aber seine abgemagerten Kinderbeine an sich zu schwach, die Last seines Körpers zu tragen. — Vor Allem liebt er die Ruhe und Unthätigkeit und schläft gern. Ob er Träume habe oder nicht, getraue ich mir nicht mit Bestimmtheit auszusprechen; seine Mutter versicherte mich zwar, er kreische im Schlafe auf, mache Bewegungen mit den Händen und dergl., aber weiteres Kriterium eines Traumes ist nicht wohl aufzufinden, und mit eben dem Rechte dürfte Ueberfüllung des Magens die Ursach dieser Unruhe sein. — Seine Lebensordnung ist Tag für Tag die nämliche. Beiläufig Morgens um 7 Uhr wacht er auf, wird von der Mutter gewaschen, gekämmt, angezogen und auf seine mit Polstern belegte Tischbank hingesetzt, wo er ruhig bleibt. — Es kommt das Frühstück, meistens Milchsuppe, auch Kindsbrei. Mittag, beiläufig 11 Uhr Vormittag, erhält er Suppe und eine festere, fettere, häufig gebackene Mehlspeise, kurz das hier gewöhnliche Mittagsessen. Hierauf schläft er einige Stunden und empfängt um 3 Uhr Nachmittag ein Vesperbrot, und Abends, beiläufig um 6 oder 7 Uhr, seine Abendmahlzeit, nach deren Beendigung er meist bald sich zur Ruhe begiebt und zu schlafen anfängt. — An jenen Tagen, wo er nicht, am Fenster sitzend, in die Gegend hinausschauen kann, sitzt er, mit dem Gesichte gegen die Stube gekehrt, meist unbeschäftigt in regungsloser Ruhe. Nur kurze Zeit erregt ein Spiel mit kleinen farbigen

Steinen oder Fleckchen oder anderm derlei Kinderspielzeug seine Aufmerksamkeit. — Gern und oft durch Stunden hört er dem Spinnen seiner Mutter und dem Schnurren des Rades zu, den Blick auf selbes gerichtet und beinahe Behagen in seiner Miene ausdrückend. — Er kann nur sehr unbehülflich auf den Knieen kriechen und kollert gar bald in eine liegende Stellung, wobei er sich, wenn man ihm nicht zu Hülfe kommt, vielfältig hin- und herwälzt, allgemach in Zorn geräth und aus vollen Kräften zu heulen anfängt. — Manchmal aber, wenn er Lust zu schlafen hat, schläft er auch ein, namentlich wenn man ihm eine Kopfunterlage reicht, was für ihn das Zeichen zu schlafen vorstellt. Er athmet nicht tief, nicht röchelnd, aber sein Athmen ist dennoch kurz und wie beengt. Wie es sich bei stärkeren Körperbewegungen gestalten würde, ist unmöglich zu ermitteln. Seine Stimme ist nicht tief, aber widerlich, beim Weinen kreischend und im Zorne hell und durchdringend mit kurzen schreienden Stössen gemengt. Der Sprache entbehrt er ganz. Er ist ausser Stande, auch nur den kürzesten, einfachsten articulirten Laut von sich zu geben; er ist vollkommen sprachlos, aber nicht stumm. Der Mund ist bei ihm blos das Eingangsthor in den Magen. Da er früher in Folge von Ueberfüllung mit Speisen sich oft erbrach, so erhält er gegenwärtig eine bestimmte Menge Nahrung, von deren Hinlänglichkeit man Erfahrungen besitzt, und das Brechen hat aufgehört. Er geniesst beinahe durchaus Mehl- und Milchspeisen, manchmal mit geräuchertem Fleische gemischt. Frisch gesottenes Rindfleisch kennt er zwar, geniesst es aber selten und nicht ohne Beschwerde, da er, ausser Stande, es zu kauen, selbes in grösseren Stücken hinunterwürgt. Da er den Löffel nicht zu gebrauchen weiss, wird er wie die Kinder gefüttert, in der Regel bis seine Portion verzehrt ist, oder bis er durch sehr langsames Schlingen ein Kennzeichen der erfolgten Sättigung giebt. Wasser und gute süsse Kuhmilch ist sein Getränk. Seine Verdauung ist gut, nie leidet er an Unverdaulichkeit oder mangelndem Appetit und jede nicht zu vermeidende Unmässigkeit hatte Erbrechen und nach selbem erneuerten Hunger zur Folge. — Wenn die Zeit seiner gewohnten Mahlzeiten heranrückt, wird er ungeduldig, unruhig und beginnt ein kreischendes, mit Armbewegungen verbundenes Geheul, wenn er Speisen sieht, die er kennt und nicht auf der Stelle empfängt. Da er meist nasse, schleimige und fette Nahrungsmittel geniesst, so ist sein Durst klein. Urin und Stuhlgang gehen reichlich, — er lässt beides, ohne ein Zeichen ihres Abganges zu geben, von sich gehen, und jede Bemühung, ihn zur Bekanntgebung dieses Bedürfnisses zu bewegen, war bisher fruchtlos. Um die Folgen dieser Unbehülflichkeit zu vermeiden, setzt ihn die Mutter zu bestimmten Zeiten auf einen grossen Topf, wo er, je nach dem Erfolg, längere oder kürzere Zeit verweilt. Uebrigens lässt er

sich ohne Sträuben reinigen, wenn er beschmuzt ist. Am Körper schwitzt er weder bei Tag noch bei Nacht, nur am Kopfe erscheint bei grosser Sonnenhitze Schweiss. Mit Ausnahme des kreischenden Geheuls, wenn er hungrig ist, bemerkt man an ihm kein anderes hörbares Zeichen des Selbsterhaltungstriebes. Von Geselligkeit, Verstand, Phantasie, Willen u. s. w. ist keine Spur an ihm zu bemerken; nur das Gedächtniss scheint dadurch sich zu manifestiren, dass er Dinge und Personen, die er täglich sieht, als ein ihm bereits Bekanntes zu betrachten scheint, dass er sie kennt und nicht mehr fürchtet. Neigung zeigt er nur gegen seine Ernährerin, d. i. seine Mutter. Liebe und Hass sind ihm unbekannt. Eine kleine Art Freude bemerkt man an ihm blos, wenn man ihm Speisen, die man ihm nach kurzem Anblick entzogen hat, wieder vorsetzt. Lachen sah ich ihn nie. Furcht in verschiedenen Graden zeigt er bei Züchtigungen mit der Ruthe, bei Donnerschlägen, Blitz, nahe abgeschossenen Gewehren, grossen stürmenden Winden, bei Feuer; ferner fürchtet er Alles, was ihm unbekannt ist, sich seiner Person nähert und zugleich eine hinlängliche Grösse hat, z. B. fremde Menschen, Hunde, Pferde und dergl. Rachsucht ist ihm unbekannt; wohl aber scheinen Eigensinn und Zorn manchmal in ihm aufzutauchen; z. B. er will sich nicht anziehen lassen, nicht auf dem Topf bleiben, wogegen eine kleine schnell erfolgende Züchtigung das beste Heilmittel ist. Neugierde, Dankbarkeit, Geschlechtslust und Liebe sind ihm ganz unbekannte Dinge, und ebenso fremd ist ihm Onanie. Er ist gedankenlos, unschädlich, unthätig, ungelehrig und vollkommen dumm; dass keine Rede von Bosheit oder Gutmüthigkeit sein kann, bedarf wohl bei diesem Geschöpfe, welches beinahe ohne willkürliche Bewegung 30 Jahre alt geworden ist, keiner Versicherung.

Er litt, nach Aeusserung seiner Mutter, nie an einer febrilen Krankheit und nie wurde er von den Blattern oder einem andern exanthematischen Leiden befallen. (Maffei.)

S... Fex zu T... Weibliche Kretine.

8.

Die Aeltern dieser Kretine sind wohlhabende Handwerksleute in einer bevölkerten Ortschaft an der Südseite der Tauern im Quellengebiete der Muhr. Ihr Haus liegt 3189 pariser Fuss über der Meeresfläche. — Die Sommer dieser Gegenden sind kurz, mitunter ungemein heiss. Die Winter sind lang, kalt und trocken. Das Gebirge der Gegend ist durchaus Urgebirg, und nicht ein Tropfen Wasser quillt aus secundären Kalkformationen.

Der Vater unserer Unglücklichen ist ein hagerer, grosser, ruhiger, sehr verständiger Mann, die Mutter eine kurze, dicke, fette, ihrem Hauswesen genügend vorstehende, gerade nicht gei-

stesschwache, aber ganz gewöhnliche Frau. — Die Nahrung dieser Familie besteht gewiss zur guten Hälfte aus Fleisch. Keines der Aeltern ist krank; im Hause selbst herrscht genügende Reinlichkeit, und das Leben dieser Familie ist im Ganzen besser, bequemer und wohlhabender, als gewöhnlich. — Das Kind wurde mit vieler Zärtlichkeit aufgezogen und erhielt all jene Pflege und Nahrung, welche die Liebe der Mutter dem einzigen Sprösslinge zu reichen vermag. — Als man allgemach bemerkte, dass das Kind sich zur Kretine auswachse, vermied man, wo möglich, selbe den Augen der Leute auszusetzen und hielt sie wie versteckt im Hause. Auch meine Fragen über des Mädchens frühere Gesundheitsverhältnisse wurden mir äusserst ungern und mehr im Allgemeinen beantwortet, und ich blieb daher beinahe blos auf meine eigenen Beobachtungen beschränkt.

Gegenwärtig — im Jahre 1822 — ist diese Kretine 19 Jahre alt, misst in ihrer vollen Höhe 3¼ pariser Fuss und ist ungemein dick und unförmlich gebaut. Der Kopf ist sehr gross, Gesicht sowohl als Schädel. Letzterer ist mit dunkelbraunen, groben Haaren reichlich bedeckt, und die Kopfknochen voll von Unebenheiten und kleinen Buckeln. Die Stirn ist abgeplattet, nicht gewölbt, mit Querfurchen versehen, von mittlerer Höhe, ohne breit zu sein, und an den Schläfen mit scharfem eckigem Buge nach rückwärts gebogen; die Nase ist klein, aber nicht aufgestülpt, doch sehr stumpf. Der Stirnbein-Naseneinbug ist sehr unbedeutend. Die Augen scheinen etwas weiter von einander abzustehen, sind klein und mit wulstigen Augenlidern bedeckt; an den Augenbrauen sitzt nur schwacher Haarwuchs. Die Ohren liegen am Kopfe an, wahrscheinlich als Folge der haubenartigen Kopfbedeckung, mit der sie stets belegt ist. Die Wangen und Backen sind aufgedunsen, der Mund ist gross, die Lippen gross und sehr hängend, die Zähne unordentlich stehend, mangelhaft, die hintern mit Weinstein überzogen. Die Zunge ist gross und häufig die Spitze zwischen den Zähnen liegend. Das Kinn ist stark, roh geformt, mit einem häutigen Unterkinn. Dieser grosse Kopf sitzt auf einem kurzen Halse mit schwachem Nacken, welcher an den Seiten etwas angebläht scheint, aber keine Spur von Kropf trägt. Der Brustkorb ist im Verhältniss zu dem so kleinen Körper gross, aber ungemein unregelmässig gebaut, ungleich an den beiden Seiten gewölbt und wie verschoben. Die Rückenwirbelsäule, nicht gerade buckelig, scheint seitwärts sigmaförmig etwas ausgebogen, und die breiten Körper der Rückenwirbel scheinen wie übereinander abgewichen, abgerutscht zu sein. Der Bauch ist zwar vorstehend, aber nicht unförmlich vergrössert; die Genitalien sind kindlich, ohne Haarwuchs; die Menstruation mangelt. Das Becken ist klein und ebenso unförmlich gestaltet, wie die Brust. Die Gesässparthie steht nicht sehr vor. Die Füsse sind kurz und nicht sehr abgemagert, aber ohne alle schöne Form der Schenkel

und Waden. Die Oberarme sind, im Verhältnisse zu den Füssen betrachtet, viel länger und magerer und hängen schlaff am Körper herab. Diese Kretine nimmt sich als eine kleine, dicke, unförmliche Gestalt aus, mit einem Gesichte, welches ein höheres Alter und die completteste Dummheit ausspricht.

Die Gelenkköpfe der Röhrenknochen sind nicht aufgetrieben, die Achsel- und Halsdrüsen nicht angelaufen, und der Aussage der Aeltern zu Folge, war sie wohl manchmal etwas unpässlich, aber nie krank an einem Fieber oder länger dauerndem Leiden. Die Haut am ganzen Körper ist schlapp, sie lässt sich in grossen Falten aufheben und scheint wie zu gross, zu weit zu sein. Die Farbe derselben ist am Körper schmuzigweiss, im Gesichte ins Braungelbe ziehend. — Der Kopf ist nur im ganz ruhigen Zustande nach vorne gesenkt; bei jeder Anregung von aussen, welche ihre Aufmerksamkeit weckt, hält sie ihn aber vollkommen aufrecht.

Die Sinnesorgane dieser Kretine stehen sämmtlich auf einer niedrigen Ausbildungsstufe; ihr Sehorgan erschaut blos grosskörperige Gegenstände, kleine Dinge, z. B. eine Nähnadel, ein Stückchen Zwirn, bemerkt es gar nicht. — Nach Allem, was glänzt, greift sie, und alle hochfarbigen, bunten, schimmernden Sachen scheinen sie zu interessiren, ihr zu gefallen. — Das Gehör steht auf gleicher Höhe; sie hört die Sprache, das Geschrei und die Musik, wenn selbe in einer gewissen Nähe sich befinden, aber zartere oder entferntere Töne scheint sie zu überhören. — Dass sie Geschmack besitzt, erweist sie dadurch, dass sie alles Scharfe und Bittere, was sie in den Mund bekommt, ausspuckt, und das Süsse, z. B. Meth, Honig, Zucker liebt und darnach Verlangen trägt. — Der Geruch ist zwar vorhanden, denn sie erkennt aus selbem gewisse Getränke, z. B. Meth, Bier und dergl.; scharf kann er auf keinen Fall sein, da sie kein Zeichen eines Unterschiedes zwischen angenehmen und unangenehmen Gerüchen von sich giebt. Vom Tastsinne giebt sie beinahe gar keine Aeusserungen, und verwendet ihre Hände blos zum Ergreifen und Festhalten von Gegenständen. Gegen Schläge ist sie ungemein empfindlich und schon bei Drohung derselben schreit sie. Witterungswechsel und Temperaturänderungen erträgt sie schwer, sie flieht die Kälte und will nicht ins Freie hinaus. Sie ist wie eingelebt in ihre Stube und in dieser Beziehung wirklich eine kretinöse Treibhauspflanze, deren Sinne nie geübt worden sind, deren Muskulatur wegen Mangel an Gebrauch völlig verwelkt ist und deren Knochenbau bestimmtest einen nicht mehr zu bestimmenden Schaden durch ihre Weise zu leben und zu sein genommen hat.

Sie ist sehr schwach und kraftlos und zu Arbeiten und Verrichtungen vollkommen untauglich. Ihre Beschäftigung besteht in Spielen mit kleinen, glänzenden, farbigen Gegenständen und im

ruhigen Dahinbrüten. Sie ist vollkommen still und zufrieden, wenn sie durch Nichts in ihrem trägen Leben gestört wird. — Sie geht langsam, aber gut in der Stube herum und trägt den Körper und Kopf hierbei gerade aufrecht. Laufen kann sie gar nicht; sie sitzt gern und sitzt ohne Beschwerde viele Stunden lang. Sie verlangt keine Gesellschaft, und so oft man es versuchte, ihr eine Gespielin zu geben, so erfolglos blieb diese Anordnung, denn sie ist ausser Stande, sich selber verständlich zu machen oder selbe zu verstehen, und kommt somit nie in gesellige Berührung mit ihr. Ihr Athemholen ist gut, ihre Stimme schwach, und ihre wenigen Töne, die sie hören lässt, kreischend unangenehm. Sie ist vollkommen sprachlos, murmelt aber manchmal unverständlich vor sich hin, wenn sie sich mit etwas beschäftigt. Auch die Geberdensprache mangelt ihr beinahe völlig; nur einige wenige Bewegungen macht sie, wenn sie irgend etwas begehrt, und wird hierin auch von Niemandem, als von ihrer Mutter verstanden, und zum Theil von einer alten Magd, die lange um sie ist und noch gegenwärtig sie meist besorgt.

Sie isst gern und oft, aber nie viel auf einmal. Die flüssigen Speisen werden ihr auf einem Löffel eingegeben, die festen ergreift sie mit den Händen und führt sie zum Munde. Sie trinkt Wasser und Milch, liebt den Meth und den Kaffee und kennt das Bier. — So wie ihre Umgebung, Stube und Einrichtung, ist auch die Kretine reinlich gehalten. Ihre Kleidung ist die landesübliche, im verkleinerten Maassstabe ihrem Körper angepasst. — Man versicherte mich, sie begehre durch Geberden und Töne den Beistand ihrer Umgebung, wenn natürliche Ausleerungen sie drängen. Ob dieses durchaus wahr sei, bezweifle ich, da ich nie ein derlei Begehren an ihr beobachtete.

Die Geisteskräfte dieser Kretine sind ungemein klein. — Von Natur sehr mangelhaft in psychischer Beziehung ausgestattet, wurden die wenigen einer steigenden Ausbildung fähigen geistigen Anlagen durch die Isolirung derselben, ja durch die missverstandene, so sorgsame Abgeschiedenheit von den Einflüssen der Aussenwelt zu ewigem Schlafe verdammt.

Der Trieb der Selbsterhaltung durch Stillung des Hungers und Durstes bedarf von Seite der Kretine wohl kaum einer Anstrengung oder einer Bewegung, da er durch reichliche Ernährung zu bestimmten Stunden mehr als genügend befriedigt wird. — Der Trieb der Geselligkeit, an und für sich keiner Offenbarung fähig, ist durch ihre stete Absonderung völlig erloschen. Vom Geschlechtstrieb ist kein einziges Merkmal ersichtlich; in keiner ihrer Bewegungen merkt man auch nur die leiseste Spur hiervon; sie ist ihrem Bewusstsein nach völlig geschlechtslos. Sie gleicht einem Auswuchse am Lebensbaume der Gattung Mensch, der keine Blume treibt, keine Befruchtung empfängt oder giebt, keine Frucht trägt. — Das Gedächtniss giebt sich nur dadurch kund,

dass sie jene wenigen Menschen, die ihr täglich unter die Augen treten, jene Utensilien, die in ihrer Stube von ihr in Gebrauch gezogen werden, und jene Nahrungsmittel, die ihr gereicht wurden, wieder erkennt; nie aber giebt sie ein Zeichen der Erinnerung von sich, wenn eines dieser Objecte am kommenden Tage fehlt. Der Verstand mangelt völlig. — Es kann nicht geleugnet werden, dass sie von jenen Gegenständen, die sie umgeben, Bilder, Eindrücke erhalte, indem sie unter ihren Spielsachen oft nach einem bestimmten Gegenstand Nachsuchung zu halten pflegt, indem sie genossene Speisen, oft gesehene Menschen, die Localitäten, in welchen sie lebt, kennt; aber jede weitere Zusammenstellung dieser Bilder, dieser Gedanken zu irgend einem Zwecke ist fern von ihr. — Eine bekannte Speise in einem ihr fremden Topfe ist anfangs ein für sie ganz fremder Gegenstand. Es braucht für sie einige Zeit, um eine für ihr bekannte Person in einem neuen Kleide wieder zu erkennen, und sie lächelt, wie erstaunt, wenn sie z. B. die Mutter darin entdeckt und wieder erkennt.

Sie scheint völlig gedankenlos. Der Bilder ihrer täglichen Umgebung ist sie gewohnt, und dass ja keine ferneren Eindrücke sie beunruhigen und aufregen, dafür sorgte die schamhafte Zärtlichkeit ihrer Ernährer, gegen welche sie die gleiche Neigung, wie gegen eine angenehme Speise, ein angenehmes Spielzeug zeigt. Abneigung hat sie gegen Niemanden. Jene, welche ihr täglich Nahrung bringen, sie pflegen, immer um sie sind, scheint sie als Bekannte zu betrachten; alles Uebrige ist ihr fremd oder gleichgültig, weder geliebt, noch gehasst. Ein fremder Mensch, ein fremder Gegenstand wird mit Gleichgültigkeit oder Staunen betrachtet; nur selten tritt Furcht ein, und es gehören sehr starke Eindrücke dazu, um Schrecken zu erregen, z. B. grosses Gekrache, sehr starkes Blitzen. Schläge fürchtet sie und kennt Drohungen mit der Ruthe oder dem Stocke und schreit heftig. Mit Ausnahme dieser seltenen Regungen trägt aber ihr Gesicht beinahe stets den Ausdruck von Gleichgültigkeit und Lethargie. Bei Schmerz scheint sie zu weinen, aber ohne Thränen und bei ihr angenehmen Ereignissen, z. B. bei unerwartetem Empfange einer Spielerei, eines Naschwerkes bemerkt man ein kleines Lächeln. Sie äussert manchmal schnell vorübergehenden Zorn, wenn sie etwas nicht erhält, was sie wünscht, oder wenn ihr etwas weggenommen wird, was sie behalten will; aber nie dauert diese Aufwallung lange und gar bald sinkt sie wieder zurück in das Meer der Gleichgültigkeit, in der unsere Kretine wie ein Zoophyte lebt und webt.

Sie gehört zu den Kretinen der tiefsten Grade, und wenn ich gleich überzeugt bin, dass diesem Geschöpfe der Kretinismus angeboren sei, so glaube ich doch, dass ihre so grosse Pflanzen-Thier-Aehnlichkeit zum Theil eine Folge der erlittenen Behandlung in ihren ersten Lebensjahren, eine Folge der genossenen

Erziehung, oder wenn man lieber will, Aufziehung sei. Abgesondert von jeglicher Gesellschaft, ausser Berührung mit denkenden Menschen, allein, wuchs sie gut genährt herauf in die 19 Jahre. Ausser ihrem Magen schliefen und schlafen ihre sämmtlichen höhern Organe des Denkens, des Fühlens, und selbst die Welt ihrer Perceptionen schloss sich ab durch vier Wände ihrer Stube. Sie hat kein Bedürfniss, keinen Wunsch mehr, denn sie werden sämmtlich befriedigt, bevor sie laut werden können. Die Aufforderungen der Aussenwelt an ihren Verstand mangeln, denn sie ist von derselben abgesperrt. Hunger und Durst, diese allmächtigen Factoren der Thierwelt, kennt sie nicht. Nie mit der Aussenwelt in Conflict getreten, erhielt keine ihrer geistigen Anlagen und Fähigkeiten auch nur die kleinste Anforderung, sich zu entwickeln; es fehlte ihr beinahe jede Gelegenheit zu beobachten oder nachzuahmen; wie soll das Vermögen, selbst zu denken, in ihr erwachen? Geburt und Erziehung haben sich bei ihr die Hand geboten, eine complete Kretine hervorzubringen, die bei steigendem Alter unter bestehenden Lebensverhältnissen immer tiefer sinken wird.

Auffallend ist bei ihr die geschlechtliche Unbestimmtheit der Gesichtszüge. — Ihr Gesicht kann ebenso gut einem männlichen als weiblichen Körper angehören. (Maffei.)

G... K... Fex. Philipp. Männlicher Kretin. Fragment.

9.

Auf einer Höhe von 1580 pariser Fuss, in einem üppigen Thale der Kalkalpenformation unweit der Salza, von wohlhabenden, verständigen, an Leib und Seele tadellosen Aeltern geboren, wurde er, wie seine Geschwister, welche sämmtlich treffliche, gesunde und schöne Menschen sind, gut, reinlich und zweckmässig erzogen. Er genoss reichliche, gute Nahrung und nahm an all derlei Bequemlichkeiten Theil, die der wohlhabende Bauer seinen Kindern gewähren kann.

Im Jahre 1811 sah ich ihn zum ersten Mal. Er war ein siebenundzwanzigjähriger schön gebauter kräftiger Mann, $5^3/_4$ pariser Fuss hoch, mit gerade getragenem Körper, nicht grossem Kopfe und regelmässig gebautem, etwas gebräuntem Gesichte. Ein scheuer starrer Blick und ein widerlich straffer Zug der Wangen drückte jedoch seiner Miene einen fremden, verdächtigen Ton auf.

Bis zum Jahre 1815 konnte ich ihn beobachten, und ich fand an ihm einen Kretin ohne Sprache, ohne Verstand, mit ungemein grossen körperlichen Kräften, einer unglaublichen Furchtsamkeit, welche in wilde Raserei überging, wenn die Gelegenheit sich dazu darbot, bei ungemeiner Trägheit, Gedankenlosigkeit und beinahe völliger Unbrauchbarkeit zu häuslichen Dienstleistungen.

Auf die wunderbarste Weise erscheint, wie plötzlich, auf seinem Gesichte, wenn Furcht und Schrecken, bei der Unmöglichkeit zu entfliehen, eintritt, oder wenn hoher Zorn ihn peitscht, der Ausdruck reinthierischer, verstandesloser, abschreckender Wildheit, und nur die schnell eintretende, zwingende äussere Gewalt kann hiergegen Hülfe gewähren. Im ruhigen Zustande lebt er das Leben des gewöhnlichen auf sehr niederer Stufe stehenden Kretins. Essen, Schlafen und das eigentliche Dahinbrüten, die sichtliche Gedankenlosigkeit und Ruhe sind jene Dinge, die auch er vor Allem liebt. (Maffei.)

Geborner Halbkretin L. J. von G.

10.

Dieser Halbkretin wurde vor beiläufig 20 Jahren im nördlichen Kretinenrayon der norischen Alpen am Ausgange der secundären Kalkformation derselben auf einer Meereshöhe von beiläufig 1650 pariser Fuss geboren. Dessen Vater, ebenfalls ein Sprössling der nördlichen Kalkalpenformation dieses Gebirges, heirathete im vorgerückten Mannesalter ein noch junges Mädchen aus einem kretinenreichen Thale der südlichen Tauernabdachungen. Der Geburtsort des Gatten hat eine Meereshöhe von 1690, der der Gattin von 1900 pariser Fuss. Beide Aeltern, regelmässig gebaut und ihrer Bestimmung entsprechend, erzeugten dieses Kind als einzige Frucht ihrer Ehe und überschütteten es mit all ihrer Zärtlichkeit.

Das Kind, von Geburt schön und tadellos, entwickelte dieses Leiden erst im zweiten Jahre seines Lebens, zur Zeit der eintretenden Zahnarbeit. Bei ungemein reichlicher Nahrung und dem steten Aufenthalte in der Stube verdarb das Kind nun auf eine täglich bemerkbarere Weise. — Gegenwärtig lebt dieser Halbkretin ohne Beschäftigung, mit mehr schwächlichem Körper versehen, durchaus in seine häuslichen Localitäten gebannt, ein ungemein träges Leben. Kaum im Stande, kleine mechanische Arbeiten vorzunehmen, spricht er Worte, je nach seinen armen Erfahrungen, und geht einer noch trübern Zukunft entgegen. (Maffei.)

Geborner Halbkretin M. B.

11.

Dieser Kretin, gegenwärtig bald 40 Jahre alt, wurde, wie sein Vater und seine Mutter, im Bereiche der nördlichen Kalkformation auf einer Höhe von beiläufig 1600 pariser Fuss geboren in einer Gegend, welche viele Kretine und Halbkretine hervorbringt. Er kam in eine andere Gegend und lebt noch gegenwärtig unter den nämlichen endemischen Einflüssen. Sein Vater, dem gelehrten Stande angehörig, war ein grosser, sehr hagerer

Mann, mit starken Knochen und einem namhaften Kropfe. Uebrigens war er gesund, verständig, heftig und leidenschaftlich aufwallend, ja häufig roh. Dessen Gattin war eine gesunde, fette, gewöhnliche Frau. Beide Aeltern waren in diesen Bergbezirken geboren und verehelichten sich in vorgerückten Jahren; die Nahrung der Familie war gut, sehr gut und ungemein reichlich, denn der Vater gehörte zu den grössten Vielessern, die ich je sah.

Die einzige Frucht ihrer Ehe war dieser Halbkretin, welcher als gesunder, kräftiger, grosser Knabe zur Welt kam, die Zahnperiode leicht durchlebte, schnell in die Höhe wuchs und den nämlichen kräftigen Körperbau entwickelte, wie sein Vater. Er lernte leicht gehen, aber um so schwerer sprechen und lallte noch unzusammenhängende Worte, als er bereits 10 Jahre alt war. Der Liebling seines Vaters — dem er selbst durch den bereits mit dem ersten Jahre sichtbar werdenden Kropf ähnlich wurde — erhielt er seine Nahrung in einem solchen Uebermaasse, dass er — mit trefflicher Verdauung versehen — bereits im funfzehnten Lebensjahre nach seinem Vater der stärkste Esser dieser Gegend war. Alle Versuche, ihm etwas zu erlernen, misslangen, theils wegen mangelnder Fähigkeiten und übergrosser Lethargie des Zöglings, theils wegen geringer Mitwirkung des Vaters. Er trieb sich gar bald auf Strasse und Wegen in Gesellschaft anderer Buben herum, wobei er den Gewinn einer grössern Gelenkigkeit seiner Zunge, Arme und Beine machte. Um diese Zeit starb seine Mutter und mit ihr sein einziger Aufseher. Schnell erhielt er eine Stiefmutter und es begann für den funfzehnjährigen Jungen eine etwas härtere Zeit. Nach fernern fünf Jahren starb der Vater und mit ihm ging für den Sohn nicht nur jede Wohlhabenheit und Liebe zu Grabe, sondern bald fühlte er auch die mangelnden Lebensbedürfnisse und die bisher nie gekannte Noth erschien für ihn mit ihren Qualen. Seine Stiefmutter war seiner satt, denn er arbeitete nichts und bedurfte der Nahrung dreier Männer, um satt zu werden. Unter den verschiedenen Bemühungen, ihn zu einem Handwerke zu verwenden, was durchaus nicht glückte, verliefen neuerdings fünf Jahre, als auch die Stiefmutter starb und er völlig verlassen, ohne alle Kenntnisse, mit seinem starken Körper, noch stärkerem Hunger und grosser Trägheit allein in der Welt stand. Das Betteln glückte nicht, und er begann als ungeschickter Tagewerker oder Handlanger mit geringem Lohne Dienste zu thun. Nach 10 Jahren sah ich ihn wieder und erkannte ihn kaum, so sehr hatte sein Körper, sein Gesicht und seine ganze Haltung gewonnen. Zwar immer noch Halbkretin, noch immer unbehülflich und weniger gelenkig, war er zum Manne mit voller Körperkraft herangewachsen, seine Sprache war reicher, weniger undeutlich und er im Stande, durch seiner Hände Arbeit sich sein Leben, wenngleich schlecht, zu erhalten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schnitzer, A.

Handbuch der Pathologie u. Therapie der Geisteskrankheiten

Bd.: 2

Lpzg 1846

Path. 1148 q-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10474580-0